Geschichte des Kostüms.

Die Tracht, die baulichen Einrichtungen und das Geräth
der vornehmsten Völker der östlichen Erdhälfte.

Von

Hermann Weiß.

Erste Abtheilung.
Geschichte des Kostüms der vornehmsten Völker des Alterthums.

Berlin.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
1853.

Geschichte des Kostüms

der

vornehmsten Völker des Alterthums

von

Hermann Weiß.

Erster Theil.

Afrika.

Berlin.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
1853.

Vorwort.

Indem ich dies Buch der Oeffentlichkeit übergebe, möge mir erlaubt sein über Entstehung und Zweck desselben wenige Zeilen voranzuschicken.

Eine Kostümgeschichte in allgemeinster Bedeutung des Wortes oder eine Geschichte des „Ueblichen“, im möglichst weiten Sinne, hätte es mit der gesammten äußeren Erscheinung des Lebens zu thun, würde also auch Sitten, Gebräuche, Institutionen u. s. w. speciell abzuhandeln und zu beschreiben haben. Diese Aufgabe ist zugleich ein wesentlicher Theil der Kulturgeschichte und findet sich demnach in den umfassenderen, kulturgeschichtlichen Werken, als im unmittelbarsten Zusammenhange mit dem ihnen zum Grunde liegenden Stoffe, gelöst. Eine Kostümgeschichte im möglichst engen Sinne pflegt sich, nach der gewöhnlichen Sprechweise, ausschließlich nur auf Darstellung der Tracht zu erstrecken. Der Plan meines Werkes liegt zwischen Beiden in der Mitte: ich beabsichtige, zwar ohne jene weiteste Ausdehnung, doch die gesammten „tastbaren Resultate“ der Kulturgeschichte, also neben der Tracht auch die baulichen Einrichtungen und das Geräth, zur Darstellung zu bringen und auf Sitten, Gebräuche u. s. w. nur in sofern Rücksicht zu nehmen, als sie

mit diesen Objekten im innigeren Zusammenhange stehen und so auf die Ausbildung derselben besonderen Einfluß ausgeübt haben. Ich lasse demnach jene „tastbaren Resultate“ an dem geschichtlichen Faden, der die Entwickelungsperioden der Menschheit durchzieht, in innerlich begründeter, geordneter Weise aufeinander folgen.

Vorarbeiten zu einer solchen Arbeit sind in Ueberfülle vorhanden. Die Menge der Hülfsquellen in Bild und Schrift ist fast unermeßlich und es mag gerade hierin mit der Grund liegen, daß sich bis jetzt noch Niemand an eine Sichtung und Ordnung der Massen, an ein Zusammenfassen des Einzelnen, Vortrefflichen, zu einem wohlgeordneten Ganzen, gemacht hat. Ich erinnere hier nur beiläufig an die Unzahl von Werken, die über die Tracht *einzelner* Länder, Völker, Stände u. s. w. handeln; und dennoch bemerkt z. B. C. *Schnaase* (Geschichte der bild. Künste IV. S. 56 Anm.) mit Recht, daß es noch immer an einer übersichtlichen und doch kritischen Geschichte der Tracht des Mittelalters fehle. — Der Klage, welche hier die Kunstwissenschaft in Bezug auf *einen Theil* des von mir bearbeiteten Gebietes führt, begegnet die der ausübenden Kunst selber in Bezug auf das *ganze Gebiet*. Ich weiß das aus Erfahrung.

Seit einer Reihe von Jahren ausübender Künstler hatte ich genugsam Gelegenheit, theils bei eigenen Studien, theils bei den Studien der Freunde, den Mangel eines umfassenden Handbuches der Kostümgeschichte zu empfinden. Durch jahrelanges Sammeln von getreuen Abbildungen und fleißiges Lesen der über Tracht u. s. w. handelnden Werke kam ich nach und nach in einen, wenn auch nur fragmentarischen, Besitz von Erfahrungen und Kenntnissen, wodurch ich in diesen Angelegenheiten mit der Zeit zum Helfer und Berather meiner Freunde wurde. So war ich einstweilen im engeren Kreise nützlich. Dieses wohlthuende Ge-

fühl veranlaßte mich zunächst, das bereits Gesammelte zu ordnen und für mich zurecht zu legen. Bei fortgesetzten Studien wurde mir allmälig das Lückenhafte meiner Arbeit unbequem. Die Aufforderung eines einsichtigen Freundes, ein Ganzes daraus zu machen und eine Geschichte des Kostüms auszuarbeiten, brachte den in mir dunkel gehegten Wunsch zur Reife und zum Entschluß, so daß ich Pinsel und Palette ganz bei Seite legte und mich fortan ausschließlich dem betreffenden Studium zuwandte. Das Material multiplicirte sich unter den Händen und der erste Vorsatz, nur im Interesse der bildenden Künstler zu schreiben, erweiterte sich mehr und mehr. Ich trachtete danach, das Werk gleichzeitig auch für die darstellende Kunst des Schauspiels brauchbar zu gestalten; denn daß auf diesem Kunstgebiete ein ähnliches Bedürfniß wie bei den bildenden Künstlern gefühlt ist, dafür dürfte vielleicht die folgende Stelle, die ich dem 23ten Hefte des vom Grafen von Brühl herausgegebenen Werkes „Neue Kostüme auf beiden Königlichen Theatern zu Berlin“ entnehme, ein Beleg sein. Dort heißt es: „Dekorationen müssen nicht etwa nur in's Auge fallen und glänzend sein; sondern mit demselben Geiste, gleich guten Staffelei-Bildern, gemalt, sollen dieselben architektonisch und historisch richtig komponirt, und, was die Landschaft betrifft, selbst in Bezug auf Pflanzen und Bäume, nach den verschiedenen Himmelsstrichen charakteristisch dargestellt sein“. — „Bei Anordnung der Kostüme muß ferner die Geschichte, müssen alte Denkmale und Bilder die richtige Wahl bestimmen, damit das Theater auch wirklich sei, was es sein soll, nämlich keine leere Gaukelei, kein bloßer Augen- und Sinnenkitzel, sondern das bewegliche und treue Bild dessen, was in der Welt vorgegangen ist, oder noch vorgeht“.

Sowohl der bildende Künstler wie der Schauspieler, oder

vielmehr der Dekorateur und Kostümier, fragt wesentlich danach wie die Gegenstände aussehen, woraus sie bestehen und welchen Zweck sie haben. Um eine ästhetische Entwickelung und Betrachtung*) derselben, in sofern sie die Mittel der Darstellung sind, ist es Diesem wie Jenem zunächst nicht zu thun. — Von diesem Gesichtspunkt aus behandele ich denn auch den Stoff des vorliegenden Werkes. Vor allem kommt es mir dabei auf die strengste, durch Kritik festgestellte Richtigkeit des Einzelnen an. Nur dadurch kann das Werk selbst einerseits dem Künstler, der, wenn er aus der Wirklichkeit den Stoff zu seinen Schöpfungen wählt, sich auf der Basis kulturgeschichtlicher Wahrheit bewegen soll, andrerseits der Wissenschaft als solcher nützlich sein. Denn allerdings ist es mein Bestreben, auch der Wissenschaft auf dem von mir betretenen Wege möglichst gesichtete Hülfsmittel darzubieten.

Eine wesentliche Anregung zu einer derartigen, ebenso schwierigen wie umfassenden Behandlungsweise, gewährte mir die mit unermüdlichem Fleiße durchgeführte „Kulturgeschichte der Menschheit von G. Klemm“. Sein Wunsch, „daß der von ihm eröffnete Weg auch von anderen nach ihm betreten, dadurch erhalten und erweitert werden möge, — dann werden ja auch noch manche zur Seite liegenden Gebiete genauer untersucht und dem bereits Erforschten wird Bestätigung und Berichtigung zu Theil werden“ — traf mit dem meinen zusammen, und so wagte ich es, die Ausführung eines Unternehmens, der ich ja schon seit Jahren Zeit und Kräfte gewidmet hatte, zu meiner Lebensaufgabe zu machen. Gleichwohl kann es nicht die Absicht einer so

*) Diejenigen, welche nach dieser Seite hin Belehrung suchen, finden sie in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Werken, deren wir viele treffliche besitzen.

weitschichtigen Arbeit sein, den Stoff im Einzelnen zu erschöpfen. Einmal fehlt es bis jetzt dazu, trotz jener Fülle von Hülfsmitteln, an genügenden Monographien, dann aber auch würde dazu eine Zeit erfordert werden, welche die Lebensdauer eines einzigen Menschen weit überstiege. Nur das Wesentliche und Nothwendige zu geben ist mein Zweck. Ob es mir dabei gelingen wird, überall die richtige Grenze zu halten, wage ich selbst kaum zu bestimmen. Ich hoffe jedoch, daß mich mein Bestreben, ausführlich im Einzelnen zu sein, ohne dadurch das Ganze zu beeinträchtigen, einerseits vor Oberflächlichkeit, andrerseits vor Pedanterie bewahren wird. Für diejenigen, die auf dem von mir bearbeiteten Felde vorzuschreiten gedenken, um das Gegebene theils zu erweitern, theils zu berichtigen, werden die Quellen, deren ich mich bediente, überall streng angegeben.

Das ganze Werk wird in drei Hauptabtheilungen zerfallen, von denen die erste die vornehmsten Völker des Alterthums, die zweite die des Mittelalters und die dritte die modernen Völker enthält. Jede dieser Abtheilungen gliedert sich wieder in verschiedene Unterabtheilungen, in denen die einzelnen Völker der betreffenden Zeitabschnitte abgehandelt werden, so, daß also der erste Haupttheil die vornehmsten Völker des Alterthums und zwar in drei Theilen die von Afrika, Asien und Europa umfaßt u. s. w. Jedem dieser Theile wird ein ausführliches Inhaltsverzeichniß vorangestellt, jeder Hauptabtheilung aber ein umfassendes Register hinzugefügt. Es ist ferner die Absicht, einen genau durchgeführten Bilderatlas mit Hinweisungen auf den Text unter meiner Redaktion erscheinen zu lassen.

Die stete Aufmunterung zur Arbeit und ein lebhaftes Interesse an derselben von Seiten meiner Freunde, Dr. F. Kugler und Dr. H. Brugsch, der sich gegenwärtig in Aegypten

befindet; die Liberalität, mit welcher mir der Bibliothekar der hiesigen Königl. Akademie der Künste, Herr Caspar, so wie der Königl. Bibliothekar, Dr. Spiker, literarische Hülfsmittel und der Herr Direktor Passalacqua die Benutzung der Königl. Sammlung ägyptischer Alterthümer zur Disposition stellten, fühle ich mich schließlich gedrungen, mit dem wärmsten Danke anzuerkennen.

Berlin, im April 1853.

Hermann Weiß.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Die Tracht, die bauliche Einrichtung und das Geräth einiger wilden Völker als Beispiele für die früheste, rein naturgemäße Gestaltung.

A. Die Waldindier in Südamerika 5
 I. Die Tracht (Kleidung, Schmuck, Waffen) 7
 II. Die baulichen Einrichtungen 10
 III. Das Geräth 11

B. Die Küstenbewohner auf Neuholland und der Südspitze Amerika's 14
 I. Die Tracht (Kleidung, Schmuck, Waffen) 15
 II. Die baulichen Einrichtungen 18
 III. Das Geräth 20

Afrika.

Die Tracht, die baulichen Einrichtungen und das Geräth der alten Völker von Afrika.

Vorbemerkung 25

Erster Theil.

Die geschichtslosen Völker von Afrika, nebst Andeutung der allgemeinen Entwickelungsmomente der Tracht, der baulichen Einrichtungen und des Geräthes.

A. Die Saabs oder Bosjesmans 27
 I. Die Tracht 28
 II. Die baulichen Einrichtungen 29
 III. Das Geräth 29

Seite

B. Die Hottentotten, die Kaffernstämme, die Negerstämme und die Gallahorden 30

1. Geographische Uebersicht der Völker und Naturbeschaffenheit der von ihnen bewohnten Landestheile. — 2. Allgemeine Charakteristik des Culturzustandes der afrikanischen Stammvölker.

I. Die Tracht.

Kleidung, Schmuck, Waffen.

Vorbemerkung 39

Erster Abschnitt.

Die Tracht als Schutz und Zierde.

A. Kleidungsstücke.

Allgemeine Bemerkung 40

I. Männer-Kleider 41

1. Der Schurz. — 2. Der Mantel. — 3. Die Kopfbedeckung. — 4. Die Fußbekleidung.

II. Weiber-Kleider 43

1. Der Schurz. — 2. Der Mantel. — 3. Die Kopfbedeckung. — 4. Die Fußbekleidung.

B. Der Schmuck 44

I. Schmuckmittel der Männer 44

1. Reinlichkeitspflege. — 2. Oeleinreibung und Bemalung. — 3. Tätowirung. — 4. Verstümmelung der Zähne. — 5. Der Haarwuchs. — 6. Durchbohrung einzelner Körpertheile.

Die Schmucksachen 45

Schmuck: 1. der Unterlippe. — 2. der Nase. — 3. der Ohren. — 4. des Halses. — 5. der Brust. — 6. des Unterleibs. — 7. der Arme. — 8. der Finger. — 9. der Beine. — 10. der Zehen.

II. Schmuckmittel der Weiber 47

1. Bemalung. — 2. Tätowirung. — 3. Körperverstümmelung. — 4. Haarwuchs.

Die Schmucksachen 48

Anhang: Die zur Tracht gehörenden Schmuckgeräthe 48

1. Fächer. — 2. Wedel.

C. Die Waffen 48

I. Die Schutzwaffen 49

1. Der Schild. — 2. Der Kopfschutz. — 3. Der Leibschutz.

II. Die Angriffswaffen 50

A. Die Wurfgeschosse 50

1. Der Wurfspieß. — 2. die Schleuder. — 3. Bogen und Pfeil.

B. Hieb- und Stoßwaffen 51

1. Der Spieß. — 2. Die Keule. — 3. Das Schwert. — 4. Der Dolch.

Anhang: Die zur Tracht gehörenden Kriegsgeräthe 51

1. Die Kriegsmusik. — 2. Siegeszeichen. — 3. Anderweitiges Geräth.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Die Tracht als Ausdruck besonderer Empfindungen und Zustände.

Allgemeine Bemerkungen 52

A. Einfluß des Privatlebens auf die Tracht.

I. Die Familie 53

1. Der Brautschmuck. — 2. Abzeichen der Schwangeren. — 3. Die Kinder. (Abzeichen der Altersstufen). — 4. Das Zeichen der Trauer. — 5. Anderweitige Abzeichen.

Anhang: Bekleidung und Ausstattung der Leichen 55

II. Die Geselligkeit 56

1. Die Tracht bei geselligen Zusammenkünften. — 2. Die Bekleidung der Tanzmeister. — 3. Jagdkleidung.

III. Der Handel 57

1. Ausschmückung der verkauflichen Sklaven. — 2. Die Fesselung der Sklaven.

B. Einfluß des Staatslebens auf die Tracht . . . 58

I. Die Tracht der Herrscher 59

II. Die Tracht der Vornehmen 59

III. Die Tracht der Beamten 60

IV. Abzeichen besonderer Gesellschaften 60

V. Kriegswesen 60

1. Sonderung der Kriegermassen. — 2. Die Oberbefehlshaber. — 3. Die eigentlichen Krieger.

C. Einfluß des Cultus auf die Tracht 61

I. Die Tracht der Priester im Allgemeinen 62

II. Fetischmänner und Zauberer 63

III. Festlicher Schmuck im Allgemeinen 63

Anhang: Die Amulete 63

Schluß.

Einfluß des öffentlichen Lebens auf den individuellen Unterschied in der Tracht 64

II. Die baulichen Einrichtungen.

Allgemeine Bemerkungen 64

A. Einfluß des Privatlebens auf die baulichen Einrichtungen.

I. Die Familie 66

Die Wohnstätten:

1. der Hottentotten. — 2. der Kaffernstämme. — 3. der Beetjuanen. — 4. der Neger von Sierra-Leona. — 5. der Bertatneger. — 6. der Mandingo, Congo und Aschanti.

Anhang: Grabstätten: 69

1. der Hottentotten. — 2. der Neger.

Seite
II. Anderweitige Anlagen, als Folge der durch gesteigerte Bedürfnisse hervorgerufenen Thätigkeit 70
A. Anlagen, die mit den allgemeinen Beschäftigungen der Afrikaner zusammenhängen 70
1. Viehzucht. — 2. Ackerbau. — 3. Gartenanlagen. — 4. Jagd. — 5. Fischfang.
B. Anlagen, die mit der handwerklichen Thätigkeit der Afrikaner zusammenhängen 72
1. Gerberei. — 2. Metallbereitung.
III. Das gesellige Zusammensein 73
Schauplätze u. s. w.
IV. Der Handel 73
1. Handelswege. Stationsplätze. Brücken. — 2. Märkte, Buden u. s. w.

B. Einfluß des Staatslebens auf die baulichen Einrichtungen . 75
I. Die Herrschersitze oder Burgen der afrikanischen Könige 75
II. Allgemeine Versammlungsorte 76
III. Einrichtungen bei öffentlichen Festen 76
IV. Kriegswesen 76
Befestigungen u. s. w.

C. Einfluß des Cultus auf die baulichen Einrichtungen . 77
I. Allgemeine Cultstätten 79
II. Opferstätten 79
III. Tempel 79
Anhang: Götzenbilder und Fetische 79

Schlußanhang
zu den baulichen Einrichtungen der Afrikaner.
Der Stadtbau und was damit zusammenhängt 81

III. Das Geräth.

Allgemeine Bemerkungen 81

A. Einfluß des Privatlebens auf das Geräth.
I. Die Familie 83
Das Hausgeräth der Afrikaner:
I. Geräthe zur Zubereitung von Speisen 84
1. Thongeschirre. — 2. Der Bratspieß. — 3. Mörser, Siebe.
II. Gefäße:
A. zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten 85
1. Kürbisschalen u. s. w. — 2. Lederne Beutel. — 3. Holzgefäße. — 4. Wasserdichte Behältnisse.
B. zur Aufbewahrung trockner Gegenstände 85
1. Anwendung jener Flüssigkeitsbehälter. — 2. Körbe.

Seite

III. Geräthe zum bequemeren Genuß von Speisen 86
1. Schalen. — 2. Schüsseln. — 3. Löffel. — 4. Messer. — 5. Tabakspfeifen u. s. w.

IV. Geräthe zur besonderen Pflege des Körpers. Toilettengeräth . 86
1. Waschapparat. — 2. Schemel. — 3. Schminkstäbchen. — 4. Kämme. — 5. Rasirmesser.

V. Die Möbel 87
1, 2, 3. Lagerstätten.

Anhang: Zur Leichenbestattung verwendete Geräthe 88

II. Anderweitige Geräthschaften, hervorgerufen durch das Bestreben, den gesteigerten Bedürfnissen zu genügen 88

A. Geräthschaften, die mit den allgemeinen Beschäftigungen der Afrikaner zusammenhängen 88
1. Viehzucht. — 2. Feldbau. — 3. Gartenbau, Baumzucht. — 4. Jagd. — 5. Fischfang.

B. Handwerksgeräth der Afrikaner . . . , ... 90
1. Axt, Messer, Nadel. — 2. Gerberei. — 3. Weberei, Spinnerei. — 4. Bearbeitung der Metalle. — 5. Töpferei.

III. Das gesellige Zusammensein 91

Die Spielapparate der Afrikaner:

I. Kinderspielzeug 91

II. Spielapparate zu Einzelspielen für Erwachsene 91

III. Die musikalischen Instrumente 91

A. Schlaginstrumente: 1—4. Trommeln. — 5. Spielkasten.

B. Blaseinstrumente: 1. Hörner. — 2. Flöten.

C. Saiteninstrumente: 1—5.

IV. Der Handel 94

Mittel zum Austausch und zur Werthbestimmung bei den Afrikanern . 94
1. Wurfspieße. — 2. Goldstaub u. s. w. — 3. Rechnenapparate.

B. Einfluß des Staatslebens auf das Geräth . . . 95

I. Der Thron der afrikanischen Herrscher 96

II. Die Strafwerkzeuge der Afrikaner 96
1. Fußeisen. — 2. Block und Beil. — 3. Ordalien. — 4. Verbrennung.

Das Kriegswesen 96
Belagerungsgeräthe u. s. w.

C. Einfluß des Cultus auf das Geräth 97

Die von den Afrikanern zur Ausübung des Cultus verwendeten Geräthe . . 97
1. Zauberruthe. — 2. Andere Gegenstände, als Opfergeräth u. s. w.

Zweiter Theil.

Die Aegypter.

Seite

Vorbemerkung 99

1. Physische Beschaffenheit des Landes. — 2. Gang der Bevölkerung. — 3. Volksgliederung. — 4. Sitte und Gesetz. — 5. Geschichtliches.

I. Die Tracht.

Vorbemerkung 117

1. Klima. — 2. Materialien. — 3. Handel. — 4. Handwerkliche Thätigkeit im Allgemeinen.

Erster Abschnitt.

Die Tracht als Schutz und Zierde.

A. Kleidungsstücke 122

I. Männer=Kleider 122

1. Der einfache Gürtel. — 2. Der einfache Schurz. — 3. Der doppelte und mehrtheilige Schurz. — 4. Beinkleider. — 5. Bekleidung des Oberkörpers. — 6. Kleider, welche zugleich Ober= und Unterkörper bedeckten. — Oberkleider: 7. Schurzähnliche Oberkleider. — 8. Gewänder, welche zugleich Ober= und Unterkörper bedeckten. — 9. Brustbekleidung. — 10. Kopfbedeckung. — 11. Fußbekleidung.

II. Weiber=Kleider 139

1. Der einfache Schurz u. a. — 2. Kleider, welche zugleich Ober= und Unterkörper bedeckten. — Oberkleider: 3. Unterrockförmige Oberkleider. — 4. Mehrere Oberkleider übereinander. — 5. Kopfbedeckung. — 6. Fußbekleidung.

B. Der Schmuck 145

I. Schmuckmittel der Männer 146

1. Reinlichkeitspflege. — 2. Bemalung. — 3. Tätowirung. — 4. Beschneidung. — 5. Der Haarwuchs (A. Hauptbaar. B. Barthaar. C. Uebrige Behaarung des Körpers).

Die Schmucksachen 150

Schmuck: 1. der Ohren. — 2. des Halses. — 3. des Unterleibs. — 4. des Rückens. — 5. der Arme. — 6. der Finger. — 7. der Fußknöchel.

II. Schmuckmittel der Weiber 159

1. Reinlichkeitspflege. — 2. Bemalung. — 3. Salbung 2c. — 4. Haarwuchs.

Die Schmucksachen 161

Schmuck: 1. der Ohren. — 2. des Halses. — 3. des Unterleibes. — 4. der Arme. — 5. der Finger. — 6. der Fußknöchel.

Anhang: Die zur Tracht gehörenden Geräthe 163

1. Der Stock. — 2. Fächer und Sonnenschirm. — 3. Tragbare Schutzdächer.

Seite

C. Die Waffen 165

I. Die Schutzwaffen 166

1. Der Schild. — 2. Kopfschutz. — 3. Halsschutz. — 4. Brustschutz. — 5. Rückenschutz. — 6. Armschutz. — 7. Beinschutz. — 8. Fußschutz.

II. Die Angriffswaffen 172

A. Die Wurfgeschosse 172

1. Der Wurfspieß. — 2. Bogen, Pfeile und Köcher. — 3. Die Schleuder.

B. Die Hieb- und Stoßwaffen 176

1. Der Speer. — 2. Die Keule. — 3. Das Kriegsbeil. — 4. Die Kriegsaxt. — 5. Das Schwert. — 6. Der Dolch. — 7. Das gerade Schlachtmesser. — 8. Das gebogene Schlachtmesser. — 9. Die Sichel der Schlacht.

Anhang: Zur Tracht gehörende Kriegsgeräthe 180

1. Paniere und Feldzeichen. — 2. Kriegsmusik.

Zweiter Abschnitt.

Die Tracht als Ausdruck besonderer Empfindungen und Zustände.

Vorbemerkung 183

A. Einfluß des Privatlebens auf die Tracht.

I. Die Familie 184

1. Der bräutliche Schmuck. — 2. Die Kinder. (Abzeichen der Altersstufen). — 3. Abzeichen der Trauer.

Anhang: Bekleidung und Ausstattung der Leichen 187

II. Die Geselligkeit 189

1. Gesellschaftskleider. — 2. Schmuck. — 3. Bekleidung der aufwartenden Dienerinnen. — 4. Tracht der Tänzerinnen, Spieler u. s. w. — 5. Anwendung von Masken. — 6. Jagdkleidung.

III. Der Handel 191

1. Die Kaufleute. — 2. Tracht der verkäuflichen und dienenden Sklaven.

B. Einfluß des Staatslebens auf die Tracht . . . 193

I. Attribute der Könige und Königinnen 193

1. Der Uräusschmuck. — 2. Die Kopfbedeckungen (a. Das Diadem. b. Die Krone der unteren Region. c. Die Krone der oberen Region. d. Die Doppelkrone. e. Anderweitiger Kopfschmuck). — 3. Schmuck des Barts. — 4. Die scepterartigen Insignien (a. Die Geissel. b. Der Krummstab. c. Das Weihe-Scepter Pat). — 5. Bekleidung der Könige im Allgemeinen. — 6. Symbolische Abzeichen der Königinnen. (a. Kopfbedeckung. b. Scepter. c. Anderweitige Bekleidung).

II. Der Hofstaat im Ganzen und Einzelnen 200

1. Allgemeine Auszeichnungen. — 2. Charakterisirende Abzeichen. — 3. Kleidung der Hofbeamten im Allgemeinen.

III. Die Verwaltung des Staates 202

1. Das Beamtenthum. — 2. Abzeichen der Richter. — 3. Entehrende Abzeichen als Strafe.

IV. Abzeichen politischer Vereine 204

Kriegswesen 204

Seite

I. Das Fußvolk:
A. Leichtbewaffnete 206
1. Bogenschützen. — 2. Schleuderer.
B. Schwerbewaffnete 207
1. Speermänner. — 2. Die Leibgarde des Königs. — 3. Nur mit Schwert und Schild Bewaffnete.
II. Die Wagenkämpfer 208
Fahnenzeichen u. s. w.
III. Die Hülfsvölker 209
Die kriegerische Bekleidung des Königs 209

C. Einfluß des Cultus auf die Tracht 210
I. Die amtliche Tracht der Priester 211
1. Die Oberpriester. — 2. Andere hochgestellte Priester. — 3. Bekleidung der übrigen Priester. Die heiligen Schreiber. Die Träger heiliger Geräthe. Die Besiegler der Opferthiere.
II. Die Priesterinnen 213
Kleidung der Priesterinnen. — Tracht der Priester-Königinnen.
III. Tracht der Priester während gewisser heiligen Handlungen 215
Masken u. s. w.
IV. Fest-Kleidung im Allgemeinen 216
Anhang: Die Amulete 217

Schluß.
Einfluß des öffentlichen Lebens auf den individuellen Unterschied in der Tracht 218

II. Die baulichen Einrichtungen.

Vorbemerkung 220

A. Einfluß des Privatlebens auf die baulichen Einrichtungen.
I. Die Familie 224
Die Wohnstätten:
1. Wohnstätten der Armen. — 2. Wohnhäuser. (a. Aeußere Beschaffenheit. b. Innere Anordnung). — 3. Landhäuser und Villen.
Anhang: Grabstätten 232
Grabstelen u. s. w.
II. Anderweitige Anlagen, als Folge der durch gesteigerte Bedürfnisse hervorgerufenen Thätigkeit 236
A. Anlagen, die mit den allgemeinen Beschäftigungen zusammenhingen . 236
1. Viehzucht. (Hürden und Stallungen). — 2. Ackerbau. (Getraidehöfe und Magazine). — 3. Feld- und Gartenbau. (Rinngräben, Brunnen und Gartenanlagen). — 4. Jagd und Fischfang. (Gehege und Teiche). — 5. Bergbau.
B. Anlagen, die mit der handwerklichen Thätigkeit zusammenhingen . . 242
Werkstätten, Oefen u. s. w.

Seite

III. Das gesellige Zusammensein 243

Schauplätze, Umzäunungen u. s. w.

IV. Der Handel 244

1. Heerstraßen. Kanäle u. s. w. — 2. Brückenbau. — 3. Emporien und Stapelplätze. — 4. Magazine und Waarenlager. — 5. Märkte. (Buden u. s. w.)

Anhang: Bau und Ausstattung der Schiffe 247

1. Gewöhnliche Böte. — 2. Frachtschiffe. — 3. Privatböte und Gondeln der Vornehmen.

B. Einfluß des Staatslebens auf die baulichen Einrichtungen 252

I. Die Tempel-Paläste.

1. Der Palast von Karnak. — 2. Der Palast von Luqsor. — 3. Tempelbau zwischen Karnak und Luqsor. — 4. Der Palast des Osymandyas. — 5. Der sogenannte Pavillon. — 6. Der eigentliche Palast. — 7. Das Feld der Kolosse. — 8. Palast der Königin Numt-Amen. — 9. Palast von Qurna. — 10. Grottenbau.

Das Allgemeine der Tempelanlagen 264

Grundplan. Vermeintliche Unterschiede zwischen Palast- und Tempelbau.

Die einzelnen Bautheile 267

1. Der Pylon. — 2. Die Eingangspforte. — 3. Die Vorhöfe. — 4. Die vielsäulige Halle. — 5. Andere Höfe und Säle. — 6. Das Allerheiligste. — 7. Die Mauern. — 8. Die Säulen (a. Basis. b. Schaft. c. Kapitäl). — 9. Die Pfeiler.

Die selbständigen (architektonischen) Schmucktheile 275

10. Die Sphinxe. — 11. Die Kolossalstatuen. — 12. Die Obelisken — 13. Einzeln stehende Vorthore. — 14. Bewimpelte Mastbäume.

II. Das Labyrinth 277

Anhang: Die Grabstätten der Könige 280

1. Die Pyramiden. (a. Die große Pyramide von Gizeh. b. Die Pyramiden im Allgemeinen). Die Pyramiden von Meroe. — 2. Der Riesensphinx. — 3. Die Königsgräber unter der Erde (Biban-el-Moluk).

Kriegswesen 289

1. Festungsbauten. — 2. Angriffsbauten; (das ägyptische Heerlager). — 3. Triumphsäulen und Siegeszeichen. — 4. Kriegsschiffe.

C. Einfluß des Cultus auf die baulichen Einrichtungen . 293

Rückblick auf die Tempel-Paläste.

1. Orakelstätten. — 2. Die heiligen Isis- und Osirisgräber. — 3. Selbstständige Priester-Tempel. — 4. Typhonien und Mammisis. — 5. Seltenere Formen von Cultstätten. — 6. Heilige Thiergehege.

Anhang: Götterbilder 298

Schlußanhang
zu den baulichen Einrichtungen.

Der Stadtbau und was damit zusammenhing 300

Wasserbau. Städtegründung. Nilmesser. Bevölkerung.

III. Das Geräth.

Seite
Vorbemerkung 303

A. Einfluß des Privatlebens auf das Geräth.

I. Die Familie 306
Das Hausgeräth:
I. Geräthe zur Zubereitung von Speisen 307
1. Die Fleischer. — 2. Die Bäcker. — 3. Die Köche. — Schau- und Schmuckgerichte.
II. Gefäße 310
A. Gefäße zur Aufbewahrung und zum Transport von Flüssigkeiten 311
B. Gefäße zur Aufbewahrung und zum Transport trockner Gegenstände 314
C. Gefäße zur Auftracht und zum bequemeren Genuß von Getränken und flüssigen Speisen 315
1. Trinkgeschirre. Schöpfkellen. — 2. Suppen- (?) Geschirr, Saucieren, Löffel.
D. Gefäße und anderweitige Geräthe zur Auftracht und zum bequemeren Genuß von festen Speisen 320
E. Prunk- und Ziergefäße 321
1. Flache Vasen. — 2. Eimerförmige Gefäße. — 3. Topfförmige Vasen. — 4. Anderweitige Zimmerzierden.
III. Geräthe, die mit der Körperzierde und der Gesundheitspflege zusammenhingen 325
A. Badegeschirr und Toilettengeräth 325
Waschbecken. Salbgefäße. Schminkdöschen. Kämme. Spiegel. Scheermesser.
B. Medicinische und chirurgische Instrumente 328
Scheeren, Zangen u. s. w. — Tragbare Apotheke. — Votivbilder.
IV. Möbel 329
A. Sitze 330
1. Unterlagen (Matrazen). — 2. Die Sessel. (Würfel-Sitze; dreibeinige Schemel; vierbeinige Sessel; Lehn- und Polsterstühle; Klappstühle).
B. Fußschemel 335
C. Lagerstätten und was dazu gehörte 336
Ruhestätte der Aermeren. Sophaartige Lager. Lagerstätte der Pharaonen. Kopfstützen. Tritte. Mückennetze.
D. Tische und Ständer 338
1. Tische: einfüßige Rundtische; dreifüßige Rundtische; vierfüßige Tische. — 2. Ständer und Untersätze.
E. Laden, Koffer und Schränke 339
V. Beleuchtungsapparate 341
1. Lampen. — 2. Laternen.
Anhang: Zur Leichenbestattung verwendete Geräthe 341
1. Geräthe der Mumisirer. — 2. Die Einschachtelungen der Mumien und die Sarkophage. Die Eingeweidesärge. — 3. Die bei der Bestattungsfeier verwendeten Geräthe. — 4. Gegenstände, welche das Gefolge der Leiche trug.

Seite

II. Hülfsgeräthe zur Erwerbung, Mehrung und Nutzbarmachung von Naturprodukten 349

I. Hülfsgeräthe zur Erwerbung und Mehrung von Naturprodukten . . 350

1. Viehzucht. (Geräthe der Hirten, Thierstempel, Gefäße u. s. w.) — 2. Ackerbau. (Erdhacken, Hand- und Zugpflüge, Sicheln, Besen, Mulden, Gabeln, Körbe). — 3. Gartenbau; Weinbau u. s. w. (Hacken- und spatenförmige Werkzeuge, Fruchtbehälter, Pressen und Kelterapparate, anderweitige Geräthe). — 4. Jagd und Fischfang. (A. Jagdgeräth: Bogen und Pfeil, Harpunen u. s. w.; Fallen. B. Fischergeräth: der Fischspeer, die Angeln, die Netze). — 5. Bergbau. (Hacken, Hämmer, Brecheisen u. s. w.).

II. Hülfsgeräthe zur Bearbeitung und Nutzbarmachung von Naturprodukten 359

1. Bearbeitung des Flachses und der Wolle; das Spinnen, Weben, Flechten, Nähen und Sticken. (Spindel, Webestühle u. s. w.). — 2. Das Färben und Walken der Zeuge. — 3. Bearbeitung des Leders; Verfertigung von Schuhen und Sandalen. (Ahle, Schustereisen u. a.). — 4. Anfertigung von Schnüren, Leinen und Seilen. — 5. Bearbeitung der Metalle; Waffenschmiede, Gold- und Silberschmiede. — 6. Bauhandwerke; die Ziegler, Steinhauer und Zimmerleute. — 7. Bearbeitung des Holzes zu Möbeln u. s. w.; die Schreiner, Tischler, Anstreicher, Lackirer und Schreiber. — 8. Verfertigung von Thon- und Glasgefäßen. — 9. Anderweitige Geräthschaften.

Anhang: Hülfsmittel zum Transport kleiner Lasten 367

Hölzerne Tragen u. s. w.

III. Das gesellige Zusammensein 368

I. Kinderspielzeug 368

1. Puppen. — 2. Anderweitiges Spielzeug.

II. Spielapparate für Erwachsene 369

1. Gymnastische Uebungen, Ballspiel u. s. w. — 2. Rathespiele, Würfel. — 3. Bretspiele.

III. Musikalische Instrumente 370

A. Schlaginstrumente 372

1. Taktschläger; Klapphölzer. — 2. Das Sistrum. — 3. Cymbeln; Tambourins, Trommeln.

B. Blaseinstrumente 375

1. Flöten. — 2. Trompeten.

C. Saiteninstrumente 375

1. Die Fiedel. — 2. Harfen. — 3. Guitarren. — 4. Die Lyra. — 5. Anderweitige Instrumente.

IV. Der Handel 382

1. Austauschmittel. — 2. Waagen; Gewichte. — 3. Das Längenmaß.

B. Einfluß des Staatslebens auf das Geräth . . . 383

I. Der Thron 384

1. Sitz, Untergestell und Baldachin. — 2. Der königliche Palankin.

II. Strafwerkzeuge 386

Kriegswesen 386

I. Kriegswagen 387

1. Die Schlachtwagen der Kämpfer. — 2. Munitionswagen.

II. Belagerungsgeräth 389

Schilddächer, Hütten, Spieße, Leitern.

Seite

C. Einfluß des Cultus auf das Geräth 389

I. Geräthe zum Transport von Götterbildern 390

1. Götterschreine; Laden; Tragstangen. — 2. Die Orakelbote. — 3. Fahrzeuge.

II. Die Opfer und das dazu erforderliche Geräth 392

A. Die Opfer 392

1. Thieropfer. (Opferständer, Opferaltäre, Opfertische). — 2. Unblutige und leblose Opfer. (Früchte; Blumen; Flüssigkeiten und anderweitige, symbolische, Gegenstände).

B. Opfergeräthe 394

1. Opfermesser. — 2. Libirgefäße. — 3. Transportgefäße. — 4. Räucherapparate.

III. Musikalische Instrumente 395

1. Im Allgemeinen. — 2. Trompete; Sistrum.

IV. Geräthe, die mit dem Geheimdienst der Priester zusammenhingen . . 396

1. Verschiedenartig gestaltete Stäbe. — 2. Anderweitige, mysteriöse, Apparate.

Schlußanhang.

Schrift, Literatur und Kunst 398

Einleitung.[1]

Wir gehen von dem Gesichtspunkte aus, daß das menschliche Geschlecht schon ursprünglich über sämmtliche bewohnbare Theile der Erde verbreitet war und stets in einem, wenn auch nur mittelbaren organischen Verband mit der umgebenden Natur stand.

Die dem Menschen verliehenen geistigen Fähigkeiten unterscheiden ihn zunächst, als ein für sich selbständiges Produkt, von allen übrigen nicht menschlichen Wesen. Hierdurch, gewissermaßen von dem Schöpfer selbst dazu bestimmt, die beigeordneten Werke der Schöpfung zu beherrschen, forderte der Mensch von ihnen, gleichsam naturgemäß, seinen Tribut. Bereits auf den frühesten Entwickelungsstufen der Menschheit werden uns demnach Culturerscheinungen entgegentreten, die, durch örtliche Beschaffenheit bedingt, sich auf verschiedene Weise äußern.

Ungeachtet der Mannigfaltigkeit dieser Erscheinungen, lassen sie dennoch in ihrer Ursprünglichkeit eine gewisse Uebereinstimmung voraussetzen; dies um so mehr, als sie sich sämmtlich auf den Urquell der Existenz, auf den Trieb der Selbsterhaltung, beziehen. Es ist dieser Trieb aber unter allen Beweggründen, die den Menschen zur Thätigkeit anspornen, der ursprüngliche, mächtigste; er ist der Allvater der Cultur, die Wurzel des mächtigen Stammes, unter dessen weitverzweigten, dichtbelaubten Aesten, die Menschheit sich zur Menschlichkeit gestaltet.

---

[1]) Sowohl für diesen Abschnitt, wie überhaupt für die Darstellung der geschichtslosen Völker im Ganzen und Einzelnen, genügen die umfangreichen Werke von C. Ritter (die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen u. s. w. Berlin 1822) und G. Klemm (allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Leipzig 1843). Beide enthalten einen reichen literarischen Nachweis und eine sorgfältige Angabe der, in vielen Reisewerken enthaltenen, bildlichen Darstellungen.

Selbsterhaltung — Sicherung des leiblichen Daseins — lehrte den Menschen zuerst die ihm angestammten Fähigkeiten kennen. Durch sie erhielt er die erste Anweisung auf seinen Geist, der, einmal geweckt, gleichsam durch sich selbst in steter Uebung erhalten wurde. Das Bedürfniß nach Nahrung, verbunden mit dem kräftigenden Streben nach Sicherung und Schutz gegen die, ihm an Körperkraft überlegene Instinktwelt, erzeugte gewiß frühzeitig die Jagd und mit ihr die geistigen Elemente des Muthes und der List. Aus dem ferneren Bestreben, den Körper gegen die fühlbaren Einflüsse des Klima's zu schützen, durch die Erfolge der Jagd gewissermaßen begünstigt, entwickelte sich die Kleidung und aus dieser, als ein nach Außen erweiterter Schutz — das Haus.

Aber sowohl die Jagd, wie überhaupt die Herstellung der Kleidung und der baulichen Einrichtungen erforderte, selbst bei der größten Einfachheit, gewisse Vorrichtungen, Werkzeuge. Man wählte dazu rohe Produkte der Natur. Die Wahl beförderte wiederum die geistige Thätigkeit, indem sie lehrte, das Zweckmäßige von dem Unzweckmäßigen unterscheiden. Das aber, was sich einmal als zweckentsprechend bewährt hatte, bewahrte man sorgfältig als dauerndes Geräth.

So beginnen denn die Uranfänge der Kleidung, der baulichen Einrichtungen und des Gerätbes fast gleichzeitig mit dem Ursprunge der Menschheit überhaupt, während die Ausbildung des Einzelnen mit ihrer geistigen Entwickelung ziemlich gleichen Schritt hält.

Ein wichtiges Moment in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit ist die Vereinigung mehrerer Individuen zu geschlossenen Gruppen — Familien. Wie das Leben innerhalb eines solchen, wenn auch noch so beengten, Kreises gewisse Formen erzeugt, die, auf die äußere Erscheinung übertragen, dieser mehr oder weniger zur bestimmten Bezeichnung dienen, so wirkt in ähnlicher Weise ein gegenseitiges Verhältniß der Familien zu einander. Dieses weckt nämlich wiederum neue Bedürfnisse, die sich ebenfalls nach außen mehr körperlich gestalten.

Schon auf dieser Stufe zeigt sich der Gegensatz eines in sich geschlossenen Familienlebens zu einem mehr nach außen gerichteten öffentlichen Leben. Dieser Gegensatz tritt um so schärfer hervor, je massiger und mächtiger die Einzel-Familien einander gegenüberstehen.

Aus der Vereinigung mehrerer solcher Familienkreise entspringt eine, oft weitverzweigte, Stammverwandschaft. Hierin aber ruht wiederum ein wesentliches Moment der Entwickelung, und zwar das des

staatlichen Lebens. Und dieses ist abermals ein neues Verhältniß, das, die beiden ersten Erscheinungen in sich aufnehmend, von neuem formt und gestaltet.

Krieg, ein Ursprüngliches, Religion, ein Gewordenes — Bestrebungen, die innig mit der geistigen Natur des Menschen — als unauflösbare Gegensätze — zusammenhängen, entwickeln sich unter Einfluß des staatlichen Lebens, je nach Maßgabe seiner Ausbildung zu regelmäßigeren Formen, und treten als solche nicht minder in die äußere Erscheinung.

Alle die bisher betrachteten Entwickelungsmomente, nebst den sie bedingenden und durch sie bedingten Culturerscheinungen treten um so bedeutsamer auf, als sie in gegenseitiger Herausbildung mehr und mehr miteinander harmonisch verschmelzen.

Wenden wir den in Kürze angedeuteten allgemeinen Entwickelungsgang auf die mit ihm zusammenhängenden tastbaren Resultate der Cultur an, so stellt sich für deren Ursprung eine, wenigstens wahrscheinliche, chronologische Aufeinanderfolge heraus. In ihr macht die Tracht, mit Einschluß der Waffen u. s. w., als das dem Menschen Bedürftigste und Nothwendigste, den Anfang. Die baulichen Einrichtungen, zunächst nur eine schützende Erweiterung der Kleidung, schließen sich in ihren ursprünglichen Elementen derselben durchaus an. Beides, Tracht und Bau, leitet aber zunächst auf ein zur Herstellung erforderliches Geräth, das indeß, je nach Maßgabe fortschreitender Bildung, wiederum andere Geräthe zu weiteren äußeren Lebensbedingungen gestalten hilft.

Ein nur flüchtiger Blick auf den Entwickelungsgang der Cultur läßt indeß eine besondere Gliederung im Einzelnen gewahren. Diese wird, je nach den verschiedenen Culturstufen, bedingt durch die oben berührten Erscheinungen des Familien-, öffentlichen und staatlichen Lebens, wie auch durch das kriegerische und religiöse Verhalten der Völker. Alle übrigen Erscheinungen und die aus ihnen hervorgehenden tastbaren Resultate sind mehr als eine nothwendige, durch den Entwickelungsgrad der Hauptmomente bedingte, Folge derselben zu betrachten und demnach diesen beizuordnen.

Daß es ein vergebenes, bodenloses Bemühen sein würde, die Urzustände der Menschheit in ihrer mannigfach verschiedenen lokalen Ge-

staltung aus den Mosaischen Urkunden entwickeln zu wollen, bedarf hoffentlich keines Beweises mehr. Wir nehmen dafür unsere Zuflucht zur Gegenwart. Es ist uns Dies um so eher gestattet, als uns noch heut in der Lebensweise einiger wilden Völker, die ihrer Ursprünglichkeit kaum entwachsen sind, ein Abbild jener frühesten, mehr oder weniger instinktiven Existenz, entgegentritt.

Die Tracht, die bauliche Einrichtung und das Geräth einiger wilden Völker

als

Beispiele für die früheste, rein naturgemäße Gestaltung.

A. Die Waldindier in Südamerika [1]).

Unter dem Schutze eines warmen und gesunden Klima's, umgeben von der üppig wuchernden Vegetation des Urwaldes, leben die Indier ungehindert in träger und gedankenloser Ruhe. Fast einzig ist es der Trieb der Selbsterhaltung, der sie von Zeit zu Zeit ermuntert und von ihren Lagern aufscheucht. Hunger und Durst treibt sie dann tiefer in das Dickicht des Waldes, das, reich an jagdbaren Thieren, ihnen Nahrung in Fülle darbietet. Die Erwerbung derselben verursacht ihnen nur geringe Schwierigkeiten. Von Jugend auf daran gewöhnt, für sich selbst zu sorgen, erlangen sie, gleichsam instinktiv, eine unübertreffliche Geschicklichkeit in der Jagd.

Der Begriff der Familie ist den Waldindiern fremd. Alles beschränkt sich bei ihnen auf eine wilde Ehe, in der sich die Zahl der Weiber je nach den Begierden des Mannes mehrt oder verringert. Dem letzteren gelten die Weiber nur als die ihm untergeordneten schwächeren Geschöpfe, deren materielle Kräfte er außerdem für seine Zwecke in Anspruch nimmt.

Seine Nachkommenschaft kümmert ihn wenig. Diese bleibt sich bald selbst überlassen und nur die Töchter werden nothdürftig von der Mutter mit den wenigen Handarbeiten bekannt gemacht, welche die geringen Bedürfnisse erfordern.

---

[1]) Klemm, Culturgesch. I. S. 231—279.

Die männliche Jugend beschäftigt sich vorzugsweise mit Pfeil und Bogen, in deren Handhabung sie bald Außerordentliches leistet. Außerdem strebt sie darnach, sich gegen jeden körperlichen Schmerz abzuhärten. Hat ein Knabe genügende Proben von Unempfindlichkeit abgelegt[1]), so tritt er fortan in die Rechte des Mannes.

Ungeachtet der stumpfen Abgeschlossenheit der Waldindier, die sie jeden Umgang mit anderen, ihnen nicht verwandten Stämmen vermeiden läßt, feiern sie dennoch unter sich gewisse Feste, bei denen ihre sonst träumerische Regloſigkeit in einen wilden Taumel übergeht. Den wesentlichsten Theil derartiger Belustigungen bilden Spiele, die zum Theil in Darlegung körperlicher Gewandheit, zum Theil in mehr oder weniger geschickter Handhabung der Waffen bestehen. Hieran schließen sich Tänze, die von einem rohen Takt begleitet werden und bei denen eine instinktive Reizung der Sinnlichkeit beider Geschlechter vorherrscht.

Die weitgreifende Ausdehnung der Urwälder, die überall Raum zur Niederlassung und Nahrung in Fülle darbieten, der gänzliche Mangel an festem Besitzthum, so wie auch die träge Abgeschlossenheit der Individuen gegeneinander, lassen es nur selten zwischen ihnen zu einem kriegerischen Zusammenstoß kommen.

Tritt dennoch ein solcher Fall ein, wozu vielleicht die Verletzung gewisser still anerkannter Jagdreviere u. a. die Veranlassung giebt, so gestaltet sich zwischen den streitenden Parteien eine Art Zweikampf, der, wie es scheint, unter Beobachtung gewisser althergebrachter Formen vollzogen wird. In den meisten Fällen endet er mit einer blutigen Stockprügelei, woran sich Männer und Weiber ziemlich gleichmäßig betheiligen.

Bei weitem ernster sind dagegen die Angriffe, welche die Waldindier zuweilen gegen die ihnen feindlich gegenüberstehenden seßhaften Nachbarn unternehmen. Die bei diesen Streifzügen gemachten Gefangenen werden von ihnen getödtet und im Wuthrausche des Sieges verzehrt[2]).

Im Ganzen trägt das kriegerische Verhalten dieser Indier das Gepräge ihrer Hauptbeschäftigung. Wie bei der Jagd, so zeigt sich auch hierin mehr eine dem Wesen derselben entsprechende List und momentane Gewandtheit als irgend eine Spur von persönlichem Muth und Tapferkeit. — Formlos, wie diese Kriegszüge beginnen, ebenso formlos endigen sie auch.

---

[1]) Klemm I. S. 237 ff. [2]) Klemm, Culturgesch. I. S. 274.

Die geringen Spuren eines Gefühls für das Uebersinnliche, die sich bei diesen Waldindiern wahrnehmen lassen, beruhen allein auf den Eindrücken, die außergewöhnliche Naturerscheinungen auf sie ausüben. Das rollende Getöse des Donners, das sie gewaltsam erschütternd aus ihrem Traumleben aufschreckt, bezeichnen sie als ein Furcht erregendes, unheimlich stimmendes Wesen, mit dem Namen Tupan. Außerdem glauben sie an das Dasein anderer unheilvoller Erscheinungen, die sich im Dickicht des Waldes verbergen. Sie zeigen sich auf ihren einsamen Jagdzügen als die Ursache jeglichen Unfalls.

Ungeachtet dieses nur dunklen Gefühls, das sie ein Dasein geheimnißvoll wirkender Mächte ahnen läßt, streben sie dennoch nach einer Vermittelung mit denselben. Diesem, vielleicht einzigen übersinnlichen Bedürfniß der Indier verdanken die von ihnen unter dem Namen Paje geschaffenen Individuen ihr Dasein. Sie zieht man bei außergewöhnlichen Vorfällen zu Rathe, damit sie, durch die Kraft ihrer vermeintlichen Zaubermittel, der Natur die gewünschte Auskunft gleichsam abzwingen.

Die Mittel, deren sich diese, wohl selbst betrogenen Zauberer bedienen und die sie als Schutz gegen allerlei Unfälle anwenden oder zur Anwendung darbieten, bestehen meist in leeren Zauberformeln oder auch in wirklichen Gegenständen, von deren unmittelbarer Nähe man Sicherung gegen etwaigen Schaden hofft.

I. Die Tracht (Kleidung, Schmuck, Waffen).

Bei der fast beständigen Milde des Klima's, das einem regelmäßigen, kaum fühlbaren Wechsel unterworfen ist; bei dem gänzlichen Mangel jener zarteren Empfindung der Schaam, fühlen die Waldindier kein Bedürfniß, ihren kupferfarbenen Körper zu bedecken.

1. Die männlichen Individuen der in den Urwäldern lebenden Puri's, Coroaden und Botocuden gehen durchaus nackt. Nur die letzteren pflegen ihr Zeugungsglied mit einem futteralartig zusammengerollten Blatt zu umgeben[1]). Andere Stämme, wie die Patachos, begnügen sich die Vorhaut zuzubinden[2]).

2. Der, in der menschlichen Natur tief wurzelnde Trieb, zunächst sich selbst, dann aber auch Anderen zu gefallen, erweckt die Neigung

[1]) Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied nach Brasilien. Atlas. Taf. 11, unter den Zweikämpfern. [2]) Neuwied: Atlas. Tafel 7.

zum Schmuck. — Der nackte Mensch, wenn er sich nur nach seiner äußeren Erscheinung mit der ihn umgebenden Mannigfaltigkeit und farbigen Pracht der Natur vergleicht, wünscht diese auch auf sich zu übertragen. Dieses Gefühl der äußersten Naivetät tritt um so mächtiger im Menschen auf, je weniger er sich seiner geistigen Vorzüge bewußt ist. Es treibt ihn an, das was ihn an den Gegenständen der Schöpfung reizt, sich anzueignen. Er entnimmt der Natur, was ihn erfreut und ahmt ihr instinktartig nach, was ihn ergötzt.

Je mannigfaltiger und bunter die Gegenstände sind, die den Naturmenschen umgeben, um so mannigfaltiger wird sich demnach sein Schmuck gestalten; und so findet sich denn auch dieser Theil der Tracht selbst bei den auf niedrigster Culturstufe stehenden Indiern mit einer gewissen Sorgfalt gepflegt.

a) Die einfachste Art, den Körper zu schmücken, geschieht durch farbige Bemalung. Der farbige Anstrich selbst ist indeß auf mannigfache Weise verschieden. Er erstreckt sich sowohl über das Gesicht wie über andere Theile des Körpers. Bei den Botocuden bestehn die Farben in brillantem Gelbroth und Blauschwarz. Die damit aufgetragenen Verzierungen sind durchaus roh und willkührlich.

b) Eine besondere Art des Schmuckes bildet die Tätowirung[1]). Sie ist bei den Waldindiern auf einige rohe und ebenfalls formlose Einritzungen in die Haut beschränkt.

c) Auf die Behandlung des Hauptbaars achtet der Waldindier, insofern ihn die Natur dazu auffordert. Seine Jagdzüge bedingen einen freien, ungehinderten Blick. Die meisten Stämme kürzen das Haar nur über der Stirn. Die Botocuden und andere scheeren dagegen das Hauptbaar beliebig kurz.

Anderweitiger Schmuck — der Natur entnommene Gegenstände — dient zur Auszierung des Kopfes, des Halses und der Brust.

d) Zum Kopfputz dient das buntstrahlende Gefieder der Vögel. Grün und roth, die einander zumeist widerstrebenden Farben, sind dem Indier die liebsten. — Die Botocuden begnügen sich, mehrere solcher Federn am Körper zu befestigen. — Die Mundrucus verfertigen sogar zierliche Federmützen, mit denen sie sich bei festlichen Gelegenheiten schmücken.

---

[1]) Die Tätowirung ist mit großen körperlichen Schmerzen verbunden. Diese vermied der Mensch ursprünglich gewiß nicht weniger, als das nur vom Instinkt geleitete Thier. — Derartige Körperverletzungen, wie überhaupt die mit Schmerz verbundenen hierher gehörigen Operationen, deuten schon auf mehr bestimmte Entwickelungsmomente innerhalb des, freilich sehr beschränkten, Culturkreises.

e) Zu den sonderbarsten Erscheinungen gehört die absichtliche Verstümmelung und gewaltsame Umformung gewisser Körpertheile: die Durchbohrung der Unterlippe und der Ohren, so wie die allmälige Vergrößerung derselben.

Die Waldindier benutzen diese Durchbohrungen zur Befestigung von allerlei Schmucksachen. Diese sind zumeist cylindrisch geformte Hölzer, Knochen, Steine, Federn u. dergl. Durch ein fortgesetztes Vertauschen der anfänglich kleinen Stücke mit größeren und größeren, dehnen sich die so geplagten Theile des Körpers immer mehr und mehr — bis zum Zerreißen — aus.

f) Gefälliger ist der Hals- und Brustschmuck. Dieser besteht aus frischen oder getrockneten Beeren, Fruchtkörnern, Wurzeln und andern der Pflanzenwelt entnommenen Produkten. Auf Fäden gereiht, bilden sie längere oder kürzere Schnüre[1]).

Derartige Umhangsel, bei denen die Zähne von Affen, Katzen und anderen Thieren zuweilen als Zwischenglieder angewendet, die auch wohl ganz allein benutzt werden, wozu dann nicht selten noch andere animalische Stoffe wie z. B. die Klauen gewisser Thiere kommen, bilden mit den Lieblingsschmuck der Männer.

Die Weiber, deren Stellung wir oben näher bezeichneten, tragen gewöhnlich kleine und einfach gebildete Schurze. Am zierlichsten sind die der Camacans gearbeitet, denen der Schurz zugleich Schutz- und Schmuckmittel ist. Ein solcher besteht aus einem mit Quasten versehenen, um die Hüften reichenden Strick, von dem eine beliebige Anzahl Schnüre und Schnürchen bis etwa zur Mitte des Oberschenkels herabhängen[2]).

Die anderweitige Ausschmückung des Körpers ist bei den Weibern dieselbe wie bei den Männern.

Da die Waldindier naturgemäß einander gleichberechtigt gegenüberstehen, so fühlen sie nicht das Bedürfniß nach gewissen, sich auf persönliche Eigenschaften beziehenden Abzeichen. Selbst die Bemalung der verschiedenen Stämme ist durchaus willkührlich und wird nur dann von den Einzelnen mit mehr Sorgfalt ausgeübt wie gewöhnlich, wenn es sich um ein zu begehendes Taumelfest handelt.

Diesem einzigen äußeren Abzeichen der Freude steht das des Schmer-

---

[1]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 12; Taf. 14 (5). [2]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 21.

zes gegenüber. Bei einem Todesfall scheeren die Coroados entweder das Haupt oder vermeiden jedwede Pflege desselben.

Weder der Krieg noch die dunkle Ahnung von überirdischen Gewalten erweckt bei den Indiern das Bedürfniß nach besonderen Abzeichen. Ein etwas reicherer Schmuck ist Alles, wodurch sich die Streitlustigsten unter ihnen auszuzeichnen pflegen.

3) Die Entstehung der Waffen hängt innig mit dem Streben nach Selbsterhaltung zusammen. Die zum Theil bedeutend gesteigerte physische Kraft der Thierwelt im Verhältniß zu der des Menschen mußte diesen ursprünglich dazu auffordern, sich durch äußere, kraftverstärkende Mittel sowohl gegen Gewalt zu schützen, wie auch dieselbe zu überwinden.

Hierzu boten sich ihm ursprünglich der zunächstliegende Stein oder der starke Baumast als die geeignetsten Mittel dar. Es sind dies ohne Zweifel die ältesten Waffen. Noch gegenwärtig bedient sich ihrer der Indier.

a) Außer dem Stock, der besonders von den Botocuden bei stattfindendem Zweikampfe als Hauptwaffe verwendet wird und nur roh aus einem starken Baumast zugerichtet ist[1]), führen sämmtliche Waldindier Bogen und Pfeil.

b) Der, fast bei allen Stämmen gleich geformte Bogen besteht aus eigenthümlich hartem Holze. Seine Länge beträgt über Manneshöhe[2]). — Die zuweilen unterhalb mit bunten Federn geschmückten zierlichen Pfeile sind von leichtem Holz oder Rohr und am vordern Ende entweder nur scharf zugespitzt oder mit einer geschärften Knochenspitze oder auch mit sägeblattförmig gekerbten Widerhaken versehen. Ihre Länge kommt meist der des Bogens gleich.

c) Zum Schutz gegen den Sehnenschlag umwickelt der Botocude das Gelenk der den Bogen haltenden Hand mit einer Schnur.

II. Die baulichen Einrichtungen.

Dem unstätt umherstreifenden Waldindier ist der Urwald seine Welt, seine Heimath — sein Haus. In ihm findet er überall Schutz.

a) Einige zwischen Baumstämmen schirmartig befestigte Blätter sichern ihn gegen die periodisch wiederkehrenden Regengüsse.

b) Die Ruhestätten der Puri's bestehn je aus einer zwischen zwei

---

[1]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 11. [2]) Neuwied, Reise u. s. w. Bogen und Pfeile der Camacan's Taf. 21, der Puri's Taf. 12, der Patachó's Taf. 7.

Bäumen gleichsam schlingpflanzenartig angebrachten Hängematte, über die eine Querstange fortläuft, die einer Anzahl Schatten spendender Palmenblätter zur Stütze dient[1]).

Die sorgsam gepflegte Feuerstätte befindet sich in der Nähe am Boden.

c) Nicht minder einfach ist die Hütte der Patacho's: in der Erde befestigte Zweige oberhalb miteinander verbunden, werden mit großen Blättern belegt. — Die Feuerstätte bereiten sie, ähnlich wie die Puri's, außerhalb des Raumes.

d) Wenig von diesen Einrichtungen verschieden sind die der Botecuden, während die der Coroados schon eine gewisse Vervollkommnung erkennen lassen. Diese beruht auf dem, bei diesem Stamme mehr vorherrschenden, Bedürfniß des gemeinsamen Zusammenseins. Mehrere Familien unter einem Dache vereinigt, bedingen einen dem entsprechend großen Raum und dieser wiederum größere Festigkeit.

e) Derartige Familienhütten sind etwa dreißig bis vierzig Fuß lang und zwölf bis fünfzehn Fuß hoch. Die zwischen vier starken Stämmen ruhenden, von Stäben, Flechtwerk, Moos und Lehmbewurf gebildeten Wände derselben tragen meist ein tiefgeneigtes, mit Stroh oder Blättern bedecktes Dach. Die Eingänge werden durch davor gestellte Breter u. a. m. leicht geschlossen. Sie dienen gleichzeitig dem Rauche, der von der hier innerhalb der Hütte befindlichen Feuerstätte aufsteigt, zum Durchzuge.

Die im Innern eines solchen Baues vereinigten Ruhestätten sind theils auf der flachen Erde, theils etwas vom Fußboden erhöht, angebracht.

Anderweitige bauliche Einrichtungen als diese Ruhestätten, kennt der nur von der Jagd lebende Waldindier nicht. Dagegen finden sich bei einzelnen Stämmen, so bei den Camacan's und Miranhas, Spuren von Anpflanzungen, die indeß, ohne besondere Pflege behandelt, ebenfalls mehr dem augenblicklichen Bedürfniß dienen, als daß sie geeignet wären, einem etwa eintretenden Mangel abzuhelfen.

III. Das Geräth.

Das Geräth und namentlich das zur Herstellung desselben erforderliche Handwerkszeug des Indiers beschränkt sich auf wenige, meist

1. unmittelbar der Natur entnommene Gegenstände. Es sind dies

---

[1]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 3.

hauptsächlich Steine von verschiedener Größe und Form, spitzige Knochenfragmente, Pflanzenrohre, Blätter u. dergl., die er theils so benutzt wie er sie vorfindet, theils durch schleifen, schneiden, schaben u. s. w. seinen Zwecken dienstbar macht.

a) Flache Steine ersetzen Hammer und Amboß; b) scharfkantig gebrochen bilden sie Messer und Meissel. Die Stelle der letzteren vertreten auch wohl geschärfte Knochenröhren[1]) von größeren Thieren. c) Ebenso fertigen die Indier durch Schleifen harter Rohrpflanzen Messer und Pfeilspitzen.

2. Den weiblichen Individuen ist eine gewisse Geschicklichkeit in Anfertigung von Flecht- und Federarbeiten eigenthümlich, was seine Erklärung in der natürlichen Beschaffenheit des Urwaldes findet: die mannigfach verschiedenen durcheinander gewachsenen Schlingpflanzen; das bunt verzweigte und regelmäßige Geäder der Blätter oder des Bastes der Bäume; die wohlgeordneten Gestaltungen auf den Flächen einzelner Früchte, so wie das buntfarbige Gefieder der Vögel u. a. m. reizten gewiß schon frühzeitig zur Nachahmung. So in steter Anschauung der reich ausgestatteten Natur und bei fortdauernder Uebung im Gelingen, mußte denn diese Art von mechanischer Thätigkeit bald einen gewissen Grad von Vollkommenheit ausbilden.

3. Das Feuer, dessen Bekanntschaft der Mensch vermuthlich dem Zufall verdankt, wird sorgfältig von dem Indier des Waldes gepflegt. Die zur Hervorbringung desselben nothwendigen a) Reibhölzer gehören mit zu seinen unentbehrlichsten Werkzeugen.

Im Uebrigen kennt der Indier, mit Ausschluß einer, aus Pflanzenfasern und anderen Stoffen b) netzartig geflochtenen Ruhematte[2]), kein Geräth, das ihm ein besonderes Bedürfniß wäre. Nichts destoweniger finden sich doch schon bei den Puri's aus Palmenblättern c) roh geflochtene Tragkörbe in Form von Kiepen[3]).

4. Bei weitem kunstloser noch als diese Gegenstände sind die Gefäße dieser Stämme. Sie bestehen a) in holzartigen Schalen gewisser Früchte, in Oberschalen von Schildkröten und in anderen dergleichen dazu nutzbaren Naturprodukten.

b) Ein unterhalb des Blattknotens abgeschnittenes ziemlich startes Rohr liefert dem Indier ein becherähnliches Trinkgefäß[4]) und ein c) an einem Ende zugespitzter Stab dient ihm zum Rösten der Speisen.

---

[1]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 4 (7). [2]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 3; Taf. 13 (7). [3]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 2; Taf. 12 (7). [4]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 14 (8).

5. Zu den Geräthschaften, deren sich die Waldindier bei ihren festlichen Zusammenkünften bedienen, gehört zunächst ein größeres, zur Bereitung und Aufbewahrung eines berauschenden Getränkes, besonders zugerichtetes Behältniß. Sie stellen dasselbe in roher Weise her, indem sie einen beliebig starken, in bestimmter Höhe abgekappten, Baumstamm aushöhlen.

6. Das ihre Tänze begleitende a) Instrument[1]) bilden sie aus den Fußknochen des einheimischen Tapirs, indem sie diese auf Baststricke ziehen und zu dichten Bündeln mit einander vereinigen. Wird dasselbe geschüttelt, so verursacht das ein regelloses, lärmendes Geklapper.

b) Nächst dem Tanze üben sie eine Art Ballspiel, wozu eine, von den Extremitäten befreite, mit Moos ausgestopfte und dann zugeschnürte Thierhaut den Spielapparat liefert.

---

7. Schließlich kommen noch einige Gegenstände in Betracht, die, wenn sie hier auch nicht als eigentliches Geräth erscheinen, dennoch über die Ursprünglichkeit gewisser Geräthe Licht verbreiten.

Es sind dies die Siegestrophäen und die magisch wirkenden Schutzmittel oder Amulete.

Die Entstehung der Siegestrophäe hängt mit dem, dem Menschen eigenthümlichen Streben, sich auszuzeichnen, in ähnlicher Weise zusammen, wie die Liebe zum Schmuck.

a) Sorgfältig trocknet der Waldindier die Schädel der von ihm erlegten Feinde und trägt dieselben, auch wohl mit Federzierden versehen und an einer starken Schnur befestigt[2]), sich und den Anderen zur Schau.

b) Die Amulete, in nichts von dem gewöhnlichen Schmuck der Indier verschieden, bestehen theils aus aufgereihten Unzen- und Affenzähnen, theils aus Wurzeln, Früchten u. dergl. Erst durch vermeintliche Zauberkraft der Paje's erhalten sie in den Augen der Indier ihre wunderbar wirkenden Eigenschaften.

---

[1]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 22. [2]) Neuwied, Reise u. s. w. Taf. 17 (5).

B. Die Küstenbewohner auf Neuholland und der Südspitze Amerika's [1]).

Die Bewohner des Urwaldes, bemerkten wir, verdanken diesem allein die Mittel ihrer Existenz. Ihnen ist der Wald, dessen wildverworrenes Dickicht kaum eine Aussicht in die weiten Räume des Firmaments gestattet, das ihren Sinn beschränkende und ihren Blick hemmende All — ihre Welt.

Etwas anders ist es mit den Bewohnern der Meeresküste. Ihnen ist der Blick in die Unendlichkeit des Aethers geöffnet. Ihnen ist das Meer mit seinem beständigen Wechsel der Erscheinungen, wie auch das mehr oder weniger felsige Ufer mit den von ewigem Wellenschlag abgeschliffenen Steinen und angeschwemmten Naturprodukten vorzugsweise das sie ernährende und belehrende Element.

Wie also die Natur, in der die Küstenbewohner leben, eine andere ist als die, in der sich die Waldindier bewegen, so weichen auch beide Völker in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften wesentlich von einander ab.

Die Neuholländer sind regsam. Die Schwierigkeit der Erwerbung und Handhabung der Mittel zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse weckt und schärft ihren Geist. Sie sind unternehmend und, im Gegensatz zu den indifferenten Waldindiern, mit einer gewissen, geistigen Spannkraft begabt.

Ein, wenn auch rohes, doch entschiedener ausgeprägtes Ceremoniel, das sie bei außergewöhnlichen Vorkommnissen beobachten; die Aufmerksamkeit, die sie auf die Pflege der Neugebornen wenden [2]), vor allem aber die sorgfältige Behandlung der Verstorbenen [3]) — sind als wesentliche Resultate jener, durch die Beschaffenheit des Lokals beförderten, Geistesthätigkeit zu betrachten.

Ueber das eheliche Verhalten dieser Küstenbewohner — über ihr Familienleben im engeren Sinne — weiß man wenig Genügendes. Doch scheint auch hierin zwischen ihnen und den Waldindiern ein, den obigen Verhältnissen entsprechender, Unterschied stattzufinden. Ebenfalls dürftig sind die Nachrichten über die Art und Weise ihrer Feste. Ihre Hauptbelustigungen indeß bestehen, ähnlich wie bei den Indiern, aus Tänzen, Waffenspielen u. dergl.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Bewohnern des Urwal-

---

[1]) Klemm, Culturgesch. I. S. 280 ff. [2]) Klemm, Culturg. I. S. 290.
[3]) Klemm I. S. 295.

des und denen der Meeresküste beruht in dem Bestreben der Letzteren sich in bestimmte Gruppen zu sondern. Es hängt dies innig mit der, den Küstenbewohnern eigenthümlichen, Regsamkeit und mit der größeren Schwierigkeit, welche ihnen die Erwerbung der Existenzmittel verursacht, zusammen: es ist die Nothwendigkeit des gemeinschaftlichen Handelns, welche die Einzelnen zu einander treibt.

Der Einfluß, den eine derartige, selbst nur lockere, Vereinigung mehrerer Individuen zu einer gegliederten Körperschaft auf die geistige Entwickelung der Gesammtheit ausübt, zeigt sich hier zwar erst in einer — den Culturverhältnissen entsprechenden — dürftigen, aber dennoch genügenden Weise: in den ziemlich deutlich ausgesprochenen Spuren von Stamm- und Ständeunterschieden, von einem mehr entwickelten Gefühl für „mein und dein", von, wenn auch noch dunkelen, Begriffen von gut (budjerre) und böse (wihre), von Recht und Unrecht u. s. w. — Selbst die Art, wie die Küstenbewohner unter sich Feindseligkeiten ausgleichen, läßt auf eine gewisse, korporative Ordnung schließen.

Das Getöse des Donners verursacht den Neuholländern ähnliche unheimliche Empfindungen wie den Waldindiern. Wie diese, so ahnen auch jene gewisse unheilvoll wirkende unantastbare Mächte. Die Indier vermutheten sie im Dunkel des Waldes. Die Küstenbewohner versetzen sie in die Wellen des Meeres, in die aufsteigenden Nebel und in die Finsterniß der Höhlen.

Die Furcht vor den, nicht durch physische Kraft zu bewältigenden Erscheinungen erregt in den Bewohnern der Küste ein ähnliches Begehren nach einer Vermittelung mit denselben, wie dies bei den Bewohnern des Urwaldes der Fall war; und so findet sich denn auch der Glaube an eine, gewissen Individuen beiwohnende, magische Kraft in noch höherem Grade bei den Neuholländern wie bei den, bei weitem dumpfsinnigeren Waldindiern.

I. Die Tracht (Kleidung, Schmuck, Waffen).

Das Klima, je nach der Lage des sich um die Insel erstreckenden Küstenstrichs, zwar ein verschiedenes, steht dennoch überall unter dem unmittelbaren Einfluß des Meeres. Häufige Nebel und scharf wehende Winde verursachen oft einen plötzlichen, sehr empfindlichen Temperaturwechsel. Dieser ist nicht selten von anhaltenden Regenschauern begleitet, die das Erdreich erweichen und die Luft durchkälten.

Von derartigen klimatischen Widerwärtigkeiten gedrängt, bedarf der Neuholländer eines Schutzes gegen dieselben. Kein Urwald bietet

sich ihm als sichere Zufluchtsstätte dar: nur die kahlen Ufer mit ihren naßkalten Klüftungen.

Hunger und Durst trieb den Indier des Waldes zur Jagd. Er kannte keine anderen Bedürfnisse als die der Sättigung. Der Neuholländer dagegen bedarf außerdem einer wärmenden Kleidung. Jagd und Fischfang sind zwar auch seine Hauptbeschäftigung, aber gleichzeitig lehrt ihn die Natur die zwiefache Nutzung des Erworbenen. Er genießt das Fleisch der erjagten Thiere, die Felle derselben aber verarbeitet er zu schützenden Umhüllungen.

1. Das wesentlichste Kleidungsstück des Australiers ist der Mantel. Zur Anfertigung desselben verwendet er die Häute der Känguru's und Opossum's. Ein solcher Mantel umschließt, die Haarseite nach innen gekehrt, den Oberkörper bis zu dem Knie, doch so, daß der rechte Arm frei bleibt.

2. Zu diesem kommt ein Gürtel, der gleichfalls aus Fell besteht und fest um die Hüften geschlungen wird.

3. Um sich gegen den Regen zu schützen, bedeckt der Küstenbewohner den Kopf mit Baumrinden.

Eine noch sorgfältigere Verhüllung des Körpers ist den Bewohnern der Südspitze Amerika's eigenthümlich.

Die Pescheräh oder Feuerländer behängen den Oberkörper mit Thierhäuten, die vermittelst eines, aus Fischgedärmen verfertigten, Gürtels befestigt werden; außerdem tragen sie einen Schurz von Federn. Die Füße aber bedecken sie mit Pelzumschlägen und um die Haare winden sie entweder einen Strick oder stülpen darüber eine, von Federn gefertigte, Mütze.

---

4. Der Schmuck dieser Küstenbewohner hat viel mit dem der Waldindier gemein. Wie bei diesen, so herrscht auch bei jenen die Sitte, den Körper zu bemalen.

a) Weiß und roth sind hier die gebräuchlichsten Farben. Die Mannigfaltigkeit in den gemalten Verzierungen, welche gewöhnlich die einzelnen Glieder ringförmig umgeben, ist, im Vergleich mit dem bei den Indiern gebräuchlichen rohen Anstrich, ziemlich bedeutend und läßt ein gewisses Gefühl für die zu verzierende Form erkennen.

b) Der den Indiern eigenthümliche Gebrauch, einzelne Theile des Körpers gewaltsam zu verstümmeln, ist gleichfalls den Küstenbewohnern eigen. Diese durchbohren die Nasenscheidewand und bedecken den Körper stellenweis mit stark hervortretenden Narben.

c) Bart- und Kopfhaar überläßt der Australier sich selbst. Letzteres bestreicht er auch wohl mit Fett und Ocker oder beklebt es mit verschiedenen Gegenständen seines Schmuckes.

d) Die Schmuckmittel bestehen meist aus rohen Naturprodukten, aus den Zähnen und Schwänzen erlegter Thiere, Fischgräten, Vogelfedern u. dergl., außerdem aus Schnüren, auf denen Schneckenhäuschen, Rohrstückchen, Holz u. s. w. reihenweis abwechseln.

---

5. Ein durch Kleidung angedeuteter Unterschied der Geschlechter findet nicht statt.

Nur einzelne Weiber bedienen sich ausnahmsweise eines von Gras, Baumrinde oder Fell gefertigten Schurzes. Zudem tragen sie den Mantel und zuweilen, als besonderen Schmuck, von Fischdärmen gedrehte Ringe um Hand- und Fußgelenke.

---

6. Die obenberührte Eigenthümlichkeit der Küstenbewohner, sich in Gruppen abzusondern, erweckt in ihnen das Bedürfniß nach besonderen, unterscheidenden Abzeichen. Diese bestehen darin, daß sich a) die einzelnen Individuen in bestimmter Weise bemalen. Stamm- und vermuthlich auch Standesunterschied wird hierdurch, jedem erkennbar, ausgedrückt.

b) In anderer Weise dient ihnen die Farbe zur sichtbaren Bezeichnung gewisser Empfindungen. Das Gefühl der Freude, des Muthes, des Schmerzes u. s. w. ruft je andere Farbentöne, andere Formen hervor.

c) Noch deutlicher zeigt sich bei einzelnen Horden das Bestreben nach unterscheidenden Kennzeichen in der reicheren Ausstattung derjenigen, die sich unter ihnen durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet haben. Es sind dies vornämlich die Hordenführer oder Oberhäupter, die sich dann meist durch den größeren Umfang ihres Mantels, durch die sorgfältigere Behandlung des Schmuckes und nicht selten durch eine wohlgeordnete Kopfbedeckung, vor den Uebrigen bemerkbar machen.

---

7. Die Waffen der Küstenbewohner sind von denen der Waldindier wesentlich verschieden. Der Unterschied beruht auch hier in der Verschiedenheit der von beiden Völkern bewohnten Lokale. Während der Indier auf die Jagd, die fast einzige Quelle seiner Existenz, angewiesen ist, verdankt der Küstenbewohner hauptsächlich dem Meere seine Nahrung. Er bedarf demnach der Jagdwaffe des Indiers nicht. Ihm sind dagegen Fischergeräthe und Fangnetze unentbehrlich. Diese aber gewähren ihm keine Sicherheit im Kampf. Also auch Kriegswaffen

muß er sich schaffen, und zwar, da ihn kein verbergender Stamm des Waldes schützt, neben denen die ihm zur Verstärkung der eigenen Kräfte dienen, auch solche die ihn gegen Angriffe verwahren.

Wir finden demnach bei den Küstenbewohnern die ersten Spuren einer Sonderung der Waffen in Jagd- oder Fischergeräth und in Kriegsgeräth, so wie ein Unterschied zwischen Schutz- und Trutzwaffen.

a) Schutzwaffen. Die natürlichste und ohne Zweifel auch wohl die älteste Schutzwaffe überhaupt ist der Schild. Er ist der einzige kriegerische Schutz der Küstenbewohner. Bei diesen besteht er meist aus einem ovalen Stück Holz, das sie zu dem Zweck von einem Baumstamm mit einer Art und vermittelst Holzkeilen ablösen. An der Innenseite desselben lassen sie eine Art Handhabe stehen. Die Außenfläche verzieren sie zuweilen roh mit Schnitzwerk oder mit Malerei[1]).

b) Angriffswaffen. Der Stock, den die Waldindier nur ausnahmsweise bei Zweikämpfen anwendeten, gestaltet sich bei den Küstenbewohnern zum Wurfspeer: es ist dies ein einfacher, etwa zwölf Fuß langer Stab, dessen Spitze entweder im Feuer gehärtet oder mit sägeblattartig angebrachten Muschelscherben oder auch mit längeren Widerhaken bewehrt ist. — Eine eigenthümlich geformte Handhabe[2]) dient zum Fortschleudern desselben

Außer mehreren solcher Speere führt fast jeder Australier eine, aus einem Baumast zugeschnittene Keule; seltener Bogen und Pfeil, welche Waffen den Peschräbs auf der Südspitze Amerikas eigenthümlicher sind. Diese bedienen sich auch der Schleuder, eines an Fischdärmen befestigten Stück Felles, so wie kurzer und langer Speere.

II. Die baulichen Einrichtungen.

1. Unstät, wie die Indier des Waldes, leben die Bewohner der Küste. Diese schützt indeß kein Laubdach gegen die Einflüsse der häufig wechselnden Witterung, wie jene.

a) Ihnen bieten höchstens die am Ufer zerstreut liegenden Felshöhlen einen düsteren und dürftigen Schutz. Aber auch Höhlungen und Klüftungen finden sich nicht überall, und so fühlen sich denn die Australier da, wo ihnen die Natur ein derartiges Obdach versagt, zur künstlichen Beschaffung einer sie wärmenden Ruhestätte gedrängt.

---

[1]) Also hier schon die ersten Spuren von einer wappenartigen Verzierung.

[2]) Klemm, I. 315. Taf. 7i.

b) Baumstämme, Baumrinden und Blätter sind ihre Baumaterialien, vermittelst welcher sie größere backofenförmige Hütten theils mit, theils ohne Fach- oder Flechtwerk errichten.

c) Wo mehrere, zu einer Gruppe gehörende Familien zusammen lagern, erhält der Gesammtbau derselben, durch die Masse der zerstreut liegenden Hütten, das Ansehen eines geschlossenen Bezirkes.

---

2. Ein wesentlicher Fortschritt der Cultur der Küstenbewohner vor der der Indier, spricht sich, wie schon bemerkt, in der Art und Weise der Todtenbestattung aus. Die Ersteren verbrennen entweder die Leichen oder beerdigen dieselben förmlich.

Im ersteren Falle häufen die Hinterbliebenen Stroh und Pflanzenwerk zu einem Scheiterhaufen, auf den sie sodann den Todten niederlegen.

a) Die sorgfältig gesammelte Asche des Verbrannten aber bedecken sie mit Erde und errichten darüber ein erkennbares Merkzeichen.

Sowohl diese, wie auch die bei Beerdigungen aufgeworfenen Erdhügel werden außerdem nicht selten von den Freunden des Verstorbenen

b) mit frischen Zweigen oder mit grünen Rasen bedeckt und zuweilen sogar, entweder durch

c) einen kegelförmigen Ueberbau[1]), oder durch eine leichte Umzäunung vor Zerstörung gesichert.

Noch sorgfältiger behandeln die entfernter von der Küste lebenden Australier die Ruhestätten der Todten, indem sie über der Leiche einen fünf bis sechs Fuß hohen und ziemlich umfangreichen Erdhaufen thürmen und diesen mit halbkreisförmigen, sich stufenweis übereinander erhebenden Sitzreihen umbauen.

---

3. Die Fähigkeit des Meeres, gewisse Gegenstände tragen zu können, lehrte den Küstenbewohner seine baulichen Einrichtungen auf dasselbe auszudehnen. So wie Zweige und Schlingpflanzen dem Waldindier zeigten eine Hängematte zu fertigen, gab vielleicht auf dem Meere schwimmendes Holz die erste Veranlassung zum Schiffsbau.

Die Transportmittel zur See, deren sich die Neuholländer bedienen, sind wenigstens zum großen Theil überaus roh und einfach.

a) Dem Einzelnen genügt hierzu ein entsprechend starker Baumstamm, der ihn rittlings trägt, oder

---

[1]) Klemm I. S. 297 ff. Taf. V. a.

b) ein breiter, je an den Enden zusammengeschnürter, korbförmig gestalteter Rindenstreifen[1]), in dessen Mitte er Platz nimmt. — Die Hände dienen ihm als Ruder.

c) Nicht minder häufig fertigen die Australier Böte durch Aushöhlung von Baumstämmen oder durch Vereinigung mehrerer Stämme zu einem beliebig breiten Floß.

d) Größere, aus Baumrinden gefertigte, gegen das Eindringen des Wassers mit Harz und Gras verpichte und mit Querrippen versehene Fahrzeuge gehören schon zu den selteneren Erscheinungen. Ihre, gewöhnlich nicht unbedeutende Länge bei sehr geringer Breite erfordert, um sie gegen das Umschlagen zu sichern, eine besondere Vorrichtung, die für jedes einzelne Boot aus zwei, die Ränder desselben quer überragenden und auf schwimmenden Klötzen befestigten Stangen besteht.

e) Fester gebaut, wie die Böte der Australier, sind die der Pescheräh[2]). Bei diesen liegen die Planken um halbeiförmig gebogene, dicht aneinander gereihte Seitenhölzer. Sie haben Sitzbänke und je ein leicht hergestelltes Verdeck; außerdem einen, zur segelartigen Ausspannung eines Seehundsfells bestimmten Mast. — Zur bequemeren Lenkung und Fortbewegung derartiger Fahrzeuge dienen handliche Ruder und Stangen.

In Mitten der Schiffe der Australier und der Pescheräh befindet sich eine Art Heerd zur Unterhaltung eines Kohlenfeuers.

III. Das Geräth.

1. Wie die Indier, so auch nutzen die Küstenbewohner die ihnen zunächstliegenden Steine, Knochensplitter, Hölzer u. s. w. zu mancherlei Handwerksgeräth. Ihnen bietet indeß die Küste in dem vom Meere angeschwemmten und durch die nie rastende Beweglichkeit der Wogen rundlich abgeschliffenen, bald größeren, bald kleineren Gerölle, ein gleichsam vorgearbeitetes Material, das nur weniger Nachhilfe bedarf, um es diesem oder jenem Zwecke dienstbar zu machen.

a) Aus scharfkantigen Steinen fertigen die Neuholländer durch Schlagen und Schleifen messer- und meisselförmige Instrumente,

b) auch bedienen sie sich der geschärften Schalen gewisser Muscheln als Schneidewerkzeuge.

Ein merklicher Fortschritt in der Cultur der Küstenbewohner vor

---

[1]) Klemm I. S. 309 ff. Taf. 5b. [2]) Abbild. in Cook's Reisen.

der der Waldindier zeigt sich in der sorgfältigeren Behandlungsweise des Geräthlichen; außerdem in dem Bedürfniß nach besonderen, mehr künstlich zusammengesetzten Werkzeugen.

In die Reihe der letzteren gehört vornämlich c) die Axt, die sich der Küstenbewohner dadurch beschafft, daß er einen großen rundlichen Stein unterhalb schleift und in einen klammerförmig endigenden Holzstiel mit Bast u. dergl. befestigt[1]).

d) Von Schilf, Meertang und Bast fertigen die Neuholländer Stricke, und das klebrige Harz gewisser wildwachsender Bäume benutzen sie als kräftiges Bindemittel.

e) Zu den wichtigsten Werkzeugen, deren Bekanntschaft sie einzig dem Meere verdanken, gehören außerdem die spitzigen Gräten größerer Fische. Sie lehrten die Anwendung und den Nutzen des Priemes und der Nadel.

---

2. Die Küstenbewohner, so bei weitem reicher mit Handwerkszeug ausgestattet wie die Indier, gestalten denn auch ein mannigfaltigeres Geräth als jene Stämme.

Der Gebrauch der Hängematte ist ihnen fremd. a) Sie ruhen auf platter Erde, entweder auf einer geflochtenen Matte oder auf einer dichtgehäuften Grasstreu.

b) Das Neugeborne legen sie, jedoch nur auf kurze Zeit, in eine roh aus Baumrinde geschnittene Umhüllung.

c) Zur Hervorbringung des Feuers dienen ihnen ähnliche Reibhölzer, wie den Indiern des Waldes.

d) Außerdem fertigen sie von Baumrinde, Seetang und ähnlichen Stoffen schiffförmige Henkelkörbe[2]) für den bequemeren Transport ihrer Habseligkeiten.

e) Zu gleichem Zweck bedienen sich die Peschveräh hölzerner Behälter, wie auch, zur Aufbewahrung trockener Gegenstände, kleiner, von Fischdärmen gebildeten Säcke.

---

3. Das wesentlichste Besitzthum des Küstenbewohners besteht aus den zum Fischfang und zur Jagd unentbehrlichen Geräthschaften. Auf die Herstellung derselben verwendet er Mühe und Sorgfalt.

Fischergeräth. Der größte und künstlichst gestaltete Fangapparat ist die Fischgabel: a) ein etwa zehn Fuß langer, oben zugespitz

[1]) Klemm I. Taf. 2b. [2]) Klemm I. Taf. 5c. Labillardiere Pl. 5.

ter Stab, um dessen Schaft mehrere, ungleich große und mit Fischzähnen bewehrte, gabelförmig endigende Verlängerungen angebracht sind.

b) Die meist zum Schildkrötenfang verwendete Harpune besteht ebenfalls aus einem langen Stab, der indeß nur eine, von leicht lösbaren Fäden gehaltene Spitze hat.

c) Außer diesen Stoß- und Wurfgeräthen nützt der Australier zum Fang verschieden große, theils zugespitzte, theils mit Widerhaken versehene Stöcke.

d) Angelhaken fertigt er von Muschelschalen oder aus den spitzigen Klauen gewisser Raubvögel.

e) Der Gebrauch der Netze ist dem Neuholländer bekannt, auch versteht er es z. B. Aale dadurch zu fangen, daß er ausgehöhlte Baumstämme, in die sich diese Thiere so gern festsetzen, ins Wasser wirft. Sämmtliche betrachteten Fangapparate, wozu auch noch die Anwendung von — aus starken, mit Steinen beschwerten Zweigen gebildeten — Wehren und Weihern kommt, hat der Pescheräh, mit Ausnahme der Angeln und Netze, mit dem Ausstralier gemein.

Jagdgeräthe. a) Der bereits oben erwähnte Kriegsspeer dient gleichzeitig zur Erlegung größerer Thiere.

b) Kleinere Thiere, besonders Vögel, werden erworfen und zwar mit einem gebogenen, je nach den Enden verjüngtem Holze von etwa zwei bis drei Fuß Länge und drei Zoll Dicke. Doch verwendet man auch zu gleichem Zweck jeden entsprechend langen Stock.

c) Außerdem wird von den Australiern der Vogelfang mit besonderen, aus Ruthen künstlich geflochtenen Fallen betrieben und ebenso die Jagd auf größere Thiere mit Netzen, vermittelst Erdgruben und des Feuers auf äußerst gewandte Weise ausgeübt[1]).

---

4. Das wesentlichste Geräth, das dem geselligen Zusammensein seine Entstehung verdankt, ist das die Tänze begleitende Tonwerkzeug: zwei Stäbe, von denen der eine wagerecht gegen die Brust gestemmt mit dem anderen geschlagen wird.

Siegestrophäen, wie solche der Waldindier mit sich führt, scheint der Neuholländer zu vermeiden[2]). — Ein grünender Zweig in den Händen der sich feindselig Gegenüberstehenden deutet auf friedliche Gesinnung.

---

[1]) Das Einzelne bei Klemm I. S. 313 ff. [2]) Die am Feuer getrocknete Haut getödteter Freunde wird als Erinnerungszeichen aufbewahrt. Klemm I. S. 321.

Afrika.

Die Tracht, die baulichen Einrichtungen und das Geräth der alten Völker von Afrika.

Vorbemerkung.

Groß ist die Mannigfaltigkeit in den Culturerscheinungen, die diese unermeßliche Halbinsel darbietet.

Der Mensch, so lange er im innigeren Zusammenhange mit der ihn umgebenden Natur verblieb, gestaltete sich auch hier naturgemäß zum redenden Repräsentanten derselben, — denn von der Naturbeschaffenheit des ihm vom Schöpfer angewiesenen Lokales hing zunächst seine geistige Thätigkeit ab.

Aehnlich wie mit der Gestalt und Farbe der über Afrika verbreiteten Völkerstämme [1]) verhält es sich mit den verschiedenen Culturstufen, welche dieselben gegenwärtig einnehmen. Sie bieten dem aufmerksamen Beobachter einen ähnlichen Nüanceenreichthum dar und, in genetischer Zusammenstellung, das Bild der ruckweis fortschreitenden Entwickelung [2]).

Tritt man indeß diesem Bilde näher, so zeigt sich diese Aufeinanderfolge als ein rein Aeußerliches, nur willkührlich Zusammengefügtes, das, weit davon entfernt, den Bildungsgang der Gesammtbevölkerung zu bezeichnen, diese vielmehr als ein, je nach den Stämmen und den von ihnen bewohnten Lokalen verschieden Fundirtes erkennen läßt

---

[1]) „Alle diese unzähligen Verschiedenheiten, deren die äußere Gestalt des Menschen fähig ist, und die zwischen den beiden Extremen, dem Weißen und dem Neger, in der Mitte liegen, bietet uns der Schauplatz des unermeßlichen Afrika's dar, und zwar dieser allein in ununterbrochener Reihe“: Heeren: Ideen über die Politik u. s. w. II. (1.) S. 303 ff. Hierzu Klemm, Culturgesch. III. S. 215 ff. [2]) Vergl. die bezüglichen Stellen bei Ritter, Erdkunde (2te Auflage) 1822, I. (1.) S. 100; S. 174; S. 228 und a. a. O.

Daß dem wirklich so sei, dafür spricht die Stabilität in den, wenn auch noch so ungleichen Culturzuständen der einzelnen Stämme, die nur dann eine Veränderung erlitten und noch gegenwärtig erleiden, wenn fremde, ausheimische Einflüsse auf sie wirken.

In solchen Fällen, die ein langdauerndes Ringen der einander gegenüberstehenden und fremdartigen Bildungselemente zur Folge haben, entstehen gewisse Culturbedingungen, die — wenn sie die ursprünglichen Elemente so in sich aufnehmen, daß sie gewissermaßen mit diesen verschmelzen — eine ununterbrochene Steigerung der Cultur, dagegen — wenn sie sich von jenen isoliren — eine zwitterhafte Bildung erzeugen.

Ein merkwürdiges Schauspiel ersterer Art liefert, freilich vom grausten Nebel des Alterthums umhüllt, Afrika. Das älteste unter den uns bekannten Weltreichen, Aegypten, entstand unter ähnlichen Verhältnissen.

Bevor wir jedoch diesen Centralpunkt der afrikanischen Cultur betrachten, wenden wir uns zu einigen Stämmen der ursprünglichen Bevölkerung des Landes, die, nicht in solcher Weise berührt, die ihren Naturlokalen entsprechenden Urzustände vergegenwärtigen.

Die ältesten Urkunden aber, die wir über diese Völker besitzen, sowohl die bildlichen[1]) wie schriftlichen[2]), führen uns zurück auf die Gegenwart. Nach ihnen unterliegt es keinem Zweifel, daß wir noch heut an einzelnen Urstämmen Afrika's dieselben Zustände gewahren, die einst die Pharaonen Aegyptens erblickten.

Wir beginnen demnach, doch nicht bedingungs- sondern nur beispielsweise mit der Betrachtung derjenigen Erscheinungen, wie sie die mehr oder weniger cultur- und geschichtslosen Völker dieser Halbinsel noch gegenwärtig darbieten.

---

[1]) Vorzugsweise die Darstellungen afrikanischer Völker auf ägyptischen Monumenten. [2]) Die Stellen der Alten (besonders Herodot und Diodor) bei Heeren Ideen II. (I.) S. 301—325 und II. (II.) a. v. O.

Erster Theil.

Die geschichtslosen Völker von Afrika nebst Andeutung der allgemeinen Entwickelungsmomente der Tracht, der baulichen Einrichtungen und des Geräthes.

A. Die Saabs oder Bosjesmans[1]).

Diese auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung verharrenden Individuen stehen zu dem Lokal, das sie truppweise durchstreifen, in einem ähnlichen Verhältniß, wie die dasselbe belebenden Thiere.

Nackt und steril wie das Land, das die Buschmänner bewohnen, so auch erscheinen sie, gleichsam im innigsten Zusammenhange mit demselben, mehr als entartete, wie als urthümliche Wesen[2]).

Gleich der sie umgebenden Natur — den nordöstlich vom Cap sich erhebenden, öden Gebirgsflächen, den wasserarmen und holzleeren Ebenen, aus denen nackte Felsen ihr eisiges Haupt emporstrecken — bieten auch sie das Bild gänzlicher Verkommenheit.

Der Buschmann kennt keine anderen Begierden, als die des Thieres. Nicht zum Bewußtsein des Gedankens gereift, bestimmt bei ihm der Moment die Mittel zur Befriedigung. Hunger, Durst und Geschlechtstrieb setzen instinktiv seine Thatkraft in Bewegung, die sich dann auch ähnlich äußert, wie die der Raubthiere. Von den Kolonisten gefürchtet und verfolgt, bleibt der Bosjesman ein steter Schrecken derselben.

Weder deutliche Spuren des Schreckens bei außergewöhnlichen Ereignissen, noch besondere über die thierische Natur erhabene Triebe

---

1) Ritter, Erdkunde I. (1.) S. 100 ff.; S. 133 ff. 2) Klemm, Culturgesch. I. S. 332 ff.

lassen sich an den Buschmännern wahrnehmen und auf eine Culturfähigkeit derselben schließen. Ihre Kinder, nachdem sie der Muttermilch entwachsen sind, bleiben sich fast gänzlich selbst überlassen.

Was diese, wahrscheinlich verwilderten, Stämme von den Thieren unterscheidet, sind — abgesehn von der Körperbeschaffenheit — einerseits Hülfsmittel, die sie zur Erwerbung der Nahrung gestalten, andrerseits, durch das meist kalte Klima hervorgerufene, rohe Schutzmittel gegen dasselbe.

I. Die Tracht.

1. Die Kleidung der Bosjesmans besteht aus den Häuten der von ihnen erlegten Thiere.

a) Das Hauptstück bildet gewöhnlich ein Schaaf- oder Antilopenfell, das, die Pelzseite nach innen gekehrt, mantelartig um die Schultern geworfen und von einem, um den Hals laufenden Riemen gehalten wird.

b) Ein kleines Fell, etwa das des kleinen Schakal, gleichfalls vermittelst eines Riemens oder Strickes um die Hüften befestigt, dient dem Unterleibe zum Schutz.

c) Um die Füße gebundene Sohlen und d) eine enganliegende Lederkappe als Kopfbedeckung vollenden den Anzug.

---

2. Der Bosjesman ist schmucklos wie die Gegend, der er angehört. Seinen Körper bedeckt ein krustenartiger Schmutz, durch den nur an einzelnen Stellen die gelbe Hautfarbe schimmert. — Ebenso erscheint das wollige Haupthaar meist von Fett und Staub gleichsam zottig verfilzt.

---

3. Die Weiber gehen ähnlich gekleidet wie die Männer. Ihre Schurze bestehen jedoch nicht selten aus mehreren, übereinander liegenden Stücken Leder.

Auf Schnüren befestigte, gleich große Brocken von Eierschalen und von Därmen gedrehte Halsbänder bilden ihren Putz.

---

4. Die einzigen Waffen sind Bogen und Pfeil. — Der Bogen, etwa fünf Fuß lang, ist von eigenthümlich hartem Holze, das sie durch Tausch von Nachbarstämmen erwerben. — Die von Rohr gefertigten Pfeile entsprechen in ihrer Länge der Größe des Bogens. Am untern Ende sind sie mit Kerb und Schwungfedern versehen, am obern

Ende mit einem scharf zugespitzten, mit schnell wirkendem Gift übertünchten Röhrenknochen bewehrt.

Zum Transport der Pfeile bestimmte Köcher schneiden die Buschmänner von den hohlen Stämmen der Aloe, die sie dann mit ledernem Boden und Deckel verschließen; sie tragen dieselben, vermittelst eines daran befestigten Lederriemens, meist über der linken Schulter hängend.

II. Die baulichen Einrichtungen.

Baulichkeiten zum Schutz gegen die Einflüsse der Witterung sind diesen Individuen ebenso fremd, wie das Bedürfniß nach einer stabilen Ruhestätte.

1. Gleich den Thieren kauern sie in Höhlen und Klüftungen, und wo diese fehlen, bereiten sie sich, entweder in Mitten eines Busches, ein sie sicher verbergendes nestförmiges Lager, oder sie hocken in Erdgruben.

2. Größere Gruben gestalten sie für den Fang wilder Thiere. In jeder derartigen Höhlung wird ein spitziger Pfahl aufgestellt und die Oeffnung sodann mit Reisern und Zweigen sorgfältig bedeckt.

III. Das Geräth.

Die wenigen Geräthschaften, die diese Wesen besitzen, hängen innig mit der Sorge für ihren leiblichen Bedarf zusammen:

1. Das vornehmste darunter ist ein zum Transport und zur Aufbewahrung von Lebensmitteln bestimmter lederner Sack.

2. Für den Fischfang fertigen sie von Reisern kegelförmig gestaltete Fangkörbe.

Alles Uebrige beschränkt sich auf Gegenstände, wie sie ihnen der Zufall im Moment des Bedürfnisses nach Diesem und Jenem zuführt, auf Eier- und Kürbisschalen, Steine von verschiedener Form und Größe, Röhrenknochen und dergl.

B. Die Hottentotten, die Kafferstämme, die Negerstämme und die Gallahorden.

1. Geographische Uebersicht der Völker und Naturbeschaffenheit der von ihnen bewohnten Landestheile.

Von der weitverzweigten Bevölkerung Afrika's sind vornämlich diejenigen Stämme näher gekannt, welche die Küsten des Landes bewohnen oder nur wenig entfernt von denselben ihre Stammsitze haben.

Südlich von den verwilderten Bojesmans erstreckt sich bis zur Meeresküste das, einst ausschließlich von den Hottentotten eingenommene, sogenannte Capland [1]). Dieser, zwar erst seit dem sechszehnten Jahrhundert von Europäern besetzte Küstenstrich verlor dennoch durch sie seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit. Nur wenige hier einheimische Stämme bewahrten ihre geographische Individualität, indem sie den fremden Ansiedlern auswichen und sich mehr nach Westen in das Innere des Gebirges zurückzogen.

Das Lokal, welches diese Völker bewohnten, wie die Naturbeschaffenheit des von ihnen später eingenommenen Landstrichs war der Cultur günstiger, als das von den Buschmännern durchstreifte öde Terrain. Statt der hier herrschenden Sterilität breiten sich dort, von Gebirgswässern durchschnitten, grasreiche Ebenen aus. Sie durchzieht der Hottentottenstamm der Korana, ein durch die Natur des Landes gewiß schon frühzeitig auf den Betrieb der Viehzucht hingewiesenes Völkchen mit seinen Heerden.

Nördlich von dem Stamm der Korana, durch wüste Steppen von diesem getrennt, verbreitet sich das — erst zu Anfang dieses Jahrhunderts von Reisenden entdeckte — Stammvolk der Beetjuanen [2]) über einen, von der Natur reich ausgestatteten Bezirk. Weitgedehnte und wüste, mit Trümmergestein bedeckte Ebenen, über die das Karreegebirge sein Haupt erhebt, wechseln hier mit üppig grünenden Grasfluren, auf denen stellenweis höheres und niederes Buschholz trefflich gedeiht. Reichlich wasserspendende Quellen entsprudeln dem Boden, der außerdem an den Ufern der Flüsse eine Fülle edler Steinarten birgt. Hierzu kommt ein großer Reichthum an jagdbaren Thieren, so wie auch die Metallhaltigkeit der Gebirgsmassen.

Im innigen Verhältniß zu dieser Beschaffenheit des Lokals steht

---

[1]) Ritter, Erdkunde I. (1.) S. 101; S. 110 ff. [2]) Ritter I. (1.) S. 99; S. 101 ff.

denn auch die Cultur seiner Bewohner; ein überraschendes Gegenbild zu der Culturlosigkeit der Bojesmans.

Viehzucht und selbst ein nicht unbedeutender Ackerbau, so wie die Bearbeitung der Metalle, sind seit uralten Zeiten Hauptbeschäftigungen der Beetjuanen. Auch als Verfertiger künstlicher Schnitzarbeiten werden sie gerühmt.

Die übrigen, den Ostrand Afrika's bewohnenden Kaffernstämme[1]) stehen auf ähnlicher Bildungsstufe, was seine Erklärung in der ähnlichen Beschaffenheit des von ihnen bevölkerten Küstenstrichs findet. Der südliche Theil desselben ist bis zum Meere mit Wald und reich durchwässerten Wiesen bedeckt, die sich über den sanft neigenden, die Küste begränzenden Granitrücken des Gebirges hinziehen, das sich in fast ununterbrochener Linie bis zur Küste Zanguebar erstreckt.

Entfernt von diesen betrachteten Völkern, von ihnen geschieden durch den noch wenig erforschten riesigen Flächenraum des Innern von Afrika, leben die Negerstämme des Westens[2]).

Ungeachtet der angestrengtesten Bemühungen alter und neuer Missionen, diese Völker theils durch Religion zu bilden, theils durch Handelsverkehr zu gewinnen, wurde diese Absicht dennoch nur zum Theil erreicht. Viele der so berührten Stämme zogen sich in das Innere des Gebirges zurück, um ihre eigenthümliche Selbständigkeit behaupten zu können[3]). Von der großen Menge dieser, tiefer im Lande wohnenden Völkerschaften besitzen wir jedoch nur wenige und ungenügende Nachrichten. Unsere genauere Kenntniß beschränkt sich auch hier auf die Anwohner der Küste, bei denen es jedoch wiederum um so schwieriger ist, die fremden Einflüsse von ihrer Urthümlichkeit zu trennen, als sie seit Jahrhunderten im unausgesetzten Verkehr mit europäischen Ansiedlern stehen.

Die ergiebigste Quelle für eine derartige Betrachtung bieten die den Meerbusen von Guinea umwohnenden Stämme[4]), von denen das Reich der Aschanti's[5]) von verhältnißmäßig hoher Cultur zeugt, während hier die eigentlichen Strandneger auf niedriger Culturstufe verharren. Diese letzteren sowohl, wie die wiederum mehr entwickelten Binnenneger sind es denn auch vornämlich, die, wenn auch nicht

---

[1]) Ritter I. (I.) S. 135 ff. [2]) Ritter I. (I.) S. 256 ff. [3]) Eine uralte Vermischung fremder Cultur mit einheimischer Ursprunglichkeit zeigt sich bei einzelnen entfernter von der Küste lebenden Stämmen, z. B. den Kongo-Negern. Ritter I. (I.) S. 287 ff. [4]) Ritter I. (I.) S. 312 ff.; 368 ff. [5]) Ueber dies merkwürdige Volk und die Hypothesen über ihre Abstammung aus Aethiopien u. s. w. Ritter I. (I.) S. 320.

ein durchaus zuverlässiges, doch ein allgemein gültiges Bild von dem urthümlichen Charakter der, den Süden bewohnenden, Negerstämme liefern. —

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, welche die Urbevölkerung darbietet, gehören die, vermuthlich aus dem Innern des Landes allmälig von Süden nach Norden vordringenden Horden der Gallas[1]), deren regelmäßig wiederkehrende Kriegszüge hauptsächlich die im Süden des habessinischen Landes seßhaften Völker fortdauernd beunruhigen. Dieses von Raub und Viehzucht lebende kriegerische Gebirgsvolk, selbst geschützt durch sein Lokal, wie auch durch die, den Ostrand von Afrika vom Aequator bis zum Golf von Aden einnehmende, unwirthsame Landschaft, ist vermuthlich eine Abzweigung von jenen Räuber- und Hirtenhorden, die unter dem umfassenden Namen Schagga die Mitte des hochafrikanischen Steppenlandes durchwandern. Zwar seit Jahrhunderten im Kampfe mit andern, weniger rein afrikanischen Völkern, besitzen sie dennoch mit Ausnahme derjenigen, welche die Sitten ihrer Besiegten oder Verbündeten angenommen haben, genug Urthümlichkeit, um als wesentliche Repräsentanten der Stammbevölkerung gelten zu können.

Die gegenwärtige Bevölkerung der, zum größten Theil von der Sahara und dem Libyschen Sandmeere bedeckten, nördlicheren Hälfte Afrika's bietet für die Vergegenwärtigung der Urzustände der afrikanischen Völker überhaupt einen um so weniger geeigneten Stoff, als die hier bewohnten Landstriche im Norden, im Osten und zum Theil auch im Westen, seit dem grauesten Alterthum unter dem direkten Einfluß ausheimischer Culturelemente stehen, wodurch denn nicht nur das Land, als vielmehr noch das Urvolk, an dessen Stelle theils Mischlinge, theils dem Boden fremde Nationalitäten getreten sind an Ursprünglichkeit verlor.

2. Allgemeine Charakteristik des Culturzustandes der afrikanischen Stammvölker.

Ungeachtet der mannigfaltigen geistigen und körperlichen Verschiedenheiten, die eine Specialbetrachtung an den das Hochland bewohnenden, weitverzweigten Völkerschaften wahrnimmt, stimmen sie dennoch sämmtlich, im Ganzen betrachtet, mehr miteinander überein, als dies bei irgend einem ähnlich verzweigten Urvolke eines anderen Welttheiles der Fall ist.

[1]) Ritter I. (1.) S. 160 ff., 228 ff.

Diese Erscheinung erklärt sich theils durch die Gleichmäßigkeit der dem Lande eigenthümlichen Naturverhältnisse, theils aber auch durch den, ebenfalls mit der Natur des Landes zusammenhängenden, vermuthlichen Gang der Bevölkerung — durch ein unaufhörliches Ausströmen von Menschenmassen aus dem Innern des Landes und zwar zumeist nach dem Westen[1]).

Der Haupttheil der afrikanischen Urbevölkerung besteht aus nomadisirenden Hirtenstämmen. Diese sind zum Theil zu größeren Völkerschaften erwachsen und bilden, je unter einem gemeinsamen Oberhaupte vereinigt, selbständige Stammgemeinden. Theils leben sie vom Ertrage ihrer Heerden, theils vom Handel mit Nachbarstämmen, mit denen sie indeß meist in fortwährender Fehde liegen.

Die Negerstämme des Westens sind mit einer Schlauheit und List begabt, wie sie die Neigung zum Besitz und der damit verbundene Handel erzeugt. Sie sind gutmüthig, doch nicht ohne Mißtrauen, das sogar nicht selten in Hinterlist und Betrug ausartet[2]). Im Uebrigen sind sie träge und begierig nach sinnlichem Genuß.

Als ein edler gesinntes, uneigennütziges und bei weitem biederer handelndes Volk erscheinen die Kaffern[3]). — Roh und wild treten dagegen die Raub- und Nomadenhorden der Gallas in ihren Kriegszügen auf: eine unbändige und allgemein gefürchtete Landplage[4]).

Ungeachtet der milderen Sitten der Neger- und Kaffernstämme steht dennoch das eigentliche Familienleben[5]) derselben auf verhältnißmäßig tiefer Stufe seiner Entwickelung. Ihnen gilt das Weib eben nur als ein, das materielle Dasein erleichterndes, der männlichen Kraft untergeordnetes Wesen, das einzig dazu bestimmt ist, die geschlechtlichen Triebe zu befriedigen und dessen Werth, gleich dem Werthe einer todten Waare, mit der vorhandenen Masse sinkt oder steigt.

Sowohl der Kaffer wie der Neger handelt um ein Weib wie um irgend einen andern Gegenstand des Bedarfs. Die bei einem derartigen Handel vorkommenden Ceremonien und die ihn begleitenden Festlichkeiten äußern sich zwar je nach den Stämmen verschieden, sind jedoch bei allen rein sinnlicher Natur. — Vielweiberei ist dem genußsüchtigen Afrikaner Bedürfniß.

Dennoch erscheint hier das Weib, ungeachtet des auf ihr lasten-

---

[1]) **Ritter** I. (1.) S. 367; S. 381 ff. [2]) **Ritter** I. (1.) S. 316. **Klemm** III. S. 219 ff. [3]) **Ritter** I. (1.) S. 135 ff. [4]) **Ritter** I. (1.) S. 228 ff. [5]) **Klemm**, Culturgesch. III. S. 276 ff.

den Druckes, bei weitem geistiger entwickelt, als bei den in der Einleitung betrachteten Völkern. Eine gewisse, auf dem Bewußtsein des geschlechtlichen Unterschiedes beruhende, Abgeschlossenheit ist den Afrikanerinnen eigenthümlich.

Ein besonderes charakteristisches Merkmal für die gesteigerte Entwickelung dieser Völker überhaupt, bietet zunächst die Behandlungsweise der Kinder: Geburt, Namengebung und die bei einigen Stämmen übliche Beschneidung derselben ist als besondere Feier mit verschiedenen Förmlichkeiten verknüpft. Selbst eine Anweisung zu dem ihnen bevorstehenden Hirten- und Kriegsleben wird mit Sorgfalt und Strenge ausgeübt und sowohl dadurch, wie auch durch gewisse Spiele, die körperliche Gewandheit bei ihnen ausgebildet.

Nicht weniger Aufmerksamkeit wenden die Afrikaner auf die Todtenbestattung[1]): Auch diese trägt sowohl bei den Hottentotten, wie bei den Negern und Kaffern, das entschiedene Gepräge einer mehr oder weniger entwickelten Gefühlsbildung.

Hiermit stimmt auch das, je nach den Stämmen sich verschieden äußernde, gesellige Verhalten zu- und untereinander vollkommen überein: Menschenfreundlichkeit, verbunden mit einer gewissen Biederkeit und einem bei ihnen naturgemäß entwickelten Gefühl für Recht, gestalteten mit mannigfaltigen Ceremonien ausgestattete Umgangsformen. — Fröhliche Zusammenkünfte, Trinkgelage, Spiele und Tänze liebt der nach sinnlichem Genuß strebende Afrikaner.

Im innigen Zusammenhange mit dem Streben nach Genuß steht die Freude am Besitz, die bei einem mehr sinnlich wie geistig regbaren Volke durch häufigen Wechsel des Besitzthums erhöht wird. Das Begehren nach Neuem erweckt die Neigung zum Tausch. Er ist das Grundelement des Handels.

Fast alle bekannten afrikanischen Völkerstämme treiben seit uralter Zeit einen mehr oder weniger ausgebildeten Tauschhandel[2]). Sowohl die im Süden wohnenden Beetjuanen, wie die übrigen Kaffern- und Negerstämme des Ostens und Westens, auch die weniger gekannten Völker des Binnenlandes sind ihm sogar mit Leidenschaft ergeben.

Das öffentliche oder vielmehr staatliche Leben entwickelt sich aus dem Bedürfniß des Zusammenseins, des gemeinschaftlichen Handelns.

---

[1]) Das Einzelne bei Klemm III. S. 293 ff. [2]) Herod. III. 114. — Heeren, Ideen über Politik, Verkehr und Handel II Abth. I. und II. — Klemm, Culturgesch. III. S. 308 ff.

Ein wesentliches Beförderungsmittel dazu ist die Vermehrung des Besitzes. Die Freude an dem behaglichen Genuß des Erworbenen weckt das Bedürfniß nach einer Sicherstellung desselben. Dies erzeugt allgemach gewisse, auf gegenseitige Uebereinkunft beruhende Gewohnheiten, die sich nach und nach zu bestimmten Satzungen gestalten.

Die Feststellung und Aufrechthaltung derselben beschäftigt die geistige Thätigkeit und die physische Kraft. Störende, wechselnde Verhältnisse begünstigen die Entstehung von Autoritäten. An sie wendet man sich in zweifelhaften Fällen und indem man sie so gewissermaßen zu Lenkern und Beschützern der zum Gesetz gewordenen Gewohnheiten macht — ihnen das Bestimmungs- und Entscheidungsrecht überträgt — huldigt man unbewußt ihren geistigen oder physischen Vorzügen.

Sowohl der weise Rath wie die kühne That des Einzelnen sind unter solchen Verhältnissen meist genügend, um ihm die Herrschaft über Massen zu verschaffen. Vornämlich aber ist es der Krieg, der, da er die Sklaverei zur Folge hat, nicht nur die Macht der Stämme, als vielmehr die Gewalt des Einzelnen über dieselben befestigt.

Die Keime zu einem staatlichen Leben finden sich schon bei den Hottentotten und mehr noch entwickelt bei denjenigen Stämmen, die durch den Betrieb des Ackerbaues bereits fester an die Scholle gebunden sind[1]). Sowohl die Beetjuanen wie die Neger leben gewissermaßen unter dem Schutze einer, dem Lande und ihrer Cultur entsprechenden, eigenthümlichen Verfassung[2]).

Die weniger seßhaften, hordenweise beisammen lebenden Kaffern haben gemeinsam anerkannte Oberhäupter, die zum Theil mit erblicher Würde begabt sind und als unumschränkte Herren eines bestimmten Gebietes Gesetze geben und aufheben. Bei einer vorkommenden Gliederung ihrer Horde ernennen sie für die einzelnen Abtheilungen derselben Unterbefehlshaber und beanspruchen, gleichzeitig mit den ihnen freiwillig erwiesenen Ehrenbezeugungen, Abgaben mancherlei Art. Nur der Gesammtwille der Unterthanen steht über ihrer Macht: — Den mißliebigen Führer verläßt die Horde.

Eine derartige Absetzung des Oberhauptes ist da unmöglich, wo das Volk bereits in stabilen Stätten haust, wie dies bei den meisten Negerstämmen der Westküste der Fall ist. — Mit der Seßhaftigkeit

---

[1]) „Seßhaftigkeit und Landbau sind die Grundpfeiler, die das Gebäude jeder größeren Staatsgesellschaft tragen": Hüllmann, Ursprung der Stände. Berlin 1830. S. 7. [2]) Klemm III. 322 ff.

gewinnt das Herrscherthum an äußerer Macht und Würde. Neben dem gefeierten Oberhaupte bildet sich allmälig, theils durch die Nachkommen desselben, theils durch die, durch vermehrten Besitz oder Tapferkeit ausgezeichneten Unterthanen ein bevorzugter Stand, der wiederum andere, je nach Ansehn und Würde verschieden gegliederte Stände zur Folge hat.

Diesen Ständen gegenüber steht das Königthum als der Centralpunkt aller Interessen. Um diese jedoch nach den verschiedensten Richtungen hin vertreten zu können, bedarf es einer Menge von Ceremonien und Formen, die dann wieder ihren Einfluß auf die Gesammtheit ausüben.

Zumeist geordnet erscheinen die Reiche der Aschantis und Loango Neger[1]); auch herrscht bei den Bullamern am Scherbro und bei den Susuern eine eigenthümliche staatliche Ordnung, um deren Aufrechthaltung sich hier sogar geheime, politische Gesellschaften bemühen[2]).

Innig verknüpft mit dem staatlichen Leben ist die Ausübung einer das Gemeinwohl schützenden Gerichtsbarkeit. Sie entwickelt sich aus den einem Volke eigenthümlichen Gewohnheiten und tritt zunächst als Gewohnheitsrecht ins Leben.

Auf dieser Stufe steht die Gerichtsbarkeit der Neger. Der König ist bei ihnen zugleich der oberste Richter; nur die Aeltesten und Geachtetsten aus dem Volke treten ihm rathend bei und entscheiden mit ihm in öffentlichen Gerichtssitzungen über Verbrechen. Die Strafen werden entweder sogleich nach gesprochenem Urtheil oder bei zweifelhaften Fällen, nach geprüften Ordalien an dem Schuldigen vollzogen[3]).

Den staatlichen Verhältnissen der afrikanischen Völker entspricht das kriegerische Verhalten[4]) derselben.

Mit Ausnahme der Gallahorden, deren von Oberhäuptern geleitete Raubzüge einen wilden und vernichtenden Charakter behaupten, lassen die übrigen Stämme bei ihren gegenseitigen Kämpfen eine gewisse Rücksicht vorwalten.

Eine Menge von Förmlichkeiten und Ceremonien, welche die einander feindlich gegenüberstehenden Parteien vor dem Beginn des Kampfes, der Gewohnheit gemäß, beobachten, wie eine allen Stämmen eigenthümliche Zaghaftigkeit — dies alles trägt wesentlich dazu bei, die Gemüther zu besänftigen und die Kampfwuth zu mildern.

---

[1]) Klemm III. S. 329 ff. [2]) Klemm III. S. 326 ff. [3]) Klemm III. S. 339 ff. [4]) Klemm III. S. 340 ff.

Dies ist vornämlich der Fall bei den weniger von fremden Einflüssen berührten Kaffernstämmen [1]), wogegen die Kämpfe der Neger nicht so streng beobachtete und, wie es scheint, mehr ausgeartete Formen erkennen lassen.

Vorzugsweise ist es eine rohe, durch ein Streben nach Besitzthum erzeugte Habsucht, die sie bei ihren Feindseligkeiten leitet, und die, einmal entfesselt, in eine mit List und Feigheit verbundene Grausamkeit ausartet.

So erscheinen denn auch die Kriege der Neger mehr, als die der Kaffern, wie Raubzüge. Jeder der kriegführenden Theile ist nur auf seinen materiellen Vortheil bedacht und handelt demnach, wie es ihm die Gunst des Augenblickes gestattet. Zwischen ihnen herrscht weder die Sitte der Kriegserklärung, noch die von anderen Stämmen beobachteten Gewohnheiten in Bezug auf Schlachtordnung u. s. w. Ueberfälle, verbunden mit Mord, Brand und Raub, Gefangennehmungen der Hirten und Heerden, so wie Verwüstungen jeglicher Art gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen in den sich stets erneuernden Kämpfen der Neger.

Die sie begleitende Grausamkeit zeigt sich zumeist in der rohen Behandlung der Gefangenen und in der Verstümmelung der getödteten Feinde. Die Köpfe und andere vom Körper getrennte Glieder derselben werden von Einzelnen als Siegestrophäen herumgetragen, die Leichen wohl gar im Wuthrausche des Sieges verzehrt.

Ein derartiger Kriegszug schließt mit der vielleicht einzigen Förmlichkeit eines gegenseitigen Friedenseides, den beide Theile durch Unterpfänder bekräftigen. Ihm folgt ein allgemeines Trinkgelag als Versöhnungsfest.

Der von Sinnlichkeit beherrschte und nur der Gegenwart lebende Afrikaner steht noch in zu innigem Verbande mit der ihn umgebenden Körperwelt, um sich geistig über die Sphäre derselben erheben zu können.

Nur unbestimmte Begriffe von gut und böse, hervorgehend aus

[1]) Jeder ihrer Feindseligkeiten geht eine bestimmte Kriegserklärung voran; dieser folgt das Aufgebot der Mannschaft, die wiederum gezwungen ist, ihren Ober- und Unteranführern, die im Treffen die Spitze bilden, blindlings zu gehorchen. Sowohl die Wahl des Kampfplatzes, wie die Aufstellung der Streiter unterliegt einer gewissen Ordnung, die sich sogar bis auf die Lagerung der Krieger, auf Vorpostenwachen rc. erstreckt. — Jede Art von Unterhandlung, sei es um Waffenstillstand, um Frieden u. a. m. geschieht unter Beobachtung besonderer Förmlichkeiten.

dem Gefühl des Behagens und Unbehagens, dienen den Kaffern zur Bezeichnung der auf sie wirkenden unsichtbaren Mächte. — Das nicht sinnlich Wahrnehmbare hat für sie indeß kein Dasein, und da sie demnach sich weder das, was wir „Seele" nennen, noch ein ihnen nicht sichtbares Wesen überhaupt vergegenwärtigen können, so fehlt es ihnen durchaus an dem Begriff einer Seelendauer und eines höchsten Wesens.

Statt dessen legen sie den verschiedensten Körpern nützende oder schadende Wirkungsfähigkeit bei und knüpfen so leicht an jeden, ihnen durch Zufall zugeführten Gegenstand eine gewisse Verehrung, die sie theils durch Besänftigungs-, theils durch Dankceremonien gegen ihn äußern.

Auch dem die Sinne erregenden und gehaltlosen Zauber sind sie mit besonderer Vorliebe ergeben; und so finden sich denn auch unter den Kaffern bestimmte Individuen, die man im Besitze magisch wirkender Kräfte wähnt und die, unter Beobachtung gewisser Förmlichkeit, ihre Scheinmacht über die Abergläubigen ausüben.

Aehnliche, doch bei weitem entwickeltere Erscheinungen bietet der mehr oder weniger rohe Naturcult der Neger. In ihm nimmt zwar der Glaube an geheimnißvolle Zauberkräfte ebenfalls eine wesentliche Stelle ein, doch äußert er sich hier unter viel bestimmteren, je nach den Einzelstämmen verschiedenen Formen.

Die unausgesetzte Thätigkeit christlicher Missionäre blieb nicht ohne Einfluß auf die Denk- und Sinnesweise dieser Völker. Sie weckte in ihnen den Glauben an eine höhere, zu erzürnende und versöhnende Macht, und verschaffte ihnen eine, wenn auch nur dunkle, Ahnung von einem Dasein guter und böser Geister. Die sinnliche Wahrnehmung derselben — ihre sicht- und tastbare Gegenständlichkeit — ist indeß auch den Negern Bedürfniß — und so *schaffen* sie sich dann eine Menge von Idolen, die sie theils als Hausgötter für ihre Privatinteressen, theils als allgemein gültige Fetische verehren.

Die Himmelskörper, besonders die Sonne und den Mond, betrachten sie mit einer gewissen Ehrfurcht; desgleichen eigenthümlich gestaltete Felsen, gewisse Pflanzen und Steine. Selbst einzelne Thiere erscheinen ihnen als mit höherer Willenskraft begabte, verehrungswürdige Wesen.

I. Die Tracht (Kleidung, Schmuck, Waffen).

Vorbemerkung.

Die Tracht der afrikanischen Stammvölker steht im innigen Zusammenhange mit der ihnen eigenthümlichen, je nach den Einzelstämmen mehr oder weniger entwickelten Geisteskultur.

Selbst diejenigen Stämme, denen eine Umhüllung des Körpers kein durch das Klima bedingtes Bedürfniß ist, scheuen dennoch die gänzliche Nacktheit [1]).

Mit dem Sichbewußtwerden des geschlechtlichen Unterschiedes durch das Schamgefühl tritt die Kleidung in ein bestimmteres Verhältniß zum Individuum und erhält dadurch, daß sie diesem nicht mehr als ein bloßes Schutzmittel, sondern auch zugleich als eine, durch das Gefühl bedingte Nothwendigkeit erscheint, eine höhere Bedeutung.

Von wesentlichem Einfluß auf die Beschaffenheit der Tracht überhaupt ist das dazu verwendbare Material. Dieses erwächst einem Lande entweder aus seinen eigenen Erzeugnissen oder aus den, durch Handel ihm zugeführten ausheimischen Produkten.

Der mehr oder weniger ausgedehnte Verkehr der afrikanischen Völker ist im Allgemeinen ein auf die Produkte des Landes beschränkter Tauschhandel. Seine Einwirkung auf die Gegenstände der Tracht ist demnach von keiner Bedeutung für dieselben [2]).

Wichtiger sind die Erzeugnisse des Landes selbst. — Neben den Stoffen, welche die Jagd und die Heerden darbieten, liefert die Pflanzenwelt manches schätzbare Material. Zu diesen gehört unter anderen der zeugähnliche Bast gewisser Bäume [3]), wie auch verschiedene Binsen- und Rohrarten, die sich trefflich zu Flechtarbeiten eignen. Ebenso wird die Baumwolle in den Gegenden Afrika's, wo sie wildwachsend gedeiht, zu verschiedenen Gegenständen der Tracht verarbeitet.

Zu den, der Thier- und Pflanzenwelt angehörenden Produkten kommt der Reichthum an edeln Steinarten und Metallen, unter denen das Gold besonders hervorzuheben ist.

---

[1]) Klemm III. S. 241 ff. [2]) Wir schließen hier natürlich diejenigen Stämme aus, die in ununterbrochenem Verkehr mit den europäischen Colonisten stehen. Bei diesen erzeugte der Einfluß, den die Colonisationen auf sie ausübten, wenigstens zum Theil eine, in Bezug auf die Tracht, höchst lächerliche Zwitterkultur. [3]) Klemm III. 269 ff.

Neben einer Geschicklichkeit in Verwendung thierischer Stoffe, die fast allen Afrikanern eigenthümlich ist und die besonders da zur Geltung kommt, wo Thierhäute den wesentlichsten Theil der Bekleidung bilden, besitzt vorzugsweise der weibliche Theil der Stammbevölkerung eine überaus große Kunstfertigkeit in der Behandlung von Flechtarbeiten, im Spinnen und Weben der Baumwolle, so wie in dem Zusammennähen der Thierhäute und andern ähnlichen mechanischen Handarbeiten.

Die Männer, sich den mehr Kraft bedingenden Arbeiten zuwendend, sind seit uralter Zeit mit der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle vertraut.

Auch die Benutzung gewisser Pflanzensäfte zu Färbestoffen ist ihnen bekannt [1]).

Erster Abschnitt.

Die Tracht als Schutz und Zierde.

A. Kleidungsstücke.

Allgemeine Bemerkungen.

Das einfachste und naturgemäßeste Schutzmittel unter den Kleidungsstücken ist der Schurz. Ihm zunächst steht der durch klimatische Einflüsse hervorgerufene Mantel.

Der Schurz, der Uranfang jeglicher Bekleidung, gewinnt allmälich, wie auch der Mantel, eine, je nach dem Stande der Cultur verschiedene, niedere oder höhere ethische Bedeutsamkeit.

Beide Kleidungsstücke entwickeln sich zu unterscheidenden Kennzeichen der Geschlechter.

An die Stelle der ursprünglich einfachen Schurze und Mäntel treten größere und umfangreichere Gewänder.

Dem Triebe, sich zu schmücken, öffnet sich hierdurch ein weites Feld, und die ursprünglich nur zum Schutz bestimmte Bekleidung gestaltet sich allgemach zur Körperzierde.

---

[1]) Die Neger der Sierra-Leona-Küste färben roth, schwarz, blau und gelb. — Die Guinea-Neger färben nur blau und schlechtes roth. — Die Aschantis färben roth, blau, gelb und grün; letzteres durch Mischung von gelb und blau.

I. Männer-Kleider.

1. Der Schurz.

a) Bei den Hottentotten die einfachste Art der Schaamverhüllung: ein um die Hüften reichender Riemen mit einer kleinen, aus Schakalfell halbrund zugeschnittenen Klappe, die, mit der Haarseite nach außen, zur Bedeckung des Zeugungsgliedes dient[1]).

b) Eine Erweiterung dieses Kleides zeigt sich bei den Beetjuanen: der den Leib umschließende Gürtel ist breiter; von diesem herab hängt ein Lederstreif, der zwischen die Beine und dann zwischen Rücken und Gürtel hindurchgezogen wird.

c) Eine dem ähnliche, doch meist aus Pflanzenstoff gefertigte Schambedeckung tragen die Neger; doch zeigt sich bei diesen außerdem bereits eine, je nach den einzelnen Stämmen mehr oder weniger ausgedehnte, Umbildung derselben.

d) Die Congo-Neger binden größere Schurze von Thierfellen vor, die indeß bei den durch höhere Cultur ausgezeichneten Fulahs[2]), so wie bei jenen an der Küste von Guinea und der Sierra-Leona wohnenden Mandingos[3]) und Fantis[4]), vermuthlich frühzeitig von der diesen Völkern eigenthümlichen Unterkleidung verdrängt wurden:

e) Diese besteht in ihrer einfachsten Gestaltung aus einem etwa fünf Zoll breiten und etwa achtzehn Zoll langen Zeugstreifen, der so um den Unterleib gewickelt wird, daß das Ende desselben, nach vorn hindurchgezogen, zwischen den Oberschenkeln herabhängt.

f) Als eine Vervollständigung dieser Tracht erscheint hier außerdem ein von Baumwolle gefertigter, die Lenden vollständig bedeckender, schurzartiger Rock[5]).

2. Der Mantel. Auf die Gestaltung desselben wirkt weniger das Gefühl der Scham wie das Bedürfniß nach Schutz und die Neigung zum Schmuck. Er bewahrt demnach länger den Charakter seiner ursprünglichen Bedeutung wie der Schurz; und so findet sich

a) denn auch bei den Hottentotten derselbe Umwurf, dessen sich der Bojesmann bedient. Nur die größere Geschicklichkeit in Bearbeitung

---

[1]) Andreas Sparrman's Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung u. s. w. Herausgeg. von Georg Forster. Berlin 1784. Taf. III. Fig. 6. [2]) Ritter I. (1.) S. 342; S. 350. [3]) Ritter I. (1.) S. 362 ff., wo sie die „Hindu von Afrika" genannt werden. [4]) Ritter I. (1.) 313 ff.: bei ihnen gilt die weiße Farbe als ein Symbol der Unschuld. [5]) Die bei einzelnen Negerstämmen vorkommende hemdförmige Bekleidung, so wie die Hosentracht derselben beruht auf fremdem, muselmännischem Einfluß. Klemm III. S. 243.

des Materials unterscheidet den Mantel des Hottentotten von dem seines verwilderten Nachbars.

b) Umfangreicher und schmuckvoller ist der Mantel der Beetjuanen: dieser wird meist aus mehreren wohlgegerbten Fellen wilder Katzen, Springhasen u. a. m. geschickt zusammengenäht; außerdem mit einem, aus den Kopfhäuten dieser Thiere künstlich zusammengefügten, auf die Schultern herabfallenden Kragen versehen und mit den Fußpelzen derselben zickzackartig umsäumt. — Man trägt ihn, die Rauhseite nach innen, vermittelst zwei quer über der Brust laufenden Riemen befestigt.

c) Nicht weniger künstlich gearbeitet, bei zum Theil noch größerem kreisrund zugeschnittenem Umfang, ist der Mantel, dessen sich einzelne Kafferstämme bedienen, während bei den Negern des Westens eine mantelartige Bedeckung überhaupt seltner ist. Hiervon machen jedoch die Aschantis eine Ausnahme, welche meist weitbauschige, togaähnliche Umwürfe tragen[1]).

3. Die Kopfbedeckung. Die meisten afrikanischen Völkerschaften gehen der Natur gemäß baarhäuptig. Nur selten bedient sich

a) der Hottentotte einer, aus gegerbtem Leder gefertigten Kappe. Ebenso

b) der Beetjuane, der das Tragen einer Kopfbedeckung als eine Vergünstigung des Alters betrachtet.

c) Kurz kegelförmig gestaltete Kappen, aus dreieckig geschnittenen Lederstücken zusammengenäht, mit von der Spitze herabhängenden, an Lederstreifchen befestigten Metallringlein verziert und doppelten Kinnbändern, finden sich bei den Kaffern in Gebrauch.

d) Die Mützen der Neger sind meist von Baumwolle und zuweilen mit dem buntgefärbten Büschel eines Kuhschwanzes verziert. Außerdem tragen sie auch wohl kleine von Binsen geflochtene Matten, die sie vermittelst eines Bandes um den Kopf befestigen.

4. Die Fußbekleidung. Die Hottentotten wie die Kaffern fertigen Schuhe

a) aus Thierhäuten, indem sie diese nach der Größe des Fußes zuschneiden und ihnen dann durch äußeren Druck u. s. w. Form und Gestalt geben. Die oberen Ränder der so gestalteten Schuhe werden durchbohrt und mit Schnürriemen versehen[2]).

b) Bei den Negern ist diese Art Fußbekleidung weniger gebräuchlich. Sie begnügen sich meist mit hölzernen Sandalen oder mit dünnen Bretchen, die sie vermittelst Ueberbänder um die Füße festbinden.

---

[1]) Klemm III. 244. [2]) Sparrmann, Reise Taf. III. Fig. 4.

II. Weiber-Kleider.

1. Der Schurz. Der Weiber-Schurz, durch seine Gestalt von dem Männer-Schurz verschieden, wird hierdurch gewissermaßen zum charakteristischen Abzeichen für das Geschlecht.

a) Bei den Hottentotten besteht er aus wohlzubereiteten, enthaarten Thierhäuten, und zwar aus dreifach übereinanderliegenden, an einem Hüftriemen befestigten, Lederstreifen, von denen der oberste und größte bis etwa über die Mitte der Lenden reicht.

b) Die Beetjuanen-Weiber bedecken nicht nur die Scham, sondern zugleich auch den Hintern mit mehreren übereinander liegenden Schurzen, von denen kleine, leicht bewegliche Riemchen herabhängen.

c) Die Negerinnen der Westküste tragen zwar den den Männern eigenthümlichen Schurzrock, doch unterscheidet er sich durch größere Weite und Länge.

2. Der Mantel. Der Weiber-Mantel ist im Wesentlichen dem Männer-Mantel gleich.

a) Bei den Hottentotten besteht der Unterschied darin, daß ersterer, zum bequemeren Transport von kleinen Kindern, mit einem sackförmigen Kragen versehen ist.

b) Die Mäntel der Kaffernweiber sind weiter und schmuckvoller wie die der Männer und zuweilen mit besonderen Bequemlichkeitsmitteln ausgestattet:

An einem über den Rücken herabfallenden künstlich genähten und mit der Haarseite nach außen gekehrten Kragen, hängen zu beiden Seiten der Schultern schmale, etwa bis auf die Erde herabreichende Riemen, an denen kleine Thierfelle —. Schweißtücher — befestigt sind. Ein anderer, von der rechten Schulter hängender Lederstreifen trägt einen kleinen, von Schildkrötenschale gefertigten, Schminkbehälter. Die Riemchen sind mit metallenen Ringlein, die Mantelklappe aber ist mit reihenweis aufgenähten Metallknöpfchen verziert.

3. Kopfbedeckung.

a) Die Mütze der Hottentottin besteht meist aus einem, der Kopfweite entsprechend großen Abschnitt eines Thiermagens, dessen kurzkegelförmige Gestalt sie auf eigenthümliche Weise schwärzt und nicht selten mit einem Kranz von haarigem Büffelfell umgiebt. Dieser bedeckt Stirn und Nacken und wird auf mannigfach verschiedene Weise mit Muscheln benäht[1]).

---

[1]) Sparrmann, Reise Taf. III. Fig. 5.

b) Die Weiber der Kaffern und Neger tragen wie die Männer Kappen von Hirschfellen oder von Binsen geflochtene Matten oder auch baumwollene Zipfelmützen u. a. m.

4. Fußbekleidung. Sie stimmt im Wesentlichen mit der der Männer überein.

B. Der Schmuck.

Fast sämmtliche afrikanische Völkerschaften besitzen eine eigenthümliche Vorliebe für bunten und reichen Schmuck. Den ihrem Geschmack für Körperzierde entsprechenden, rohen Naturprodukten fügen sie andere, mehr oder weniger künstlich bearbeitete Stoffe hinzu, wobei ihnen eine gewisse handwerkliche Geschicklichkeit trefflich zu statten kommt.

I. Schmuckmittel der Männer.

1. Zu diesen gehört zunächst die Reinlichkeitspflege, die, ebenfalls als ein Resultat des Culturzustandes, mit diesem in einem gewissen Verhältniß steht, und demnach hier von der Schmutzkruste der Hottentotten bis zu den häufigen Waschungen der die Sierra-Leona-Küste bewohnenden Negerstämme verhältnißmäßig zunimmt[1]).

2. Außer gewissen, bei allen Stämmen üblichen Oeleinreibungen und Salbungen des Körpers, die wiederum mit jenen Waschungen zusammenhängen, herrscht unter ihnen die Sitte, sich bunt zu bemalen.

Sowohl die Kaffern wie die Neger verzieren einzelne Theile des Körpers mit allerlei willkührlich gewählten Figuren, wozu sie sich meist rother, doch auch — und dies ist besonders bei den Letzteren der Fall — weißer und blauer Farbe[2]) bedienen.

3. Aehnlich verhält es sich bei ihnen mit der Tätowirung, auf die vorzugsweise einzelne Völker der Westküste[3]) großen Fleiß verwenden, wodurch denn selbst die äußerst schmerzhafte Ornamentirung der Haut durch künstlich hervorgebrachte Narben eine bestimmtere Form gewinnt.

4. Eine seltsame Gewohnheit einzelner West-Negerstämme[4]) besteht in einem theilweisen Wegfeilen einzelner Vorderzähne und in einem gewaltsamen Zuspitzen derselben.

---

[1]) Das Einzelne bei Klemm, Culturgesch. III. S. 246 ff. [2]) Blau erhalten sie durch Tausch von den Europäern. [3]) Die Kaffern punktiren Arme, Brust und Rücken; die Neger von Sierra-Leona Stirn und Schläfen. [4]) Die Congoer, die Bewohner der Goldküste und die Neger der Sierra-Leona.

5. Von wesentlicher Bedeutung für den Schmuck ist der Haarwuchs, der denn auch von den Negern mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt wird.

a) Das Haupthaar ist den meisten Umgestaltungen unterworfen, die hier — von den kahlrasirten Köpfen der Neger von Akra bis zu den auf den Scheitel künstlich ausgeschorenen Blumen und anderen Figuren und von diesen bis zu den zopf- und büschelartigen Zusammenknotungen — eine Ueberfülle der mannigfaltigsten Formen hervorrufen [1]).

b) Der bei den Negern nur unbedeutend hervortretende Bart wird von ihnen bei weitem weniger gepflegt. Nur einige Stämme lassen denselben frei wachsen oder scheeren ihn wohl auch bis zu einer gewissen Kürze.

c) Die übrige Behaarung des Körpers wird meist von allen Stämmen sorgfältig vertilgt.

6. Die Durchbohrung einzelner Körpertheile zur Befestigung von Schmucksachen ist in Afrika vorzugsweise auf die Ohren beschränkt. Seltener findet ein Durchstechen des Nasenknorpels [2]) und, nur als ganz vereinzelte Erscheinung, eine ähnliche Verstümmelung der Lippen [3]) statt.

Die Schmucksachen.

Die Gestaltung des Einzelnen hängt im Allgemeinen von der Form desjenigen Körpertheiles ab, zu dessen Verzierung es bestimmt ist. Sowohl in der Wahl der Stoffe, wie in der Bearbeitung und Zusammenstellung derselben bekundet sich ein mehr oder weniger entwickeltes Gefühl für Zierlichkeit.

---

1. Zum Schmuck der Unterlippe verwendet der Bambaraneger ein, diesem Zweck entsprechend bearbeitetes Stückchen Holz, Kürbis u. a. m. oder auch ein metallenes Knöpfchen.

2. Die Nasenscheidewand ziert entweder ein hölzerner Pflock oder man behängt sie mit metallenen (goldenen oder kupfernen) Ringen.

3. Bei weitem mehr Mannigfaltigkeit bieten die bei allen Stämmen gebräuchlichen Ohrgehänge.

a) Bei den Hottentotten bestehn sie aus mehreren auf Draht gereihten Perlenmuscheln.

---

[1]) Klemm III. S. 249. [2]) Bei den Bambarafrauen, den Bages (nördlich von Sierra-Leona) und den Bertatnegern. [3]) Bei den, südlich von der Sahara wohnenden Bambaranegern.

b) Die Kaffern und Neger tragen statt dessen metallene Ringe[1]) und metallene oder elfenbeinerne Knöpfchen, und zwar nach den Stämmen verschieden einen oder mehrere solcher Ringe in einem oder auch zugleich in beiden Ohren übereinander[2]); außerdem Schnüre von Glaskorallen u. a. m.

4. Den Halsschmuck bilden zumeist Schnüre und kleine Kettchen.

a) Bei den Hottentotten: aufgereihte Eierschaalen, Glasperlen oder Metallkügelchen; auch auf Riemen gezogene Schneckenhäuschen[3]).

b) Bei den Kaffern: auf Riemen, Draht oder Wollenfäden gereihte Steinchen, Stücke gewisser wohlriechender Hölzer, Metallplättchen, zarte Thierknöchelchen und dergl.[4])

c) Bei den Negern: mit Gewürznelken besetzte Schnüre; künstlicher gearbeitete Kettchen mit daran befestigten Anhängseln. Diese sind theils von Gold wie bei den Mandiego's, theils zierlich aus buntfarbigem Stein geschliffen wie bei den Aschantis und Fantis[5]).

5. Der Brustschmuck wird durch den Halsschmuck, da dieser meist bis auf die Mitte des Oberkörpers reicht, hinlänglich ersetzt.

6. Die Hottentotten wie die Kaffern und Neger haben die Gewohnheit, den Unterleib auf ähnliche Weise und mit ähnlichen Schmucksachen zu verzieren wie den Hals.

7. Der Armschmuck erstreckt sich über den Ober- und Unterarm. Er ist allen afrikanischen Stämmen gemein. Bei ihm herrscht die, dem betreffenden Körpertheil entsprechende Ringform vor.

a) Die Armringe der Hottentotten sind von starkem, abgerundeten Leder.

b) Die Kaffern fertigen ähnliche Lederringe, die sie jedoch zuweilen mit Thierzähnen besetzen.

c) Sehr allgemein ist die Benutzung des Elfenbeins statt des Leders, während metallene Armringe nur von einzelnen Kaffern- und Negerstämmen gearbeitet werden.

d) Diese bedienen sich dazu meist des Eisens und des Kupfers, und vorzugsweise des letzteren, dem sie zu diesem Zweck die Form von Drath, von Stäben oder Blechen geben. — Demnach sind die Ringe theils geflochtene, theils flach oder kantig gehämmerte, theils auch ab-

---

[1]) Sparrmann, Reise Taf. V. Fig. 4, 5. [2]) Die Marutzis tragen mehrere Ringe in einem Ohre; die Pongos wohl sechs bis acht übereinander. Klemm III. S. 251. [3]) Sparrmann, Reise Taf. III. Fig. 2. [4]) Lichtenstein, Reise Fig. 6. [5]) Ueber diese, höchst künstlich gefertigten Steinchen Klemm III. S. 252 ff.

gerundete. Seltner gestaltet man sie mit besonderen, buckelförmig her vortretenden Absätzen[1]).

Die Zahl solcher Ringe zum gleichzeitigen Schmuck ist durchaus willkührlich und oft werden sechs und mehr dicht nebeneinander getragen.

8. Den Fingerschmuck bilden ebenfalls kleine metallene Ringe, worunter die goldenen meist sehr zierlich, oberhalb gleichsam kronenförmig erhoben gehämmert sind.

9. Die Ausschmückung der Beine entspricht in der Hauptsache der der Arme. Auch hier bedecken zuweilen a) gleichzeitig aufgeschobene Ringe den ganzen Unterschenkel.

b) Um die Knöchel werden nicht selten Perlenschnüre und dergl. gewunden.

c) Einzelne Stämme befestigen sogar am Knie büschelförmige Thierschweife oder Korallenschnüre[2]).

10. Eine, dem Fingerschmuck entsprechende Zierde sind die bei den Kaffern vorzugsweise gebräuchlichen Zehenringe.

II. Schmuckmittel der Weiber.

Die Schmuckmittel der Afrikanerinnen stehen in einem ähnlichen Verhältniß zu denen der Männer, wie die Kleidungsstücke beider Geschlechter zueinander. — Der Hauptunterschied beruht mehr auf einem, den weiblichen Individuen überhaupt eigenthümlichen Sinn für geschmackvollere und zierlichere Anordnung im Ganzen, als auf einer, die betreffenden Gegenstände besonders auszeichnenden Gestaltung.

Der Unterschied kommt demnach zumeist bei der Bemalung der Haut, in der noch sorgfältigeren Behandlung des Haarputzes und bei der Zusammenstellung der Schmucksachen zur Geltung.

1. Die Congonegerinnen erneuern täglich den, die Füße, die Schenkel und einzelne Gesichtstheile nur strichweise bedeckenden, rothen Hautanstrich; ebenso die Weiber anderer Negerstämme die rothen, weißen und blauen Körperverzierungen.

2. Auch auf die Tätowirung verwenden die Weiber bei weitem mehr Fleiß wie die Männer, und zu den schon oben erwähnten, auch von ihnen geübten 3. Körperverstümmelungen fügen sie noch die einer gewaltsamen Erhöhung der Brüste[3]).

---

[1]) Alle diese Formen abgebildet bei H. Lichtenstein: Reisen im südlichen Afrika. Berlin 1812. Fig. 7—12. [2]) Das erstere ist Sitte bei den Kaffern, das letztere bei den Negern von Akra. [3]) Die Weiber der Fanti gestalten die Brüste durch künstliches Pressen und Binden spitzkugelförmig.

1. Große Mannigfaltigkeit herrscht in der Haartracht, wozu die Sitte, das Haar in viele kleine Flechten oder in Büschel abzutheilen, immer neue Gestaltungen hinzufügt.

Die Schmucksachen.

Außer den auch von Männern getragenen Schmucksachen bedienen sich die Weiber vorzugsweise sehr zierlicher, von Gewürzkörnern gefertigter Halsbänder, mehrfach den Körper umlaufender Perlenschnüre, die den geschmückten Theil zuweilen handbreit umgeben u. a. m.; ferner mit Porzellanscherben und rothfarbigen Steinchen besetzter Bänder als Stirn-, Arm- und Knöchelschmuck[1]), so wie auch mit klappernden Schellchen versehener Fußgelenkringe.

Anhang.

Die zur Tracht gehörenden Schmuckgeräthe.

Es sind dies hauptsächlich gewisse Schutzmittel gegen klimatische Einflüsse und gegen belästigende Insekten. Sie verdanken demnach ihre Entstehung dem naturgemäßen Bedürfniß nach Schutz, ihre Ausbildung aber dem Streben nach Bequemlichkeit und dem Triebe sich zu schmücken.

1., 2. Fächer und Wedel tragen sowohl die Matschappi wie die Bambaraneger. Die Erstern fertigen solche von Straußfedern[2]), die Letzteren verwenden dazu buschig endigende Ochsenschwänze.

Bei den Negern der Westküste besitzt jeder Vornehme einen Sonnenschirm. Dieser begleitet ihn sogar in die Schlacht. Der des Königs der Aschanti hat eine scharlachrothe, mit goldenen Thier- und Sternbildern reich verzierte Bespannung.

C. **Die Waffen.**

Von wesentlichem Einfluß auf die Ausbildung der Bewaffnung überhaupt ist die aus dem Streben nach Besitz hervorgehende Seßhaftigkeit; denn der Besitzende betrachtet die Waffe nicht nur als Mittel zur Vertheidigung seiner Person, viel mehr noch als Mittel zur Sicherung und Erweiterung seiner Habe. Sie gilt ihm um so mehr, je größer und dauernder die kriegerischen Gefahren sind, denen er und

---

[1]) Besonders beliebt bei den Congonegerinnen. [2]) Lichtenstein: Reise Fig. 4.

sein Besitzthum ausgesetzt ist. Wo aber ein ununterbrochener Kampf das menschliche Dasein beunruhigt, da wird die Waffe das unentbehrlichste Mittel für die Sicherung und Erhaltung der Existenz. Als solches betrachten sie denn auch die im steten Nachbarkampfe begriffenen afrikanischen Stammvölker. Ihnen ist die Waffe ein nothwendiger Begleiter. Aber auch hier, wie schon auf den niedrigsten Stufen der Cultur, erscheint die Waffe ausschließlich als ein Eigenthum der Männer, während sie von Weibern nur ausnahmsweise[1]) oder bei außerordentlichen Vorkommnissen als Mittel der Kraftverstärkung gehandhabt wird.

I. Die Schutzwaffen.

1. Der Schild: a) Bei den Kaffern besteht derselbe aus einer getrockneten, oval zugeschnittenen und nach der Mitte zu vertieften Ochsenhaut. Bei nur geringer, den Körper kaum deckender Breite beträgt seine Höhe etwas über vier Fuß. Die Handhabe bildet ein über der Mitte der Innenseite mit Riemen befestigter, die Länge des Schildes überragender Stab[2]).

b) Die Neger verfertigen starke Ruthengeflechte von etwa fünf Fuß Länge und vier Fuß Breite. Diese Schildmatten verstärken sie dadurch, daß sie dieselben mit starken Holzplatten benageln, diese mit Metallblechen bedecken und außerdem mit Thierhäuten überziehen. — Auf der Mitte eines jeden derartigen Schildes bringen sie eine kreuzförmige, zum Durchstecken des Armes bestimmte Handhabe an, die sie, wie die Innenseite überhaupt, zuweilen mit allerlei Anhängseln, Schnürchen, Glöckchen u. a. m. verzieren.

2. Der Kopfschutz. Dieser ist auf mannigfache Weise, je nach dem Grade der Wohlhabenheit und dem Geschmack des Einzelnen, verschieden gestaltet.

a) Einige bedecken das Haupt mit der wohlpräparirten Kopfhaut eines Thieres, deren Augenhöhlungen zum bequemen Durchsehen erweitert werden, b) Andere benutzen in ähnlicher Weise Elephantenohren, Wirbelbeine größerer Fische u. dergl.

c) Die Fetuneger tragen von Krokodilhaut gefertigte Kappen. Auch finden sich an der Westküste einzelne Stämme, die helmartige Mützen dadurch herstellen, daß sie Thierhäute über hölzerne Unterlagen ziehen.

---

[1]) So umgab sich z. B. der König von Dahomey (Guinea) im siebzehnten Jahrhundert mit einer weiblichen, Amazonen ähnlichen, Leibgarde. Ritter, Erdkunde I. (I.) S. 298. [2]) Lichtenstein, Reisen III. S. 406. Fig. b.

Die Zierden dieser sämmtlichen Kopfbedeckungen bestehen zum Theil in reichem Besatz von reihenweis neben und unter einander geordneten Muscheln, Zähnen u. a. m., zum Theil in metallenen Buckeln, Hörnchen, Blechstückchen u. s. w. — Einen allgemein gebräuchlichen Schmuck bilden buntgefärbte Schweife einzelner Thiere — die Schwänze der Pferde, der Leoparden[1]), der Falken u. a. m. — die man auf die Helmspitze befestigt.

3. Den Unterleib deckt meist ein breiter, drei- und mehrfach verstärkter Ledergurt.

II. Die Angriffswaffen.

A. Die Wurfgeschosse.

1. Der Wurfspieß. In seiner einfachsten Gestalt bei den Gallahorden, deren einzige Waffe er ist[2]): a) eine hölzerne Stange mit im Feuer gehärteter Spitze.

Die Wurfspieße der Kaffern und Neger[3]) sind b) etwa vier bis fünf Fuß lang und mit metallenen Klingen bewehrt. Die Klingen selbst, meist von Eisen, gleichen glatten oder unterhalb widerhakigen spitzzulaufenden Messern mit doppelter Schneide und haben nicht selten einen und einen halben Fuß Länge.

Der hölzerne Schaft eines solchen Messers wird zuweilen mit einem Kuhschwanze überzogen, das Messer selbst durch ein ledernes Futteral gegen Nässe geschützt[4]).

2. Die Schleuder. Als ziemlich vereinzelte Erscheinung bei einigen Negerstämmen vorkommend. Häufiger nur bei den auf niedriger Culturstufe stehenden Bertatnegern.

3. Bogen und Pfeil. Sowohl bei den Kaffern wie bei den Negern gebräuchlich. — Der aus hartem Holze fünf bis sechs Fuß lange Bogenstab wird durch eine straff angespannte Sehne in mäßiger Krümmung erhalten; eine um die Mitte desselben befindliche Umwickelung bildet das Pfeillager.

Die Pfeile sind von Rohr und mit mannigfach verschieden gestalteten eisernen Spitzen versehen, unterhalb eingekerbt und dicht über dem Kerbeinsatz eiförmig befiedert[5]).

---

[1]) Vorzugsweise bei den Aschantis, die auch Helme von Leopardenfell tragen.
[2]) Ritter, Erdkunde I. (1.) S. 232. [3]) Sparrmann, Reise Taf. IV. Fig. 1 und 2. — Lichtenstein, Reise Fig. 1; III. Fig. b. [4]) Klemm III. S. 345 ff. Taf. VII. Fig. 3—6. [5]) Klemm III. Taf. VII. Fig. 8—11.

Zur Aufbewahrung und zum Transport derselben bedient man sich allgemein eines von Baumrinde, Leder und anderen Stoffen gefertigten, mehr oder weniger verzierten Köchers[1]).

B. Hieb= und Stoßwaffen.

1. Neben den Wurfspießen, die zuweilen auch als Stoßwaffen benutzt werden, ist 2. die Keule eine allgemein verbreitete Hiebwaffe. Sie ist entweder a) ein schwerwuchtiger Wurzelstock in seinem, von der Natur gleichsam vorgearbeiteten, rohen Zustande oder b) ein künstlich geschnittener und mit Schnitzwerk verzierter Holzknubben[2]).

3. Das Schwert[3]). Die kurze und gedrungene Form desselben hat viel Aehnliches mit der geschwungenen oder geschweiften Keule.

Die Klinge ist von Eisen, zwischen einen und anderthalb Fuß lang, bei zunehmender Breite nach oben verstärkt und am äußersten Ende sichelförmig gekrümmt. — Der hölzerne, zuweilen mit einem flachrunden Knopfe endigende Griff wird auf verschiedene Weise verziert, indem man ihn mit Fell umwickelt, mit Metalldraht oder Metallplättchen umlegt und ein Büschel Roßhaare daran troddelartig befestigt. — Die ähnlich ausgestattete lederne Scheide ist an einer Seite offen. — Ein breites Riemenband bildet das Gehänge.

4. Der Dolch[4]). Die eiserne Klinge desselben gleicht einer flachen, nach unten spitzzulaufenden, zweischneidigen Speerspitze. — Der handlich gestaltete hölzerne Griff ist zuweilen reihenweis mit Nägelknöpfchen benagelt und mit einem Knopf versehen. — Die Gestalt der Scheide entspricht meist der Form der Klinge und endigt entweder unterhalb in einer Spitze wie jene, oder geradlinig und breit. Auch sie wird ähnlich dem Griff mit Metallknöpfchen verziert, und durch daran befindliche Riemen am Körper befestigt.

Das Schwerdt wird entweder auf der linken Seite oder vor'm Bauche hängend getragen; der Dolch dagegen auf der Mitte der Brust.

Anhang.

Die zur Tracht gehörenden Kriegsgeräthe.

Es sind dies sowohl die von Einzelnen geführten Feldzeichen, wie auch die kriegerisch=musikalischen Instrumente und selbst die Kriegstro=

---

[1]) Sparrmann, Reise Taf. V. Fig. 3. Meirick, Waffen und Rüstungen u. s. w. Taf. CXLVIII. 4, 10. [2]) Klemm III. Taf. VII. 7. [3]) Klemm III. Taf. VII. 2. Sowohl das Schwert wie auch der Dolch finden sich fast nur an der Westküste im Gebrauch. [4]) Lichtenstein, Reise Fig. 3. Klemm III. Taf. VII. 2.

phäen, insofern solche die Sieger als Zeichen ihrer Thaten zur Schau tragen.

Bei den Negern der Westküste besitzt jeder Vornehme besondere Feldzeichen, Trommeln u. a. m., die er sich von Sklaven nachtragen läßt [1]).

1. Die Kriegsmusik besteht aus Trommeln und Hörnern.

a) Als gewöhnliche Trommel dient ein hohler, nur auf einer Seite mit Schaffell bespannter, Stamm.

b) Die große Trommel ist etwa vier Fuß hoch und hat zwei und einen halben Fuß Durchmesser. Sie ist mit menschlichen Kinnbackenknochen behangen. — Soll sie gerührt werden, so nimmt sie Einer auf den Kopf und ein Anderer schlägt sie mit hakenförmigen Trommelstöcken.

c) Die Hörner sind groß und schwer, von Elephantenzähnen gefertigt und zuweilen mit willkührlichen Ornamenten geschmückt.

2. Als Siegeszeichen gelten die Köpfe der getödteten Feinde, die man im Kampfe umhängt. — Sie werden mumisirt und nicht selten mit Goldschmuck ausstaffirt.

---

3. Andere, dem Kriege angehörende Gegenstände haben mehr eine symbolische Bedeutung.

So gilt z. B. bei den Kaffern die Uebersendung eines Löwen- oder Tiegerschwanzes als Kriegserklärung, während die Könige der Neger zuweilen durch spottende Zusendungen einander zur Fehde aufreizen [2]).

Zweiter Abschnitt.

Die Tracht als Ausdruck besonderer Empfindungen und Zustände.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Ausbildung der Tracht hängt innig mit der Entwickelung der Lebensverhältnisse zusammen. Einen wesentlichen Einfluß auf die Bekleidung übt die ungleiche Vertheilung des Besitzes. Dies zeigt zunächst der prächtige Schmuck der Begüterten und die Schmucklosigkeit der weniger Bemittelten. Hierdurch schon bekundet sich die Tracht als geeignetes Mittel den, durch die verschiedenen Lebensverhältnisse

---

[1]) Klemm III. S. 350 ff. [2]) Klemm III. S. 340 ff.

hervorgerufenen, individuellen und äußeren Unterschied zu bezeichnen. Je mehr das Leben an Vielgestaltigkeit zunimmt, um so bedeutsamer zeigt sich auch nach dieser Richtung hin die Tracht, die dadurch, daß sie zum allgemein verständlichen Ausdruck für gewisse Begriffe wird, in eine mehr oder weniger symbolische Beziehung zum Leben tritt.

Dieses Verhältniß der Tracht zum Individuum ist bei den afrikanischen Stammvölkern, dem Culturzustande entsprechend, mehr oder weniger ausgebildet, und kommt in den verschiedenen Lebensverhältnissen derselben zu augenscheinlicher Geltung.

A. Einfluß des Privatlebens auf die Tracht.

I. Die Familie.

Die Ausbildung des Familienlebens wächst mit der gegenseitigen Werthschätzung der Geschlechter. Diese aber ist eine natürliche Folge der gesteigerten Geistescultur und bestimmt, ihr entsprechend, das Verhältniß der einzelnen Familienglieder zu einander. Nach Maßgabe dieses Verhältnisses gestalten sich wiederum sämmtliche mit dem Familienleben zusammenhängende Einzelerscheinungen.

Obgleich der Afrikaner das Weib als ein dem Manne zur Befriedigung seiner sinnlichen Begierden beigeordnetes Wesen scheinbar gering schätzt, und ihm demnach ein eigentliches Familienleben fremd ist, so mischt sich dennoch mit diesem äußerlich rohen Verhalten der Geschlechter zu einander ein ihnen eigenthümliches Gefühl der Neigung und Abneigung, das selbst auf diese an und für sich lockeren Familienbande nicht ohne fühlbare Wirkung bleibt. Sie zeigt sich vornämlich in den, mit dem Familienleben dieser Stammvölker eng verknüpften Ceremonien, die fast alle dasselbe betreffenden Vorkommnisse begleiten und auch in der Tracht einen mehr oder weniger bestimmten Ausdruck gewonnen haben.

1. Der Brautschmuck. Er entspringt aus dem Streben, vermittelst künstlichen Schmuckes die natürlichen Reize des Körpers zu erhöhen, um dadurch die Sinne Anderer zu reizen und zu fesseln.

a) Bei den Hottentotten und andern afrikanischen Stämmen beschränkt sich der Brautanzug auf den um die Hüften befestigten Schurz und eine vom Gewöhnlichen abweichende sorgfältigere Bemalung der Haut.

b) Festlicher geschmückt erscheinen die Bräute bei den Kaffern

und Negern. Die am Zaïre wohnenden Stämme haben den Gebrauch, sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Röthel zu bestreichen[1]).

2. Die Zeit der Schwangerschaft bezeichnen die Negerinnen der Westküste durch Anlegung besonderer Kleidungsstücke.

a) An die Stelle des sonst üblichen Schmuckes tritt eine mit sogenannten Glücksknoten versehene rothgefärbte Bastumwickelung um Hand- und Kniegelenke, die, je näher die Entbindung rückt, an Umfang zunimmt und mit einer, nur die Knöchel umgebenden Umwulstung endigt[2]).

b) Eine andere Art, diesen Zustand zu bezeichnen, besteht darin, daß die Schwangeren Rehfelle tragen und die Haare vermittelst Röthelbreies mützenartig verdichten.

3. Ein wesentlicher Theil der Familie sind die Kinder. Die verschiedenen Lebensstadien derselben werden von gewissen Feierlichkeiten begleitet. Auch diese wirken zurück auf die Tracht.

a) Die Geburt. Das Neugeborne wird z. B. bei den Kaffern, bald nachdem es das Licht der Welt erblickt hat, von der Mutter mit einem sauberen Bolusanstrich geschmückt; außerdem — und zwar vornämlich in Guinea — frühzeitig mit schützenden Amuleten, die in Corallenschnüren u. a. m. bestehen, geziert.

b) Das Fest der Namengebung feiern vorzugsweise die Mandingoneger. Hier wird dem Täufling der Kopf geschoren, wonach alsbald eine Tätowirung erfolgt.

c) Einen Hauptakt im Leben des jungen Afrikaners bildet die Aufnahme desselben in die Gemeinschaft der Männer, mit der bei vielen Stämmen eine, von mancherlei Ceremonien begleitete Beschneidung verbunden ist[3]).

Bei den Kaffern bezeichnet ein weißer Anstrich der Haut den Aufgenommenen. Nach der Ceremonie empfängt er einen neuen Mantel, einen Wurfspieß u. dergl.; außerdem trägt er eine gewisse Zeit lang einen, die Oberschenkel deckenden, von Schilfrohr geflochtenen, dicken Schurz und einen, ebenfalls von Rohr gefertigten, hohen Kranz, an dem einige Halme federbuschartig befestigt sind.

4. Das Zeichen der Trauer. a) Die Hottentotten bestreuen den Körper theils mit Asche, theils reiben sie ihn damit vollständig

---

[1]) Klemm III. S. 281. [2]) Ein besonders in Guinea herrschender Brauch.

[3]) Eine Beschneidung des weiblichen Geschlechts wird von einigen Kaffern- und Negerstämmen geübt. Bei den Mandingos erhalten diese Mädchen einen Stab und eine männliche Kopfbedeckung; bei anderen nur Schmucksachen. Klemm III. S. 292 ff.

ein oder beschmieren denselben mit Kuhmist. — Die nächsten männlichen Anverwandten des Verstorbenen tragen zur Bezeichnung ihres Verlustes um den Hals ein strickartig zusammengedrehtes Thiergedarm.

b) Bei den Kaffern und Negern besteht das Zeichen der Wittwenschaft in sichtbaren Spuren eigener gewaltsamer Körperverletzung, und in einer, nur nothdürftig die Scham bedeckenden, von Gras geflochtenen Schürze.

Stirbt einem Manne die Frau, so fertigt sich dieser einen Mantel, den er bis zur gänzlichen Unbrauchbarkeit unausgesetzt trägt.

Bei einzelnen Negerstämmen herrscht, außer der Sitte den Körper gewaltsam zu verletzen, noch die, ihn weiß zu bemalen, während sich sämmtliche, männliche und weibliche Angehörigen des Todten alles Schmuckes enthalten und statt dessen dunkelblaue Leibgürtel anlegen.

---

5. Zu den besonderen, aus dem Familienleben der Neger hervorgegangenen, Erscheinungen gehören über die Weiber gestellte Zuchtmeister und Sittenrichter. Eigenthümlich wie ihr Geschäft, das in Zurechtweisung des weiblichen Geschlechts besteht, ist auch ihre Tracht.

So erscheint z. B. der Sittenrichter von Kayaya nie anders als über und über mit Baumzweigen behangen, während er in anderen Oertern eine, von Baumrindenstreifen zusammengesetzte Kleidung trägt rc.

Anhang.

Bekleidung und Ausstattung der Leichen.

Der den Menschen eigenthümliche Trieb, Alles das, was ihnen lieb und werth ist, vor den ihnen weniger geltenden Dingen auch äußerlich auszuzeichnen, muß um so stärker hervortreten, jemehr sie an den nur sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen des rein Körperlichen hängen.

Die Ausstattung der Verstorbenen aber ist gewissermaßen eine Liebespflicht gegen das eigene Ich, die Jeder in der stillen Voraussetzung, daß sie auch einst gegen ihn geübt werde, mit Sorgfalt erfüllt.

---

1. Die Hottentotten geben dem Todten eine hockende Stellung, worauf sie ihn sorgfältig in seinen Mantel einschnüren.

2. Die Neger schmücken dagegen ihre Leichen aufs Prächtigste und statten sie durch Mitgaben mancherlei Art aus.

II. Die Geselligkeit.

Der Einfluß, den das gesellige Zusammensein auf die Bekleidung ausübt, zeigt sich zunächst in der schon für diesen Zweck stattfindenden schmuckvolleren Ausstattung der Individuen; dann aber findet das Bestreben, durch immer neue Ergötzlichkeiten das gesellige Vergnügen zu mehren und zu beleben, in der Tracht ein besonderes geeignetes Hülfsmittel.

---

1. Den Hottentotten erfreut beim Tanz das Geklapper der, seine Glieder schmückenden Ringe, während bei den Beetjuanen die Flügelmänner der Tanzreihen durch besondere, aus aufrechtstehenden Stachelschweinskielen gebildete, Mützen[1]) ausgezeichnet sind.

Die Weiber der Matschappi färben bei fröhlichen Gelegenheiten die Haut theils mit rothem Ocher, theils mit Orangegelb.

Das Bestreben, Handlungen und Begriffe durch entsprechende Geberden auszudrücken, zeigt sich auf den niedrigsten Stufen der Cultur in den Tänzen der Wilden; entwickelter bei den Negern der Westküste[2]), denen der Tanz überhaupt eine Lieblingsbeschäftigung ist.

2. Bei den Bullamern finden sich sogar umherziehende Tanzmeister, die durch außergewöhnliche Bekleidung Jedem kenntlich sind: — ihr Beinschmuck besteht aus einer Anzahl leicht beweglicher eiserner Ringe; den Leib umschließt ein von Gras gebildeter rockförmiger Schurz; den Kopf bedeckt eine von Bambusrohr korbähnlich gestaltete und mit Federn geschmückte Mütze.

---

3. Mit zu den geselligen Vergnügungen der Afrikaner gehört die Jagd.

a) Bei den Mandingonegern herrscht die Sitte, daß ein glücklicher Jäger die Klaue des erlegten Thieres am Arm zur Schau trägt.

Derjenige, der einen Löwen tödtet, ist verpflichtet, bald nach der That seinen Leib weiß und einige Tage darauf braun zu färben.

Im Uebrigen trägt jeder Jäger, außer seiner Jagdwaffe, ein am Gurt befestigtes Handbeil.

---

[1]) Lichtenstein, Reisen Fig. 13. [2]) Klemm III. S. 306 ff.

III. Der Handel.

Eine unmittelbare Rückwirkung des Handels auf die Tracht zeigt sich erst da bestimmter, wo das Handelsgetriebe als ausschließliche Beschäftigung einer dadurch vom Ganzen sich sondernden Volksmasse auftritt.

Wo indeß fast jeder Einzelne und somit die gesammte Bevölkerung Handel treibt, wie dies bei den Afrikanern der Fall ist, kann eine derartige Wirkung nicht zur augenscheinlichen Geltung kommen. Dennoch zeigt sich hier nach andrer Seite hin ein gewisser Einfluß des Handels auf die Bekleidung im Allgemeinen und zwar in dem, fast von allen afrikanischen Stämmen betriebenen Sklavenhandel. Denn da hierbei das zu verhandelnde Individuum als Waare betrachtet wird, so ist dasselbe, von Seiten seines Verkäufers dem Käufer gegenüber, einer ähnlichen lockenden Ausstaffirung und Anpreisung unterworfen wie jene.

1. So entblößen einzelne Händler ihre verkäuflichen Sklaven und Sklavinnen von aller Kleidung; andere legen dagegen ein großes Gewicht auf eine prächtige Ausstattung derselben und schmücken vornämlich die weiblichen Individuen mit fünf und noch mehr übereinander gewundenen Gürteln[1]).

2. Als stete Begleiter der zu verhandelnden Sklaven bilden die Fesseln einen nicht unwesentlichen Theil ihrer Tracht.

Sie sind, je nach der Art und Weise der Fesselung, verschieden gestaltet.

a) Um zwei Individuen aneinander zu befestigen, wird gewöhnlich der rechte Fuß des einen mit dem linken des andern zusammengeschmiedet.

b) Drei oder vier Sklaven werden durch einen um ihre Hälse befestigten Strick mit einander verbunden.

c) Zur Nachtzeit wird jede derartige Fesselung noch besonders durch eiserne Ketten und dergl. verstärkt.

d) Als ein sicheres Transportmittel für einen Einzelnen bedient man sich einer langen Handgabel; außerdem werden dem darin Geführten die Hände auf dem Rücken zusammengeknebelt.

---

[1]) Vorzugsweise bei den Sklavenhändlern der Fidaer üblich.

B. Einfluß des Staatslebens auf die Tracht.

Ein Staatsleben bedingt Erhebung eines Einzelnen oder Einzelner über eine bestimmte Masse von Individuen, Vereinigung dieser zu besonderen Gruppen (Kasten, Stände) und eine engere geographische Begränzung dieser Gesammtheit nach außen.

Der Herrscher ist seinerselbst willen genöthigt, die durch die Bande des Bluts mit ihm verknüpften Individuen auszuzeichnen; die Klugheit gebietet ihm ferner, die Mächtigsten und Erfahrensten seiner Unterthanen für sich zu gewinnen, um durch sie seine Gewalt zu verstärken und den äußeren Glanz seiner Majestät zu erhöhen.

Das geeignetste und natürlichste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist das der Gunstbezeigung. Diese besteht entweder in Erhöhung des Ansehns der Person oder in Vermehrung der Habe durch dargebotene Schenkungen und in anderen äußeren Beweisen der Hochachtung von Seiten des Machthabers gegen diejenigen, die er sich zu verbinden wünscht.

Auf solche Weise entsteht allmälig ein bevorzugter, sogenannter vornehmer Stand, der, den weniger Begünstigten gegenüber eine, wenn auch dem Herrscher beigeordnete, doch herrschende Macht bildet, die durch eigenes Hinzuthun sich zu fördern und zu befestigen strebt.

Wo der ordnende Geist die staatlichen Verhältnisse entwickeln hilft, stellt sich bald eine Rangordnung dieser machthabenden Stände unter sich als eine, durch die Sache bedingte, Nothwendigkeit gewissermaßen von selbst heraus, und was anfänglich nur als eine von dem Willen des Machthabers abhängige Gunstbezeigung betrachtet wurde, gestaltet sich zur bestimmten, nur gewissen Individuen zuständigen, äußeren Auszeichnung. Hierdurch gewinnt diese aber in demselben Maaße an Mannigfaltigkeit, als sich die Stände ihrem Ansehn nach untereinander gliedern.

Die Beobachtung und Aufrechthaltung gewisser, aus den staatlichen Einrichtungen hervorgegangener und sie stützender, Formen erfordert eine entsprechende Anzahl von Individuen, die mit diesen Formen vertraut, dieselben sowohl nach innen wie nach außen sichern und handhaben. In ihrem Doppelverhältniß zur Regierung und zum Volke bilden sie gewissermaßen zwischen beiden, als ein gegliedertes Beamtenthum, eine unerläßliche Vermittelung.

Die Eigenthümlichkeit dieser vermittelnden Stellung macht indeß eine charakteristische Bezeichnung der ihr angehörenden Personen nöthig:

einerseits damit sie dem Volke, andrerseits damit sie einander erkennbar sind. Diese äußeren Abzeichen werden indeß um so bedeutsamer für die Tracht, je verwickelter und ceremonieller sich die Staatsverhältnisse gestalten. Mit der Vervielfachung der Staatsgeschäfte mehren sich die Aemter und mit diesen die Amtstrachten.

Bei den afrikanischen Völkern beschränkt sich das Hierhergehörige meist auf eine mehr oder weniger stattliche Auszeichnung durch Schmuck, die indeß, wenigstens zum Theil, durch ein Gewohnheitsrecht zur ausdrücklichen Bezeichnung für gewisse Stände geworden ist.

I. Die Tracht der Herrscher besteht bei allen Stämmen in einer, sie von den Uebrigen unterscheidenden, schmuckvolleren Ausstattung.

a) Bei den Kaffern beträgt die Einnahme der Oberhäupter einen bestimmten Theil der von den Unterthanen durch Jagd gewonnenen Elephantenzähne, Tiegerfelle und Schwanzfedern der Kraniche: Tribute, die sie sowohl zur eigenen Ausschmückung, wie auch zu Ehrengeschenken für ihre Günstlinge verwenden.

b) Die Könige der Aschanti sind stets von einer Anzahl Knaben begleitet, von denen einige ihnen den heiligen Bogen u. a. m. nachtragen[1]). — Einzelne Herrscher genügten ihrer Prachtliebe dadurch, daß sie den eingesalbten Körper mit Goldstaub bepuderten.

c) Die Oberhäupter in Angola tragen scepterartige Stäbe, zierliche von Corallen gefertigte Perücken u. dergl.

d) Die Häuptlinge der Mandingo- und Congoneger sind theils durch das Tragen eines Zebraschwanzes, theils durch einen Stab ausgezeichnet.

II. Die Vornehmen bei den a) Kaffern erhalten als Gnadengeschenke von den Oberhäuptern die schon erwähnten Tiegerhäute, die sie statt jeder anderen Umhüllung anlegen, und außerdem von Elfenbein gefertigte Armringe.

b) Ebenso sind die vornehmen Neger der Westküste sowohl durch Schmuck, wie auch durch Gefolge bestimmter charakterisirt. — Bei den Bullamern wird sogar das freigeborne Kind durch einen um die Handwurzel befestigten Leopardenzahn als solches bezeichnet[2]).

---

[1]) Klemm III. S. 333 ff. [2]) Klemm III. S. 254 ff.

III. In den geordneteren Staaten der Loangos und Aschanti's, wo den einzelnen Geschäften besondere Beamte vorstehen, sind auch diese durch die Tracht von einander unterschieden.

Ihre Auszeichnung besteht meist in einem bestimmten Kleidungsstücke oder in einer werthvollen Waffe — Gegenstände, die die betreffende Person vom Herrscher empfängt[1]).

IV. Das geheimnißvolle Treiben einzelner, mit den politischen Verhältnissen eng verknüpfter, Gesellschaften bleibt ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die Tracht.

Derartige Verbindungen, ähnlich den Femen des Mittelalters, bestehen bei den Bullamern und Susuern.

Bei den letzteren sind die Mitglieder eines solchen Vereins durch gewisse, am Unterleibe angebrachte, Hautnarben charakterisirt. — Diejenigen, welche die Absicht haben einer Verbindung beizutreten, tragen während ihrer Prüfungszeit einen kurzen Schurz von Palmenblättern. — Das Haupt des Vereines ist mit einem Thierfell und einem Kopfschmuck von Blättern ausgestattet.

V. Kriegswesen. Die Ausbildung desselben in einem Staate steigt gleichzeitig mit der Entwickelung seiner politischen Verhältnisse. — Oberhäupter — Befehlshaber und Unterbefehlshaber — über gewisse Truppenmassen werden im Kriege zur Nothwendigkeit und ebenso eine Unterscheidung derselben durch sichtbare, sie charakterisirende, Kennzeichen.

Aehnlich verhält es sich mit der gesammten kampffähigen Volksmasse — den Truppen. Auch diese ordnet sich gleichzeitig mit der Organisation des Staates zu einer in sich gegliederten Körperschaft, in der dann wiederum Unterscheidungszeichen für einzelne Abtheilungen oder Glieder Bedürfniß werden.

Die von den Afrikanern beobachtete Kriegsordnung beschränkt sich auf einzelne gewohnheitsrechtliche Gebräuche. Sowohl ihre Vertheidigungs- wie ihre Angriffskämpfe gleichen willkührlich geführten Hän-

---

[1]) Bei den Loangos geschicht die Erhebung zur Würde eines Generalintendanten des Handels durch Uebersendung einer eigenthümlichen Mütze. Der Flügeladjutant des Königs trägt ein silbernes, sechszehn bis achtzehn Zoll langes und fünf bis sechs Zoll breites Messer. Klemm S. 331; der König der Aschanti verleiht goldene Ketten, Halsschmuck und Schwerter. Ritter, Erdkunde I. (I.) S. 329.

deln, bei denen sich Jeder so viel wie möglich zu schützen und zu bereichern sucht.

1. Von einer Sonderung der Kriegermasse in gewisse, je nach der Waffe u. s. w. von einander verschiedene, Abtheilungen finden sich nur geringe, auf ausheimischen Einfluß beruhende, Spuren[1]). Jeder bedient sich der ihn zumeist schützenden Wehre ohne Rücksicht auf Ordnung und Gleichmaß.

2. Nur die Vornehmen, die zugleich auch die Oberbefehlshaber sind, erscheinen in einzelnen Fällen durch besondere Abzeichen charakterisirt.

a) Bei den Kaffern erhält jeder Anführer vom Herrscher eine Kranichfeder, die er zum Zeichen seiner Würde am Haupte befestigt.

b) Die Anführer der Neger führten zu Zeiten auszeichnungsweise Commandostäbe, die roth und weiß bestrichen und mit einem Strohbande umwickelt waren.

c) Der oberste Hauptmann der Aschanti-Soldaten trägt einen goldenen Degen.

3. Die eigentlichen Krieger bilden eine bunte Masse, indem sich Jeder nach eigenem Geschmack möglichst stattlich ausstaffirt. a) Bei weitem die größte Zahl der Kampflustigen bemalt den Körper vor der Schlacht mannigfaltiger wie gewöhnlich[2]) und behängt sich mit Amuleten und anderen Gegenständen, die für sie eine Glück bringende symbolische Bedeutsamkeit haben. — b) Außerdem trägt jeder Stricke und Ketten am Gürtel, um mit diesen die Gefangenen zu fesseln.

C. Einfluß des Cultus auf die Tracht.

Hat sich das geistige Element zu einem Glauben an unsichtbar wirkende Mächte bestimmter herausgebildet, so übt dieser fortan einen entschiedenen Einfluß auf die Individuen in der Gestaltung eines dem Glauben entsprechenden Cultus. Dieser zeigt sich zunächst in dem Streben nach Versinnlichung der, der rein geistigen Anschauungsweise zu Grunde liegenden Gegenständlichkeit, in dem Bedürfniß eines näheren Verständnisses derselben.

Insofern es Individuen giebt, die sich berufen fühlen, ein solches Verständniß dadurch herbeizuführen und zu befördern, daß sie eine

---

[1]) Die nach englischem Muster gebildete Leibgarde der Aschanti-Könige.

[2]) Das Gesicht schwärzen sie; Knie und Ellenbogen färben sie roth, den übrigen Körper aber weiß.

scheinbare Vermittelung zwischen dem Uebersinnlichen und dem Sinnlichen übernehmen, gewinnt der Cult durch sie eine bestimmtere Form und sie selbst, als Träger derselben, erhalten ein der Würde ihres Handelns entsprechendes, geheiligtes Ansehn. Demnach gestaltet sich auch ihre Bekleidung, als das geeignetste Mittel für die sichtbare Repräsentation, in eigenthümlicher Weise.

Je mehr die Ausübung des Cultus an Bedeutsamkeit und Umfang zunimmt, um so fühlbarer und nothwendiger wird eine bedingte und bedingende Organisation desselben. Es entstehen allgemach gewisse Einrichtungen, Cult-Institute, deren Verwaltung ein ähnlich gegliedertes Personal erfordert wie die Verwaltung der Staatsgeschäfte, und das, gleich den weltlichen Beamten, ebenfalls besondere äußere Unterscheidungszeichen für sich hervorruft.

Wo in einem Staate der Cultus als ein nach außen Geschlossenes der profanen Herrschaft selbstständig gegenübersteht, bestimmt er allein die Art und Weise seiner Aeußerungsform, wo er indeß mit der weltlichen Macht verschmilzt oder von dieser beherrscht wird, übt diese auch hierauf einen entschiedenen Einfluß.

Wie dem indeß auch sei, stets bleibt das Heilige sowohl im Ceremoniell wie auch in den damit verbundenen äußeren Erscheinungen von den mit dem Profanen zusammenhängenden Aeußerlichkeiten mehr oder weniger getrennt.

Die übersinnliche Anschauungsweise der Afrikaner beruht im Aberglauben. Der plumpe Zauber ist es allein, der ihre Gemüther übersinnlich erregt. Diese Erregung wird meist von Einzelnen, hauptsächlich eines damit verbundenen Gewinnes wegen, auf ziemlich willkührliche Weise ausgeübt. Nur bei einzelnen Negerstämmen finden sich Spuren von einer gewissen, wenn auch nur äußerlich beobachteten Cultordnung.

I. Die Tracht, in welcher der Priester oder vielmehr der Zauberer der Volksmasse gegenübertritt, ist meist eine von ihm selbst erwählte; nur bei wenigen Stämmen erscheint sie als traditionell festgestellt.

Bei den Kaffern wird Zauberei vornämlich von a) alten Weibern geübt; die sie dabei charakterisirende Tracht besteht in Bemalung des Körpers mit schwarzer und weißer Farbe und in einem um die Hüften gewundenen Schurz.

b) Außer diesen Weibern giebt es hier Wetterpropheten, Regenbeschwörer u. a. m., über die jedoch nicht selten bei mißglückten Verheißungen grausame Justiz verhängt wird.

II. In einzelnen Negerstaaten gliedern sich die Vorsteher des Cultus in Fetischmänner oder eigentliche Priester und in männliche und weibliche Zauberer.

1. Der Fetischpriester von Abanta trägt weiße Gewänder, wie denn die weiße Farbe überhaupt dem Abanta als Symbol der Unschuld gilt[1]).

2. Im Reiche der Fudah befindet sich ein dem Schlangendienste geweihtes Priesterinnen-Institut.

Die Mädchen, welche demselben vorstehen, sind mit vielen übereinander gewundenen Leibgürteln, mit Corallenschmuck und allerlei Schmuckanhängseln reich ausgestattet.

III. Unter den Festen der Fidaer, Fantis und Aschantis zeichnet sich hauptsächlich das von den letzteren gefeierte Yamfest durch äußeren Glanz und grenzenlose Zügellosigkeit aus.

Bei diesem Fest erscheint der König sammt seiner Umgebung weiß gekleidet; das Volk im besten Schmuck, wozu eine, besonders von den Weibern hochgeschätzte, sorgfältige Bemalung der Haut mit rother Farbe gehört.

Ebenso feiert auch hier Jeder besondere, als heilig anerkannte Tage durch Anlegung seines liebsten Schmuckes.

Anhang.

Die Amulete.

Es sind dies hauptsächlich solche Gegenstände der Tracht, die auf irgend eine Weise den Charakter der Heiligkeit erhalten haben, denen man demnach eine nach Außen wirkende Geheimkraft zuschreibt, und von deren unmittelbarer Nähe man Schutz gegen allerlei Unglücksfälle hofft.

Die Amulete der Afrikaner sind meist Naturprodukte, die sie entweder im rohen Zustande oder in mehr künstlicher Zusammenfügung am Körper tragen.

1. Zu den letzteren gehören Halsamulete von Leder mit darauf befestigten kleinen Muscheln (sogen. Schlangenköpfchen); Schildkrötenschalen, an denen besondere Gegenstände: Zähne, Antilopenhörner und dergl. hängen.

2. Außerdem dienen als Amulete einzelne Zähne gewisser Thiere, wirkliche Schlangenköpfe, besonders geschätzte Steinarten u. dergl.

---

[1]) Ritter I. (1.) S. 315 ff.

Schluß.

Einfluß des öffentlichen Lebens auf den individuellen Unterschied in der Tracht.

Das öffentliche Leben im Allgemeinen ist der große, Alles umfassende Schauplatz. Auf ihm kommt die Verschiedenheit der Stände und die Mannigfaltigkeit der Charaktere zur gegensätzlichen und demnach vollgültigsten Erscheinung: denn wo sich Individualitäten bunt nebeneinander bewegen, treten sie in ihrem gegenseitigen Verhältniß bestimmter hervor.

Die Nutzanwendung, die der Einzelne von seinem geistigen und materiellen Besitzthum macht; die Art und Weise, in welcher Dieser oder Jener durch dasselbe seinen Neigungen und Absichten zu genügen strebt, gewinnt auf der Bühne der Oeffentlichkeit ihren entschiedenen Ausdruck, nicht sowohl in Haltung und Geberde, als viel mehr noch in der Tracht, indem sich dieselbe zur charakteristischen Repräsentation der Individualität gestaltet.

Bei den afrikanischen Stammvölkern, die gewissermaßen eine große Völkerfamilie bilden, in der die einzelnen Glieder derselben in ihren individuellen Verschiedenheiten wenig von einander abweichen, beschränkt sich ein derartiger Unterschied meist auf den, durch das Tragen eines kostbaren oder geringen Schmuckes charakterisirten, Ausdruck von arm und reich.

Wer z. B. bei den Kaffern keinen Metall- oder Elfenbeinzierrath besitzt, begnügt sich mit werthlosem Riemengehängsel[1]).

II. Die baulichen Einrichtungen.

Allgemeine Bemerkung.

Die baulichen Einrichtungen eines Volkes stehen zu der allgemeinen Cultur desselben in einem ähnlichen Verhältniß, wie seine Tracht.

Die mit der Vermehrung des Besitzes sich gleichzeitig steigernden Lebensbedürfnisse; das allseitige Streben nach ruhigem Genuß des Erworbenen; die mit diesem Streben innig verknüpfte Seßhaftigkeit — Alles dies wirkt mehr oder weniger zurück auf die innere und äußere Gestaltung von Baulichkeiten.

Wie die räumliche Ausbildung der wandelnden Wohn- und Ruhestätten durch die Entwickelung des privaten und Familienlebens bedingt

---

[1]) Klemm III. S. 251 ff.

wird, so bedingt wiederum die Seßhaftigkeit eines Volkes für die daraus hervorgehenden Lebensverhältnisse, besondere, diesen entsprechende Anlagen.

Die Ausbildung des Privatlebens — der Familie, der Geselligkeit und des Handels — wie die Entwickelung des Staatslebens befördert gleichmäßig die Bildung gewisser, den Einzelzwecken gewidmeter Gebäude — und während aus dem Bestreben, sich und das Seine vor feindlichen Angriffen zu sichern, Kriegsbauten hervorgehen, bildet der sich nach außen erweiternde Cultus seinen Zwecken angemessene Baulichkeiten — Tempel — aus.

Wie die afrikanischen Völkerschaften überhaupt, wenn man sie in genetischer Aufeinanderfolge betrachtet, das Bild einer, wenn auch engbegrenzten, doch stufenweisen Entwickelung geben, so läßt sich diese auch in ähnlicher Weise an den ihnen eigenthümlichen Bau-Einrichtungen verfolgen.

Am einfachsten gestaltet sind die Bauten der nomadisirenden Hottentotten; sorgfältiger gebaut und mehr für die Dauer erscheinen dagegen die hierhergehörigen Einrichtungen einzelner Kaffernstämme z. B. der Beetjuanen, während die baulichen Einrichtungen der seßhaften Negervölker ein gewisses Streben nach Festigkeit erkennen lassen. Dies letztere ist vornämlich der Fall bei den von den Aschanti aufgeführten Gebäuden, die sich außerdem durch Bemalung und reliefartige Zierrathen von denen der übrigen Stämme unterscheiden.

Einen ähnlichen Einfluß, wie die von einem Volke zur Tracht verwendeten Produkte auf die Gestaltung derselben ausüben, übt auch das von einem Volke verwendete Baumaterial auf die Herstellung seiner Gebäude.

Die Afrikaner verwenden zu ihren Bauten theils vegetabilische, theils animalische, theils dem Mineralreich entnommene Stoffe. Es sind dies Holz, Rohr und Blätterwerk, Thierhäute oder, bei seßhaften Stämmen, Thon und an der Sonne getrocknete Lehmziegel.

Was den oben erwähnten Gebäudeschmuck — die Bemalung und die reliefartigen Verzierungen — betrifft, so ist dieser hier nur eine willkührlich angebrachte Zierde, die rein aus der, diesen Völkern eigenthümlichen Freude an bunten und grellen Farben entspringt. Doch spricht sich auch selbst hierbei schon die Laune und der Wohlstand des

Hausbesitzers aus, wie denn die Baulichkeiten überhaupt auch in ihrer einfachsten Gestaltung, einen ihren Zwecken oder der Individualität ihrer Erbauer entsprechenden, mehr oder weniger bestimmt ausgeprägten Charakter erhalten.

Im Uebrigen erhebt sie weder Kunstfertigkeit, noch überhaupt ein künstlerisch schaffendes Handwerk über die engen Grenzen, in denen die Cultur dieser Völker beharrt.

A. Einfluß des Privatlebens auf die baulichen Einrichtungen.

I. Die Familie.

Sobald die Glieder einer Familie im engeren Sinne zu dem Bewußtsein des durch die Bande des Bluts Miteinanderverbundenseins gekommen sind, streben sie nach gemeinsamer Wohn- und Ruhestätte.

Die Gestaltung derselben hängt einerseits von der den Individuen eigenthümlichen Lebensweise ab; andrerseits wird sie durch das persönliche Verhältniß, in dem die Familienglieder zueinander stehen, bestimmt.

Dem nomadisirenden Hottentotten ist eine leicht bewegliche, ihn von Ort zu Ort begleitende Stätte wesentlich Bedürfniß, während dagegen der unter ähnlichen Verhältnissen lebende Kaffer da, wo ihn die Fruchtbarkeit des Bodens längere Zeit fesselt, seine Wohnung in etwas verstärkt. — Bei dem seßhaften Neger indeß tritt das Bedürfniß nach einer, ihn und seine Habseligkeiten dauernd schützenden Hausung ein, die dann auch nach der Masse des zu bergenden Besitzthums und der dem Erbauer zu Gebote stehenden Baufähigkeit an Umfang und Festigkeit zunimmt.

Einen wesentlichen Einfluß auf die lokale Gestaltung dieser Bauten überhaupt übt das allen Afrikanern eigenthümliche Leben im Freien, wodurch selbst die stabilen Häuser der Neger, trotz ihrer größeren Festigkeit, dennoch mehr den Charakter der Ruhestätten als den eigentlicher Wohnungen an sich tragen.

Die Wohnstätten.

1. Die Hottentotten errichten a) auf einer rund oder oval abgesteckten Grundfläche leicht biegsame Zweige in der Weise, daß diese dieselbe im Halbkreis oder im Halboval überwölben. Hierauf verstärken sie das Gerüst durch Binsengeflecht und überdecken es theils mit Schilfmatten, theils mit Thierhäuten, indem sie eine kleine, etwa drei Fuß hohe Oeffnung frei lassen. — b) Die Ausdehnung eines solchen

backofenförmigen Baues hängt von der Größe der dazu gehörenden Familie ab, beträgt jedoch selten über fünf Fuß Höhe bei zuweilen vierzehn Fuß Länge und zehn Fuß Breite.

c) Die innere Ausstattung beschränkt sich auf einige, längs der Wandung angebrachte Erdlöcher, die den Familiengliedern als Ruhestätten dienen, und auf die in Mitten der Hütte befindliche Feuerstelle: eine mit Kohlen gefüllte Grube.

2. Diesen Hottentotten-Wohnungen ähnlich, doch fester wie diese gebaut, sind die Hütten derjenigen nomadisirenden Kafferstämme, die, je nach der Ergiebigkeit des Bodens, eine gewisse Zeit an einem und demselben für sie günstigen Orte verweilen.

a) Bei einem längeren Aufenthalt verstärken sie jene obenerwähnte Ruthenumwandung, die auch bei ihren Hütten das Gerüst bildet, unterhalb und zu den Seiten durch Lehmbewurf, oberhalb aber durch eine Bedachung von Binsen.

b) Zuweilen verbinden sie zwei Hütten so miteinander, daß diese nur durch eine mit einer Thüröffnung versehene Wand geschieden sind.

c) Auf der Erde ausgebreitete Schilfmatten vertreten bei den Kaffern die den Hottentotten eigenthümlichen Schlaflöcher.

3. Um vieles fester sind die Ruhestätten der seßhaften Beetjuanen.

a) Diese umschließen eine Kreisfläche von etwa sechszehn bis zwanzig Fuß Durchmesser mit senkrecht gestellten Pfeilern und dazwischen aufgeführten Wänden von Dornengeflecht und Thonbewurf. b) Innerhalb dieser, etwa neun Fuß hohen Rundwand errichten sie einen ähnlichen, doch bei weitem engeren und höheren Kreisbau, in dessen Mitte sie einen noch längeren Pfahl aufstellen, der dem nach den Seiten des Baues kegelförmig gesenktem Dache zur Stütze wird.

c) Das letztere, aus zierlichem Strohgeflecht bestehend und so auf dem Rande der äußeren Wand ruhend, wird außerdem durch im Innern angebrachte Querbalken auseinandergehalten.

d) Das Tageslicht dringt theils durch die Eingänge, theils durch eine zwischen Wand und Dach befindliche Oeffnung ins Innere der beiden Räume.

Der Kern eines derartigen Hauses wird ausschließlich von der Familie bewohnt; der denselben umgebende Raum dient ihren Sklaven zum Aufenthaltsort.

e) Im Innern befindet sich meist eine kegelförmig gestaltete, etwa fünf Fuß hohe Vorrathskammer von Thon.

Die weniger bemittelten Beetjuanen erbauen sich ihren Bedürfnissen entsprechende, einfachere und kleinere Hütten von konischer Form.

5*

4. Wenig verschieden von den größeren Beetjuanen-Hütten sind die der Neger von Sierra-Leona. Diese lassen das schirmförmige Bambusrohrdach meist ziemlich weit über die Außenwand des Gebäudes hinausragen, damit es ihnen Schutz gegen die Sonne gewähre, weshalb sie denn auch nicht selten den ganzen Bau mit einem kleinen Erdwall umgeben, den sie mit Matten bedecken und so zum bequemen und schattigen Sitz gestalten. — Die vier einander gegenüberliegenden Eingänge werden verhängt.

5. Die Wohnstätten der Bertaneger bestehen aus Flechtwerk und werden, zum Schutz gegen das Eindringen des Wassers u. s. w., auf einer ziemlich hohen Steinunterlage von etwa vierzig Fuß Durchmesser errichtet. Im Uebrigen gleichen sie denen der Sierra-Leonaneger.

Eine Art Küche, wie auch eine Latrine, befinden sich in der Nähe einer solchen Hütte als selbständige Anlagen.

6. Bei einzelnen Stämmen z. B. bei den Mandingos, Congos u. a. m. herrscht die Sitte, daß jede Frau eine eigene Hütte bewohnt, woher es denn kommt, daß bei der Vielweiberei dieser Völker, die zu einer Familie gehörenden Einzelstätten einen bedeutenden Flächenraum einnehmen, den dann stets ein von Bambusstäben geflochtener Zaun umgiebt.

Die mit an der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbauten Häuser haben meist eine länglich viereckige Gestalt und platte von Stäben unterstützte Dächer. Ihre Ausdehnung ist jedoch zumeist so geringe, daß für größere Familien mehrere solcher Lehmhäuser nothwendig werden.

Bei weitem künstlicher als alle die betrachteten Gebäude sind die der Aschantineger.

a) Diese sind gleichfalls im Viereck erbaut; die Außenwände aber bestehen aus, zwischen doppeltem Flechtwerk aufgeschütteten, Thonwänden, welche ein giebelförmiges, mit einem Geflecht von Baumzweigen und Palmenblättern bedecktes, Bambusrohrdach tragen. — Thür- und Fensteröffnungen sind durch Holzwerk verschließbar und letztere nicht selten mit rothbemaltem, in Gold gefaßtem, Gitterwerk versehen.

Die Außenwände verziert man dadurch, daß man Rohrstäbchen oder Flechtwerk stellenweis in die noch weiche Thonwand drückt, das Ganze sodann mit Mörtel überkleidet und weiß anstreicht.

Die Häuser der Vornehmen oder Hauptleute sind von denen der weniger Bemittelten und Geringeren theils durch eine erweiterte Anlage, insbesondere aber durch eine an der Giebelseite hinausgebaute Vorhalle, die auf starken mit Mörtel betünchten Pfählen ruht, unterschieden.

Das Innere dieser Aschanti-Häuser zeichnet sich im Allgemeinen durch große Reinlichkeit aus, die sich vornämlich auf den Fußboden — ein festgestampfter rother Estrich — erstreckt.

Jedes solcher Gebäude ist mit kleineren An- und Umbauten versehen, zu denen auch ein sauber gehaltener Latrinengang u. s. w. gehört.

Schließlich erwähnen wir noch eine eigenthümliche Art von rund bedachten, auf Pfählen schwebenden Lehmhütten, die einige Negerstämme als schützende Ruhestätten gegen das Eindringen schädlicher Amphibien errichten.

Anhang.

Grabstätten.

Die Herstellung derselben — ihre Gestalt und Einrichtung — hängt im Wesentlichen von dem im Menschen mehr oder weniger ausgebildeten Gefühl persönlicher Werthschätzung ab; insonderheit aber wird sie bestimmt durch die aus der religiösen Anschauungsweise hervorgegangene Ansicht über den Zustand der Seele nach dem Tode.

Die Grabstätten der Afrikaner haben für sie keine weitere Bedeutung als die von Ehren- und Erinnerungsmonumenten. Alle Stämme, mit Ausnahme der Kaffern[1]), bestatten die Verstorbenen und errichten ihnen, je nach der Sitte verschieden gestaltete Erinnerungsmale.

1. Die Hottentotten erwählen zu einer Grabstätte entweder eine natürliche Felsenhöhle oder eine von wilden Thieren aufgewühlte Erdgrube. Im letzteren Fall häufen sie auf derselben einen Hügel von Steinen und bedecken ihn mit grünen Zweigen.

2. Die seßhaften Neger haben meist in der Nähe ihrer Dörfer gemeinschaftliche Begräbnißplätze, und an der Sierra-Leonaküste werden sogar die Leichen der Vornehmen in besonders dazu erbauten Gemeindehäusern beerdigt.

a) Die Gräber selbst sind durch einfache Erdhügel bezeichnet, auf die man entweder zur Erinnerung an den Begrabenen ein Stück Zeug ausbreitet oder mit Speisen angefüllte Geschirre stellt.

b) Bei einigen Stämmen der Guineaneger herrscht die Sitte, die Grabstätten mit Strauchwerk und Blumen zu umpflanzen und kleine Holzhäuschen darauf zu errichten.

[1]) Hiervon machen wieder die Beetjuanen eine Ausnahme, die ihre Todten gewöhnlich in den Viehhürden beerdigen.

c) Wieder andere geben den Hügeln eine schlangenähnliche oder sonst eine seltsame Gestalt und bauen in deren Nähe kleine Hütten von Palmblättern, in die sie die Fetischbilder der Todten aufstellen.

d) Besondere Verzierungen dieser Ruhestätten bestehen in Blumenkränzen, Geräthen, Muscheln, Elephantenzähnen u. dgl., wodurch zugleich der Stand des Verstorbenen bezeichnet wird[1]).

II. Anderweitige Anlagen als Folge der durch gesteigerte Bedürfnisse hervorgerufenen Thätigkeit.

Die Seßhaftigkeit und das sich steigernde Behagen am ruhigen Besitz und Genuß des Erworbenen, verbunden mit dem Streben, den Reiz des Daseins durch stetes Vermehren des Besitzthums zu erhöhen, erwecken und fördern den in dem Menschen schlummernden Trieb nach selbständiger, diesen Zwecken entsprechender Thätigkeit. In ihm ruht der Keim zu den mannigfaltigen Beschäftigungen und Handwerken, deren Ausbildung demnach gleichzeitig mit der Steigerung der Bedürfnisse wächst. Dies ist denn auch der Fall mit denjenigen Bauanlagen, die eine unmittelbare Folge dieser Beschäftigungen sind. Auf die Gestaltung derselben übt der Einzelne so lange einen bestimmenden Einfluß, bis das Zweckmäßige gefunden und als solches allgemein anerkannt ist.

A. Anlagen, die mit den allgemeinen Beschäftigungen der Afrikaner zusammenhängen.

1. Viehzucht. Es ist dies die Hauptbeschäftigung der afrikanischen Stammvölker. Die damit verbundenen baulichen Einrichtungen beschränken sich meist auf Einhegungen und Hürden, in die man die Heerden zur Nachtzeit einsperrt.

a) Bei den Hottentotten bilden die in einem weiten Umkreise aneinander gebauten Wohnstätten zugleich den Zaun für das einzuhegende Vieh; außerdem werden besondere Zäune von Zweigen geflochten.

b) Die Kaffern, deren Wohnungen getrennt von einander stehen, errichten Pfahlzäune um die Heerden. — c) Die Viehhürden der Beetjuanen bestehen in viereckigen oder ovalen, mit dicht aneinander gereihtem Pfahlwerk umschlossenen, Räumen.

d) Die Neger verwahren ihr Vieh in Ställen, die ziemlich so hoch sind wie die Wohnungen, mit denen sie gewöhnlich zusammenhangen und wie diese Lehm- oder Thonwandungen haben.

---

[1]) Klemm III. S. 298.

2. Ackerbau. Weniger ausgebildet wie die Viehzucht ist der Betrieb des Ackerbaues bei den Hottentotten[1]), Kaffern und Negern.

a) Die Kaffern graben inmitten der Viehhürden ziemlich große Erdlöcher, in die sie den Vorrath an gewonnenen Feldfrüchten zur Aufbewahrung schütten und sodann mit Steinen, Stroh, Reisig u. dergl. bedecken.

b) Die Beetjuanen umgeben ihre Felder mit Zäunen. Die Vorräthe bergen sie theils in ähnlicher Weise wie die übrigen Kaffern, theils in den eigenen Hütten in den dazu bestimmten Behältern[2]), oder sie schütten dieselben auf breite, oberhalb der Dachsparren ausgebreitete Matten.

c) Die Neger erbauen von Stroh, Binsen u. dergl. runde kegelförmig bedachte Vorrathskammern; auch finden sich in einigen Häusern, vornämlich an der Sierra-Leona-Küste, leicht aus Bambusrohrstäben gezimmerte Ueberbaue als Aufbewahrungsorte. Was diese nicht mehr aufzunehmen vermögen, bleibt auf freiem Felde zurück und wird hier in große flaschenförmige Körbe gepackt, mit Stroh bedeckt und so auf dreifüßige Untersätze gestellt.

3. Gartenanlagen im eigentlichen Sinne kennen die Afrikaner nicht, obgleich sie einzelne Baum- und kleinere Pflanzengattungen ihrer Früchte wegen anbauen und pflegen.

4. Jagd. In Afrika gilt die Jagd als ein geselliges Vergnügen und wird demnach meist von Mehreren gemeinschaftlich betrieben. Die damit verbundenen Einrichtungen sind sich fast bei allen Stämmen gleich und nur wenig mehr ausgebildet als bei den in der Einleitung betrachteten wilden Völkern.

Sie bestehen ebenfalls in Aufstellung von Schlingen, größeren und kleineren Fallen und in Anlegung von verdeckten Fallgruben mit darin befindlichen Fangpfählen u. a. m.; bei den Mandingos findet noch außerdem die Treibjagd mit Netzen statt.

5. Fischfang. Aehnlich wie mit der Jagd verhält es sich auch hier mit der Fischerei und den darauf bezüglichen Anlagen.

Um einen bestimmten Wasserbezirk abzugrenzen, umrammt man ihn dicht mit Pfahlwerken, die man der größeren Haltbarkeit wegen durch Querstangen miteinander verbindet[3]). — Zur Hervorbringung eines schnellen Abflusses werden stellenweis Steindämme aufgehäuft und das

---

[1]) Die nomadisirenden Hottentotten üben den Ackerbau überhaupt nicht. [2]) S. oben S. 67 c. [3]) Diese Querstangen befinden sich nur wenig unter der Wasserfläche und werden von den Fischern als Fußstege benutzt.

Absperren von Flußmündungen geschieht vermittelst eigens dazu geflochtener Matten.

Andere Einrichtungen, welche bei der Gewinnung gewisser Naturprodukte angewendet werden, sind zu einfach, als daß sie hier der Erwähnung bedürfen [1]). So wird z. B. das Gold entweder gegraben oder da, wo es im Sande vorkommt, ausgewaschen.

Im ersteren Falle gräbt man in den goldhaltigen Boden Löcher von verschiedener Tiefe und Breite, in die man, stehn die Seitenwände derselben senkrecht, auf Leitern, laufen sie schräg, auf ausgearbeiteten Stufen hinabsteigt.

B. Anlagen, die mit der handwerklichen Thätigkeit der Afrikaner zusammenhängen.

Wenn gleich diese Art Thätigkeit bei den afrikanischen Stammvölkern im Allgemeinen eine nur auf die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse gerichtete und daher sehr beschränkte ist, so zeigt sich dennoch in ihr ein bewußtes Streben nach Vervollkommnung des Einzelnen. Dies tritt besonders da hervor, wo die producirenden Individuen einen Tauschverkehr mit andern Stämmen unterhalten. Dieser übt denn auch gleichzeitig einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der mit den Handwerken in Verbindung stehenden Einrichtungen, insonderheit auf die mit der Metallbereitung zusammenhängenden Anlagen.

1. Gerberei. Diese wird von sämmtlichen Stämmen mit einer gewissen Sorgfalt betrieben.

Die zu bearbeitende Haut wird auf einen vierseitigen Rahmen gespannt, der aus zwei hinterwärts gestützten, schräg in die Erde gesteckten Pfählen besteht, die oben und unten durch Querstangen verbunden sind.

2. Metallbereitung. a) Am einfachsten sind die Schmelzvorrichtungen der Hottentotten. Sie graben nämlich zwei Erdlöcher von verschiedener Größe und Tiefe in geringer Entfernung von einander und verbinden diese durch eine Art Rinne oder Röhre. Die höher gelegene Grube dient zur Aufnahme des Metalles und der Feuerung und bildet sonach den eigentlichen Ofen, aus dem dann das flüssige Metall durch die Rinne in den tiefer liegenden Erdbehälter abfließt.

b) Die Kaffern errichten zu gleichem Zweck kleine Heerde von Lehm, die sie rundum mit Windlöchern versehen, vor denen sie roh

[1]) Siehe darüber Klemm III. S. 221 ff.

gearbeitete Blasebälge — von Ziegenfellen gefertigte Schläuche — anbringen.

c) Bei weitem umfangreicher sind die Schmelzöfen der tiefer im Gebirge wohnenden Negerstämme.

Diese erbauen auf einer Grundfläche von etwa drei Fuß Durchmesser einen acht bis zehn Fuß hohen Lehmcylinder und umgeben denselben mit starkem Rohrgeflecht. Rings um das Fußende eines solchen Ofens bringen sie Windlöcher an, von denen jedes Loch mehrere dicht mit einander verbundene Röhren enthält, die gegen die, innerhalb des Ofens liegende Roststäche münden. Vor diesen Windfängen setzen sie ähnliche Blasebälge wie die obenerwähnten in Bewegung, die sowohl zur Regelung wie auch zur Verstärkung des Feuers dienen.

III. Das gesellige Zusammensein.

Die Unterhaltungen, Spiele und Belustigungen der Afrikaner finden, der allgemeinen Lebensweise gemäß, meist im Freien statt. Es herrscht dabei kein Bestreben der Spielenden, sich abzusondern. Jeder ist gleichberechtigt an der Theilnahme der geselligen Freuden.

Den Hottentotten, den Kaffern und den Negern — den Spielenden und den Zuschauenden — sind besondere, nur für den Zweck der Unterhaltung errichtete Anlagen kein Bedürfniß. Jeder beliebige freie Platz genügt ihnen zur Aufführung von Tänzen und andern Lustbarkeiten. — Nur einzelne Stämme, z. B. die Bambaraneger, benutzen die öffentlichen Gebäude im Orte gleichzeitig als Sammelplätze für ihre munter geschwätzigen Zusammenkünfte.

IV. Der Handel.

Die mit dem Betrieb des Handels in Verbindung stehenden Reisen, der Transport der Waaren, die Sicherung und Auslegung derselben u. a. m. — alles dies übt einen wesentlichen Einfluß auf bauliche Einrichtungen.

Da, wo Landhandel betrieben wird, entstehen nach und nach bestimmte Handelswege — Straßen, und wo diese ein Strom durchschneidet — Brücken. — Den in die Ferne Wandernden sind Halt- und Ruheplätze ein Bedürfniß. Auch diese gewinnen allmälig einen bestimmten Charakter, theils durch die Reisenden selbst, theils durch Andere, die an jenen Orten, des sichern Gewinnes wegen, zur Bequemlichkeit und zum Schutz der Händler miethbare Lokale — Herbergen — errichten.

Andere Einrichtungen bedingt der Handel im eigentlichen Sinne — die Lagerung und der Austausch der Waaren — in den Stapel-

plätzen und Umsatzorten. Hier entstehen Verkaufslokale — Buden, und bei steigendem Verkehr Waarenlager — Magazine. Dadurch ferner, daß sich die handeltreibenden Individuen zum Kauf und Verkauf auf bestimmten Plätzen vereinigen, bilden sich Märkte, die dann wiederum als Centralpunkte des Verkehrs, eine dem Zweck entsprechende Gestaltung erhalten.

Alle diese, so wie die mit dem Seeverkehr verbundenen Baueinrichtungen vervollkommnen sich in demselben Maße, als die Handelsverhältnisse überhaupt an Umfang und Bedeutsamkeit zunehmen.

Der Handelsverkehr der afrikanischen Stammvölker ist fast ausschließlich ein ziemlich willkührlich betriebener Landhandel, wobei der Werth des Produktes von den Launen und Neigungen des Producenten abhängt. Eine Regelung des Verkehrs — ein bestimmtes Verhalten der Verkäufer und Käufer zu einander — beschränkt sich bei einzelnen Stämmen auf Beobachtung allgemeiner, altbergebrachter äußerer Formen.

Am wenigsten entwickelt ist der Tauschhandel der Kaffern; mehr ausgebildet der aus dem Innern des Landes geführte Tauschverkehr und der Handel der unter europäischem Einfluß stehenden Negerstaaten.

Von eigentlichen Handelsbauten ist indeß weder dort noch hier die Rede.

1. Die obgleich seit Jahrtausenden immer wieder betretenen Handelswege sowohl, wie auch die auf ihnen gehaltenen Stationsplätze sind durchaus kunstlos und dem Zufall überlassen geblieben; ebenso die Brücken, die meist nur aus rohen, vermittelst Baumzweigen und Flechtwerk verbundenen Pfählen bestehen.

2. Nicht minder einfach sind auch die mit dem eigentlichen Marktverkehr in Verbindung stehenden Anlagen.

Einzelne Stämme, z. B. die Fulabs, erbauen von Zweigen kleine unansehnliche Hütten, in denen sie so lange wohnen, bis ihre Geschäfte am Orte beendigt sind.

Auf großen Märkten, wie solche an mehreren Orten der Guineaküste periodisch wiederkehren, sind die Sitze der Verkäufer bestimmter von einander geschieden; so auch in der Stadt-Wydah, wo die Fleischer und Köche den Platz, auf dem der große Wochenmarkt abgehalten wird, mit kleinen Buden umgeben.

B. Einfluß des Staatslebens auf die baulichen Einrichtungen.

Zu den Bauwerken, welche sich unter Einfluß staatlicher Verhältnisse selbständig entwickeln, gehören vor anderen die den Repräsentanten der Staatsgewalten — den obersten Machthabern — eigenthümlichen Herrschersitze. Als Wohnstätten der mit den Herrschern eng verknüpften Individuen und als Sammelplätze der die Staatsinteressen Vertretenden gewinnen sie gleichzeitig mit der Zahl derselben an Ausdehnung und Umfang.

Eine Erweiterung dieser Bauten findet außerdem dadurch statt, daß man sie zu Schatzkammern, Archiven u. s. w. des Reiches benutzt und daß die Herrscher selbst ihre Besitzthümer überhaupt zur glänzenden Befriedigung der Lebensbedürfnisse und somit auch zur Ausstattung ihrer Paläste verwenden.

Nächst diesen Anlagen kommen in einem geordneten Staate besondere, mit der allgemeinen Staatsverwaltung zusammenhängende Baueinrichtungen zur Geltung. Sie sind dem Gemein-Interesse gewidmet und ihre Ausbildung hängt mehr oder weniger von der Ordnung und Gliederung der Staatsgeschäfte ab.

Anderweitige Baulichkeiten, die entweder bei öffentlichen, vom Staate ausgehenden Festlichkeiten oder auch wohl bei besonderen staatlichen Veranlassungen z. B. beim Gerichtsverfahren nur zeitweise errichtet werden, erhalten stets durch die in den Grenzen der herrschenden Sitte sich bewegenden Umstände eine mehr oder weniger eigenthümliche, diesen entsprechende Gestaltung.

I. Die Herrschersitze oder Burgen der afrikanischen Könige sind mehr durch Ausdehnung[1]) als durch bauliche Pracht charakterisirt.

1. Der Sitz des Königs von Bondu, zwischen Senegal und Gambia[2]), bestand aus einer großen Menge einzeln stehender Hütten, die, nebst mehreren freien Plätzen, von einem roh aufgeworfenen Erdwall umschlossen wurden.

2. Zwar ansehnlicher, doch in ähnlicher Weise geordnet, sind die Gebäude der Aschantikönige und die der Beherrscher von Kummoo, die

[1]) Diese ist eine Folge der Vielweiberei, die besonders bei den Negerkönigen der Westküste gepflogen wird. So besitzt z. B. der König der Aschanti 3333 Weiber, die sämmtlich wohl verwahrt werden. — Klemm, Culturgesch. III. S. 332 ff.

[2]) Ritter, Erdk. I. (1.) S. 349.

jedoch, den gesteigerten Culturverhältnissen gemäß, eine reichere und bequemere Ausstattung des Innern zeigen.

II. Während derartige Burgen eben nur da entstehen konnten, wo Königreiche sich bildeten, so hatte doch schon bei weitem früher, sowohl in diesen Staaten, wie auch in frei organisirten Stammverbindungen das Bedürfniß nach gemeinschaftlicher Berathung oder öffentlicher Gerichtsbarkeit die Bildung allgemeiner Versammlungsorte veranlaßt.

1. Solche finden sich, wenn auch in einfachster Gestalt, schon bei den weniger seßhaften Kaffern, die dazu die von den weidenden Heerden verlassenen, theils umzäunten Viehhürden benutzen.

2. Nur für den Zweck öffentlicher Berathung bestimmte, umpfählte Plätze errichten die in Dörfern zusammenlebenden Beetjuanen, wogegen einzelne Negerstämme der Westküste, z. B. die Mandingos, für diesen Zweck besondere, von weitschattigen Bäumen umgebene, Tribünen erbauen[1]). Außerdem befinden sich fast in jedem größeren Orte der Negerstaaten eigene Gebäude (Palavers), Gemeindehäuser, in denen sich die freien Stände zu gemeinschaftlichen Berathungen u. s. w. versammeln.

III. Von baulichen Einrichtungen bei öffentlichen Festen, die indeß meist mit Culthandlungen verbunden sind, erwähnen wir beispielsweise nur diejenigen, welche die Fidäer am großen Gedächtnißfeste zu Ehren des Vaters des Königs von Dahomet[2]) veranstalten.

1. Es sind dies: eine umfangreiche von Bretern aufgeschlagene hohe Bühne, auf welcher der Herrscher und die Großen des Staates Platz nehmen und auf der gleichzeitig die mit Block und Beil zu vollziehende Opferung einer bestimmten Anzahl Sklaven vorgenommen wird und — 2. Stangen mit den Köpfen der Geopferten, die rings um das Grab des Gefeierten aufgestellt werden[3]).

IV. Kriegswesen. So lange sich der Mensch nur auf sich, auf die Erhaltung seiner selbst hingewiesen weiß, genügt ihm zum Schutz gegen feindliche Angriffe eine dem entsprechende Körperverhüllung. Mit der Freude am Besitz und der Schwierigkeit des Erwerbens stellt sich indeß gleichzeitig das Bedürfniß ein, auch das Besitzthum in ähnlicher

---

[1]) Ritter, Erdkunde I. (1.) S. 364. [2]) Klemm III. S. 375. [3]) Alle Gräber der Könige werden hier in ähnlicher Weise, doch nur einmal und zwar unmittelbar nach der Beerdigung, ausgeziert.

Weise vor Raub und Angriff zu sichern: selbst Dörfern und Städten wird eine schützende Umgebung zur Nothwehr.

Die Ausbildung derselben hängt einerseits von dem Einflusse ab, den die Habe auf das Dasein des Einzelnen und somit auf die Existenz ganzer Gemeinden ausübt, andererseits von den kriegerischen Gefahren, denen sie mehr oder weniger ausgesetzt ist, wie auch von der Art der Kriegsführung überhaupt.

Wie die Masse der mit einander Kämpfenden stets aus Angreifenden und Vertheidigern besteht, die Waffen in Trutz- und Schutzwaffen zerfallen, so theilen sich auch die kriegerischen Baueinrichtungen in Angriffs- oder Belagerungs- und in Schutz- oder Vertheidigungsbauten.

Da beide in steter Wechselbeziehung zu einander stehen, so hängt die Ausbildung der einen wesentlich von der Entwickelung der andern ab.

Die Kriegsführung der afrikanischen Völker kennt keine Belagerungsbauten, denn die eigentlichen Schutzbauten — die Verschanzungen und Befestigungen — der meisten Dörfer sind immer nur, gegen plötzlichen und gewaltsamen Ueberfall, in roher Weise hergestellte Wehren.

Die Königsburgen, die öffentlichen und privaten Gebäude, die Dörfer und größeren Ortschaften, werden vornämlich in den Negerstaaten gegen den ersten Anlauf dadurch gesichert, daß man sie a) mit einem starken, von Pfählen gezimmerten Zaun umgiebt. — b) Gräben und Erdwälle, letztere durch darauf gehäufte Steine verstärkt, kommen nur ausnahmsweise in Anwendung. So besteht z. B. die Stadtmauer von Timbuktu aus einem zwölf Fuß hohen, mit mehreren Thoren versehenen Erdwall. c) Die Thore sind von Holz, mit Kameelhäuten überzogen und mit starkköpfigen Nägeln benagelt[1]).

C. Einfluß des Cultus auf die baulichen Einrichtungen.

Aus dem Bestreben, das Ungewöhnliche und unsichtbar Wirkende in der Natur mit einer ihm zumeist entsprechenden, sicht- und tastbaren Erscheinung in Verbindung zu setzen, entwickelt sich die Verehrung gewisser, durch auffallende Eigenthümlichkeiten oder durch besondere Veranlassungen ausgezeichneter Naturkörper.

Außergewöhnlich gestaltete Felsmassen, Steine, Bäume, ja ganze

---

[1]) Ritter, Erdkunde I. (1.) S. 453.

Haine, Quellen, Ströme u. a. m. werden dadurch, daß sie die kindliche Phantasie beschäftigen, leicht als Wohnsitze geheimnißvoll wirkender überirdischer Mächte betrachtet. Sie bilden somit die natürlichsten und frühesten Anknüpfpunkte für eine Culthätigkeit.

Diese äußert sich zunächst in thatsächlichen Gunstbezeugungen, die man den Gegenständen, als Repräsentanten unsichtbarer Gewalten, erweist, um diese selbst durch Geschenke und Darbringungen aller Art für sich günstig zu stimmen.

Die zur Aufnahme solcher Gegenstände bestimmten Plätze treten allmälig in unmittelbare Beziehung zur Handlung und erhalten wie diese eine selbständige Bedeutsamkeit. Es entstehen Opferstätten und Altäre, geweihte Orte, die, Jedem als heilig erkennbar, das auf ihnen liegende Gut als Weihgeschenk charakterisiren und sichern.

Ein Fortschritt in dem Bestreben nach Versinnlichung geheim wirkender Kräfte ist die künstliche Herstellung von Götterbildern oder Idolen. Derartige Repräsentativbilder werden ebenfalls auf eine, ihrem Wesen entsprechende Weise verehrt. Hierzu bedürfen sie jedoch der geeigneten Aufstellung; insbesondere aber sie würdig schützender Stätten. — Diese nehmen allmälig in demselben Maße an Bedeutung und Umfang zu, als die Verehrung jener Bilder und das daran geknüpfte Ceremoniell.

Einen entschiedenen Einfluß auf die äußere Gestaltung des Cultus übt, wie wir schon bemerkten, die Entstehung von Staaten. Das Cultleben, gleichviel ob verschmolzen mit dem Staatsinteresse oder diesem selbständig gegenüberstehend, bedarf eben sowohl wie jenes, gewisser Centralpunkte. — Mit der Entstehung der Königsburgen, den Sammelplätzen der weltlichen Herrschaft, werden die Häuser der Götter und ihrer Vertreter die geeigneten Stützpunkte für die Wirksamkeit der Letzteren. Innig verbunden mit der wachsenden Macht der Priester ist die Ausbildung der Tempel.

Die Hottentotten wie die Kaffern vermuthen leicht in jedem Gegenstand eine magisch wirkende Kraft. Ihnen genügt zur Repräsentation derselben die Sache. Ihre Anschauungsweise ist demnach eine rein äußerliche.

Anders verhält es sich schon mit den Negern. Bei ihnen bestimmt ein mehr oder weniger klar gefühltes[1]) Wesen die Form. Diese su-

---

[1]) Je nach dem Vorstellungsvermögen oder der geistigen Schöpfungskraft überhaupt, womit die Neger indeß auch nur schwach begabt sind.

chen sie theils in gewissen Gegenständen der Natur, theils aber auch in künstlicher Verkörperung ihrer Phantasiegestalten, indem sie Götterbilder, Idole, schaffen. — Die Culthätigkeit der Neger ist mehr an bestimmte Körper geknüpft, wodurch sie beschränkter aber geregelter erscheint, als die der Hottentotten und Kaffern.

I. Sonderbar gestaltete Felsen, die der Neger zum Theil mit roh aus Lehm gekneteten Figuren skulpturartig verziert[1]); einzelne Steine, die er dadurch vom Profanen absondert, daß er sie mit Stäben umsteckt; Bäume, die er mit Strohseilen umwickelt, um Opfer daran zu befestigen und viele andere, in ähnlicher Weise behandelte Naturkörper bezeichnen, wenigstens zum Theil, seine Cultanschauung.

II. Innig mit derselben verbunden sind eine Menge von Ceremonien, unter denen die Opferungen eine nicht unwichtige Stelle einnehmen.

Der Neger legt entweder die einer Gottheit darzubringenden Gaben unmittelbar in die Nähe ihres vermeintlichen Sitzes oder auch wohl auf freies Feld nieder. Die Plätze aber haben für ihn eine hohe Bedeutsamkeit, die er da, wo sie der Ort nicht selbst bedingt, durch äußere Zeichen charakterisirt. So die Aquampinneger, die auf freiem Felde kleine Altäre von Palmblättern errichten, welche sie mit weiß angestrichenen Stäbchen umstecken und diese vermittelst Bast zu einem Zaun verbinden.

III. Mit der Verehrung der kleineren Fetische und Idole hängt theils eine wirkliche, theils eine symbolische Pflege derselben eng zusammen. Dieser Dienst erfordert eine oft ansehnliche Zahl damit beauftragter Individuen — Priester — und diese bedürfen wiederum der gemeinschaftlichen Wohn- und Sammelplätze. Derartige Bauten — Tempel — die aus mehreren Höfen und ziemlich weiten wohleingetheilten Zimmerräumen bestehen und nicht selten von dichtbelaubten Bäumen umgeben sind, finden sich denn auch bei mehreren Stämmen der Westküste, und zwar hier vorzugsweise bei den Abantas, in Fudah und auf Ningo.

Anhang.

Götzenbilder und Fetische.

Am mannigfaltigsten und zumeist ausgebildet sind die Götzenbilder der Congoneger, bei denen jede Dorfschaft eines derselben in Gestalt eines Mannes besitzt[2]).

---

[1]) Klemm III. S. 360. Hawkey bei Tuckey S. 95. Taf. 2 und 9.

[2]) Ritter I. (I.) S. 283.

Diese Gestalten selbst sind entweder mehr oder weniger roh a) aus Holz geschnitzt oder b) aus Stein gehauen[1]), wobei jedoch an eine künstlerische Darstellung nicht zu denken ist. Was indeß fast alle diese Bilder und vorzugsweise die am Zaire vorkommenden menschlich gebildeten Fetische charakterisirt, ist die eigenthümliche europäische Gesichtsbildung[2]), eine Erscheinung, die sich durch den unausgesetzten Verkehr, in welchem diese Stämme mit Europäern stehen[3]), erklärt.

Ziemlich roh gearbeitet ist der Schutzgott von Tamuggo: ein runder Holzklotz, an dem Kopf, Arme und Beine von gleicher Länge sind.

Die Fetischbilder im Allgemeinen sind nicht sehr groß und selten höher als zwei und einen halben Fuß. Dabei tragen sie fast immer in der einen Hand eine Waffe und spitzig zulaufende Kopfbedeckungen.

Um das Doppelte höher indeß ist das eigenthümlich geformte Götzenbild von Kiama: eine männliche, mit einem Messer bewaffnete Figur mit breiträndrigem Hute, auf einem Flußpferde reitend. Das Gestell, auf dem dasselbe ruht, besteht aus zwei untereinander angebrachten Reihen von theils stehenden, theils knieenden Männern, von denen die letzteren mit Bogen, Pfeilen u. s. w. bewehrt sind.

Sowohl die Congoer wie die Aschanti haben die Gewohnheit, ihre Götzenbilder weiß anzustreichen[4]).

Außer den menschlich gebildeten Idolen verehren die Neger eine nicht zu bestimmende Zahl anderer Gegenstände.

So besteht z. B. der Fetisch von Labode in einem großen ungewöhnlich gestalteten Klumpen Gold, der roth überstrichen ist und in einem mit Wasser gefüllten Gefäß aufbewahrt wird.

Noch willkührlicher gewählt, dem Gutdünken eines Jeden überlassen, ist die Menge der Privatfetische, die der Einzelne für sich in Anspruch nimmt. Jeder Gegenstand und selbst der geringfügigste kann durch irgend einen Zufall zu dieser Ehre kommen. Wir erwähnen deshalb hier nur jene Hausgötter, die zu den oben beschriebenen figürlichen Darstellungen in gewisser äußerlicher Beziehung stehen.

Es sind dies meist kleine rothbeschmierte, mißgestaltete Zeugpuppen mit einer befiederten spitzigen Mütze geziert.

Einen ähnlichen Zweck wie diese Lappengötzen erfüllen denn auch in die Erde gesteckte und mit allerlei Lappenwerk behangene Holz-

---

[1]) Ritter a. a. O.; Tuckey Narrative S. 106 mit Abbildungen 380 u. s. w.
[2]) Ritter I. (1.) S. 267. [3]) Klemm, Culturgesch. III. S. 364 Anmerkung.
[4]) Ritter I. (1.) a. a. O.

pfeiler. Auch diese werden roth und weiß bemalt und, wie jene, mit einer Feder oder mit einem in Blut gefärbten Bandstreifen geschmückt.

Schlußanhang
zu den baulichen Einrichtungen der Afrikaner.

Der Stadtbau und was damit zusammenhängt.

Von einem Stadtbau im eigentlichen Sinne, d. h. von einer nach gewissen Regeln geordneten Anlage und Vertheilung der Bauten auf einem bestimmten Raum finden sich nur höchst dürftige Spuren bei einigen, staatlich organisirteren Völkerschaften des Westens. Aber selbst diese Spuren von einer baulichen Ordnung beruhen mehr auf einer natürlichen gegenseitigen Rücksicht der auf einem gewissen Bezirk zusammenwohnenden Individuen, als auf einem ihnen bewußten Streben nach gesetzlicher Beschränkung.

1. Willkührlicher als jene obenerwähnte[1]) kreisförmige Aneinanderreihung der Hütten bei den Hottentotten ist 2. die Zusammenstellung der Wohnstätten bei den Kaffern und Beetjuanen. Selbst in den größeren Beetjuanen-Dörfern herrscht eine Regellosigkeit, die nur durch einige mehr zufällig entstandene Straßen, welche nach einem in der Mitte des Orts gelegenen Platz führen, in etwas aufgehoben wird.

3. Nicht viel regelmäßiger sind die Dörfer und Städte der Westneger, die indeß meist, wie schon erwähnt, durch Umzäunungen u. a. m. befestigt sind. Auch in ihnen finden sich, außer den Plätzen, Palavers, Begräbnißstätten u. s. w., keine besonderen, etwa den öffentlichen Vergnügungen oder der allgemeinen Bequemlichkeit gewidmeten Einrichtungen und künstlich gegrabene Brunnen, regelmäßige Baumalleen u. dergl. gehören selbst hier noch zu seltenen Ausnahmen.

III. Das Geräth.

Allgemeine Bemerkungen.

Die Ausbildung des Gerätbes schreitet mit der Entwickelung der Cultur in ähnlicher Weise vor, wie die Gestaltung der Tracht und der baulichen Einrichtungen. Wie diese, so gewinnt auch das Geräthliche in dem Maße an Selbständigkeit, in dem sich das Individuum von seinem ursprünglichen, rein naturgemäßen Zustande entfernt: die einem Volke eigenthümlichen Culturerscheinungen stehen sämmtlich in

[1]) S. Seite 70. a.

einer, durch das Wesen desselben begründeten, Wechselbeziehung zu einander, und die von demselben ausgehenden tastbaren Gestaltungen sind als Resultat eines bestimmt begrenzten Bildungstriebes gleichsam als Krystallisationen zu betrachten.

Denselben Einfluß, den die Naturbeschaffenheit auf die Entwickelung der baulichen Einrichtungen u. s. w. ausübt, übt sie auch auf die Bildung des Geräthlichen. Zunächst ist es auch hier das rohe Naturprodukt — das ursprüngliche Geräth — welches die Grundform des künstlich darzustellenden bestimmt; womit denn zugleich auch ein Uebertragen des natürlichen Schmuckes jener Naturerzeugnisse durch künstliche Nachahmung desselben in eben der Weise wie bei der Tracht u. s. w. verbunden zu sein pflegt.

Von nicht geringerem Einfluß auf die Herstellung des Geräthes ist ferner das einem Lande eigenthümliche, dazu verwendbare Material, indem die größere oder geringere Schwierigkeit, die dasselbe einer künstlichen Verarbeitung entgegenstellt, mehr oder weniger förderlich zurückwirkt auf die Entwickelung der handwerklichen Thätigkeit überhaupt.

Je mehr sich bei einem Volke der Trieb ausbildet, an die Stelle des Nothwendigsten das wahrhaft Zweckmäßige zu erforschen und hervorzubringen, um so höher steigt bei ihm die bildende Handfertigkeit. Mit dem Bestreben, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, gewinnt das Schaffen an Freiheit und Mannigfaltigkeit, bis es, losgebunden von den Fesseln der bloßen Nützlichkeit und des nur sinnlichen Bedürfnisses als Kunstthätigkeit auftritt.

Das von den afrikanischen Stämmen zu Handarbeiten verwendete Material wurde bereits bei der Tracht dieser Völker berührt:

1. Schilf, Binsen, verschiedene Holzarten, holzartige Schalen gewisser Früchte, starkröhrige Pflanzenstengel, Bastfäden, Blätter der Palme, Baumwolle u. a. m. — Alles dies wird auch zur Herstellung von Geräthschaften vielfach benutzt; gleichfalls die dem Thierreich entnommenen Stoffe: gegerbte Felle, Elephantenzähne, hornartige Schalen einzelner Thiere, besonders der Schildkröten u. dergl.

2. Von wesentlicher Bedeutung für die Ausbildung des Geräthes bei den Afrikanern ist die ihnen seit uralter Zeit bekannte Nutzanwendung der Metalle zu Werkzeugen, denen sie eine leichtere Bearbeitung der genannten Rohstoffe verdanken.

3. Zu der ihnen eigenthümlichen Geschicklichkeit in Behandlung von Flechtarbeiten, Thierhäuten, der Schnitzerei, Metallbereitung u. s. w. kommt hier noch besonders die zweckmäßige Verwendung der leicht bild-

samen Thonerde in Betracht. Da sie die Eigenschaft besitzt, in der ihr gegebenen Form zu erhärten und so selbst dem Feuer Trotz zu bieten, wird sie hauptsächlich zur Herstellung von Kochgeschirren und Flüssigkeitsbehältern benutzt.

4. Die Formen der von den Afrikanern gefertigten Geräthschaften schließen sich zum Theil noch an die Gestaltungen gewisser Naturprodukte an. Sie sind gleichsam durch den reinen Nützlichkeitszweck der Sache gebunden und nur ausnahmsweise erscheinen sie als Resultate einer freier schaffenden Thätigkeit. Dies letztere ist zuweilen der Fall bei kleineren Schnitzarbeiten[1]), während hauptsächlich die Gefäßformen eine mehr oder weniger nett und sauber behandelte Nach- und Umbildung einzelner Thier- und Pflanzentheile[2]) erkennen lassen.

A. Einfluß des Privatlebens auf das Geräth.

I. Die Familie.

Zu dem Gefühl der Annehmlichkeit, welches den Menschen der ruhige und ungestörte Genuß ihres Besitzthums, das in der stabilen Stätte einen Centralpunkt findet, gewährt, gesellt sich das des Wohlbehagens — Empfindungen, aus denen sich allgemach der Trieb nach Bequemlichkeit entwickelt. Dieser aber erfindet zunächst für sich selbst eine Menge besonderer Befriedigungsmittel, die dann wiederum den sogenannten Comfort des Lebens bilden.

Die Vervollkommnung desselben hängt demnach im Allgemeinen, wie die Ausbildung der Wohnstätte selbst, von der den Individuen eigenthümlichen Denk- und Lebensweise, im Besonderen aber von dem Entwickelungsgrade ab, den ihre handwerkliche Thätigkeit erreicht hat.

Der mit dem Familienleben zusammenhängende Comfort beschränkt sich im Wesentlichen auf die innere Ausstattung der Wohnstätte. Derselbe umfaßt sonach das Hausgeräth im weitesten Sinne.

Das Hausgeräth.

Dieses zerfällt seinen Zwecken nach hauptsächlich in solche Gegenstände, die vornämlich mit der Erhaltung und Pflege des Körpers zusammenhängen und in solche, die dazu bestimmt sind, die

---

[1]) So werden z. B. die Beetjuanen als Verfertiger künstlicher Schnitzarbeiten gerühmt: Ritter I. (1.) S. 102 ff. [2]) Zu diesen gehören vorzugsweise die mannigfach verschieden gestalteten Kürbisse, größere und kleinere Nüsse u. s. w.; zu jenen die schon mehrfach erwähnten Schildkrötenschalen, Straußeneier u. a.

Annehmlichkeit des Daseins durch Bequemlichkeit zu befördern und zu erhöhen.

Zu den Erstbezeichneten gehören demnach sämmtliche, zur Zubereitung und Vorlegung der Nahrungsmittel erforderlichen Koch-, Küchen-, Trink- und Tafelgeräthe, wie auch einzelne Gegenstände der Toilette, das Badgeschirr u. s. w., während alle bewegliche Gegenstände, die in unmittelbarer Beziehung zu dem Wohnraum selbst stehen, zu den Letzteren zu rechnen sind.

Hausgeräth der Afrikaner.

I. Geräthe zur Zubereitung von Speisen.

Diese bestehen bei allen afrikanischen Stämmen meist in 1. Thongefäßen, die theils an der Sonne getrocknet, theils am Feuer erhärtet und auf eigenthümliche Weise glasirt werden[1]).

Die Formen derselben sind im hohen Grade verschieden; man läßt ihnen entweder die natürliche Farbe des Thones oder man giebt ihnen einen buntfarbigen Anstrich[2]). — Die Verzierungen beschränken sich auf wenige geometrische Figuren, die eingeritzt oder aufgelegt sind. Die meisten Gefäße werden glatt und ohne Henkel gebildet; nur die zum Aufhängen und Tragen bestimmten versieht man mit einem, zuweilen auch mit zwei Henkeln.

a) Flaschenförmige Töpfe mit gegenüberstehenden Henkeln fertigen vorzugsweise die Hottentotten.

b) Die Töpfe der Kaffern haben dagegen meist weitgeöffnete Becher- und Urnenformen[3]).

c) Besonders mannigfaltige Topfformen kommen bei den Marutzis vor, die dergleichen in den verschiedensten Größen von der einfach runden Gestalt — die vornämlich die Gefäße der Wassulo-[4]) und Bambaraneger charakterisirt — bis zur ovalen und doppelbauchigen herstellen[5]).

2. Ein allen Stämmen unentbehrliches Geräth ist der Bratspieß: ein glattgeschabter, oben zugespitzter Stab.

---

[1]) Klemm, Culturgesch. III. S. 266 ff. [2]) Röthlich gelbe Gefäße bei den Kaffern, dunkelbraune bei den Marutzis, blaue bei den Bullamern, rothe bei den Gambianegern, graue bei den Wassulos u. s. w. [3]) Lichtenstein, Reisen Fig. 14 theilt die Abbildung eines solchen Topfes mit, um dessen oberen Rand ein Riemenhenkel befestigt ist. [4]) Caillié I. S. 444; II. S. 50. Mungo Park S. 249. [5]) Campbell. trav. in South Afrika I. S. 228; 276.

3. Außer obigen Gegenständen bedienen sich die Neger hölzerner Mörser und von Bambusspelt geflochtener Siebe[1]).

II. Gefäße.

A. Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten.

Für diesen Zweck verwenden die Afrikaner theils von der Natur gleichsam dazu vorgearbeitete Produkte, theils selbstverfertigte Geräthe von Binsen, Holz, Leder u. dergl.

1. Zu der ersteren Art von Gefäßen gehören vornämlich die Schalen einzelner großer Kürbisfrüchte, vorzugsweise die der sogenannten Flaschenkürbisse; ferner beliebig lange Abschnitte dickröhriger Pflanzenstiele, die man, ähnlich wie die obenerwähnten Pfeilköcher, mit ledernen Deckeln versieht.

2. Zur Aufbewahrung der Milch dienen festgenähte lederne Beutel von etwa zwei Fuß Länge.

3. Holzgefäße schnitzen besonders die Südafrikaner — die Kaffern und Beetjuanen. Sie sind meist cylindrisch geformt oder nach oben leicht verjüngt; zuweilen haben sie einen halbkugelförmigen nur kurzabgeplatteten Boden oder statt dessen kleine freistehende Füße. Häufig sind sie auch mit ausgearbeiteten Reifen verziert und mit handlichem Henkel oder mit henkelartigen Ansätzen ausgestattet[2]).

4. Wasserdichte Behältnisse flechten die Weiber der Hottentotten, der Kaffern und der Neger von dünngespaltenem Röhricht, Wurzeln u. dergl. mit unübertrefflicher Geschicklichkeit. Die Größe dieser Gefäße, die fast immer halbovale Gestalt erhalten[3]), ist sehr verschieden und steigt von vier Zoll Höhe bis zu einem Umfang von zwei Scheffel Inhalt.

B. Zur Aufbewahrung trockener Gegenstände.

Es liegt in der Natur der Sache, daß diejenigen Gefäße, die sich zur Aufnahme von Flüssigkeiten eignen, auch zur Aufbewahrung von trocknen Gegenständen anwendbar sind; und so findet denn auch 1. diese Doppelbenutzung jener erwähnten Geräthe, wenigstens zum Theil, bei den Afrikanern statt.

2. Nur zur Aufnahme von Getraide fertigen sie meist noch beson-

---

[1]) Klemm III. S. 234; 238. Die Koossa benutzen als Siebe kleine netzartig gebaute Vogelnester. [2]) Klemm III. Taf. VI. Fig. 7. [3]) Lichtenstein, Reisen, III. S. 406.b. Sparrmann, Reise, Tab. III. Fig. 1.

ders große sackförmige Körbe von Flechtwerk, die sie gleichzeitig als Transportmittel benutzen.

III. Geräthe zum bequemeren Genuß von Speisen.

Tisch- oder Tafelgeräth im eigentlichen Sinne ist dem Afrikaner fremd. Ihm genügen zum Genuß der Speisen 1. jene oben genannten kleineren schalenförmigen Behälter.

2. Außerdem schnitzen die Kaffern hölzerne, klein gehenkelte, unsern Suppentellern nicht unähnliche Schüsseln[1]).

3. Der Gebrauch des Löffels findet sich bei den Hottentotten, den Kaffern und Negern.

Bei den ersteren besteht derselbe a) aus einem fasrigen, oberhalb pinselartig gestalteten Pflanzenstengel, mit dem sie die Flüssigkeit austunken[2]); doch bedienen sie sich auch, wie die übrigen Stämme, b) aus Holz geschnitzter Löffel, die in Form wenig von den allgemein gebräuchlichen abweichen. Die meist nach außen gebogenen Stiele sind indeß häufig mit Schnitzwerk, die eigentlichen Löffelschalen aber mit symmetrisch ausgearbeiteten Ornamenten verziert[3]).

4. Zum Zerlegen des Fleisches und anderer härterer Speisen benutzen die Afrikaner das Messer. Es ist dies entweder dolchartig zweischneidig oder nur auf einer Seite geschärft und mit einem ebenfalls durch Schnitzarbeit verzierten Heft von Holz oder Elfenbein versehen. Zuweilen wird es durch eine, dem entsprechend gearbeitete Scheide gegen Rost u. s. w. geschützt[4]).

5. Zum bequemeren Genuß des Tabaks, dem alle afrikanischen Stämme mit gleicher Begierde ergeben sind, bedienen sie sich a) der Tabakspfeifen, deren mannigfach verschiedene Gestaltungen, wie sie vornämlich bei den Negern vorkommen, von der Form des Röhrenknochen, den die Kaffern u. a. m. dazu verwenden, ausgehen[5]). — b) Der Schnupftabak wird in kleinen runden verstöpselten Kürbisschalen, die man zuweilen reliefartig verziert, aufbewahrt.

IV. Geräthe zur besonderen Pflege des Körpers — Toilettengeräth.

Körperwaschungen kommen nur bei einigen Stämmen der Westküste, vorzugsweise bei den Mandingos und Aschantis vor.

---

[1]) Klemm III. S. 264. [2]) Alberti S. 28. [3]) Lichtenstein, Reisen, giebt Fig. 5 die Abbild. von zwei Löffeln der Beetjuanen, von denen der eine auf der Rückseite des Löffelgefäßes den Schildkrötenschalen ähnlich ornamentirt ist. Klemm III. Taf. VI. Fig. 8. [4]) Klemm III. Taf. VI. Fig. 6. [5]) Klemm III. S. 239 bis 241; dazu Taf. VI. Fig. 2 und 3.

1. Die ersteren bedienen sich dazu des warmen Wassers, das sie in irgend einem beliebigen Topf erhitzen, den sie dann zugleich als Waschapparat benutzen.

2. Die Aschanti reiben ihren Körper täglich mit kaltem Wasser ab, wobei sie auf einem kleinen dreibeinigen Schemel Platz nehmen.

3. Die Bemalung der Haut geschieht vermittelst kleiner pinselförmiger Stäbchen. Die Farben werden in Schildkrötenschälchen sorgfältig verwahrt.

Die zu tätovirenden Figuren zeichnet man mit Holzstäbchen vor und ritzt sie sodann mit einem spitzigen Messer.

4. Zur Pflege des Haupthaars verwendet man oft zierlich aus Holz geschnitzte Kämme. Diese sind meist viereckig, etwa bis zur Hälfte gezahnt und auf den Flachseiten mit symmetrisch vertheilten, einfachen Strichfiguren ornamentirt, oberhalb und in der Mitte aber zum Durchstecken der Finger durchlöchert[1]).

5. Die Rasirmesser sind spatenförmig und, wie bei uns die Pflanzenstecher, mit einem Handgriff versehen[2]). Ein mit Wasser gefülltes Gefäß vertritt die Stelle des Spiegels.

V. Die Möbel.

Die innere Ausstattung des Wohnraumes beschränkt sich auf eine mehr oder weniger bequem eingerichtete Lagerstätte.

1. Das Lager der Hottentotten lernten wir bereits bei Betrachtung ihrer Wohnstätten kennen.

2. Bei den Kaffern besteht dasselbe aus einer drei bis vier Fuß breiten, der Körperlänge entsprechenden Schilfmatte. Der Mantel dient des Nachts als Decke.

3. Die Neger fertigen Hängematten, die sie am Pfahlwerk der Hütte befestigen; auch ruhen sie auf roh aufgeworfenen, mit Matten belegten Erdbänken; außerdem haben sie hölzerne Lagerstätten, mit aus einem Stück geschnitzten Kopfstützen, welche genau denen entsprechen, die in altägyptischen Gräbern aufgefunden werden und die ebenfalls bei den Nubiern und Berbern gebräuchlich sind. Das Lager selbst bedecken sie meist mit mehreren Schafpelzen.

[1]) Klemm III. Taf. VI. Fig. 5.
[2]) Campbell I. S. 276. Fig. 6.

Anhang.

Zur Leichenbestattung verwendete Geräthe.

1. Bei den Kaffern herrscht die Sitte neben dem auf das freie Feld hinausgetragenen Kadaver, ein Feuer zu entzünden und daneben ein mit Wasser gefülltes Gefäß zu stellen.

2. Die Neger beerdigen den Leichnam. Zu dem Ende legen sie ihn entweder in einen besonderen, von Bretern zusammengezimmerten Behälter oder, war der Todte unbemittelt, auf ein einfach zugeschnittenes Bret.

An der Sierra-Leona tritt an die Stelle dieser Geräthe eine leiterähnliche, mit hochstehendem Fuß und Kopfende versehene Tragbahre.

II. Anderweitige Geräthschaften, hervorgerufen durch das Bestreben, den gesteigerten Bedürfnissen zu genügen.

Wir begreifen hierunter einestheils Hülfsmittel zur leichteren Erwerbung der Nahrung, anderntheils Hülfsgeräthe zur Herstellung handwerklicher Erzeugnisse.

Da die ersteren dem rein naturgemäßen Triebe der Selbsterhaltung ihre Entstehung verdanken, so fällt die Bildung derselben, wenigstens zum Theil, in die früheste Periode der Menschheit. Schon auf den niedrigsten Stufen menschlicher Cultur erscheinen sie in einer, selbst den höheren Culturstufen entsprechenden Weise ausgebildet.

Die Umbildung dieser Gegenstände ist demnach um so weniger abhängig von der Culturentwickelung im Allgemeinen, als die Sorge für die leibliche Existenz unter allen Verhältnissen dieselbe bleibt.

Anders verhält es sich mit dem Handwerkszeug, mit den Geräthen, die überhaupt zur Hervorbringung und mehr oder weniger künstlichen Darstellung von Gegenständen dienen. Diese gewinnen stets gleichzeitig mit der künstlicheren Gestaltung der gesammten materiellen Lebensbedürfnisse an Vervollkommnung, und ihre Ausbildung hängt demnach von dem Grade ab, in welchem sich die an das Dasein geknüpften Ansprüche der Menschen steigern. Diese Ansprüche aber werden wiederum durch die handwerklichen Erzeugnisse selbst befördert und vermehrt.

A. Geräthschaften, die mit den allgemeinen Beschäftigungen der Afrikaner zusammenhängen.

1. Viehzucht. Diese ist wesentlich auf die Pflege des Rindes und Schafes beschränkt.

a) Zur Aufbewahrung der flüssigen Milch dienen die schon erwähnten Gefäße von Thon, Holz u. a. m.

b) Zur Zubereitung der Butter wird ein von Thierhaut gefertigter Sack benutzt, dessen Haarseite nach innen gekehrt ist; derselbe wird mit Milch gefüllt und hierauf von zwei Personen hin und her geschwenkt.

2. Feldbau. Zum Ausgraben gewisser Knollengewächse haben die Hottentotten u. a. a) kleine, vorn zugespitzte oder schaufelförmige Hölzer oder Eisen.

Die Ackergeräthschaften der Kaffern und Neger bestehen b) in hölzernen oder eisernen Haken und c) jenen erwähnten hölzernen Grabstöcken; außerdem bedienen sich die ersteren zum Umgraben d) kleiner Holzspaten, zum Abschneiden des Getraides e) der Wurfspeerspitzen und zum Ausdreschen f) dünner Stäbe.

Die Neger der Westküste, namentlich die der Sierra-Leona, nutzen zum Einscharren der Körner g) eine Art hölzernen Karst. Ihr kurzes Messer wird h) als Sichel verwendet. Das Ausdreschen geschieht auch hier mit i) Stöcken; die Absonderung der Spreu aber vermittelst k) besonderer, mit hölzernen Handhaben versehener Schwingematten.

Die Bereitung des Mehls geschieht an der Westküste durch Zerstampfen der Fruchtkörner, Wurzeln u. a. m. Zu diesem Zweck fertigt man l) hölzerne Mörser von ziemlichem Umfang. In derartigen Mörsern wird auch in der Sierra-Leona der Reis vermittelst m) eines mannshohen hölzernen Stampfers zermalmt.

3. Gartenbau, Baumzucht rc. Zur Bereitung des Palmöls bedient man sich erstens zum Zerquetschen der Nüsse a) zweier beliebigen Steine, zweitens zum Rösten der Kerne b) einer eisernen Pfanne und zum Zerstampfen und Abkochen derselben c) die schon bekannten Mörser und Topfgeräthe.

Der Palmwein[1]) wird durch Anbohren und Abzapfen der Dattelpalme gewonnen. Zu dem Ende muß die Krone des Baumes erklommen werden. Dies geschieht auf höchst eigenthümliche Weise vermittelst eines Reifen, der gleichzeitig den Stamm und den Kletterer umgiebt und mit Hülfe dessen er sich ruckweis in die Höhe schiebt.

4. Jagdgeräthe. Die zumeist angewendete Jagdwaffe ist a) der Speer; nur um große Thiere, z. B. Elephanten zu erlegen, greift der

[1]) Ueber die Bereitung anderer berauschender Getränke, ferner über die Gewinnung des Honigs u. s. w. ist Klemm III. S. 236 ff. nachzusehen.

Hottentotte außerdem b) zu vergifteten Pfeilen. Dem Angriff von reißenden Thieren, Löwen, Tiegern u. a. m. sucht man c) durch die Schildbewaffnung zu begegnen. — d) Das Beil wurde bereits als ein steter Begleiter des Jägers erwähnt.

e) Die Jagdnetze der Mandingos bestehen meist aus starken Bast- oder Baumwollenfäden.

5. Fischergeräthe. a) Der Speer: der bei den Hottentotten zuweilen durch ein am oberen Ende zugespitztes Holz ersetzt wird. Die Senegambier bedienen sich statt dessen b) langer, dreifach zugespitzter und oberhalb mit Fischzähnen besetzter Stäbe.

c) Die Angel: eine mit Bleiklümpchen beschwerte Schnur, an der ein eiserner gekrümmter Nagel den Angelhaken bildet. — d) Der ganze Angelapparat wird zuweilen in eigens dazu geschnitzten Holzkästchen aufbewahrt[1]).

e) Die Netze: an der Sierra-Leona fertigt man sie bis zu dreißig Fuß Länge. Die Schmalseiten derselben werden, damit sie leicht auseinandergehalten werden können, mit Stäben eingefaßt; die untere Langseite aber wird mit Senksteinen belastet.

f) Die Netze der Walo haben selten mehr als acht Quadratfuß Fläche. Meist sind sie zu einer sackähnlichen Gestalt zusammengenäht und durch leicht handliche Seitenstäbchen verschließbar.

g) Außerdem hat man Handnetze von sehr verschiedener Größe; sehr lange von Rohr geflochtene korbähnliche Reussen u. a. m.

h) Die größeren Fische werden zuweilen mit kurzen Knitteln getödtet.

B. Handwerksgeräthe der Afrikaner.

1. Zu den allgemein gebräuchlichen Werkzeugen gehören die Axt, das Messer und die Nadel.

a) Die Axt in ihrer einfachsten Gestalt ist eine eiserne, meisselförmige Klinge, die in einem hölzernen Stiel steckt. — Zuweilen benutzt man als Handgriff einen oberhalb rechtwinklig gebogenen Baumast. Der kürzere Schenkel des Holzes bildet dann die Unterlage für die Klinge. Auf diese legt man ein keilförmiges Holz und umwickelt sodann das Ganze mit Bast oder umgiebt es mit Metallreifen[2]).

b) Das Messer, dessen Stelle nicht selten die Speerklinge vertritt, wurde bereits oben beschrieben[3]).

[1]) Klemm III. S. 223 Anm. [2]) Klemm III. Taf. V. Fig. 1, 2.
[3]) S. 86 (4).

c) Die Nadel oder der Pfriem ist ein unten zugespitzter, oben zuweilen zackig verzierter Metalldrath von etwa einem Fuß Länge und einer Linie Dicke[1]).

2. Gerberei. Zur Bearbeitung der Thierhäute wendet man a) die meißelförmige Axtklinge an; zum Weichklopfen der Felle dienen b) Steine von verschiedener Größe.

3. Weberei, Spinnerei. Die Trennung der Samenkapsel von der Wolle geschieht z. B. bei den Mandingos entweder dadurch daß sie die Frucht der Wollenstaude mit a) zwei Steinen ausklopfen oder mit b) dicken eisernen Walzen ausquetschen.

c) Die Spindel: ein mit Lehm beschwerter Stock, der bei der Arbeit vermittelst einer Muschel oder eines Holztellerchens geschickt im Kreise bewegt wird.

d) Der Webestuhl entspricht im Wesentlichen dem unsrigen, doch ist er bei weitem kleiner und schmal[2]).

e) Zur Nutzbarmachung der zu Kleidern u. s. w. anwendbaren Baumrinde hat man kurzstielige Holzhämmer, Steine u. a. m.[3]).

3. Bearbeitung der Metalle. Das Schmiedegeräth der Hottentotten und zum Theil auch der Kaffern beschränkt sich a) auf wenige, von der Natur vorgeformte Steine, die sie als Ambos, Hammer und zum Metallschleifen benutzen.

b) Der Hammer der Marutzi ist dagegen von Eisen und mit einem Holzstiel versehen. Ebenso sind die Hämmer der Guineaneger, die außerdem den Gebrauch c) der Schmiedezange, d) des Drillbohrers und anderer kleinerer Werkzeuge kennen.

e) Blasebälge fertigen die Kaffern durch sackförmiges Zusammennähen von Ziegenfellen; ausgehöhlte Hörner bilden die Windröhren.

4. Töpferei. Sämmtliche Thongeschirre werden aus freier Hand ohne Anwendung einer Drehscheibe geformt, wobei jedoch zum Glätten Holzstäbchen dienen.

III. Das gesellige Zusammensein.

Die Art und Weise, in der ein Volk die Geselligkeit erstrebt; die Mittel, deren es sich bedient, um die geselligen Freuden zu vermannig-

---

[1]) Lichtenstein, Reisen Fig. 2. [2]) Klemm III. S. 269. [3]) Mit Hämmern klopfen die Aschanti den Bast aus den langfaserigen Ananasblättern, den sie zur Verfertigung der Netze anwenden.

fachen und die durch sie erweckte geistige Spannkraft zu steigern — bezeichnen mehr oder weniger seine gemüthliche Richtung.

Je naturgemäßer der Mensch verharrt, um so einfacher und natürlicher verbleiben auch die Mittel zur Befriedigung seines Unterhaltungstriebes. Sie vervollkommen sich in demselben Maße, in dem sein geistiges Fassungsvermögen zunimmt.

Im innigen Zusammenhange damit steht denn auch die Ausbildung der künstlich gestalteten Vergnügungsmittel oder Spielapparate.

Die Spielapparate der Afrikaner.

I. Kinderspielzeug.

1. Kleine Muscheln, buntfarbige Steine und was sonst die Natur an zierlichen und zarten Gebilden, die das kindliche Auge erfreuen, darbietet, zieht auch die afrikanische Jugend in das Bereich ihres Spieles; außerdem vergnügen sich, namentlich die Negerknaben, 2. mit aus Kürbis geschnittenen Kreiseln. Ein solcher wird vermittelst einer Peitsche geschlagen und dies zwar mit so großer Geschicklichkeit, daß er kaum den Boden berührt.

II. Spielapparate zu Einzelspielen für Erwachsene.

1. Auch diese sind meist im hohen Grade einfach und bestehen ebenfalls in Muscheln, Palmnüssen, 2. zugeschnittenen Bambusstückchen[1]) u. a. m.

3. Das sogenannte Palmnußspiel der Bullamer ist indeß nicht ohne Berechnung und scheint in der Hauptsache unserem Belagerungsspiel ähnlich. Es gehört dazu ein etwa zwei Fuß langes, an den Enden zugespitztes Bret; auf jeder Seite desselben befinden sich sechs flache Vertiefungen (Städte); außerdem zwei davon abgesondert, je eins für den Kassenbestand der Spielenden. — Ein solcher Apparat ruht zuweilen, gleich einer Tischplatte, auf einem besonderen Untergestell.

III. Die musikalischen Instrumente.

A. Schlaginstrumente.

Diese haben sowohl die Hottentotten wie die Neger und zwar als mannigfach verschieden gestaltete Trommeln.

1. Die Trommel der Hottentotten ist ein mit Schaffell bespannter, ausgehöhlter Flaschenkürbis oder Holzklotz oder auch z. B. bei den Koranos irgend ein beliebiges hölzernes Gefäß.

[1]) Klemm III. S. 302 ff.

2. Die große Trommel der Neger besteht aus einem, etwa fünf Fuß langen und hohlen Baumstamm, der an beiden Enden mit Fell bezogen ist; sie wird vermittelst hammerförmigen Hölzern geschlagen.

3. Die kleinere Trommel gleicht einem der Länge nach mit Thierhaut bespanntem Troge; auch zu diesem Apparat gehören zwei Trommelstöcke.

4. Nächst diesen Instrumenten führen die Neger kleinere sanduhrförmige Trommeln, die nur mit einem Klopfer gespielt werden; ferner mit Fell überzogene Calabassen, bei denen die flache Hand als Schlägel dient.

5. Ein von den obigen abweichendes Schlaginstrument ist der Spielkasten der Aschanti: ein flaches, an einem Ende offenes Kästchen, auf dem zwei einander gegenüberstehende Stege fünf dünne Stäbchen tragen, die mit dem Daumen geschlagen werden[1]).

B. Blasinstrumente.

1. Bei den Negern: große, von Elephantenzähnen gefertigte, oder ihnen ähnlich gestaltete hölzerne Hörner, die von der Seite geblasen werden.

2. Lange, am unteren Ende dreilöcherige Rohrflöten mit starken Mundstücken.

C. Saiteninstrumente.

In ihrer einfachsten Form bei den Hottentotten: 1. ein hölzerner, nur mit einer Saite bespannter Bogen, dessen Sehne man den leicht zitternden Ton vermittelst einer Federpose entlockt, und: 2. ein, mit mehreren Darmsaiten bespanntes Bretchen, worauf, ähnlich wie auf einer Geige, mit einem Bogen herumgestrichen wird.

Nicht viel künstlicher ist 3. die Geige der Neger: ein, oberhalb mit Rehhaut bespannter, durchlöcherter, und mit einer rindshärenen Saite bezogener Kürbis, zu dem ebenfalls ein Streichbogen gehört; außerdem fertigen sie 4. kleine Kästchen von etwa drei Zoll Breite und doppelter Länge, die sie oben mit Fell überziehen. Auf jedem solcher Kästchen befestigen sie an den hervorragenden Enden eines durch die Mitte desselben gesteckten Stäbchens acht Saiten, die durch einen Steg unterstützt und zum Spiel mit den Fingern gerissen werden.

5. Ein einfach gestaltetes Bogeninstrument, das auf eigenthüm-

---

[1]) Gray et Dochard, voyage en Afrique occid. S. 53. T. IX.

liche Weise gleichzeitig mit dem Munde und einem Stäbchen gespielt wird, findet sich bei den Aschantis.

IV. Der Handel.

Bei einem nur willkührlich geführten Tauschverkehr, wobei Jeder das ihm weniger Nutzbare gegen etwas ihm scheinbar Nutzbareres auswechselt, ist von keiner absolut gültigen Werthbestimmung der so zu verhandelnden Gegenstände die Rede, sie richtet sich nur nach der jedesmaligen Ansicht, welche die miteinander Tauschenden über den Werth oder Unwerth der Sache hegen.

Diese Art des Verkehrs befriedigt so lange vollkommen, als die Neigungen der Interessenten sich begegnen und zwischen ihnen durch Tausch eine Ausgleichung möglich ist.

Mit der Steigerung der Bedürfnisse nimmt indeß auch die Weise, in der man ihnen durch den Handel zu genügen strebt, einen bestimmteren Charakter an. — Nicht Jeder kann eben dasjenige brauchen, was der andere besitzt und dennoch wünscht dieser sich in den Besitz desjenigen zu setzen, was jener feilbietet. In diesem Fall tritt das Bedürfniß nach besonderen Tauschmitteln ein, die, einen allgemein anerkannten Werth habend, auch überall und zu jeder Zeit zu verwerthen sind. Dadurch aber, daß derartige Tauschmittel werthbestimmende Geltung erhalten, treten sie als „Geld" vermittelnd in den Handel.

Gleichzeitig mit diesen Gegenständen, bedingt durch das Wesen derselben, entwickelt sich aus dem so mehr geregelten Tauschverkehr die Nothwendigkeit, die Handelsartikel überhaupt nach ihrem Werthe abzuschätzen und mit dem des Geldes in Gleichgewicht zu setzen: es entsteht allgemach eine Art von Berechnung.

Diese mehr geistige Thätigkeit bedarf zunächst, zur bequemeren und leichteren Verständlichung nach außen, der körperlichen Versinnlichung: es bilden sich Rechnenapparate; an diesen entwickelt sich nach und nach ein bestimmt gegliedertes Zahlensystem, das, sobald es durch Schrift eine Verkörperung gefunden hat, alle anderen Hülfsmittel entbehrlich macht.

Mittel zum Austausch und zur Werthbestimmung bei den Afrikanern.

1. Die allgemein gültigen Austauschmittel der Kaffern beschränken sich auf ihre Wurfspieße.

2. Mannigfaltiger sind die Tauschmittel der Neger, unter denen

a) der Goldstaub, den sie gegen Fruchtkörner abwiegen und in Federposen aufbewahren, das überall Geltende ist; außerdem bedienen sie sich b) einer Münze, d. h. kleiner, auf einem Riemen gereihter Goldplättchen; bei einigen Stämmen der Westküste führt man sogar c) eine Art Papiergeld[1]), das in, einem und einem halben Quadratfuß großen, zierlich geflochtenen und umkränzten Matten besteht.

d) Als Scheidemünze und zum Ankauf geringer Waaren benutzt man Glaskorallen, Kaurismuscheln u. a. m.

3. Die Rechnenapparate sind im hohen Grade einfach. Den Negern u. a. genügen dazu leicht aufzuhäufende Gegenstände, z. B. Kieselsteine, Palmnüsse u. dergl. und den Kaffern ihre, mit metallenen Ringen verzierten Gürtel[2]).

B. Einfluß des Staatslebens auf das Geräth.

Abgesehen von dem Einfluß, den der Reichthum der Herrscher auf die prunkvollere Ausstattung dessen, was ihn umgiebt und also auch auf das dazugehörige Geräth ausübt[3]); und abgesehen von einer davon ausgehenden Rückwirkung auf die glanzvollere Gestaltung des Geräthes im Allgemeinen, sind es vornämlich die mit dem Herrscherthum unmittelbar in Verbindung stehenden Geräthe, die hier unsere Betrachtung auf sich ziehen. Es sind dies zunächst die sichtbaren Zeichen der Herrschaft und unter diesen ist, als bedeutungsvolles Geräth, der Herrscherstuhl oder Thron von besonderer Wichtigkeit. — Abgesondert von anderen, ihn umgebenden Sitzen, aus ihnen hervorragend durch seine Größe und von ihnen unterschieden durch äußere Pracht, ist er gleichsam ein Symbol der Erhabenheit und der alles übersehenden und über alles gebietenden Macht dessen, der ihn einnimmt.

Andere Geräthschaften bedingt die Verwaltung der Staatsgeschäfte. So verschieden auch ihr Zweck an sich ist, so dienen sie doch zumeist gewissen äußeren Bedürfnissen, ohne daß ihnen sonst noch eine besondere Bedeutsamkeit zum Grunde läge. — Hierher gehören einzelne, den Geschäftsgang erleichternde Hülfsmittel, so wie die auf das Gemeinwohl speciell abzweckenden Strafwerkzeuge u. a. m.

---

[1]) Klemm, Culturgesch. III. S. 320 Anm.

[2]) Der Kalender der Neger ist ein hansener Strick, der jeden Neumond eingeknotet wird.

[3]) Die Könige der Aschanti besitzen z. B. Gold- und Silbergeräth und Möbel verschiedener Art.

I. Der Thron der afrikanischen Herrscher.

1. Wenn der König von Kemmoo Hof hält, so sitzt er auf einer mit einem Leopardenfell bedeckten Rasenbank, während die ihn umgebenden Beamten u. s. w. am Boden hocken.

2. Der Thron des Königs der Aschanti, der zugleich als Reichspalladium verehrt wird, ist ein reich mit Goldzierrathen geschmückter Stuhl, dessen Rücklehne mit goldenen Knöpfchen ornamentirt ist. Von Sklaven gehaltene Sonnenschirme [1]) vertreten die Stelle eines Baldachins.

II. Die Strafwerkzeuge der Afrikaner.

Sie werden meist nur bei Sklaven angewendet, wogegen der Freie zur Sühne gezwungen wird.

1. Die Entwendung fremden Eigenthums oder der Versuch zur Flucht wird durch Anlegung von Fußeisen bestraft.

2. Körperverstümmelung oder Tödtung sind seltener vorkommende Strafen. Letztere findet jedoch zuweilen durch listige Niedermetzelung der Verbrecher oder durch Enthauptung mit Block und Beil statt.

3. Die nur in den Negerstaaten üblichen Ordalien bestehen entweder darin, daß man den Angeklagten a) in einen Kessel voll siedenden Oeles hineingreifen läßt, oder daß man ihm b) ein glühendes Eisen in die Hand giebt, oder auch, daß man ihm die Zunge c) mit einer Nadel durchsticht u. s. f.

4. Grausamere Strafen, z. B. daß man den zum Tode Verurtheilten lebendig begräbt oder über Feuer röstet, gehören, wie die Todesstrafe überhaupt, zu den seltneren Fällen.

Das Kriegswesen.

Wo die Befestigungen, d. h. die baulichen Verstärkungen von Städten, Dörfern u. s. w. der natürlichen Gewalt der Angreifenden trotzen, bedürfen Letztere, zur Bewältigung jener Hindernisse, künstlicher Mittel. Die Anwendung derselben weckt indeß wiederum in den Gegnern das Bedürfniß nach kräftig wirkenden Gegenmitteln — und so bilden sich, durch die Befestigungen der Orte u. s. w. veranlaßt, Angriffs- und Vertheidigungsgeräthe aus, die, abhängig von einander, gegenseitig an Vervollkommnung zunehmen.

---

[1]) S. oben S. 48 (2).

Die Befestigungen der afrikanischen Ortschaften sind, wie schon oben bemerkt wurde, nicht der Art, daß sie einem feindlichen Angriff kräftig widerstehen. Ein Erdwall oder ein Pfahlzaun ist bald zerstört und überstiegen, ohne daß es dazu besonderer Belagerungsgeräthe bedürfte. — Das wesentlichste, hierhergehörige Kriegsgeräth, das vornämlich die Neger bei allen ihren Raubzügen anwenden, ist die Alles vernichtende Brandfackel.

C. Einfluß des Cultus auf das Geräth.

Das Bestreben der Menschen, das Uebersinnliche durch gewisse sichtbare Handlungen mit dem Sinnlichen zu vermitteln — die Ausübung des Cultus — gewinnt um so mehr an symbolischer Bedeutsamkeit, als sich die damit eng verknüpften Begriffe erweitern und je mehr man sich bemüht, diese auf eine, ihrem innersten Wesen entsprechende Weise durch Auslegung oder wirkliche Darstellung zu verständlichen. — Diese rein geistige Thätigkeit wirkt denn auch zurück auf das mit den Culthandlungen in Verbindung stehende Geräth, das hierdurch, wenigstens zum Theil, eine mehr oder weniger bestimmt ausgeprägte symbolische Bedeutsamkeit erhält.

Die Geräthschaften selbst zerfallen demnach in Gegenstände, die entweder nur eine Verherrlichung des Cultus zum Zweck haben oder dem Cult zu Grunde liegende Begriffe auf irgend eine Weise körperlich versinnlichen und: in reine Nützlichkeitsgeräthe, die zum wirklichen Gebrauche bei Ausübung des Cultus bestimmt sind.

Insofern indeß diese Letzteren in unmittelbarer Beziehung zur heiligen Handlung stehen, erhalten auch sie eine gewisse heilige Bedeutung und somit eine, sie äußerlich charakterisirende, von den dem Profanen gewidmeten Geräthen verschiedene Gestaltung.

Die von den Afrikanern zur Ausübung des Cultus verwendeten Geräthe sind meist, wie die Culthandlungen überhaupt, weniger einer bestimmten Regel, als vielmehr der Willkühr und dem Gutdünken jedes Einzelnen unterworfen.

1. So bedienen sich z. B. die Zauberer der Kaffern bei Vollziehung ihres Amtes a) allerlei selbstgewählter Gegenstände[1]) und nur bei gewissen Beschwörungsceremonien einer b) in Blut getauchten Zauberruthe.

---

[1]) **Klemm**, Culturgesch. III. S. 355 ff.

2. Ebenso knüpfen die Priester und Fetischmänner der Neger ihre Weissagungen an durchaus beliebige Dinge und selbst trotz ihres ausgebildeteren Formenwesens kommt dennoch dabei wenig symbolisch bestimmtes, nur dem Cult eigenthümliches Geräth in Anwendung.

a) Die Thieropfer geschehen meist mit einem Messer oder, wie in Labode, mit einem messerförmigen, scharf geschliffenen Stein.

b) Mit ähnlichen Instrumenten werden auch die bei einzelnen Stämmen üblichen Menschenopfer abgeschlachtet; häufiger indeß, wie schon mehrfach angedeutet wurde, c) mit Block und Beil. — Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. am Yamfeste der Aschanti, finden diese Opferungen d) über einer großen ehernen Pfanne statt, und am Gedächtnißfeste der Fidaer benutzt man zum Auffangen des Menschenbluts, in das der Herrscher, der Sitte gemäß, den Finger taucht, irgend e) eine beliebige Schale.

Als ein besonders geheiligtes Geräth gilt bei einigen Völkern der Westküste f) eine große, eigenthümlich verzierte Trommel. Bei den Aschantis ist sie ringsum mit menschlichen Schädeln und andern Theilen des menschlichen Skelets behangen. — Die heilige Trommel der Neger von Labode, die mit großen, am Schlagende hakenförmig gebogenen Knitteln geschlagen wird, ist mit einem von Bast gefertigten, langhaarigen und roth gefärbten Barte verziert.

Zweiter Theil.

Die Aegypter.

Vorbemerkung.

Die mächtige Gebirgsterrasse, welche Afrika, etwa im zehnten Grade nördlicher Breite, von Osten nach Westen durchschneidet, bildet eine natürliche Grenzscheide zwischen dem von der Urbevölkerung eingenommenen Hochlande und dem, zum größten Theil von einem Sandmeer — der Sahara und der Libyschen Wüste — bedeckten, riesigen Flächenraum.

Die physische Beschaffenheit dieses Terrains gestattet nur an verhältnißmäßig kleinen, von der Natur begünstigten Gegenden eine Ansiedlung der Menschen in festen und bleibenden Wohnstätten. Dagegen durchstreifen zahlreiche Völkerstämme, von Oase zu Oase ziehend, theils raubend, theils handelnd die öden Regionen, und außer den weitverzweigten Wanderhorden der Mauren, einem entarteten Mischlingsvolke[1]), enthalten wahrscheinlich die schon dem Herodot bekannten Stämme der Tibbos[2]), so wie die über dem größten Theil der Wüste verbreiteten, durch ihren Handel mächtigen Tuariks[3]) wesentliche Bestandtheile der alten Wüstenbevölkerung.

Auch in diesem nördlichen Theil von Afrika waren es vornämlich die Küstenländer, welche, durch Gebirgsmassen gegen den Wüstensand geschützt und begünstigt durch eine ihnen eigenthümliche Produktions-

---

[1]) Ritter, Erdkunde I. (I.) S. 1035 ff. J. C. Movers, Phönizier II. S. 363. [2]) Herod. IV, 183. [3]) Heeren, Ideen II. (I.) S. 314. Herod. IV. 187.

kraft, die Bevölkerung des Landes an sich zogen, fesselten und so die Cultur beförderten. Aber nicht nur diese örtliche Beschaffenheit allein verursachte eine Steigerung der dem Volke urthümlichen Bildungsfähigkeit; diese wurde wesentlich dadurch gehoben, daß frühzeitig ausheimische Culturelemente zu den vorhandenen, rein lokalen, hinzutraten. So bildete sich an der Nordküste Afrikas, theils durch vorübergehende Handelsverbindungen, theils durch Colonisationen begünstigt, eine eigenthümliche geistige Richtung aus, die in den Staaten Carthago und Cyrene ihren Glanzpunkt erreichte. Aber im Osten des Landes, an den Ufern des Nils, verliert sich in das Dunkel des fernsten Alterthums eine Cultur, die, gleichsam in sich geschlossen und im innigsten Zusammenhange mit dem Lande, nur aus diesem hervorgegangen zu sein scheint[1]).

Alle Einwanderungen, zu welcher Zeit und unter welchen Verhältnissen sie auch nach hier stattfanden, unterwarfen sich in ihren Bestrebungen durchaus den örtlichen Bedingungen. Die wesentlichsten Entwickelungsmomente der ägyptischen Bildung finden demnach ihre einzige, sichere Begründung in der Besonderheit des Landes selbst. Seine eigenthümliche Gestaltung, die damit verbundenen wunderbaren Erscheinungen, — mit einem Wort, das Außergewöhnliche und Seltsame der ägyptischen Natur liefert hauptsächlich den Schlüssel zur Enträthselung dieses bereits im höchsten Alterthume allgemein bewunderten Volkes[2]).

1. Physische Beschaffenheit des Landes.

Kein anderer Theil der Erde zeigt so eigenthümliche Gegensätze, wie Aegypten. Mitten durch glühenden Wüstensand erstreckt es sich in fast gerader Richtung von Süden nach Norden als ein schmales Stromland, das, triumphirend über seine erstorbene Nachbarschaft, Alles belebt und ernährt, was sich ihm verbindet.

Dieses Land, das von jeher als ein wunderbares Geschenk der Natur betrachtet wurde[3]), erscheint gleichsam als kostbares Juwel gegen die mit Zerstörung drohende Umgebung wohlverwahrt. Im Osten wie im Westen von Gebirgszügen begrenzt, gleicht es einem Strombette, dessen Wassermasse allmälig zu einem kleineren Flusse zusammen-

[1]) Ritter, Erdkunde I. (1.) S. 875 ff. [2]) Schon Herod. II, 35 stellt das außergewöhnliche Thun des Volkes den der Natur des Landes eigenthümlichen Erscheinungen gegenüber. [3]) Herod. II, 5.

schmolz[1]), damit auch der Mensch Raum gewinne. Bis zu den westlichen Höhenzügen, die auf dieser Seite den Strom schützend begleiten, erglüht in unabsehbarer Ferne der Alles verdorrende Wüstensand Libyens. Oestlich dagegen, die andere Seite des Nilthals begrenzend, lagern mannigfach gestaltete Felsenmassen, die sich zum Theil bis zur Küste des rothen Meeres dammartig erstrecken. Vollständig abgesondert und nach außen gesichert, nur im Süden von Aethiopien und im Norden vom Mittelmeere aus leichter zugänglich, scheint auf Aegypten die Produktionskraft Afrikas gleichsam concentrirt und abgeschlossen. Der Strom, dem dieses Land seine Entstehung verdankt, der in frühester Zeit den Namen mit ihm theilte[2]) und schon bei den Aegyptern der Verborgene — Hapi — hieß, war von jeher der einzige, wunderbare Ernährer desselben. Mit Recht nennt ihn deshalb noch die spätere Zeit den Vater und Schöpfer des unteren und den Heiland des oberen Aegyptens[3]).

Seine regelmäßig wiederkehrenden Ueberfluthungen, durch die das ganze Land unter Wasser gesetzt und mit dicker Schlammkruste gedüngt wird — weshalb man es auch das „Land der Ueberschwemmungen" nannte — sind die einzige Ursache seiner ihm eigenthümlichen, unerschöpflichen Fruchtbarkeit. Noch jetzt, wenn um die Mitte des Monats Juni der Strom seine Ufer langsam verläßt, um Segen spendend sich über das von der Hitze gedörrte Erdreich auszubreiten, erfaßt die ganze Bevölkerung ein Gefühl der Wonne und Dankbarkeit, das sich durch allgemeinen Jubel heiterer Lust verkündet[4]). Erst gegen Ende Oktober tritt er bescheiden in sein Bett zurück. Nun beginnt die Aussaat, die ohne großen Aufwand von Mühe mehr als hundertfältigen Ertrag liefert[5]).

Aber dieser so seltsamen Freigebigkeit der Natur fehlt es nicht an gewichtigen Gegensätzen. Der fast gänzliche Mangel an Regen, der immer fühlbarer wird, je weiter man sich nach Süden bewegt, verursacht mancherlei klimatische Widerwärtigkeiten. Zu diesen gehört vorzugsweise die schwer auf dem Lande lastende Hitze, welche, einwirkend auf den schlammigen Rückstand des Nils, die Luft zeitweise mit schädlichen Nebeln erfüllt, die wiederum mancherlei pestartige Krankheiten

---

[1]) Nach Angabe der ägyptischen Priester war ehedem das Land — außer Thebais — ein Sumpf: Herod. II, 4. [2]) Homer, Od. IV. V. 477. [3]) Heliodor. Aeth. IX, 22. [4]) Lane, manners and customs of modern Egyptians II. S. 259 ff. [5]) So noch heut im Reiche Sennaar: Ritter, Erdkunde I. (I.) S. 521.

zur Folge haben[1]). Hierzu kommt eine oft zahllose Menge lästigen Ungeziefers, das, dem Schlammboden entsteigend oder angelockt von den grünaufsprossenden Saaten, leicht zur Landplage wird[2]).

So wie demnach einerseits die wohlthätige Eigenschaft des Flusses wesentlich zur Erweiterung des Besitzes und also zur Belebung geistiger und realer Thätigkeit beitragen mußte, so wurde die Cultur überhaupt auch andererseits durch die schädlichen Einflüsse, die als Begleiter jener räthselhaften Stromschwellungen sich einfanden, gewiß nicht minder befördert.

2. Gang der Bevölkerung.

Aber nur in dieser geheimnißvollen Umgebung[3]) entwickelte sich der Afrikaner zu jener eigenthümlichen Bildung, deren Umfang wir noch heut, bei Betrachtung der über dem Lokal zerstreuten, meist riesigen Trümmerdokumente ahnen und anstaunen. Daß indeß die Bevölkerung dieses Lokals nicht mit einemmal und plötzlich einen Höhepunkt der Cultur erlangte, wie ihn die Monumente bekunden, daß auch sie ihre Bildungsstufen durchwandern mußte, findet seine Begründung in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit überhaupt. — Aehnliche Erscheinungen, wie die in der Einleitung und bei Betrachtung der Urvölker Afrikas hervorgehobenen, mußten auch hier jener Culturstufe, auf der wir Aegypten bereits in der Urzeit der Geschichte[4]), gleichsam als etwas Fertiges, Ganzes erblicken, vorangehen.

Die Keime — die eigentliche Triebkraft — denen das Volk seine frühzeitige Entwickelung verdankte, fanden, wie schon bemerkt, in der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes selbst den günstigsten Boden. Aus dem fernsten Alterthum stammende bildliche und schriftliche Zeugnisse lassen außerdem vermuthen, daß hier frühzeitig sehr verschieden organisirte Völkerstämme neben- und untereinander bestanden und daß eine hauptsächlich von Nord nach Süd sich erstreckende Einwanderung indogermanischer Völker eine theilweise Vermischung derselben mit ein-

---

[1]) Thucydid. II, 48 beschreibt den Weg, den die Pest nimmt: aus Aethiopien über Aegypten u. s. w. [2]) 2. Mos. VIII, 6, 14, 17, 24 ff. — Die interessante Schilderung eines Heuschreckenschwarmes bei R. Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien u. s. w. Berl. 1852. S. 45 ff. [3]) Der übrige Theil Ost-Afrikas — von der Gebirgsgrenze Aegyptens bis zur Küste des rothen Meeres — verharrte zum großen Theil in ursprünglicher Rohheit. Heeren, Id. II, 1. S. 324 ff. [4]) 1. Mos. XXXIX ff., wo bereits Memphis, das bei weitem später wie Theben entstand, in höchster staatlich geordneter Blüthe erscheint.

heimischen Stämmen veranlaßte[1]). Alles weist auf Central-Asien als den Ausgangspunkt dieser Wanderung, deren Beginn das undurchdringliche Dunkel einer vorgeschichtlichen Zeit verhüllt. Nicht einmal die Sage spricht davon, denn die Aegypter selbst betrachteten sich als Autochtonen, als die ältesten Völker der Erde.

3. Volksgliederung.

Das Grundgesetz des ägyptischen Daseins, dessen Ursprung theils in der so verschieden organisirten und auf ein Lokal zusammengedrängten Bevölkerung, theils in der diesem Stromlande eigenthümlichen Gesetzmäßigkeit begründet ist, beruhte hauptsächlich auf Unterordnung nach Maßgabe geistiger Fähigkeit. Daher die Eintheilung des Volkes in verschiedene neben- und untereinander geordnete Massen, von denen jede für sich eine, wenn auch nicht überall streng begrenzte Körperschaft — Kaste — bildete[2]).

1, 2) Die obersten oder herrschenden Stände, deren Hauptbestandtheil vermuthlich das indogermanische Element durchströmte, waren Priester und Krieger. Sie unterschieden sich von den Uebrigen durch höher entwickelte geistige Potenzen; äußerlich durch ein helleres, mehr ins

[1]) Die früheren Hypothesen über die Abstammung der Aegypter, wie sie Heeren: Ideen II, I. S. 448 ff., II, II. S. 82 ff.; v. Bohlen, Indien I. S. 118 ff. aufstellten und mit vielem Geist durchzuführen suchten, wobei besonders der Letztere eine direkte Einwanderung von Indien aus annahm — Beide aber die ägyptische Cultur von Süden nach Norden verbreiten ließen, sind in neuester Zeit durch das chronologische Studium der Monumente, wie durch sprachliche Forschungen u. s. w. auf das Entschiedenste widerlegt. — Schon O. Müller (Archäolog. §. 215) bezeichnet die Aegypter als einen Zweig der kaukasischen Race im weitesten Sinne; daß sie dies wirklich sind, scheint aus den an ägyptischen Schädeln vorgenommenen Untersuchungen des Dr. Sam. Georg Morton (Crania Aegyptiaca, or observations on Egyptian Ethnography, derived from Anatomy etc. Philadelphia 1844), der unter hundert Mumienschädeln allein neunundvierzig ägyptische u. s. w. fand, klar hervorzugehen. — Vergl. ferner die Werke von R. Lepsius (Einleitung in die Chronologie der Aegypter S. 20 ff. und die Chronologie der Aegypter Th. I. a. m. O.) Klemm, Culturgesch. der Menschheit V. S. 257, der die kaukasischen Einwanderer als „aktive Race" bezeichnet; ferner gegen die indische Abstammung: M. Duncker, Gesch. des Alterthums. Berlin 1852. I. S. 83 Not. 1; u. a. m. [2]) Ueber die Eintheilung, Rangordnung und gesetzliche Gliederung der Kasten herrschen noch immer sehr verschiedene Ansichten, ja man hat sie sogar ganz leugnen wollen. Vergl. darüber die Abhandlung von Ampere u. a. m. Ueber die Kasteneintheilung aber: Heeren, Ideen II, II. S. 139 ff. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians I. S. 236 ff. M. Duncker, Gesch. des Alterthums I. S. 45 u. a. m.

Gelbliche spielende Colorit, und durch eine mehr edel gebildete, der kaukasischen Race eigenthümliche Kopfform.

3) Ihr zunächst stand vermuthlich der eigentliche Kern der Bevölkerung, die Gewerbtreibenden. Sie gliederten sich wiederum in den vorzugsweise technisch gebildeten Theil, in Handwerker und Künstler und in Kaufleute im weitesten Sinne. Aeußerlich charakterisirt durch eine mehr braunrothe dunklere Färbung, schwarzes aber nicht wolliges Haar und eine nur wenig negerartige Physiognomie, scheinen sie im Wesentlichen dem jetzigen Volke der Berber entsprochen zu haben[1]).

4) Zu den untersten Kasten gehörten, mit Ausschluß der schwarzen Sklaven, welche als Nichtägypter, wie es scheint, keinen gesetzlich zusammenhängenden Körper ausmachten, die ebenfalls dunkel gefärbten Hirten. Auch sie zerfielen vermuthlich in Unterabtheilungen und zwar in, für eigene Rechnung Viehzucht treibende, mit denen auch 5) wohl die Schiffer und Fischer auf gleicher Stufe standen und in für Lohn dienende 6) Rinder- und Schweinehirten.

Zu diesen verschiedenen Gliedern der Gesellschaft fügte die spätere Zeit[2]) noch die sogenannten Dolmetscher — meist griechische Mäkler und Kaufleute — die dem für sich abgeschlossenen Aegypter indeß nicht minder verhaßt wurden, als jene, unter dem Druck religiöser Ansicht stehende Kaste der Sauhirten[3]).

4. Sitte und Gesetz.

Daß bei einer so gesonderten, geistig und körperlich verschieden gestalteten Bevölkerung, die den Einzelmassen eigenthümlichen Gewohnheiten in ähnlicher Weise von einander abwichen als jene unter sich selbst verschieden waren, lag wohl in der Natur der Sache. Demungeachtet beherrschte das Ganze ein vermuthlich ursprünglich von den Priestern eingeführtes und von diesen selbst streng beobachtetes Sittengesetz, das, auf religiösen Elementen ruhend, sich über sämmtliche Verhältnisse gleichmäßig erstreckte.

---

[1]) Die Beschreibung des Volkes u. a. bei Burkhardt, travels in Nubia S. 216, S. 233. Heeren, Jd. II, I. S. 323, vergl. auch Ritter, Erdkunde I, I. S. 550 ff. über die Berber und ihre Bedeutung im Alterthum; ferner Movers, Phönizier II. S. 363 ff.; 419 ff. [2]) Eingeführt unter Psammetich, der ihnen besondere Ländereien zur Niederlassung anwies. Herod. II, 154. [3]) Nach Herod. II, 47 betrachteten die Aegypter das Schwein als unrein; wer damit in Berührung kam, eilte sofort zum Flusse, um sich zu waschen.

Das Familienleben, ein wesentliches Moment für die Begründung einer gesellschaftlichen Ordnung, war aufs Bestimmteste geregelt. Die sich darauf beziehenden Satzungen standen im engern Zusammenhange mit der Religion. Die Ehe wurde als heilig betrachtet, wobei die Aufrechthaltung der Kasten so viel wie möglich, das Verhältniß der Familienglieder zu- und untereinander aber durchaus gesetzlich festgestellt und gesichert war. Die gesellschaftliche Stellung des Weibes entsprach der Würde ihres Geschlechts. Mann und Frau standen einander, wenigstens in bürgerlicher Beziehung, gleichberechtigt gegenüber[1]). Der Mann lag seinen Geschäften ob, die Frau bewegte sich, als Verwalterin des Hauswesens, in dem ihrer Thätigkeit entsprechenden Kreise[2]), wobei sie nicht selten die Herrschaft über den Mann davon trug[3]). — Wenn gleich die Priester mit dem Beispiel der Monogamie vorangingen, so war dennoch dem Privatmann nicht verwehrt, sich Nebenfrauen zu nehmen[4]). Diese, nebst einer, je nach Maßgabe des Vermögens, oft sehr beträchtlichen Anzahl Diener, Sklaven u. s. w., die indeß sämmtlich unter dem Schutze des Gesetzes[5]) standen, bildeten einen Hausstand.

Die Erziehung der Jugend, bei der Fruchtbarkeit und dem milden Klima des Landes wenig kostspielig[6]), war theils Sache der Eltern, theils Angelegenheit der Priester. Die Gewalt der Eltern über ihre Kinder war gesetzlich beschränkt[7]). Außer der rein praktischen Unterweisung, die sie von der Mutter oder vom Vater erhielten, wodurch sie zu ihrem künftigen Lebensberuf vorbereitet und gleichsam spielend mit demselben bekannt wurden, erlernten sie — jedoch mit Rücksicht auf das Kastenverhältniß — in besonders dazu eingerichteten Priesterschulen, die für den gesellschaftlichen Verkehr unentbehrlichen Hülfswissenschaften[8]). — In dem Gemüth des Kindes wurde frühzeitig das Gefühl für Sitte erweckt und in den Grenzen der herrschenden Form ausgebildet. Ehrfurcht vor dem Alter galt als gesetzliche Pflicht[9]), wie denn überhaupt Verbrechen der Kinder gegen ihre Eltern mit äußerster Strenge geahndet wurden[10]). Aber auch für die Erheiterung der Jugend war gesorgt und ungeachtet der ernsten, abgeschlossenen Haltung, die ihr frühzeitig eingeprägt wurde, verwehrte man ihr dennoch nicht die kindliche Freude am Spiel[11]).

---

[1]) Diod. I, 78. [2]) Herod. II, 35. [3]) Diod. I, 27, wo der sogenannte „Pantoffel“ sogar als Sitte hervorgehoben wird. [4]) Wenigstens zur Zeit Diod. I, 80, vergl. dagegen Herod. II, 92. [5]) Diod. I, 77. [6]) Diod. I, 80. [7]) Diod. I, 77 über den Kindermord. [8]) Diod. I, 81. [9]) Herod. II, 35; 80. [10]) Diod. I, 77. [11]) Hierfür sprechen die verschiedenartigsten Spielsachen, die

Das äußere Verhalten der Stände zu einander — der gesellschaftliche Verkehr überhaupt — beruhte auf einem gewissen Formenwesen, das, als ein starres Besitzthum der Kasten, in diesen von Vater auf Sohn forterbte. Selbst die Geberde des Grußes[1]) hatte etwas ceremonielles, feierliches. — Die ganze Lebensweise erscheint im Wesentlichen als Resultat eines praktisch gebildeten Verstandes. Dem einmal als wahr und zweckmäßig Erkannten, mußten sich alle Nebenverhältnisse fügen; selbst einzelne Zweige der Wissenschaft durften nicht die Grenzen einer gleichsam kastenartig geordneten Denkweise überschreiten[2]). Neben dieser Verstandesrichtung herrschte, vorzugsweise in den unteren Klassen, ein starker Aberglaube, der, zum Theil mit der religiösen Anschauung verflochten, den Geist der Masse gewaltsam fesselte[3]).

Im innigen Zusammenhange mit der Religion stand die Behandlung der Todten[4]). Auch hierbei spielte der Aberglaube wesentlich mit und die Priester, sich seiner Macht bewußt, erstreckten diese selbst über die Seele des Verstorbenen. Jede Leiche, bevor sie der Ruhestätte übergeben wurde, war einem feierlich abzuhaltenden Todtengericht unterworfen[5]). — Dieselbe Achtung, die man dem Alter zollte, widmete man im erhöhten Maße dem Dahingeschiedenen, und wenn es gleich, wenigstens in späterer Zeit, nicht ungewöhnlich war, die mumisirte Leiche eines Anverwandten zu verpfänden, so galt es doch als heilige Pflicht, sie sobald als möglich wieder einzulösen[6]).

Das gesellige Verhalten der Aegypter äußerte sich gewiß nicht minder formell. Die große Aufmerksamkeit, welche man auf die Körperpflege verwendete[7]), überhaupt aber die, dem Volke eigenthümliche Enthaltsamkeit, bestimmte auch hier zumeist ein nicht zu überschreitendes Maß. Ungastlich zwar gegen Fremde[8]) liebte man dennoch unter sich die geselligen Freuden. Sowohl gegenseitige Besuche, die mit Schmausereien verbunden waren, wie auch besondere Unterhaltungen und Spiele mancherlei Art unterbrachen ohne Zweifel oft die Einförmigkeit des alltäglichen Lebens[9]). Hielt man es gleich nicht für angemessen, sich

man bei Kindermumien gefunden hat. Daß es Kindern sogar gestattet war, in den Vorhöfen der Tempel zu spielen, berichtet Plutarch: Is. und Os. c. 14.

[1]) Herod. II, 79; 80. [2]) Vergl. was Diod. I, 82 von den Heilmitteln sagt mit dem, was Herod. II, 84 von den Aerzten berichtet. [3]) Herod. II, 83; Diod. I, 25. Im Volke wurzelte der Aberglaube um so tiefer, als diesem zumeist das eigentliche Verständniß der symbolisirenden Mythen mangelte. [4]) Herod. II, 85; Diod. I, 91. [5]) Diod. I, 92. [6]) Diod. I, 93. [7]) Diod. I, 82. [8]) Diod. I, 88; v. Bohlen, Indien I. S. 60. [9]) Wie dies viele bildliche Darstellungen beweisen: Wilkinson II. a. m. O.

in gymnischen Künsten[1]) oder in der Musik[2]) zu üben, so ergötzte man sich dennoch an derartigen Aufführungen: Tänzer, Gymnasten, Musiker, Sänger und Erzähler wurden gern gesehen. Sie dienten vornämlich dem Reichen zur Erhöhung der Tafelfreuden. Der Wirth ermunterte seine Gäste zur Fröhlichkeit selbst indem er ihnen, der Sitte gemäß, das Bild des Todes — eine aus Holz nachgeahmte Mumie — vorführte[3]). Uebrigens verschmähte man es nicht immer, sich in und über die Weinlaune zu erheben, und, ungeachtet aller diätischen Vorschriften, die den Geist fesselnde Alltagsstimmung trunkenen Muthes abzuschütteln[4]). Die größte Ausgelassenheit aber, deren Motive wir indeß wohl kaum mehr zu würdigen im Stande sind, zeigten sich bei mehreren religiösen Festlichkeiten[5]). Die Weise, in der man sich dabei bewegte, dieser ausartende Taumel sinnlicher Lust, bildete den schroffsten Gegensatz zu dem sonst für sich abgeschlossenen ägyptischen Volkscharakter.

Das staatliche und politische Leben stand, wie es scheint, unter unmittelbarem Einfluß der Priester. Sie hatten dasselbe ebenfalls bis ins Kleinste zu regeln gesucht und mit aller ihnen zu Gebote stehenden religiösen Macht ausgestattet. Der König, der aus der Kriegerkaste, und zwar mit erblicher Nachfolge[6]), hervorgegangen war, blieb, bei unumschränkter äußerer Gewalt, dennoch gewissen rein priesterlichen Bestimmungen unterworfen. Diese erstreckten sich indeß mehr auf die äußere Ordnung der Hofetikette[7]) als auf die Allgewalt seines Willens, welche um so weniger äußerlich begränzt war, als sowohl der Herrscher wie seine Gemahlin den Göttern gleich gestellt und Beide vom Volke selbst vergöttert wurden[8]).

Die das Land schützenden Krieger bildeten, als unentbehrlicher und kraftvoller Theil der Bevölkerung, eine geschlossene, und, wie es scheint, mehr durch ihre Macht gefürchtete als durch höhere Bildung geschätzte Masse. Da auch sie, gleich den Priestern, einen gewissen Theil des Grundes und Bodens besaßen, waren sie inniger an das Land ge-

[1]) Auch hier machen es Bildwerke wahrscheinlich, daß die Aegypter unter sich leichte gymnische Uebungen anstellten. Auch erwähnt Herod. II, 91, freilich nur ausnahmsweise als hellenische Art, Kampfspiele in allen Kampfarten, die man zu Ehren des Perseus feierte. [2]) Diod. I, 81, vergl. hierzu, was unten darüber gesagt wird. [3]) Herod. II, 78. [4]) Wilkinson II, S. 167 ff. [5]) Herod. II, 40, 42, 48, 60, 63, 64. [6]) Diod. I, 43. Plutarch: Is. und Os. c. 9. [7]) Diod. I, 70. [8]) Ueber die, auf Vergötterung beruhende, unumschränkte Gewalt des Königs vergl. die Untersuchung von M. Duncker, Geschichte des Alterthums I. S. 75 ff.

fesselt[1]. Ein wohlgeordnetes, gesetzmäßig organisirtes Heerwesen läßt sich, trotz mangelnder Nachrichten darüber, um so weniger bezweifeln[2], als der Gesammtorganismus des ägyptischen Lebens überhaupt auf Unterordnung nach Maßgabe der Fähigkeiten und auf einem geschickten Zusammenfassen derselben zu geschlossenen Massen basirte. Ein wahrhaft kriegerischer Geist war, wie es scheint, wenigstens den späteren Aegyptern nicht eigenthümlich. Die häufige Anwendung fremder Hülfstruppen, wie die Erwähnung besonderer, zur Ermuthigung verwendeter künstlicher Mittel[3], lassen dies wenigstens vermuthen; auch das Gesetz[4], welches dem, der durch feiges Verlassen seiner Fahne ehrlos geworden, dennoch Wiederlangung der Ehre gestattete, wenn er sich in der Folge tapfer bewährte, findet vielleicht in dem späteren unkriegerischen Geiste seine Begründung.

Die übrigen Klassen der Bevölkerung besaßen kein Grundeigenthum, doch war es den Landleuten gestattet, gegen Entrichtung eines Pachtgeldes Grund und Boden für sich zu bearbeiten und zu nutzen[5]. Am zahlreichsten war vermuthlich die Klasse der Gewerbtreibenden und Handwerker. Diese, zum Theil die Ernährer der obern Stände, zum Theil die Beförderer des Luxus u. s. w., bildeten zwar eine geschlossene, aber dennoch nicht gänzlich auf sich beschränkte Masse. — Weniger berührt von den städtischen Verhältnissen und daher mehr auf sich angewiesen, lebte der größte Theil der Ackerbauer. An diese schlossen sich, wie schon bemerkt, die verschiedenen Unterabtheilungen der Hirten und die, ohne bestimmten Aufenthalt, mehr unstät lebenden rohen Haufen der Steuerleute und Flußschiffer an.

Die mit der Verwaltung des Staates verbundenen Einrichtungen, vermuthlich ursprünglich ein Werk priesterlicher Spekulation, in der Folge indeß wahrscheinlich von den Herrschern mannigfach erweitert[6], erstreckten sich wohlgeordnet über alle Zweige der Staatspflege. Ein ausgebildetes Finanzwesen, dem eine besonders beauftragte Polizei zur Seite stand, die sogar den Erwerb und die Betriebsamkeit des Einzelnen, ja selbst den Diebstahl regelte und beobachtete[7]; eine umfassende Geschäftsordnung, die, trotz ihrer einseitigen Umständlichkeit, dennoch dem Verkehr äußerst günstig war; ferner die Beaufsichtigung und

---

[1]) Diod. I, 73. [2]) Hieroglyphical Standards representing places in Egypt etc. collected by A. C. Harris of Alexandria. London 1852. [3]) v. Bohlen, Indien I. S. 58 ff. [4]) Diodor. I, 78. [5]) Herod. II, 168; Diod. I, 74. [6]) Diod. I, 94. [7]) Herod. II, 177; Diod. I, 77 und über den Diebstahl das eigenthümliche Gesetz: Diod. I, 80.

Erhaltung der baulichen Anlagen, so wie ein weitgreifendes, vollständig geschlossenes Gerichtsverfahren u. s. w. machten eine große Menge von Beamten nothwendig, die, nach den Geschäftskreisen abgetheilt, wiederum unter einander rangirten, und so gleichsam uhrwerkartig in einandergreifend, die Geschäfte des Staates versahen.

Die Beamten, mit denen besonders in späterer Zeit ein schwulstiges Titulaturwesen in Verbindung stand, wurden aus der Staatskasse, die Richter aber vom Könige besoldet. Die Gesetze waren in acht Büchern verfaßt. Die Klagen und Gegenklagen mußten dem Gericht schriftlich übergeben werden[1]) u. s. w. Alles ging den ruhigen unabänderlichen Gang einer, einmal als wahr und für die Bevölkerung als heilsam anerkannten Geschäftsordnung. Auf diese Weise, im Innern geordnet und nach außen abgeschlossen, wurde Aegypten stets als Musterstaat betrachtet und nicht nur als solcher gerühmt, sondern auch frühzeitig von ausheimischen Gelehrten seiner Einrichtungen wegen vielfach besucht und studirt[2]). — Das gemeinsame Band aber, welches die ägyptische Bevölkerung umschlang und diese, trotz der sie trennenden kastenartigen Spaltungen, dennoch zu einer sich organisch bewegenden Masse vereinigte, war die, mit der Naturbeschaffenheit des Landes innig verwachsene, im Volke tief wurzelnde religiöse Anschauung.

Die Religion[3]) — der die Seele erleuchtende, geistig umgestaltete Widerschein, ausgehend von der sich so wunderbar äußernden Lokalbeschaffenheit des Landes — war und blieb der Ausgangspunkt der Cultur. Um ihn drehte sich in verschiedenen Abständen, gleichsam concentrisch geordnet, das ganze ägyptische Dasein. Sowohl die innere Organisation wie die mehr äußerliche Gliederung des Staates, hervorgegangen aus dem religiösen Bewußtsein, bestimmt durch dasselbe, diente wiederum nur der Religion. Indem diese sich aber in den einzelnen Kasten, den verschiedenen Graden ihrer Anschauungsfähigkeit entsprechend, entwickeln konnte, ohne daß sie dadurch den Schein der Zweideutigkeit und des Zweifels hervorrief, beherrschte sie sämmtliche Glieder der Gesellschaft gleichmäßig. Das im Volke wurzelnde religiöse Gefühl hielt fest an dem ursprünglichen, rohen Naturdienst und

---

[1]) Diod. I, 76. Ein merkwürdiges Beispiel für das Gerichtsverfahren findet sich in den Turiner Akten (papyri graeci musei Turinensis ed. Peyron). [2]) Diod. I, 69; 96. [3]) Heeren II, II. S. 155 ff. Creuzer, Symbolik und Mythologie, 3te Ausg. II. Rosellini, Monumenti etc. III. Wilkinson, manners and customs IV. S. 141 ff. M. Duncker, Geschichte des Alterthums I. S. 47 ff. R. Lepsius, die Götterkreise der ägypt. Mythologie und: über den ersten ägyptischen Götterkreis. (Abhandl. d. Akad. der Wissenschaften. Berlin 1851).

an dem Realen der Erscheinungen; es gestaltete sich demnach anders als die religiöse Anschauung der höher gebildeten und verstandesrichtenden, herrschenden Stände. — Neben der Volksreligion, die sich jedoch wiederum nach den Kasten und selbst nach den Ortschaften auf mannigfaltig verschiedene Weise äußerte, stand das religiöse System der Priester, das mehr auf kritisch-wissenschaftlichen, doch meist astronomischen Forschungen und auf Tradition beruhend, mancherlei Geheimlehren in sich schloß. Eine Menge einzelner Sagen und Mythen, der verschiedensten Deutungen fähig, waren innig damit verwebt. Aus ihnen sowohl, wie durch traditionelle Umgestaltung des ursprünglich allgemeinen Naturdienstes, bildete sich frühzeitig eine kaum zu sichtende und zu übersehende Symbolik, die das religiöse Bewußtsein der Aegypter erfüllte. Hierher gehörte vor allem die über fast sämmtliche Thiere des Landes sich erstreckende Verehrung[1]). Dieser Thierdienst, deutlich den Ausgangspunkt der Volksreligion bezeichnend, wurde selbst von der scharfsichtigeren Priesterschaft gepflegt, indem sie denselben durch nicht mehr zu enträthselnde Lehren mit ihrer Anschauung, vielleicht aus politischen Rücksichten, zu vereinbaren strebte[2]).

Unter den allgemein verehrten Lokalgottheiten behaupten den ersten Rang: Isis und Osiris[3]). Beide in der Sage personificirt und als Einheit dargestellt, symbolisirten die geheimnißvoll wirkende Schöpfungskraft der Natur, die sich in den Nilanschwellungen offenbarte. Da man in ihnen das eigentliche Lebenselement erblickte, ehrte man sie auf eine überaus festliche, allgemein verständliche Weise. — Den Haupttheil der Priestertheologie bildeten die mit der Ansicht über die Seelendauer[4]) eng verknüpften Geheimlehren. Aus ihnen entsprang die Annahme einer Seelenwanderung, die zwar anstreifend an die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, dennoch die Grenzen des Sinnlichen nicht zu überschreiten vermochte[5]). Die übrigen Wissenschaften[6]), zu deren Betrieb nur die Priester, wie es scheint, fähig waren, beschränkten sich meist auf arithmetische und geometrische Forschungen, besonders aber auf praktisch astronomische Beobachtungen. Letztere verdankten vielleicht dem Sternendienst ihre Entstehung. Mit dem Bestreben, die Schicksale des Menschen aus den Gestirnen vorher zu bestimmen, überhaupt aber

[1]) Herod. II, 65. [2]) Diod. I, 86, 87 ff. Heeren, Id. II, II. S. 186 ff.
[3]) Diod. I, 13. Plutarch: Isis und Osiris c. 13 ff. Die Zergliederung der Sage bei Creuzer, Symbolik u. s. w. II. S. 19. §. 4. [4]) Herod. II, 123.
[5]) Dies beweißt zum Theil der umständliche, rein nach außen gerichtete Todtencult.
[6]) Diod. I, 81 ff.

den Einfluß der Sterne auf das physische Leben zu ergründen[1]), wurde die Astronomie frühzeitig, besonders für die Ackercultur, von hoher Wichtigkeit. Eine geregelte Eintheilung der Zeit nach dem Wechsel der Jahreszeiten in Monden, Tage und Stunden[2]), so wie die Feststellung eines damit in Verbindung stehenden Längenmaßes, sind wichtige Ergebnisse jener Forschungen. Andere, sich rein auf das Technische erstreckende Studien, bedingt durch die Ausübung der verschiedenartigsten Handwerke und Künste, blieben vermuthlich mehr den arbeitenden Klassen überlassen. Die dabei gewonnenen Resultate aber bewahrten sie wohl unter sich als ein auf Erfahrung gegründetes erbliches Besitzthum oder theilten dieselben den Priestern zu ferneren Forschungen und Nutzanwendungen mit.

5. Geschichtliches[3]).

Die Urgeschichte Aegyptens ist, wie die Urgeschichte aller Völker, dunkel und mythisch verworren. Ihr tritt indeß die Culturgeschichte zur Seite. Diese, ausgehend von den das Nilthal bedeckenden Monumenten wird durch diese zurückgeführt auf bestimmtere Daten. Vor mehr als dreitausend Jahren vor Chr. errichtete man hier bereits kolossale Bauwerke, ja man verwendete sogar zur Herstellung einzelner, mehrtausend jähriger Tempel wenigstens zum Theil Bruchstücke älterer, vermuthlich gewaltsam zerstörter Gebäude. — Welche Zeit aber gehörte dazu, um eine derartige, wenn auch nur (?) praktische Bildung, wie sie diese Denkmale beurkunden, zu entwickeln und welche Culturstufen mußten durchwandert werden, bevor man so riesige Werke, wie z. B. die Pyramiden, unternehmen und so ausführen konnte?

Die früheste Einwanderung in das Nilthal, welche mitten durch Vorderasien hindurch über die Landenge Suez ihren wahrscheinlichen Weg nahm, ist, wie schon bemerkt, von dem undurchdringlichen Dunkel der Urzeit verhüllt. Aus demselben treten zuerst, als die ältesten Monumente, die in Unterägypten befindlichen Pyramiden hervor. Sie

[1]) Herod. II, 82. [2]) Diod. I, 50; Heliodor. Aeth. IX. 22. Der Sternenhimmel, eine vollständig populäre Sternenkunde u. s. w., bearbeitet von Kleden, 1848. S. 224 ff. [3]) Geschichte des Alterthums von M. Duncker. Berlin 1852, wo die Werke von R. Lepsius, Rosellini, Wilkinson u. a. benutzt sind. Viel Interessantes und Wichtiges enthalten ferner die Abhandlungen von E. de Rougé (Extrait du moniteur universel des 7. et 8. Mars 1851 u. a.), ferner die von Birch (besonders Observations on the Statistical Tablet of Karnak); Brugsch, übersichtl. Erklärung; u. a. m.

sind wichtige Zeugnisse, daß sich sowohl die ägyptische Cultur, wie die damit verknüpfte Entwickelung der Geschichte, von Norden nach Süden ausbreitete — eine Ansicht, die in der chronologisch-topographischen Aufeinanderfolge der Monumente überhaupt ihre Bestätigung gefunden hat.

Der erste menschliche König, der, wie die Sage erzählt, einer Reihe glorreicher Götter-Dynastien folgte, soll Menes geheißen haben. Auf ihn übertrug man die Urbarmachung des unteren Landes, die Gründung von Memphis und die Errichtung von Tempeln. Zu den ältesten Königen, welche Manetho[1]) in die vierte und fünfte Dynastie versetzt, gehören die Erbauer[2]) der Pyramiden. Sie bilden den ersten größeren Herrscherkreis des alten Reiches, das in Memphis seinen Mittelpunkt hatte. Die den Pyramiden an Alter zunächststehenden Monumente, durch die Namen darauf folgender Könige bestimmter charakterisirt, finden sich sodann in Mittel-Aegypten. Die Zeit ihrer Errichtung fällt theils in die sechste, zum größten Theil indeß in die zwölfte Manethonische Dynastie, in die Epoche der höchsten und letzten Blüthe des alten Reiches, welche gewissermaßen den Glanzpunkt des ägyptischen Mittelalters umschließt. Ihr gehören die Gräber von Beni-Hassan an, ebenso die ursprüngliche Anlage des Labyrinthes, das nebst der Ausgrabung des Mörissees ein bleibendes Denkmal Amenemha II.[3]) ist. Dieser König erscheint in der Geschichte mit als das älteste Haupt der Herrscher beider Aegypten, die aus einer Vereinigung des Memphytischen Reiches in Unterägypten mit dem frühzeitig in Theben erstandenen Reiche von Oberägypten muthmaßlich hervorgegangen waren.

Nach der dreizehnten Dynastie sinkt, wie es scheint, der Glanz der ägyptischen Könige. Nomadenhorden, wahrscheinlich von Assyrien gedrängt, bemächtigen sich, im steten Vordringen nach Süden, des größten Theils des Landes und gründen hier, auf den Trümmern des von ihnen gewaltsam zerstörten Reiches, die Herrschaft der sogenannten Hyksos[4]). Durch sie entstand ohne Zweifel jene große monumen-

---

[1]) Priester zu Heliopolis, der, wie man vermuthet, für den König Ptolomäus Philadelphus eine Geschichte des Landes, und zwar mit Benutzung der Tempelarchive, zusammenstellte. Heeren, Ideen II, II. S. 426 ff. Doch hat seine Glaubwürdigkeit vielfache Anfechtungen erfahren. [2]) Es sind dies die durch griechisches Mißverständniß (vergl. Herod. und Diod.) weit jünger gesetzten Könige Chefren (Schafra, Suphis), Cheops (Chufu) und Mykerinos (Menkera, Mencheres), wodurch eine große Verwirrung in die richtige Erkenntniß der ägypt. Geschichte seither herrschte. [3]) Der fälschlich sogenannte Möris der Griechen. [4]) Die Zeit

tale Lücke, welche als unausfüllbare Kluft die ägyptische Chronologie durchschneidet. Die Macht der Pharaonen, welche von Mittelägypten aus nach Theben geflüchtet war, trat fortan in eine nähere Verbindung mit den äthiopischen Völkern. Aegyptische Könige heiratheten äthiopische Prinzessinnen und „Königssohn aus Kusch (Mohrenland)“ wird ein besonderer Ehrentitel[1]). Nach einer fast fünfhundertjährigen Herrschaft jener barbarischen Hirtenstämme, fühlte sich endlich das Geschlecht der bedrängten Pharaonen wiederum stark genug, den Fremdlingen Trotz zu bieten. Schon am Ende der siebzehnten Dynastie regte sich der Muth zu einer allgemeinen Befreiung. Nach einem hartnäckigen, selbst zur See geführten, Kampfe von etwa achtzig Jahren, gelang es dem tapferen Geschlecht der achtzehnten Dynastie, unter denen Thutmes oder Thutmosis III. als endlicher Befreier erglänzt, sie gänzlich aus Unterägypten zu vertreiben (um die Mitte des 16. Jahrh.). Es beginnt nun von Aegypten aus eine drohende Reaction bis tief nach Asien hinein. Siegreich geführte Kämpfe dorthin wie auch im Süden, erfolgreiche Unternehmungen der Amenophisse und Thutmose[2]) bahnen ihren Nachfolgern den Weg zu glorreichen Thaten. Ihnen folgt das nicht minder kräftige Geschlecht der Ramessiden, aus dem Ramses II.[3]), als Brennpunkt der errungenen Siege, sich den Beinamen „der Große“ erwirbt. Kriegerischen Geistes zog er mit einer ungeheuren Heeresmacht nach Asien, wohin er den Ruhm ägyptischer Kraft und Cultur bis zu den Gangesländern (?) ausstreute. Gleichen Ruhm, wie als Held, erwarb er sich auch als weise ordnender Gesetzgeber. Die Eintheilung des Landes in bestimmte Bezirke, so wie eine geregelte Verwaltung derselben wird ihm zugeschrieben. Außerdem entstanden auch unter seiner Regierung eine Anzahl prachtvoller Tempel, Monumente und andere, das Gemeinwohl der Unterthanen befördernde Bauten, die ihm, ungeachtet daß er asiatische Elemente hinüberführte[4]),

---

ihrer Einwanderung läßt sich nicht genau ermitteln (Rougé, extrait du moniteur S. 4), vermuthlich fällt sie um 2000 v. Chr.; daß sie aus Asien kamen ist unbezweifelt. Einige halten sie für Araber, andere für Phönizier, noch andere für Israeliten u. s. w. Vergl. Duncker a. a. O. S. 21, besonders aber Hengstenberg, die Bücher Mose's und Aegypten. Berlin 1841, S. 257 ff.

[1]) Brugsch, übersichtl. Erklärung ägypt. Denkmäler S. 36 ff. [2]) S. Birch, Statistical tablet of Karnak; — E. de Rougé, mémoire sur l'inscription du tombeau d'Ahmès, chef des Nautoniers. Paris 1851. [3]) „Sesostris war der, seit Herod. durch griechisches Mißverständniß fortgeerbte Name, des mit seinem Sohne Ramses so oft verwechselten Sethos I.“: Lepsius, Einleitung in die Chronolog. der Aegypter. [4]) Wie dies einzelne Monumente wahrscheinlich machen: E. de Rougé, extrait du moniteur etc. S. 6.

dennoch die Verehrung des Volkes und die Bewunderung der Nachwelt sicherten. Ruhend auf den glänzenden Erfolgen dieser Könige, erhob sich Aegypten schnell zu außerordentlicher Macht und Größe. Sowohl das Handwerk wie die Künste, gefördert durch die unbegränzte Baulust der Herrscher wie durch den mit dem Reichthum des Landes zunehmenden Luxus überhaupt, erreichten den höchsten Grad der Ausbildung. Vier Jahrhunderte hindurch (1660—1260) dauerte diese Epoche des Ruhmes, die in Theben, dem Ausgangspunkte der neuen ägyptischen Macht, sich zu solcher Blüthe entfaltet hatte.

Nach dem Tode des „großen Ramses" und dem Ableben seines Sohnes Menephta, dem Ramses III. (der wegen seiner Schätze berühmte Rampsinit des Herodot) folgte, bereitet sich der Verfall des Reiches allmälig vor. Die folgenden Herrscher, meist schwach und unbedeutend, wurden mehr noch durch den alten Glanz gehoben, als daß sie selbst im Stande gewesen wären, den Staat zu fördern. In diese Zeit der Abschwächung fällt die Verlegung der Residenz von Oberägypten nach Unterägypten, zunächst nach Bubastis, sodann nach Tanis und Sais. Erst nach Verlauf von mehreren Jahrhunderten feiert der lang erloschene kriegerische Geist der Pharaonen gleichsam eine Wiedergeburt in dem König Sesonchis. Mit großer Heeresmacht zog er gegen Syrien (um 1000 v. Chr.), zerstörte hier den Tempel Salomo's zu Jerusalem und kehrte mit Ruhm und Beute beladen wieder heim. Aber auch dies war nur eine schnell vorübergehende Erscheinung. Kaum zwei Jahrhunderte später gelang es den Aethiopiern, die immer mehr entkräfteten und in innere Fehden verwickelten Aegypter zu bewältigen. An die Stelle des von ihnen getödteten Pharaonen Bochoris setzten sie den Aethiopen Sabako ein.

Die, wie es scheint, milde Regierung desselben war wenig geeignet, eine wesentliche Veränderung in den Zuständen Aegyptens hervorzubringen. Mit Tirrhaka, der wahrscheinlich mehrere Kriege im Norden führte, endete die äthiopische Herrschaft über Aegypten nach einer nur kurzen Dauer von fünf und vierzig Jahren. Das Reich, sich wiederum selbst überlassen und den innern Spaltungen preisgegeben, wurde hierauf vermuthlich von zwölf Parteien beherrscht, die sich indeß in der Folge zu einer Zwölfherrschaft vereinigten. Ungeachtet eines einheitlichen Strebens, das sich durch die von ihnen unternommene Wiederherstellung des Labyrinthes zu einem gemeinsamen Palast bekunden sollte, wurden sie dennoch bald unter sich uneins, indem sie den Untergang des kräftigsten von ihnen — des Psammetich —

beabsichtigten. Dieser, der lange vorher mit Griechen und Phöniziern im freundlichen Einverständniß gestanden hatte, rüstete sich gegen sie und eroberte mit Hülfe karischer und ionischer Streiter den ägyptischen Thron (670 v. Chr.). Den Sitz seiner Herrschaft aber verlegte er nach Sais, wo er sich eine prächtige Königsburg erbaute. Außerdem schmückte er Unterägypten, besonders Memphis, mit stattlichen Bauwerken, während er selbst großartige kriegerische Unternehmungen gegen Syrien richtete. Die Auszeichnungen indeß, die er besonders jenen fremden, den stolzen Aegyptern an und für sich verhaßten Kriegern zukommen ließ, verursachten bald ein solches Mißvergnügen unter der einheimischen Soldatenkaste[1]), daß diese ihn, trotz seiner Vorstellungen und Bitten, verließ und nach Aethiopien auswanderte. So von den Seinigen getrennt, verband er sich noch inniger mit Griechenland. Die bisher streng nach außen bewachten Häfen öffneten sich willig den fremden Kaufleuten. Allgemach bildeten sich in Aegypten umfangreiche Stapelplätze für den Aus- und Eintausch von Waaren.

Diese Handelsverhältnisse sowohl, wie das Streben des Psammetich, griechische Culturelemente auf einheimischen Boden zu verpflanzen, rief zunächst die Kaste der Dolmetscher hervor. Mit dem gewaltsamen Einströmen fremder Elemente ging die eigentliche Größe und Selbständigkeit Aegyptens immer mehr einer Auflösung entgegen. Ein Verschmelzen so verschiedenartiger Bildungselemente war bei einer so in sich geschlossenen, gleichsam erstarrten Masse, wie sie die Bevölkerung Aegyptens darbot, nicht mehr möglich. Aber die Schranken der alten Sitte waren einmal durchbrochen und die Nachfolger Psammetichs nicht dazu geeignet, sie wieder auszubessern. Necho (616 v. Chr.) verfolgte die Pläne seines Vaters, indem er den Welthandel für Aegypten zu erweitern strebte. Zu dem Ende unternahm er riesige Kanalbauten und veranlaßte eine Umschiffung Afrikas. Für kriegerische Zwecke rüstete er eine nicht unbedeutende Seemacht aus, während er zu Lande gegen das sich immer bedrohlicher zeigende Reich der Assyrier zog. Ungeachtet einiger siegreichen Kämpfe gegen Juda und Phönizien wurde er dennoch von Nebukadnezar dermaßen aufs Haupt geschlagen, daß er fast alle einheimischen Besitzungen, mit Ausnahme des Gebiets der Philister, einbüßte. Aber auch dies ging unter seinem Nachfolger Psammetich II. (Psammis) verloren (600—590).

Alle diese zum großen Theil unglücklich endenden Kriege waren

[1]) Die Zahl derselben belief sich, den Berichten zufolge, auf 200000 (?) streitbare Männer.

nicht geeignet, das schon im Sinken begriffene Reich zu heben; ebenso wenig gelang es dem unbedachtsamen, wenn auch nicht unkriegerischen Nachfolger des Psammis, seinem Sohne Hophra (Apries), nachdem auch er unglücklich gegen Cyrene und Barka gekämpft hatte, das Land irgendwie zu stützen. — Von seinem Heere verlassen, das, vermuthlich auf Anstiften der Priesterschaft, dem Feldherrn Amasis die Krone übertrug, starb er in der Gefangenschaft und zwar auf Verlangen des Volkes eines gewaltsamen Todes. So wurde Amasis König.

Unter der heiteren Regierung dieses Fürsten, der, obgleich von niederer Herkunft und deshalb mannigfach angefochten, sich dennoch durch Umsicht behauptete, schien noch einmal der alte Glanz des Reiches wiederzukehren. Neben dem eifrigen Bestreben, das längst geschwundene Gleichgewicht wieder herzustellen, versäumte er nicht, gleich seinen mächtigen Vorgängern, das Volk durch großartige Nutz- und Prachtbauten zu beschäftigen und hierdurch eine allgemeine Regsamkeit zu befördern. Selbst die Griechen, ungeachtet er ihren Kräften seinen Sieg mit verdankte, suchte er dennoch, dem argwöhnischen Aegypter gegenüber wenigstens scheinbar, vom Reiche dadurch zu isoliren, daß er sie auf gewisse Plätze beschränkte. Dennoch wußte er sich wiederum mit Geschick den Joniern günstig zu zeigen, indem er den größten Theil seiner Leibwache aus ihnen besetzte. Ueberhaupt aber erlitt durch dieses Zwitterverhältniß die altägyptische Sitte, um deren Aufrechthaltung es ihm im Ganzen wenig zu thun war, den mächtigsten Stoß. Unter solchen nur scheinbar glänzenden Verhältnissen hinterließ er seinem Sohne Psammenit das in sich gebrochene Reich[1]) (526 v. Chr.).

Dieser vermochte es nicht gegen die mächtig andrängenden Perser zu schützen. Letztere, angeführt von dem wahnsinnig tobenden Cambyses, verheerten das Land gleich den Barbarenstämmen der Hyksos in übermüthiger Weise, wodurch sie sich den tödtlichen Haß des Volkes für alle Zeiten sicherten. Selbst die mildere Regierung des Darius besänftigte nicht die gereizte Stimmung der Aegypter. Fortdauernde Unruhen im Innern des Landes gegen die Perserherrschaft waren die natürliche Folge jener grausam höhnenden Behandlung, mit der sich dieselbe angekündigt hatte.

Erst unter Xerxes Scepter trat, gleichzeitig mit gänzlicher Erschöpfung, mehr Ruhe ein. Nach dem Tode desselben erhob sich indeß Aegypten abermals und errang noch einmal, unter Anführung des

[1]) Für das Folgende vergl. Heeren, Ideen II, II. u. a. m.

nachherigen Königs Amyrtäus von Sais, doch unter mannigfach wechselndem Kriegsglück, die lang entbehrte Freiheit. Aber der Stamm war morsch. Ungeachtet gemeinsamer Anstrengungen, das Reich von Neuem zu kräftigen, sank es abermals unter dem Schwerdte Artaxerxes III. (Ochus) zur persischen Provinz herab. Erst unter Alexander dem Großen feierte Aegypten eine stumme Nachblüthe seiner einstigen Größe. Befördert durch die glanzvolle Periode der Ptolemäer und dem in Alexandrien erblühenden Reiche der Wissenschaft und des Handels erflackert noch einmal das Licht dieses im gänzlichen Absterben begriffenen Staates, der endlich, zusammengeschmolzen mit dem römischen Staatskoloß, nichts mehr zu retten vermag als einen matten Schein von dem hellleuchtenden Glanze, den er einst wirklich ausstrahlte.

I. Die Tracht.

Vorbemerkung.

1. Die nur selten durch Regen gekühlte trockene Hitze, welche das von immer glühenden Sandregionen umgebene Nilthal erfüllt, war von jeher wenig geeignet, das Bedürfniß nach stark schützenden Umhüllungen zu erwecken. Bei den Aegyptern war es daher wesentlich ein ethisches Gefühl, das eine Bekleidung forderte und ausbildete.

Außer dem schamverhüllenden Schurz — dem Hauptkleidungsstück der afrikanischen Bevölkerung überhaupt — dienten den kultivirten Aegyptern zwar noch andere zartgewebte, dünnstoffige Gewänder; jedoch bedeckten sie den Körper nur leicht und zum Theil. Mehr zum Schmuck bestimmt, reichten sie vollkommen hin, das im Volke entwickelte sittliche Gefühl und das weniger empfundene Bedürfniß nach Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne zu befriedigen.

2. Die hauptsächlichsten Stoffe zur Anfertigung der Kleidungsstücke — Flachs und Baumwolle — lieferte das Land selbst. Die Baumwollenstaude[1]), in späterer Zeit vornämlich in Oberägypten einhei-

---

[1]) Gegen die frühzeitige Anwendung der Baumwolle zu Geweben haben sich mannigfache Zweifel erhoben. Ritter (über die geographische Verbreitung der Baumwolle u. s. w. Berlin 1852. S. 29 ff.) läßt die Zeit, wann sie zuerst angewendet sei, wie überhaupt, ob sie daselbst jemals einheimisch gewesen, unbestimmt, wobei ihr geschichtliches Vorkommen nur bis auf die Epoche des Königs Amasis (etwa ein hal-

misch, wurde bei der vermuthlich massenhaften Consumption außerdem auch wohl von Indien eingeführt[1]). — Die Rinden und fasrigen Theile gewisser Pflanzen verarbeitete man zu mehr untergeordneten Zwecken, zu Schnüren, Schuhwerk u. s. w., überhaupt aber zu gröberen Zeugen[2]). Das Tragen thierischer Stoffe fand, wenigstens in späterer Zeit, und zwar aus religiösen Ursachen, im Allgemeinen nicht statt[3]); den Priestern waren derartige Gewänder sogar gesetzlich verboten[4]), und wenn man dennoch die Schafwolle zur Anfertigung profaner Kleidung verwendete[5]), so geschah dies vermuthlich entweder erst in der spätesten Zeit oder auch nur von den ärmeren Klassen der Bevölkerung. Uebrigens wurde das Leder zu den verschiedenartigsten Zwecken der Tracht benutzt, und auf vielen altägyptischen Darstellungen von religiösen Ceremonien u. s. w. erscheinen selbst einzelne Priester und vornehme Standespersonen mit oft reich verzierten, künstlich zubereiteten Leopardenfellen bekleidet.

3. Ein vermuthlich frühzeitig organisirter Handel[6]), der sich nicht nur auf die goldreichen Länder des innern Afrikas beschränkte, sondern die sämmtlichen Südländer des damals bekannten Orients miteinander verband, trug wesentlich dazu bei, das Land mit fremdartigen Stoffen und eigentlichen Luxusartikeln zu versehen. Lange vor den Zeiten der Ptolemäer war Arabien der Haupt-Stapelplatz ägyptischer und indischer Waaren. Bereits vor dem siebenten und sechsten Jahrhundert v. Chr. hatte ein reger Waarenaustausch zwischen Indien, Arabien, Aethiopien, Aegypten und Libyen stattgefunden[7]), der sich, nachdem Psammetich die heimischen Häfen fremden Kaufleuten geöffnet hatte, mit dem allgemeinen Welthandel verband.

---

des Jahrtausend v. Chr.) zurückgeführt wird. Daß sie indeß viel früher, ja seit den ältesten Zeiten den Aegyptern bekannt war und von ihnen verarbeitet wurde, geht aus einer noch ungedruckten Abhandlung des Dr. Brugsch hervor, nach der auf Grund sprachlicher Forschung es mehr wie wahrscheinlich wird, daß man bereits in der XIIten Dynastie (etwa 2000 v. Chr.) Gewänder von Baumwolle fertigte.

[1]) Heeren, Ideen u. s. w. II, I. S. 460. [2]) Herod. II. 37; 38; 92; 96. Plin. XIX, 2. [3]) Das Vorkommen von aus Schafwolle gefertigten Bandagen an Mumien der vierten Dynastie (Gliddon, Otia Aegypt. London 1849. S. 74) läßt die gleichzeitige Verwendung dieses Stoffes zu Kleidern wenigstens vermuthen. Daß man indeß später dergleichen Gewänder vermied, hing vielleicht dennoch näher mit dem Thierdienst (Herod. II, 42; 81) zusammen als Plutarch (Isid. Osir. c. 4) vermuthet. [4]) Herod. II, 37. [5]) Diod. I, 87. [6]) Heeren, Ideen II, I. S. 450 ff. und II, II. S. 354 ff. Movers, das phöniz. Alterthum II. S. 126 ff: S. 442 ff. [7]) Heeren II, I. S. 484 ff.

Verhielten sich gleich die Aegypter, ihren religiösen Ansichten[1]) und ihrer nationalen Eigenthümlichkeit gemäß, diesem großkaufmännischen Treiben gegenüber mehr passiv, indem sie sich auf Binnenhandel beschränkten, dagegen die überseeische Ausfuhr einheimischer Fabrikate[2]), den Phöniziern, Arabern u. a. m. überließen, so erhielten sie dem ungeachtet die verschiedenartigsten, ihnen von fernher zugeführten Produkte.

Aus dem Innern Afrikas brachten die Karavanenzüge Gold und Elfenbein in nicht unbedeutenden Massen; außerdem seltene und kostbare Thierfelle, Straußfedern u. dergl. Arabien und Indien lieferten dagegen neben den verschiedenartigsten Bau- und Nutzhölzern, Räucherwerken und Gewürzen, gewiß auch seltene, buntfarbige Steine und Schmuck-Juwelen der schönsten Art[3]). Dazu kamen die während der Glanzperiode des Reiches geforderten Tribute der unterjochten Völker Afrikas und Asiens, die theils in schon verarbeiteten Gegenständen, theils in kostbaren Rohstoffen u. s. w. bestanden[4]).

I. So mit den mannigfaltigsten Materialien reichlich versehen, war der handwerklichen Thätigkeit der Aegypter frühzeitig ein weites Feld eröffnet. Die Sonderung des Volkes in erbliche Kasten, von denen jede mehr oder weniger ihren bestimmten Wirkungskreis hatte, war auch der Ausbildung des Handwerks im hohen Grade günstig[5]). Die nur durch stete Uebung zu erlangenden mechanischen Handfertigkeiten, wie die nur durch langjährige Beobachtungen zu gewinnenden technischen Vortheile erreichten, durch jene Gewerbseintheilung befördert, gewiß bald einen hohen Grad von Vollkommenheit, der, wiederum auf die Erzeugnisse der handwerklichen Thätigkeit zurückwirkend, diesen den Stempel technischer Vollendung aufdrückte.

---

[1]) Den Aegyptern galt das Meer als unrein. Die Stellen der Alten gesammelt bei v. Bohlen, Indien II. S. 127. [2]) Worunter besonders die Leinewand einen wichtigen Artikel bildete. Herod. II, 105. [3]) Heeren, Ideen II, I. S. 461; II, II. S. 382. [4]) Besonders wichtig ist die Aufzählung der von Thutmes III. unternommenen Expeditionen u. s. w. auf der Wandsculptur von Karnak; Vergl. Observations on the Statistical Tablet of Karnak: by Sam. Birch (s. t. Transaction of the Royal Society of Literature Vol. II. new Series). [5]) Man höre nur Diod. I, 74: der, nachdem er die Pflege gerühmt hat, die man in Aegypten den Künsten angedeihen läßt, ausdrücklich versichert, daß es hier keinem Handwerker gestattet ist, irgendwie in die Berufsthätigkeit einer anderen Bürgerklasse sich zu mischen, sondern daß jeder verpflichtet ist, das ihm erblich überkommene Geschäft fortzusetzen. Der, welcher sich in Staatsgeschäfte mischt oder mehrere Künste zugleich ausübt, wird hart bestraft.

Bei der großen Sorgfalt, welche besonders der vornehme Aegypter auf die Bekleidung verwendete, bei der Fülle des dazu vorhandenen Rohstoffes und bei der durch den geforderten Bedarf beschleunigten Ausbildung des Mechanischen, mußten sich die darauf abzweckenden Handwerke besonders frühzeitig ausbilden. Der Ruhm der ägyptischen Webereien [1]) verliert sich in die nicht zu enthüllende vorgeschichtliche Zeit und die Aegypter selbst schrieben die Erfindung der Webekunst der, von ihnen daher symbolisch mit einem Weberschiffchen bezeichneten, Götin Neith (Athene, Minerva) [2]) zu.

Die Arbeit wurde seit uralter Zeit meist von Männern [3]) und zwar sitzend verrichtet, vermuthlich in eigens dazu eingerichteten Werkstätten [4]). — Neben dem Weben der Gewänder fand auch das Spinnen mit der Spindel statt, ein Geschäft, welches ebenfalls sowohl von Männern wie von Weibern, theils als ausgedehnt handwerkliche, theils als Privat-Beschäftigung betrieben wurde. Die Gewebe selbst waren im höchsten Grade mannigfaltig und oft von bewunderungswürdiger Feinheit [5]). Man verwebte einfarbige (weiße oder gelbliche) Flachs- und Baumwollenfäden oder mischte sie, um gestreifte, überhaupt aber um gemusterte Zeuge hervorzubringen, mit buntgefärbten Fäden. Außerdem verzierte man die Gewänder mit künstlicher Bunt- und Metallstickerei; ja, wie es scheint, verarbeitete man sogar gleichzeitig Pflanzenstoffe und Metallfäden, wodurch man prachtvolle, unübertreffliche Fabrikate erzielte. Auch in der Färberei leistete man Außerordentliches, wovon die bildlichen Darstellungen in Gräbern und an Tempeln die vollgültigsten Zeugnisse ablegen. Neben dem Weiß, der Lieblingsfarbe der Aegypter zu Gewändern, färbte man in allen bekannten Tönen [6]). Gelb, Roth, Blau, Grün und Schwarz in den verschiedensten Abstufungen, bedienten sich sowohl die Gewandfärber wie die Maler Aegyptens, doch stets in reinem, unvermischtem [7]) Zustande.

---

[1]) Hartmann, Hebräerin am Putztisch u. s. w. I. S. 51 ff. Heeren, Ideen II, II. S. 368 ff. Wilkinson, manners and customs III. S. 113 ff. [2]) Wilkinson IV. S. 282 ff. Plat. 28. [3]) Jesaias XIX, 9. Herod. II, 35. [4]) Heeren, Ideen II, II. S. 368. [5]) Untersuchungen darüber bei Wilkinson III. S. 115, 125. [6]) Ueber die Malerfarben der Aegypter u. s. w. Die Analysen bei John, Malerei der Alten. Berlin 1836. S. 51, 69. Minutoli, Reise u. s. w. und Nachträge S. 272 ff. Daß man sich zum Blaufärben auch des Indigo's bedient habe, machen die Untersuchungen bei Wilkinson III. S. 124 mehr wie wahrscheinlich. [7]) O. Müller, Archäolog. §. 231, 3. Aus dieser Vollkommenheit der Gewänder — ihrer Zartheit und Farbenpracht — hat man mit Recht geschlossen, „daß die Webereien und Färbereien des Orients vor zwei oder dreitausend Jahren auf derselben Stufe standen, wenn nicht höher, wie jetzt". Heeren, Ideen II, II. S. 371.

Die Geschicklichkeit in Bearbeitung thierischer Stoffe zur Bekleidung u. s. w. hielt mit dem Allen gleichen Schritt. Nicht minder berühmt wie die Weber waren auch die Lederarbeiter[1]), die in Theben sogar einen besonderen Stadttheil bewohnten. Ihr Hauptgeschäft bestand in Anfertigung von Schuhen, Sandalen u. s. w., doch arbeiteten sie auch Waffenstücke aller Art, lederne Panzer, Schilde, Helme, Köcher, die Lederverschläge der Kriegswagen u. s. w. Eine bedeutende Anzahl Gewerbtreibender beschäftigte sich mit der künstlichen Verarbeitung der Metalle[2]). Gold, Silber, Kupfer, Eisen[3]), Zinn, Blei und die aus Zinn und Kupfer gemischte Bronze, waren seit uralten Zeiten den Aegyptern bekannt. Theils erhielten sie diese Metalle durch den Handel, theils von den ihnen unterworfenen Völkern als Tribut, theils durch eigenen Bergbau.

Neben den Waffenschmieden wetteiferten die Gold- und Silberschmiede in der Herstellung geschmackvoller Schmucksachen. Die Emaillemalerei wurde mit großem Geschick geübt und die Verwendung schönfarbiger Steine, wie die Fabrikation von bunten Glasflüssen zu Perlen u. s. w., ließ Gegenstände des Putzes entstehen, deren fertige Behandlung und geschmackvolle Zusammenstellung noch heut in Erstaunen setzt. Auch künstlich geschnitzte Arbeiten in Holz und Elfenbein, mit denen man Waffen und andere Gegenstände der Tracht verzierte, erreichten denselben Grad technischer Vollendung, der überhaupt allen handwerklichen Erzeugnissen der Aegypter in überraschender Weise eigenthümlich ist.

---

[1]) Wilkinson III. S. 155 ff. [2]) Wilkinson III. S. 215 ff.

[3]) Man hat vielfach daran gezweifelt, daß die alten Aegypter Eisen verarbeitet hätten; selbst Heeren, Ideen II. (II.) sagt ausdrücklich, daß ihnen der Gebrauch desselben unbekannt gewesen sei. — Abgesehen von eisernen Geräthen, die man in ägyptischen Gräbern gefunden hat und deren mehrere das Berliner Museum besitzt, erwähnt auch die Inschrift von Karnack (Statistical Tablet etc. by Birch S. 13 ff.; S. 25) „Eisen aus dem Lande Tahai“ (Dabā; Ostseite des Hochgebirges Armeniens?). — Vergl. über das Eisen: Rosellini II. m. c. S. 300 ff. Wilkinson III. S. 241 ff. Auch wurde das Eisen schon frühzeitig (1300 v. Chr.) zu Medikamenten verwendet: H. Brugsch: über die medicin. Kenntnisse der alten Aegypter (Abhandlung in der allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. Januar 1853.) S. 54.

Erster Abschnitt.

Die Tracht als Schutz und Zierde.

A. Kleidungsstücke.

Herodot[1]) erzählt von Aegypten, daß die Weiber daselbst nur ein Kleid, die Männer dagegen zwei Kleider trügen. Dieser Nachricht widersprechen indeß viele bildliche Darstellungen, die nicht nur in Schnitt und Farbe mannigfach verschiedene Gewandungen als auch an einzelnen Figuren mehrere übereinander angezogene Kleider wahrnehmen lassen[2]).

I. Männer-Kleider.

Ganz entblößte Figuren kommen nicht häufig auf ägyptischen Monumenten vor; selbst auf den ältesten Gräbersculpturen gehören sie zu seltenen Ausnahmen[3]). Der Hüftschurz, das wesentlichste Kleid der afrikanischen Urbevölkerung überhaupt, war auch im alten Aegypten die vorherrschende Tracht der Männer. Ausgehend von dem einfachen Gürtel läßt sich die Ausbildung des Schurzes bis zu seiner künstlichsten Gestaltung in ähnlicher Weise verfolgen, wie die allmälige Erweiterung der, der afrikanischen Urbevölkerung eigenthümlichen Schurzbekleidungen.

1. Der einfache Gürtel war a) ein breites, die Hüften eng umschließendes Band, das, zuweilen als einziges Arbeitskleid der nie-

---

[1]) Herod. II, 36. [2]) Das Letztere ist vornämlich bei den Darstellungen der Fall, welche die höheren Stände — den königlichen Hofstaat, die Priester u.s.w. — vergegenwärtigen. Herodot, dem es nur um Schilderung des Nationalen zu thun war, nahm vermuthlich darauf weniger Rücksicht, oder aber unterschied überhaupt nur Ober- und Unterkleider, indem er z. B. mehrere übereinander getragene Schurze als ein Zusammengehöriges betrachtete. Vergl. Winckelmann, Gesch. d. Kunst. 2. Buch. 3. Kap. §. 3 [3]) S. vorzugsweise: Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien &c. von R. Lepsius: Altes Reich. Rosellini (I Monumenti dell' Egitto e della Nubia. Tom I: Monumenti civili (m. c.) Pisa 1834; Tom II: Monumenti storici (m. st.) 1832; Tom III. Monumenti del Culto (m. d. c.) 1844), besonders Tom II. (m. c.); desgl. Wilkinson, manners and customs of the ancient Egyptians. London 1837—1841 a. v. O.

deren Stände[1]), weder den Zweck der Schamverhüllung noch den des Schutzes erfüllte. Nicht selten hing von der Mitte eines derartigen Gürtels b) ein schmaler, die Scham nur nothdürftig bedeckender Riemen oder Zeugstreifen[2]), der jedoch auch, vielleicht der Bequemlichkeit wegen, c) nach hinten geschoben wurde[3]). Aehnliche, doch d) mit zwei und mehreren Streifen versehene Gürtel wurden ebenfalls häufig von Arbeitern getragen[4]), ja es erscheint diese Tracht sogar an einzelnen Götterbildern und zwar in der Art erweitert, e) daß man die von der Mitte des Hüftgurts herabhängenden Bänder nach unten allmälig breiter gestaltete und fast bis zu den Knöcheln verlängerte[5]).

Einfache, aber lange Gürtelbänder schleifte man vorn entweder so zusammen, daß f) die durchgezogenen Enden die Scham bedeckten oder g) man steckte die Hälfte der langen Schleife zweimal durch den Gurt und zog sie sodann vor die Schenkel herab[6]). h) Durch Vermehrung bandähnlicher Vorstreifen und dadurch, daß man diese der Länge nach miteinander vereinigte[7]), entstand ein eigentlicher Schurz, dem der Gürtel nur noch zur Befestigung diente.

2. Der einfache Schurz — das Hauptkleidungsstück der arbeitenden und dienenden Klasse der Bevölkerung — war meist von Leinen oder Baumwolle, seltner, und wohl hauptsächlich nur bei gewissen Hantirungen, entweder von Leder[8]) oder auch, bei ganz Unbemittelten und Sklaven, von Binsengeflecht[9]).

Man hatte Schurzbekleidungen, welche nur das Hintertheil bedeckten[10]). Diese hatten die Form eines Kreissegments, dessen gerade Seite am Gürtel befestigt war und dessen Enden hier so aneinanderstießen, daß die vordere Scham unbedeckt blieb.

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 66 (1). Rosellini II. (m. c.) CII, 10. [2]) Rosellini II. (m. c.) XXXII, 1; CII, 8. [3]) Rosell. II. (m. c.) XVIII. [4]) Rosell. II. (m. c.) C; CII, 9. [5]) Rosellini (m. d. c.) LXXIV. Wilkinson I. S. 382 die Abbildungen. Aehnliche, von Lederstreifen gebildete Schurze fand Minutoli (Reise zum Tempel des Jupiter Ammon S. 291. Kap. XIII.) bei den Barbaras. Sie gehören ohne Zweifel zur ursprünglichen, ältesten Landestracht. Vergl. Minutoli S. 158. [6]) Rosellini II. (m. c.) V. [7]) Rosellini (m. c.) XVIII. [8]) Von Leder scheint der Schurz zu sein, den der Fleischhauer bei Rosellini II. (m. c.) LXXXIII, 12 trägt; und ebenso der des Hirten a. a. O. XVIII, welcher aus fünf aneinander befestigten, nach unten an Breite zunehmenden Längstreifen besteht. Vielleicht soll auch der gelbliche Schurz a. a. O. XXXVIII einen ähnlichen Stoff bezeichnen; desgleichen die braunen Schurze der Bogenschützen auf Taf. CXVII. [9]) Rosellini II. (m. c.) XLIX. [10]) Cailliaud, recherches sur les arts et métiers etc. Pl. 9 A. Rosellini II. (m. c.) XLIX; daselbst einzelne Hirten: XVIII; Köche: IV; und Fleischbereiter: LXXXIII.

Bei weitem häufiger, ja fast allgemein, bediente man sich des schamverhüllenden Schurzes, den man auf sehr verschiedene Weise anlegte.

In seiner einfachsten Gestalt war er a) ein an der vorderen Mitte des Gürtels befestigtes Stück Zeug, das zwischen den Schenkeln hindurchgezogen und hinterwärts am Gurt eingeschleift wurde[1]). — Zuweilen verband man auch b) eine ähnliche Schambedeckung mit einem der oben erwähnten Hintertheilsschurze[2]).

Die gebräuchlichste Schurzbekleidung[3]) indeß bestand c) in einem, die Lenden ringsumbedeckenden Stück Zeug, das entweder viereckig (oblong) oder unterhalb rundlich zugeschnitten war und entweder durch sich selbst[4]) oder vermittelst eines Gürtels gehalten wurde.

Ein derartiger Schurz war in uralter Zeit die fast einzige Bekleidung der Männer ohne Unterschied der Kaste[5]), ja er blieb es selbst noch in den späteren Zeiten des Luxus, die jedoch auch dieses Gewand auf zierliche Weise umgestalteten. Aber die niederen Stände behielten dessen ursprüngliche, einfache Form unverändert bei; noch in der Zeit der Lagiden[6]) und später war ein solches Gewand die alltägliche Tracht der Sklaven, Köche u. a. m.

d) Dasselbe reichte gewöhnlich etwas über die Mitte der Lenden hinab[7]). Vorn oder vielmehr an der Seite blieb es zuweilen, der freieren Bewegung wegen, offen, indem man einen Theil des über-

---

[1]) Cailliaud, recherches Pl. 16, ganz den Schurzen der afrikanischen Stammbevölkerung entsprechend, desgl. Rosellini II. (m. c.) L, 1a. Wilkinson, manners and customs etc. III. S. 345 No. 395, 7. [2]) Unter den Köchen bei Rosellini II. (m. c.) IV. [3]) Wilkinson III. S. 344 ff. [4]) Rosellini II. (m. c.) LXXXV; LXXXVI; CXX. [5]) Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon S. 158 ff. R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Atlas: IV. Dynastie: Abth. II. Bl. 9, 3 u. d. kleineren Figuren a. a. O. E de Rougé, notice des monuments au musée du Louvre: Statues: No. 36. In ähnlicher Weise bekleidet waren die alten Nubier, eine Tracht, die sich im Wesentlichen noch jetzt bei ihnen findet: Heeren, Ideen II. (II.) S. 269 ff.; auch die Barbara tragen ein nur um die Schenkel geschlungenes Stück Zeug, während deren Weiber den ringsumlaufenden Schurz, der dem der alten Aegypter sehr ähnlich ist, noch jetzt für sich fertigen. Minutoli, Reise Taf. XXV und Denon, voyage dans la Basse et la Haute Egypte Pl. 62 (1) und Pl. 78. [6]) Fragments inédits d'anciens poëtes grecs etc. par Mr. Letronne, Paris 1838. S. 25, wo ein solches Gewand (περίζωμα) als Sklaventracht erwähnt wird, wobei L. bemerkt, daß es noch heut in der Levante das Hauptkleid des niederen Volkes sei. [7]) Lepsius a. a. O. Rosellini II. (m. c.) IV. die Köche; XXXII (2) Ackerleute; XVI; LXXXIII (3). Prisse d'Avennes, monuments egypt. Pl. XVII.

schlagenden Zeuges nicht im Gurt befestigte, sondern als Umschlag herunterhängen ließ[1]).

e) Bei einzelnen Schurzen war selbst der vordere, herunterhängende Theil bei weitem länger als das Uebrige[2]), was man durch einen besonderen Schnitt des Gewandes ermöglichte.

Neben diesen kurzen Schenkelschurzen trug man längere, die gewöhnlich f) glatt bis zum Knie[3]), seltener g) rockförmig bis zu den Knöcheln reichten[4]) und zuweilen, außer durch den Gurt, noch h) durch ein breites Schulterband gehalten wurden[5]).

Alle diese Schurze waren meist von weißer Leinewand oder Baumwolle.

i) Eine andere Art der Schamverhüllung, die, neben jenen einfacheren, kurzen Schenkelschurzen, häufig von der Kriegerkaste getragen wurde, war, wie es scheint, in eins gewoben. Sie umschloß den Körper (von den Hüften bis zu den Knien) gleichsam elastisch. Ein solches rockähnliches Gewand wurde entweder in der Länge oder in der Breite buntfarbig gestreift[6]) oder auch zickzackförmig verziert[7]), und hinten zuweilen mit einer viereckigen Oeffnung versehen[8]).

k) Einfache, doch in zierliche Schrägfalten gelegte, vermittelst Hüftbänder um den Leib befestigte Gewänder von verschiedener Länge[9]) gehörten zur Tracht niederer Standespersonen. Man gestaltete sie dadurch, daß man ein entsprechend langes, viereckiges auch wohl unterhalb rundlich zugeschnittenes Stück Zeug so umlegte, daß man den Ueberschuß des Stoffes bequem zur Fältelung benutzen konnte.

l) Endlich erwähnt noch Herodot[10]) leinener Gewänder, die bis zu den Knöcheln reichten, unterhalb eingefranzt waren, und wie die gewöhnlichen Schurze ebenfalls auf dem bloßen Leibe getragen wurden.

---

[1]) Wilkinson III. S. 345 No. 395 (2, 5, 6). Rosellini II. (m. c.) LXXXIII, 3; XXXII, 2; XXXIII, 2. Lepsius, Denkmäler: Abtheil. II. Bl. 9. [2]) Rosellini II. (m. c.) LXXXVIII, 3; CXXIV, 1. [3]) Die Reihe bei Wilkinson III. S. 345 (Fig. 1—6). [4]) Wilkinson III. S. 345 (Fig. 11). Rosellini II. (m. c.) XXX. [5]) Cailliaud, recherches Pl. 53, wo sogar Kreuzbänder. Rosellini II. (m. c.) CXXVII, 1. [6]) Rosellini II. (m. c.) XCIX, 3, wo grün, roth, blau, weiß, gelb u. s. w. in senkrechten Streifen abwechseln CXXV, 2. [7]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 7; CXVII, 1; CXIX, 1. [8]) Rosellini II. (m. c.) CX, 3; CXX u. s. f. Wilkinson III. S. 345. No. 12. [9]) Wilkinson III. S. 345. No. 9, 10. [10]) Herod. II, 81 sagt, daß diese Gewänder Kalasiris heißen und daß man darüber wollene Gewänder trüge; vergl. Wilkinson III. S. 346. Klemm, Culturgesch. V. S. 262.

3. Der doppelte und mehrtheilige Schurz. a) Indem man ein sehr weites, viereckiges oder unten abgerundetes Stück Zeug in der Weise um die Schenkel legte, daß man das eine Ende desselben nach vorn hindurchzog und in seiner ganzen Länge und Breite herabfallen ließ, entstand, wenn auch nur scheinbar, ein doppelter Leibschurz. Die dadurch gebildeten Falten brachte man in eine zierliche Ordnung. In einzelnen Fällen gab man dem Ueberschlag b) eine sich nach unten erweiternde, entweder die ganze Vorderseite des Gewandes oder nur den obern Theil derselben bedeckende dreieckige[1]) oder auch eine abgerundete blattförmige Gestalt[2]). — c) Zuweilen kehrte man diesen Umschlag nach innen, so daß derselbe nur dann deckend hervorsah, wenn sich bei der Bewegung der Schurz theilte[3]).

Bei weitem kürzer wie dieses oft bis über die Wade sich erstreckende[4]) Kleid war d) ein wirklich doppelter oder zweitheiliger Männerschurz, den vorzugsweise die höheren Kasten und zwar schon in den ältesten Zeiten des Reiches trugen. Ein solcher bestand aus der einfachen glattanliegenden Schenkelbedeckung[5]) und einem darüber liegenden, unten rundlich zugeschnittenen Oberschurz, der entweder zierlich gefaltet oder gefärbt[6]) war und so am Gürtel hing, daß er entweder das Vordertheil[7]) oder auch das Hintertheil[8]) des Untergewandes mehr oder weniger bedeckte. e) Hohe Standespersonen, Könige und Priester, trugen dazu auch wohl ein in zierliche Langfalten geordnetes, einfaches Unterkleid[9]).

f) Eine sehr zierliche Art des Doppelschurzes, der sich vorzugsweise die höheren Stände bedienten, bildete ein rundlich gestaltetes Gewand, das vermittelst des Gürtels gehalten wurde und die Oberschenkel umgab. Dasselbe wurde so umgelegt, daß vorn die eine Seite des Schurzes die andere bis zu einer gewissen Tiefe bedeckte, wodurch denn

---

[1]) Cailliaud, recherches etc. Pl. 48; Pl. 51. Einige der Köche bei Rosellini II. (m. c.) LXXXV. [2]) Cailliaud, rech. Pl. 53. Rosellini II. (m. c) CXX. Wilkinson I. S. 290 No. 13; S. 334 No. 47. [3]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 3. Wilkinson III. S. 345 (8,9). [4]) Cailliaud Pl. 54. Wilkinson III. S. 348 (2,6); Plat. No. 80. [5]) S. oben S. 124. [6]) Auf den ältesten Monumenten fast ohne Ausnahme von gelber Färbung. [7]) R. Lepsius, Denkmäler Abth. II. Bl. 19; Bl. 21. [8]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 92 (3); III. Pl. 31 (1), wo der unten rundlich gestaltete Oberschurz auf der vordern Mitte des Gürtels so zusammenstößt, daß der untere Schurz nur als sehr spitzwinkliches Dreieck zum Vorschein kommt; dem ähnlich bei Leemans, musée a Leyde Liefrg. 4. Pl. I. Fig. 4. Rosellini I. (m. st.) XVII, 8; II. (m. c.) CXXIX. (1,2); III. (m. d. c.) XXXVII, 1. [9]) Prisse d'Avennes, monuments égypt. Pl. IV, 1.

hier gewissermaßen ein dreiseitiger Ausschnitt entstand. Hinter diesem aber blickte die sehr zierliche Form eines ebenfalls am Gürtel befestigten längeren oder kürzeren Schurzblattes hervor[1]). Auch diese Gewandbildung ist uralt. Man behandelte sie entweder glatt und faltenlos[2]) oder man fältelte beide Theile. Im letzteren Falle versah man die beiden Seiten des Oberschurzes mit gegen einanderlaufenden Schrägfalten; das Schurzblatt aber mit horizontallaufenden Parallelfältchen[3]).

g) Von großer Mannigfaltigkeit waren die Schurze der Könige und Priester. Sie erhielten in der Glanzepoche des Reiches eine wahrhaft künstlerische Gestaltung[4]). Bald trug man sie einfach, bald doppelt, bald kurz, bald lang, theils von durchscheinendem, theils von undurchsichtigem Stoff, einfarbig weiß oder bunt, zuweilen sogar mit Figuren geschmückt[5]) entweder durch ein von rechts nach links laufendes Schulterband, häufiger jedoch durch einen Gürtel gehalten. Meist bildete der Gürtel dadurch, daß man ihn über die Mitte des Kleides hängen ließ[6]), eine Art Oberschurz, der wiederum aus drei übereinander liegenden Zeugstreifen bestand, von denen der oberste der längste und schmalste war, die anderen aber verhältnißmäßig breiter und kürzer wurden[7]).

Verschiedene Zusammensetzungen von Schurzbekleidungen, die indeß mehr zum Schutz wie zum Schmuck dienten, gehörten, wie es scheint, zur kriegerischen Ausrüstung. h) Sie bestanden im Wesentlichen aus zwei Theilen, und zwar aus jenen buntgewebten Schenkelschurzen[8]) und besonderen, diese bedeckende Schurzklappen. Letztere waren meist länger wie die eigentlichen Schurzgewänder und entweder mit dem Hüftgürtel eins[9]) oder wurden, als selbständiges Kleidungs-

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 31 (1). Rosellini I. (m. st.) LXXIX. Es ist mir nicht gelungen, diese scheinbar aus einem Stück gefertigte Bekleidung nur mit einem Gewandstück auf die Gliederfigur zu legen. Stets bedurfte ich dazu zwei Theile, einen für den wirklichen Schurz und einen für das Schurzblatt. [2]) R. Lepsius, Denkmäler: Abth. II. Bl. 2. Rosellini I. (m. st.) CL. [3]) Denon, voyage Pl. 118, 2; Pl. 121, 6. Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 31, 1; Vol. V. Pl. 62 (4—6), wo ein solcher Schurz von drei Seiten dargestellt ist. Rosellini I. (m. st.) XVII, 7; LX; LXXIX. [4]) Vergl. die Königsreihe bei Rosellini I. (m. st.) XVII ff. [5]) Rosellini I. (m. st.) XXIII, 27; XXIV. [6]) Prisse d'Avennes, monuments Pl. XVII. [7]) Rosellini I. (m. st.) XLVI; XLVII; XLIX, 2; LIV, 2; CXVIII. Wilkinson III. S. 352 No. 398, 3. [8]) S. einfacher Schurz i. [9]) Rosellini II. (m. c.) CX, 3. Wilkinson III. S. 345 No. 395 (12).

stück, durch denselben hindurchgesteckt[1]). i) Zuweilen ließ man auch unter einem solchen einfachen Schurz einen (mit jenem die Scham doppelt deckenden) zickzackförmig verzierten Streif hervorsehn[2]), oder aber k) man zog ein viereckiges Gewand, das etwa bis zu den Knieen reichte und nur das Hintertheil und die Seiten der Schenkel bedeckte, über eine am Gürtel hängende, meist herzförmig zugeschnittene Klappe[3]).

l) Selten trug man, wie es scheint, dreifach übereinander gelegte Schurzgewänder. Diese stellte man dadurch her, daß man über den einfachen glatt anliegenden Lendenschurz ein das Hintertheil bedeckendes langes viereckiges[4]) oder kürzeres, zu den Seiten gerundetes[5]) Gewand zog, und vorn, zwischen diesem und dem eigentlichen Schurz, eine, unten ebenfalls rundlich geschnittene kürzere oder längere Schamklappe anbrachte.

4. Beinkleider. Eine hosenähnliche Schenkelbedeckung war den Aegyptern durchaus nicht fremd. Dieselbe wurde vorzugsweise von einzelnen Arbeitern und zwar a) in Form einer kurzen, eng anliegenden Kniehose getragen[6]). Längere Beinkleider scheinen nicht gebräuchlich gewesen zu sein. b) Ausnahmsweise trug man eine eigenthümliche Art Hose, die jedoch nur die Rückseiten der Beine vom Gürtel bis zur Mitte der Unterschenkel bedeckte und über dem Knie vermittelst eines Bandes, dessen Ende nach hinten fiel, zusammengehalten wurde. Die Vorderseite des Beines blieb also auf diese Weise unbedeckt; ebenso die Scham, weshalb man zur Verhüllung derselben zu dieser Beintracht noch eine besondere, am Gürtel befestigte, Schamklappe fügte[7]).

c) Nicht minder selten trug man eine Fuß und Wade umschließende strumpfähnliche Bekleidung[8]) oder d) eine Bedeckung der Schien-

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) CXX. [2]) Rosellini II. (m. c.) CXIX, 1. [3]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 6, 9. [4]) Die oberen Figuren auf der bekannten Darstellung des Transports eines Kolosses. Minutoli, Reise Taf. XIII. Cailliaud, rech. Pl. 43. Rosellini II. (m. c.) XLVIII; u. a. [5]) Rosellini II. (m. c.) XXIV. [6]) Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 47. Fig. 11, wo eine Figur sehr weite, bis über die Knie reichende Beinkleider trägt, die indeß sehr kurz im Schritt sind. Cailliaud, recherches Pl. I. ff. Rosellini II. (m. c.) VI; XLVI, 8; XLVIII, 3; CIII. [7]) So bekleidet erscheint eine festlich geschmückte Gruppe Gymnasten (?). Das Gewandstück umgiebt indeß nur das linke Bein; das rechte ist nackt. Rosellini II. (m. c.) CX, 5. [8]) Derartige Socken kommen zuweilen an Götterbildern vor, z. B. bei einem thronenden Osiris. Leemans, monuments à Leyde I. Liefrg. II, 1. Doch ist es auch möglich, daß die Abbildungen täuschen und diese scheinbaren Strümpfe zu einer den Körper ganz einhüllenden Bekleidung, wie sich solche an Götterbildern oft findet, gehören. Ueberhaupt darf man die Tracht, in

beine vermittelst Schienen. Letztere erstreckten sich vom Knie bis zu den Knöcheln und wurden durch Bänder ans Bein befestigt[1]).

5. Bekleidung des Oberkörpers. Die Verhüllung des Oberkörpers — der Brust und Schultern — gehörte bei den unteren Kasten, die gewöhnlich nur den einfachen Lendenschurz trugen, zu den Ausnahmen. Selbst die höheren Stände, die Priester und Krieger, gingen fast immer, zuweilen auch im Amte, mit wenigstens zum Theil entblößtem Oberkörper[2]).

War das Gewand, welches den oben beschriebenen[3]) faltigen Doppelschurz bildete, lang genug, so a) zog man einen Theil desselben nach hinten, hierauf unter der rechten Brust fort nach vorn und dann in seiner Breite über die linke Schulter[4]). Aelter und noch einfacher war eine Bekleidung b) vermittelst eines mehr oder weniger langen viereckig zugeschnittenen Stück Zeuges, das man über den Rücken ausbreitete, unter den linken Arm hindurchzog und entweder auf der rechten Schulter[5]) oder auf der rechten Brust[6]) so zusammenschleifte, daß der entsprechende Theil derselben unbedeckt blieb. Ein derartiges Gewand setzte man zuweilen c) mit dem einfachen Schenkelschurz in Verbindung[7]).

d) Priester und Krieger trugen nicht selten zwischen Gurt und Brustwarzen eine schienenförmige oder bandartige Umwickelung[8]); die Letzteren vielleicht wirkliche Schienen von Metall oder starkem Leder[9]). e) Bei Priestern, Götterbildern und Königen war eine derartige Umwandung theils bunt schuppenförmig verziert[10]), theils einfarbig glatt[11]) und in beiden Fällen meist mit einer reich ornamentirten Kante eingefaßt[12]). Das Gewand selbst wurde außerdem ent-

der Götter dargestellt werden, nur mit Vorsicht für die Darstellung der allgemein gebräuchlichen Bekleidung verwenden. So fand der Capitain Grenstrand aus Schweden in Aegypten ein Skulpturfragment, auf dem sich die Unterschenkel einer Figur erhalten hatten, die, wie die Füße, aus Gänseköpfen gebildet waren.

[1]) Prisse d'Avennes, monuments egyptiens: Pl. XL. [2]) Rosellini a. a. O. Wilkinson I. S. 290; III. S. 384. [3]) S. oben 3, a. [4]) Cailliaud, rech. Pl. 51. [5]) R. Lepsius, Denkm. Abth. II. Bl. 19. [6]) Prisse d'Avennes, monuments Pl. IX, 4. E. de Rougé, notice des monuments: Bas-reliefs No. 1, 2; S. 28. [7]) R. Lepsius, Denkmäler a. a. O. [8]) Rosellini I. (m. st.) CXLVI; II. (m. c.) CXXIX. No. 2. [9]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8 (3, 4). Rosellini a. a. O. Wilkinson I. S. 294 No. 13; S. 331 Abbild. [10]) Rosellini I. (m. st.) XXXVII, 1; LXXXVI; CXVIII; III. (m. d. c.) LIX. [11]) Rosellini II. (m. c.) CXXIX, 1; III. (m. d. c.) XXXVII, 1. [12]) Rosellini I. (m. st.) CXVIII und a. a. O.

weder von einem[1]) ziemlich breiten Schulterbande oder auch von zwei solchen Bändern gehalten. War das letztere der Fall, so liefen dieselben entweder miteinander parallel[2]) oder vereinigten sich auf der Mitte der Brust[3]).

f) Ueber Brust und Rücken laufende Kreuzbänder von gelber Farbe, die einen unterhalb der Brust angebrachten Gurt oder Reifen hielten, trug man zuweilen als einzige Bekleidung des Oberkörpers[4]). Sie diente vermuthlich, hauptsächlich den Kriegern u. a. m., zum Schutz der Weichtheile.

g) Brustbekleidungen in Form enganschließender Jacken bildeten, wie es scheint, eine wenig gebräuchliche Tracht der arbeitenden und dienenden Stände. Diese Jacken umschlossen den Körper von den Hüften bis zu den Armen und erstreckten sich entweder nur über eine Schulter, ohne die Arme und die rechte Brust zu bedecken[5]) oder sie hatten wirkliche Armlöcher, so daß die ganze Brust und auch der Hals mit verhüllt wurde[6]).

h) Neben diesen kurzen Jacken trug man indeß auch andere, längere. Diese reichten gewöhnlich bis über die Mitte der Oberschenkel und waren unterhalb theils dreieckig, theils rundlich[7]) ausgeschnitten; selten hatten sie ganze Aermel, zumeist bedeckten dieselben nur den Oberarm oder auch nur einen kleinen Theil der Schulter[8]).

6. Kleider, welche zugleich Ober- und Unterkörper bedeckten. Die Länge und Weite dieser Gewänder war sehr verschieden. a) Oft umschlossen sie die Gestalt von der Brust bis fast zu den Knöcheln und wurden durch Tragbänder gehalten[9]), zuweilen b) zog man sie außerdem auch über den oberen Theil der Brust, so daß sie sich eng um Hals und Schultern legten[10]).

Nur bei gewissen religiösen Ceremonien trug man, neben jenen letzterwähnten Kleidern, c) weite, glatt oder in Falten gelegte, den

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) XXXVII, 1; II. (m. c.) CXXIX, 2 und oft. [2]) Ros. I. (m. st.) CXLVI; II. (m. c.) CXXIX; III. (m. d. c.) XXXVII, 1 ff. [3]) Ros. II. (m. c.) CXVI, 6. [4]) Ros. II. (m c.) XVI; XLI, 1; CXVII, 2. [5]) Ros. II. (m. c.) LXV, 9. [6]) Descript. de l'Egypt. A. Vol. II. Pl. 8, 4. Ros. II. (m. c) XLI, 1. [7]) Ros. II. (m. c.) XXIV; CI ff. [8]) Vergl. Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8, 3. Ros. II. (m. c.) CX, 4; CXXVII, 1. Wilkinson I. S. 391 No. 70; III S. 315 No. 395 (14). [9]) Ein kurzes, durch einen Gürtel gehaltenes Kleid der Art bei Ros. III. (m. d. c.) XIII, 1; ferner die Priester bei Wilkinson III. S. 347 No. 396 (4); Plat. No. 80. Prisse d'Avennes, monuments Pl. XXX. [10]) Ros. II. (m. c.) XXVII, wo das Gewand gelb ist und mit feinen rothen, horizontalen Streifen durchweben scheint.

Körper gleichsam sackartig umgebende Gewandungen, aus denen nur der Kopf und die Unterarme hervorsahen[1]); desgleichen d) ähnliche Hüllen, die indeß den Oberkörper enger umschlossen, dagegen nach unten zu erweitert waren und ebenfalls Aermel hatten, die sich in ziemlicher Weite bis zu den Ellenbogen erstreckten[2]).

Oberkleider.

Den monumentalen Darstellungen zufolge gehörten Obergewänder fast ausschließlich zur Tracht der höheren Stände[3]), während Personen niederen Ranges sich meist mit den obenbetrachteten Schurzgewändern begnügten. Wenn demnach Herodot (II, 81) von den Aegyptern berichtet, „daß sie über das Linnenkleid Kalasiris wollene Gewänder werfen", so bezieht sich das entweder nur auf die Tracht der Vornehmen oder auf eine allgemeine, vielleicht gräcisirende Sitte[4]).

Die Oberkleider waren gewöhnlich von so feinem Gewebe, daß sowohl die Untergewänder wie die nicht von diesen bedeckten Körpertheile hindurchschienen[5]). Man trug sie entweder glatt oder zierlich gefaltet und zwar am häufigsten von weißer Farbe. Doch färbte man sie auch einfarbig bunt und streifig gemustert und verzierte sie außerdem mit eingefranzten Rändern oder gemusterten Kanten.

7. Schurzähnliche Oberkleider. Die einfachste Art derselben bestand in einem dünnstoffigen, nach unten erweiterten Rock. Er reichte vom Gürtel, der ihn hielt, entweder a) bis zur Mitte der Unterschenkel[6]) oder b) bis zu den Knöcheln[7]). Meist trug man denselben über dem einfachen oder doppelten Schurz. Ersterer diente, wie es scheint der freieren Bewegung wegen, vorzugsweise als Jagdkleid.

Aehnliche, c) doch in Schräg- und Langfalten gebrochene Ge-

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 91. Cailliaud, recherches: Pl. 44. Ros. II. (m c.) XCVII. Wilkinson III. S. 348 No. 5. [2]) Ros. II. (m. c.) XCV, 3. [3]) Wilkinson III. S. 347 ff. [4]) Ueber an Isisstatuen aus später Zeit vorkommende Mäntel: Winckelmann, Gesch. d. Kunst. Buch II. Kap. 3. §. 5 und 6; vergl. die aus griechischer Epoche stammende Mantelfigur: Rosellini I. (m. st.) CLXIII, 4. Wilkinson III. S. 346 vermuthet, daß die genannten wollenen Gewänder den gegenwärtig im Orient gebräuchlichen Bernus ähnlich gewesen seien. [5]) Die Ansicht (Minutoli, Reise S. 402), daß das Andeuten des Nackten auf Gewändern uralte ägyptische Künstlersitte gewesen sei, wird durch das gleichzeitige Vorkommen undurchsichtiger Gewänder vollständig widerlegt. [6]) Die Jäger und Fischer bei Cailliaud, recherches: Pl. 35; Pl. 37; desgl. Rosel. II. (m. c.) XXV; der kriegerisch gerüstete König I. (m. st.) CXXXI. [7]) Rosellini II. (m. c.) CXXVII, 1.

wänder gehörten zur schmückenden Bekleidung der Könige und hochgestellten Staatsbeamten. Solche Oberschurze wurden vermittelst eines besonderen Hüftgürtels, dessen lange Schleifenbänder man vorn herabhängen ließ, über nicht minder zierlich gelegte Unterschurze befestigt[1]).

8. Gewänder, welche zugleich Ober- und Unterkörper bedeckten[2]). Diese erstreckten sich gewöhnlich vom Halse bis zu den Knöcheln, wobei sie, je nach ihrer grösseren oder geringeren Weite, Brust und Arme mehr oder weniger bedeckten. — Zuweilen wurde a) ein solches vorn offen stehendes Gewand förmlich um Brust und Oberarm geschlungen, so daß es diese vollständig einhüllte[3]); oder aber b) man knotete[4]) die oberen Enden desselben in der Weise auf der Brust zusammen, daß diese die Schultern und zum Theil auch die Oberarme gleichsam pelerinenartig umschlossen[5]).

c) Seltner hatten derartige Obergewänder wirkliche Aermel. Doch scheint aus einigen figürlichen Darstellungen[6]) hervorzugehen, daß man einärmelige Ueberwürfe trug, durch die man den linken Arm steckte, während man den rechten in jener zuletztbeschriebenen Weise bedeckte.

d) Könige im höchsten Schmuck legten zuweilen mehrere Oberkleider übereinander an. Diese Gewandungen[7]), von denen oft ein langer Kragen herabwallte, waren meist zierlich eingefranzt. Reichgeschmückte Hüftgürtel hielten sie zusammen.

e) Lange, gleichsam aus zwei Hälften bestehende Ueberwürfe, die den Körper nur vorn und hinten bedeckten, dagegen zu den Seiten offen standen[8]), gehörten ebenfalls zur Tracht der Vornehmen; desgleichen, und zwar seit den ältesten Zeiten, f) bandähnliche Umhänge, die, vermuthlich als Abzeichen einer bestimmten Würde, über der linken Schulter getragen wurden[9]).

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) XVII, 10. [2]) Mehrere derartige Gewänder und Stoffe haben sich erhalten; eine Tunika mit kurzen Aermeln und rundem Halsausschnitt: Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 5; zwei Tuniken von 4′ 6″ Länge, ebenfalls mit Halsausschnitt und Armlöchern, von denen die eine unterhalb zierlich eingefranzt ist, besitzt das Berliner Museum: Passalacqua, catalogue rais: No. 468 — 470. Wilkinson III. S. 345 No. 295 (13) [3]) Die kleinere Figur in der Abbild.: Cailliaud, recherches Pl. 37, und ein Guitarrespieler bei Rosellini II. (m. c.) XCV, 1. [4]) Auch bediente man sich zur Befestigung der Gewandenden kleiner Agraffen in Form ovaler Namensschilde: Prisse d'Avennes, monuments Pl. XI. No. 4. [5]) Ros. I. (m. st.) LXXXII; LXXXIV; CXVIII; CXXXV; CXLV. Prisse d'Avennes Pl. XL. Wilkinson III. S. 348 No. 396 (1—9); S. 352. No. 398. [6]) Vergl. Cailliaud, recherches: Pl. 54. Rosel. I. (m. st.) XVI; XVIII. [7]) Ros. I. (m. st.) XVI; XVIII (12, 13, 17); CXVIII. Wilkinson III. S. 352 No. 398, 1. [8]) Cailliaud, recherches: Pl. 55. [9]) Prisse d'Avennes, monuments Pl. XVII, 2. R. Lepsius, Denkmäler Abth. II. Bl. 9.

9. Brustbekleidungen. Die Könige, vorzugsweise die der achtzehnten Dynastie, zogen zuweilen über jene beschriebenen florartigen Gewandungen eigenthümlich gestaltete Brustkleider: a) ein breites, geschmackvoll ornamentirtes Band wurde kreuzweis um Brust und Obertheil der Schultern gewickelt, und die Enden desselben vermittelst daran befestigter Bändchen unterhalb der Brust zusammengeschleift[1]. An die Stelle dieser Wickelbänder traten zuweilen b) zierlich gearbeitete, vermuthlich bunt gewirkte Flügel, die dann ebenfalls auf der Brust kreuzten, wobei sie mit ihren Enden die Achseln berührten[2]. Nicht selten befestigte man auch ähnlich gebildete, doppelt geflügelte Sperber c) über eine Bandumwickelung, die dann wiederum eine Agraffe vor der Brust vereinigte[3].

Allgemeiner wie diese, ausschließlich königliche Tracht, war d) eine kriegerische Brustbekleidung, die sich vorn vom Gürtel bis unter die Arme erstreckte, vorn mehrfach zugenestelt wurde und in selteneren Fällen hinten rockschoßartig bis in die Kniekehlen reichte[4].

Schließlich ist noch zu bemerken, daß selbst der eigentliche, undurchsichtige Hüftschurz dadurch, daß man ihn über florartige Gewänder trug[5], zum Oberkleide wurde.

---

10. Kopfbedeckung. Wir bemerken im voraus, daß es sich hier nur um die Darstellung derjenigen Kopfbedeckungen handelt, deren man sich im gewöhnlichen Leben bediente.

Obgleich der geringere Mann zumeist mit unbedecktem Haupte ging, so zwangen ihn dennoch zuweilen die brennenden Strahlen der Sonne zur Benutzung einer schützenden Kopfbedeckung. Sie bestand a) in einer den Kopf engumschließenden Kappe, welche die Stirn etwa bis zur Mitte, den Nacken aber ganz bedeckte. Die Ohren blieben fast immer frei, indem der entweder unten geradlinig zugeschnittene Kappenrand hinter den Ohren fortlief[6] oder auch dieser Rand selbst an den Seiten einen besonderen, ohrenförmigen Ausschnitt hatte[7]. —

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) LXXXIII; LXXXVI. [2]) Rosel. I. (m. st.) LXXXI; CL. [3]) Rosel. I. (m. st.) LXXIX. [4]) Ros. I. (m. st.) LXXXIV; CII. [5]) Cailliaud, recherches: Pl. 54. Rosel. I. (m. st.) XVIII, 17. Wilkinson III. S. 345 No. 365 (15); S. 348 No. 396 (7,9). [6]) Vergl. Ros. (m. c.) a. v. O. [7]) Ros. II. (m. c.) IV; XXXIV, 1, wo weit in den Nacken reichende Kappen dargestellt sind.

Diese wahrscheinlich von Linnen oder Leder[1]) gefertigten Kappen färbte man vorzugsweise gelb[2]), auch grün[3]), roth[4]), blau[5]), seltener schwarz[6]). Zuweilen ließ man sie farblos weiß[7]) oder man gab ihnen eine lichtrothe Färbung[8]); doch verzierte man sie auch mit horizontallaufenden hell- und dunkelfarbigen Parallelstreifen[9]).

Dergleichen Kappen wurden auch, und zwar seit den ältesten Zeiten[10]), von den höheren Ständen getragen. Selbst der Kopfschutz der Krieger war, wenigstens in der Form, kaum merklich davon verschieden[11]).

Bei den Vornehmen traten jedoch zuweilen an die Stelle dieser enganliegenden Mützen b) mehr konisch gestaltete Kappen[12]). Diese sowohl wie jene wurden dann meist c) mit einer Art Stirnband geschmückt, dessen hinten zusammengeknotete Enden bis zu den Schultern reichten[13]).

d) Durch haarsackförmige Erweiterung einer solchen Kopfbedeckung und dadurch, daß man dieselbe mit senkrechtlaufenden Parallelstreifen verzierte[14]), entstand vermuthlich die gewöhnliche Kopfzierde der Könige, die sogenannte ägyptische Haube.

Die höchst eigenthümliche Form derselben war ebenfalls nur geringem Wechsel unterworfen. Sehr deutlich zeigt sie sich an freistehenden Sculpturwerken z. B. an der Memnonsbüste im Brittischen Museum[15]), an der großen Sphinx auf dem Pyramidenfelde[16]) und an einer zahllosen Menge von kleinen Statuen und Reliefs[17]).

e) Allen diesen Abbildern zufolge umschloß die königliche Haube den Kopf vollständig bis zur Mitte der Stirn mit Ausnahme der Ohren. Denn hinter jedem Ohre hing ein unmittelbar an der eigentlichen

---

[1]) Daß man dergleichen Kappen von Binsen oder Papyrus flocht, macht die Darstellung bei Rosel. II. (m. c.) XXX, 4; XXXIII, 2, wahrscheinlich. [2]) Ros. II. (m. c.) XXXVIII. [3]) Rosellini a. a. O. XLVI. [4]) Ebendas. XLIX. [5]) Ebendas. [6]) Ebendas. CXVII, 2. [7]) Ebendas. XCV, 1 u. oft. [8]) Ebendas. CXXVII, 1. [9]) Ebendas. XXIV, 1; CXVII, 1. [10]) Lepsius, Denkmäler Abth. II ff. sehr deutlich Bl. 8. Wilkinson III. S. 8 No. 319; S. 9 No. 320. [11]) Vergl. Ros. II. (m. c.) CXVI, 5, 6, 9; CXVII, 2, 3, 5, 6; CXIX, 1. [12]) Es ist dies eine nicht oft vorkommende Form. Ros. II. (m. c.) CXXVI, 7. [13]) Ros. II. (m. c.) XVI, 1. Wilkinson III. S. 37 No. 333 (3,4); S. 39 No. 335 (1). [14]) Cailliaud, recherches: Pl. 35; Pl. 37. Rosellini I. (m. st.) LXIV; II. (m. c.) LXXVIII. [15]) Vergl. über diese Büste Böttiger, Amalthea II. S. 164 mit Abbild. [16]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 81 (2); Vol. V. Pl. 11; Pl. 12. [17]) Z. B. Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 91: der Kopf auf der großen Harfe. Rosel. I. (m. st.) XVII, 7; CXVIII; II. (m. c.) XCVII; III. (m. d. c.) LXIV, 2. Wilkinson No. 399 (10—14).

Haubenkappe befestigter, ziemlich breiter, entweder geradlinig oder rundlich endigender, Zeugstreifen (Flügel), welcher die obere Hälfte der Brust mit bedeckte. Der hintere Theil der oft ziemlich weiten Haube wurde faltig zusammengefaßt und die so gewulstete Masse vermittelst eines Bandes zu einem starken, runden Zopf umwickelt[1]).

Aus einer gewissen Aehnlichkeit dieser haubenförmigen Kopfbedeckung und der noch gegenwärtig gebräuchlichen Haartracht einiger Berberstämme mit der natürlichen Kopfbehaarung des von den Aegyptern als heilig verehrten Affen (Cynocephalus) hat man in der Form der Haube eine Nachahmung jener thierischen Behaarung vermuthet[2]), eine Ansicht, die durch eine kleine, in Kalkstein gearbeitete Statuette, welche sich im Berliner Museum befindet[3]), wenigstens scheinbar unterstützt wird.

Wesentlich verschieden von dieser königlichen Zierde war der Kopfputz der Prinzen. Diesen bildete f) eine einfache, den Hinterkopf bedeckende Kappe, die auf ihrer Mitte ein rundes Plättchen trug, von der ein nach unten allmälig breiter endigendes Band bis auf die Schultern hing[4]). Kappe und Band waren zuweilen reich mit Franzen oder auch außerdem mit breitem Stirnbande verziert[5]).

Jüngere, noch nicht mannbare Prinzen trugen statt jenes herunterhängenden Bandes das allgemein gebräuchliche Abzeichen der Jugend: eine unterhalb einwärts gebogene künstliche Flechte[6]).

Außer diesen erwähnten Kopfzierden bedienten sich die Vornehmen und Reichen vorzugsweise zierlich geflochtener Perücken[7]).

II. Fußbekleidung. Während die unteren Stände, die Arbeiter, Gewerbsleute und Hirten meist baarfuß gingen oder die Füße

[1]) An den Hauben, womit gewöhnlich die kleinen amuletartigen Figürchen des Todten bekleidet erscheinen, finden sich zuweilen Zerse, die bis auf die Ferse reichen: Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 84 (1). [2]) C. G. Ehrenberg, über den Cynocephalus und den Sphinx der Aegypter. (Abhandl. der Akademie). Berlin 1834 mit Abbildungen. [3]) No. 144 der von Koller'schen Sammlung. Es ist dies eine sitzende weibliche Figur. Vor ihr, zwischen den Unterschenkeln, thront ein kleiner Osiris. Ihr Kopfputz bildet eine nicht mehr genau zu erkennende Haube, über der sich ein Cynocephalus erhebt. Dieser hockt nämlich auf den Schultern der Figur und umfaßt mit den Vorderpfoten deren Stirn, während sein Kopf so auf dem der Sitzenden ruht, daß der lange Behang seines Oberkörpers den Hintertheil der Haube vollständig deckt. [4]) Wilkinson I. S. 338 No. 49; III. S. 349 No. 397 (4). [5]) Rosellini I. (m. st.) XVIII, 15, 17. Wilkinson a. a. O. (5). [6]) Prisse d'Avennes, monuments Pl. III; Pl. XX. Wilkinson a. a. O. (1). [7]) S. Haartracht.

nur durch eine rohe Umwickelung von Fell, Binsen und dergleichen gegen den von der Sonne erhitzten Erdboden schützten, trugen die höheren Kasten künstlich gefertigte Sandalen. Aber selbst Könige, Priester und Krieger erscheinen auf monumentalen Darstellungen[1]) nicht selten unbeschuht, und so dürfte das Tragen von Schuhwerk, vornämlich in frühester Zeit, kaum als feststehende Sitte zu betrachten sein. Daß sich indeß viele Arbeiter ausschließlich mit Verfertigung von Schuhen beschäftigten, beweisen einzelne Wandsculpturen in thebanischen Gräbern, auf denen Schuhmacher in den verschiedensten Situationen ihrer handwerklichen Thätigkeit dargestellt sind[2]).

Für die Gestaltung von Fußbekleidungen, wie für die Art und Weise, in der man sich ihrer bediente, finden sich, wie schon bemerkt, die vollgültigsten Zeugnisse auf sculptirten und farbigen Darstellungen beschuhter Figuren; desgleichen in Sammlungen ägyptischer Alterthümer, wo wirkliches Schuhwerk nicht gerade zu den Seltenheiten gehört. Dies letztere bestätigt nicht nur die Nachricht Herodots (II, 37), daß die Aegypter Schuhe von Papyrus flochten, vielmehr noch geben diese wohlerhaltenen Fabrikate überhaupt sicheren Aufschluß über die Mannigfaltigkeit der von den Aegyptern dazu verwendeten Materialien.

Was die Formen dieser wirklichen Schuhe betrifft, so stimmen sie nicht immer mit den Sandalenbildungen überein, die auf ägyptischen Darstellungen abbildlich vorkommen. Letztere indeß tragen sämmtlich ein so einander ähnliches, fast typisches Gepräge, daß zu vermuthen steht, daß alle anders gestalteten Fußbekleidungen einer späten, vielleicht griechischen oder römischen Epoche entstammen.

Wir beginnen demnach mit der Betrachtung der durch monumentale Abbilder festgestellten Sandalenformen. Daß man seit der frühesten Zeit zur Herstellung von Schuhwerk, außer der erwähnten Papyrusstaude, auch härtere Stoffe — Leder, Holz, ja selbst Metall — verwendete, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Die Grundform des ägyptischen Schuhs war die der noch jetzt im Orient gebräuchlichen Sandale: a) eine dem Fuß angepaßte Sohle wurde vermittelst eines breiten Spannbandes, das Fuß und Sohle eng umgab, gehalten; ein an der Sohlenspitze befindliches schmäleres Band zwischen den großen Zehen hindurchgezogen und auf der Mitte des

---

[1]) Vergl. unter andern die Königsreihe bei Rosellini I. (m. st.) XVII ff.
[2]) Cailliaud, recherches: Pl. 20. Rosellini II. (m. c.) LXIII, LXIV. Wilkinson III. S. 160 No. 361, 1 und a. m. O.

breiten Spannbandes befestigt[1]). b) An den meisten Schuhen waren Sohle, Spann- und Zehenband miteinander verbunden, so daß es beim Anziehen nicht erst des Knüpfens bedurfte. Die Sohle hatte dann entweder die Gestalt des c) Fußabdrucks[2]) oder sie war d) länger und stand um mehrere Zoll über den Hacken hinaus[3]), oder aber sie war e) vorn zu einer langen schnabelförmigen Spitze verlängert[4]).

Eine besondere Art, die Sandale am Fuß zu befestigen, bestand darin, f) daß man außer den schon erwähnten Bändern noch ein drittes Band an der Sohle dicht hinter dem Ballen anbrachte und dies parallel mit dem Spannbande quer über die Zehen fortzog[5]). Zuweilen g) fügte man selbst diesen Bändern noch ein viertes, ein mit dem Spannbande verbundenes Hackenband hinzu[6]); häufiger indeß begnügte man sich, wie es scheint, h) mit dem Hacken- und Spannbande, indem man den kleinen zuletztbeschriebenen Zehengurt oder auch das große Zehenband fortließ[7]). Seltner befestigte man das Spann- und Hackenband so an der Sohle, daß i) beide je zur Seite des Fußes zusammenstießen[8]), und noch seltner legte man hinten an die Sandale k) ein den ganzen Hacken umschließendes Leder[9]), das dann wiederum zu seiner Befestigung schmaler Spannriemen bedurfte.

Die Spannbänder an den Sandalen der Könige — die auf den Abbildern fast immer von gelber, goldbezeichnender Färbung sind — wurden oft reich verziert und außerdem zu den Seiten mit entweder blattförmig ovalen oder runden Metallscheiben geschmückt[10]). Die Zehenbänder dagegen waren meist einfacher gearbeitet und von flacher oder runder Form; theils lagen sie platt auf dem Fuß[11]), theils erhoben sie sich in einem mehr oder weniger gedrückten Bogen über demselben[12]).

[1]) Cailliaud, recherches: Pl. 54. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8 (3,4); Pl. 36 (3); Vol. IV. Pl. 27 (6). Rosellini I. (m. st.) XVII, 10; LXXXVI; C. [3]) Cailliaud Pl. 48. Rosellini I. (m. st.) XVIII, 12; CXVIII; CXLV. Wilkinson III. S. 352 No. 398 (1); Plat. 78, 80. E. de Rougé, notice: Basreliefs: No. 7. [4]) Rosellini I. (m. st.) XXIII, 30; CLXIII, 4. [5]) Ros. I. (m. st.) XVI. [6]) An Fußbekleidungen einzelner Krieger: Ros. I. (m. st.) C. [7]) Darstellungen von Schuhen, an denen der kleine Zehengurt fehlt: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 36 (3). Der vor dem Wagen laufende Bogenschütz: Ros. I. (m. st) LXXXI. Ein Schreiber: Prisse d'Avennes. Pl. XL. Das große Spannband fehlt bei Cailliaud, recherches: Pl. 21 (11). [8]) Cailliaud, recherches: Pl. 21 (8). [9]) Ebendaselbst: (10). [10]) Ros. I. (m. st.) XVII, 10; CXVIII; CXLV; III. (m. d. c.) LXIII. [11]) Das war die gewöhnlichere Art der Befestigung. [12]) So zumeist an den Sandalen der Priester und Könige: Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 27 (6). Cailliaud, recherches: Pl. 21 (9). Ros. III. (m. d. c.) XVI, 3. Wilkinson III. S. 348. No. 396 (2, 4, 9).

Die ins Barocke ausartende Prachtliebe der späteren Zeit, wie solche hauptsächlich aus äthiopischen monumentalen Darstellungen ersichtlich ist[1]), gestaltete Spann- und Hackenbänder von bedeutender Breite und mit reichen Ornamenten; desgleichen die Zehenbänder, von denen dann das kleinere nicht selten, anstatt zwischen der großen, zwischen der kleinen Zehe hindurchgezogen wurde.

Unter den mir bekannten runden Sculpturresten, welche die oben beschriebene[2]) Befestigungsart der Sandalen deutlich zeigen, verdient das Bruchstück eines aus Holz geschnitzten Fußes, das sich im Berliner Museum befindet, besondere Beachtung. Dagegen scheint eine im Pariser Museum aufbewahrte Broncelampe[3]), die auch in Form eines künstlich beschuhten Fußes gebildet ist, der späteren griechischen Epoche anzugehören. Hier fehlt das große Spannband. Statt dessen erhebt sich zur Seite des Fußes ein, bis zu den Knöcheln hochstehendes Band. Beide sind durch ein den Hacken und die Seiten des Fußes umlaufendes schmales Band — das sich vorn am Ansatz der großen Zehe mit dem kleinen Zehenbande in einem Ringe vereinigt — miteinander verbunden. Durch diesen Ring ist dann auch das eigentliche von der Sohlenspitze ausgehende kleinere Zehenband (das hier zur Dochttülle umgestaltet ist) hindurchgeschoben.

Wir wenden uns zu den noch wohlerhaltenen Schuhen[4]). Diese sind theils von Palmblättern, Papyrus, Binsen u. s. w. geflochten, theils von Leinwand, Leder u. s. w. geschnitten und genäht.

Die oft auf sehr künstliche Weise geflochtenen Sandalen[5]) entsprechen den unten beschriebenen (11. b) Schuhen zumeist. Sie haben gewöhnlich die Form der Fußsohle und häufig ein am Ansatzpunkte rundumwickeltes breites Spann- und vielstrehniges Zehenband; doch kommen auch deren mit zwei Zehenbändern vor, von denen sich dann das eine fast immer bis zur Sohlenspitze erstreckt[6]). Einige dieser Sandalen haben eine einwärtsgebogene, zierlich ausgeflochtene Spitze

---

[1]) Cailliaud, recherches: Pl. 21 (12) und desselben Verf. Voyage à Méroé I. Pl. XVI — XVIII. [2]) S. oben b. [3]) Abgeb. in Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 77 (1 — 2). [4]) Passalacqua, catalogue rais. No. 472 — 490. Leemans, monuments égypt. de Leyde S. 63 ff. Rosellini II. (m. c.) LXV. Wilkinson III. S. 366 ff. [5]) Denon, voyage: Pl. 97 A. Rosellini II. (m c) LXV. (4, 5). Wilkinson III. S. 365 No. 403 (4 — 6); S. 366 No. 404 (2). [6]) Rosellini II. (m. c.) LXV, 7. Wilkinson III. S. 365 (4).

von beträchtlicher Länge, die entweder frei in die Höhe biegt oder auf der Mitte des großen Zehenbandes befestigt ist[1]).

Schuhförmig geflochtene Fußbekleidungen mit breitem, die Seiten des Fußes ringsumdeckendem Rande besitzt das Museum in Berlin mehrere[2]); desgleichen lederne, ziemlich künstlich gearbeitete und starke Sandalen, die jedoch in der Befestigungsart der an der erwähnten Broncelampe vorkommenden Bänderverbindung gleichen und demnach vielleicht ebenfalls aus später Zeit stammen.

Als Vorläufer ganzer Schuhe kann man diejenigen Sandalen betrachten, die ein breites, entweder von dem Spannbande frei herabhängendes[3]) oder an der Sohle befestigtes Seitenleder haben[4]). Diese sowohl, wie auch die den ganzen Fuß umhüllenden Lederschuhe, die kaum von den noch jetzt überall gebräuchlichen Fußbekleidungen verschieden sind, wurden durch ein Band, das man durch am Oberrande befindliche Löcher zog, zugeschnürt[5]).

Die ledernen Schuhe haben theils eine schwarze, theils eine grüne Färbung; übrigens scheint es Sitte gewesen zu sein, das Schuhwerk überhaupt mit Wolle zu füttern[6]).

Schließlich sind noch sehr dünne leinene Sandalen zu erwähnen, deren das Berliner Museum ebenfalls mehrere besitzt[7]). Sie sind mit gefesselten Sklavenfiguren bemalt[8]). Da sich indeß nirgend ein Bandansatz u. s. w. zur Befestigung zeigt, so dienten solche vermuthlich vornehmen Mumien als Fußunterlage.

II. Weiber-Kleider.

Daß ein in den Aegyptern schon frühzeitig entwickeltes ethisches Bestreben wesentlichen Einfluß auf die weibliche Tracht ausübte, ist wohl für gewiß anzunehmen. Die gesellschaftliche Stellung der Geschlechter zu einander, das gesetzlich bestimmte eheliche Verhältniß, fand

[1]) Minutoli, Reise. Taf. XXXIII, 28. Rosellini II. (m. c.) LXV, 6. Wilkinson III. S. 365 (7). [2]) Abgeb. bei Wilkinson III. S. 365 (8). [3]) Rosellini II. (m. c.) LXV, 3. [4]) Wilkinson III. S. 365 (2, 3). [5]) Cailliaud, Pl. 21 (1, 2). Wilkinson III. S. 365 m. Abbild. Diese Schuhform, von der sich keine Spur auf altägyptischen Monumenten abbildlich findet, gehört jedenfalls einer sehr späten Zeit an; so auch die im Berliner Museum befindlichen ledernen Kinderschuhe. [6]) S. Birch, Observations on the Statistical tablet of Karnack S. 42. [7]) Unter Nr. 487—488. [8]) Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 89 (3). Wilkinson III. S. 366 No. 404 (3). Gemälde von Aegypten nach Champollion. Pl. 34 (3).

zuverlässig auch für die weibliche Bekleidung das den herrschenden Ansichten entsprechende Maß.

Gänzlich entblößte weibliche Figuren erscheinen noch bei weitem seltner auf monumentalen Darstellungen als nackte Männer[1]). Selbst die spätere ägyptische Kunst bildete sie nur ausnahmsweise und zwar, wie es scheint, überhaupt nur, wenn es sich um Verbildlichung gewisser religiöser Ceremonien handelte, die eine gänzliche Entblößung forderten[2]).

1. Der einfache, vom Gürtel bis zur Mitte der Oberschenkel reichende Männerschurz[3]) und die, ebenfalls von Männern häufig getragene schwimmhosenförmige Schenkelbedeckung[4]) wurden selbst von Weibern niederen Standes nur selten angelegt. Diese bekleideten sich meist mit einer Ober- und Unterkörper zugleich bedeckenden Gewandung. Ja, es ist eigenthümlich, daß, während die Weiber aus den unteren Kasten in undurchsichtigen Stoffen gingen, die Vornehmen dagegen zwar langherabfließende, doch fast immer fein gewebte, die reizenden Körperformen nur leicht verhüllende Zeuge wählten. Wenn hierbei einerseits die Kostbarkeit dieser Gewänder mit ins Spiel kam, so möchte wohl andrerseits anzunehmen sein, daß die dem Weibe angeborne Eitelkeit überhaupt nicht wenig zur Beförderung dieser schmückenden Tracht beigetragen habe. Ohne Zweifel wirkte die allen orientalischen Völkern eigenthümliche Sinnlichkeit mit, die bei den Aegyptern vielleicht um so stärker entwickelt war, als sie in der nach außen abgeschlossenen Seltsamkeit des ägyptischen Volkscharakters[5]) ihren besonderen Gegensatz fand.

2. Kleider, welche zugleich Ober- und Unterkörper bedeckten. Die schon auf den ältesten Monumenten vorkommende und durch alle Zeiten des Reiches gebräuchliche Tracht der Weiber bestand ausschließlich a) in einem, den Körperformen sich enganschmiegenden Gewande, das von der Brust bis zu den Füßen reichte und von zwei daran befestigten breiten Schulterbändern gehalten wurde[6]). Diese

---

[1]) Vergl. Winckelmann, Gesch. der Kunst, Buch II. Kap. 2. §. 18 mit der Anm. von Fea und Kap. 3. §. 16. Die von Herodot (II, 130) erwähnten zwanzig Holzkolosse, welche die nackten Kebsweiber des Mycerinus vorstellen sollten, denkt sich Winckelmann (Kap. 2. §. 18) ebenfalls mit leichter Bekleidung. [2]) Hierher scheint die nackte, doch überaus reich geschmückte Königin bei Rosellini I. (m. st.) XIX, 23 zu gehören. [3]) Damit bekleidet erscheint ein Weib bei Rosellini II. (m. c.) LXVII, 2; vergl. die Anmerk. von Fea zu Winckelmann: Buch II. Kap. 2. §. 17. [4]) Als Weibertracht: Rosell. II. (m. c.) LXVII, 7; CI, 3. [5]) v. Bohlen, das alte Indien I. S. 58. [6]) Vergl. Lepsius, Denkmäler, Altes Reich ff. und die folgenden Noten.

Bänder erstreckten sich meist neben den Brüsten so, daß diese davon unbedeckt blieben[1]); seltner lagen sie über denselben[2]) oder trafen, die innern Brustwangen berührend, auf der Mitte des obern Gewandsaumes zusammen[3]). Zuweilen wurde nur ein über die linke oder rechte Schulter gezogenes Band getragen[4]), das man dann häufig, wie auch die zwei Tragbänder, besonders in späterer Zeit, mit Verzierungen schmückte[5]).

Das Gewand selbst war vermuthlich ein elastisches Gewebe, das den Schritt in keiner Weise hemmte. Meist trug man es von weißer Farbe; doch färbte man es auch und zwar vorzugsweise in frühester Zeit einfarbig roth[6]) oder grün[7]), welchem Grunde man später bunte, meist klein quadrirte, zierliche Muster hinzufügte[8]).

Abänderungen im Schnitt waren bei diesem Gewande selten, doch kamen sie bei den Kleidern der arbeitenden und dienenden Weiber vor. Diese kürzten dieselben zuweilen b) bis etwa zum Knie oder c) verschnitten sie so, daß sie sich hinten bis über den Hintern, vorn dagegen in klappenförmiger Verlängerung bis über die Oberschenkel erstreckten. In dieser Weise wurden sie sogar d) hinterwärts noch kürzer, nur bis zur Hüfte reichend, zugestutzt[9]). Dem entgegengesetzt e) verlängerte man auch wohl diese Kleider bis dicht unter die Arme oder f) versah sie mit kurzen Aermeln, so daß sie den ganzen Körper mit Einschluß der Oberarme trikotartig bedeckten[10]).

Die Bekleidung der den höheren Kasten angehörenden Weiber entsprach im Wesentlichen der lang herabfließenden durchscheinenden Tracht vornehmer Männer. g) Ein sehr weites, oblong zugeschnittenes und in zierliche Langfalten gelegtes Stück Zeug wurde in der Weise umgehangen, daß es den ganzen Körper von den Schultern bis

[1]) Rosellini I. (m. st.) XI, 1 ff.; II. (m. c.) XLI; LXXVII; LXXXII, 8. [2]) Wodurch natürlich eine unschöne Quetschung der Brust bewirkt wurde: Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 48 (9). [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 10 (3). Rosellini I. (m. st.) XXIV, 35. [4]) Ein von links nach rechts laufendes Band: Rosellini II. (m. c.) LXVI, 1; LXXXVIII; desgl. Leemans, monum. 2. Lief. II. Thl. Pl. X und daselbst das Band zwischen beiden Brüsten: 4. Lief. Pl. II, 35. [5]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 48 (9). Rosellini III. (m. d. c.) LXXIV. [6]) R. Lepsius, Denkmäler, Altes Reich: Abth. II. Bl. XXI ff. [7]) Leemans 2. Lief. II. Thl. auf dem großen Todtenpapyrus. Rosellini III. (m. d. c.) LXXIV, wo roth und grün abwechseln. [8]) Rosellini I. (m. st.) XI, 1; gestreift: XXIV, 36; LXII, 4; besonders zierlich III. (m. d. c.) LVIII; LIX. [9]) Vergl. für das Gesagte die Weberinnen bei Rosellini II. (m. c.) XLI; LXXVII, 2. [10]) Rosellini II. (m. c.) LXXIX und CXXIX (2), wo sogar die Unterärme bis zur Hand mit bedeckt sind.

zu den Füßen einhüllte und außerdem die Oberarme pelerinenartig bedeckte[1]). h) Zuweilen hatte dies Gewand eine Art Aermel, doch nur für den linken Arm, während es sich über den rechten Arm in Form eines Shwals legte[2]). Ein solches Kleid stand vorn in seiner ganzen Länge entweder i) auseinander[3]) oder k) man legte es hier übereinander, wobei man es dann auf der Mitte der Brust vermittelst einer Agraffe oder eines Gürtels, dessen lange Enden zur Seite herabfielen, befestigte[4]).

l) Abweichend hiervon war die überaus leichte Bekleidung einzelner, vielleicht nicht ägyptischer Tänzerinnen, die oft nur in einem weiten, äußerst feinen und durchsichtigen Hemde bestand[5]).

Oberkleider.

Diese wurden theils über den zuerst erwähnten enganliegenden Weiberröcken[6]), theils über jenen weiten Gewandungen getragen und bildeten so ebenfalls eine oft reich ausgestattete Bekleidung der höheren Stände.

3. a) Selten war, wie es scheint, das Oberkleid unterrockförmig, mit dem Unterkleide von gleicher Länge und so gestaltet, daß es dies in gehöriger Weite umgab[7]). Häufiger trug man über einem den Körper entweder engumschließenden oder weiten Gewande b) einen mantelartigen Umhang von länglich viereckigem Zuschnitt und fein gefälteltem durchsichtigen Stoff. Je nach Länge und Weite deckte er den Körper mehr oder weniger. Die Art, in der man sich seiner bediente, war ebenso einfach wie schmückend. Man breitete nämlich zunächst das ganze Gewand über den Rücken aus, hierauf warf man das eine Ende desselben pelerinenartig über die linke Schulter, das andere aber zog man unter dem rechten Arm nach vorn und verband sodann beide auf der Brust entweder durch eine Schleife oder auch durch eine sauber gearbeitete Agraffe[8]). Die Kanten eines solchen Mantels wurden häufig mit zierlichen Franzen verbrämt.

---

[1]) Wilkinson I. S. 260 Fig. 5; III. S. 368 No. 405 (1). [2]) Rosellini I. (m. st.) XIX, 18, 19. [3]) Ros. a. a. O. E. de Rougé, monuments. Stat. No. 37: No. 51. [4]) Ros. I. (m. st.) oft; II. (m. c.) LXVIII. [5]) Ros. II. (m. c.) XCVI, 4; XCVIII, 1. [6]) S. oben a. [7]) Ein so gestaltetes Kleid von sehr dünnem Stoff, reich mit Goldfäden durchwebt und golddurchwirkten Kanten besetzt, über ein rothes enganliegendes Untergewand gezogen bei: Cailliaud, recherches: Pl. 45 A. Rosellini I. (m. st.) XIX, 22. [8]) Rosel. I. (m. st.) XIX, 20, wo das weite Gewand über ein enganliegendes weißes gezogen ist. Wilkinson I. S. 260 (1—3); III. S. 368 (3).

c) Zuweilen bedeckte man nur den Unterkörper bis zu den Füßen mit einem starkfaltigen Obergewande, indem man dessen oberen Theil in zierlicher Breite kreuzweis um die Hüften schlang[1]); auch bildete man aus einem derartigen Kleide durch künstliches Zusammenlegen eine dem doppelten Männerschurz[2]) ähnliche Hülle[3]).

4. Daß vornehme Weiber **mehrere Oberkleider übereinander** trugen, durch welche troß der Verdoppelung dennoch der nackte Körper hindurchschimmerte, unterliegt keinem Zweifel[4]).

5. **Kopfbedeckung.** Während die kappenförmige Kopfbedeckung der Männer vornämlich den Zweck hatte, den Kopf zu schützen, so zeigt sich an dem Kopfputz der ägyptischen Weiber schon frühzeitig das Bestreben, diesen auf zierliche Weise — als Schmuck — zu gestalten. Besondere Veranlassung dazu gab, wie es scheint, das lange, stets sorgfältig gepflegte Haar[5]), das, im Gegensatz zu dem furzen, meist ganz vertilgten Haar der Männer, selbst für die einfachste Bedeckung eine von der enganliegenden Männerkappe abweichende Form bedingte.

a) Die einfachste Art des Kopfputzes, die Dienerinnen und Weiber niederen Standes trugen, bedeckte den Oberkopf ringsum und zwar mit Einschluß der Ohren. Durch die unter einer solchen haarsackförmigen Kappe zusammengewulsteten Haare erhielt sie eine nach oben erweiterte, rundliche Gestalt. b) Ihre besondere Zierde bestand in einer auf den Rücken herabfallenden schwanzartigen Verlängerung der Spitze. Diese vertauschte man zuweilen mit verzierten Schnüren, die dann entweder ebenfalls hinten herabhingen oder c) zur Seite der Ohren eine Reihe bildeten[6]); in einzelnen Fällen ließ man auch diesen Schmuck fort und begnügte sich mit dem einfachen, bis in den Nacken hängenden Haarsack[7]).

d) Nächst diesen Säcken und einer, wie es scheint, seltner angewandten cylindrischen und dann in der Mitte zusammengezogenen hohen Bedeckung[8]) war der älteste und durch alle Zeiten gebräuchliche Kopfputz der Aegypterinnen eine langherabwallende Haube. Sie unterschied sich e) von der Männerhaube dadurch, daß sie nicht wie diese

[1]) Sehr deutlich an zwei Sculpturfragmenten: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 45 (11); Pl. 80 (8). [2]) S. oben a. [3]) Cailliaud, recherches: Pl. 54. Rosellini II. (m. c.) LXVIII. [4]) Vergl. die Königin im grünen, durchscheinenden Gewande bei Ros. I. (m. st.) XVI. [5]) S. unten. [6]) Mehre solcher Kappen zeigen die Abbild. bei Rosellini II. (m. c.) LXXVIII; LXXIX; ferner die Jongleur-Weiber II. (m. c.) C, 6; CI, 2. [7]) Rosellini I. (m. st.) XIX blau und II. (m. c.) CXXIX, 2 roth gefärbt; LXXIX. [8]) Eine Walterin bei Rosellini II. (m. c.) LXVII; desgl. Gymnastinnen: CI, 3.

in einem Zopf auslief, sondern mit ihrer ganzen Zeugbreite den Rücken bedeckte. Bei Vornehmen war sie von feinem Stoff und oft reich verziert, theils einfarbig mit bunter Kante, theils buntstreifig bemalt [1]). Entweder fehlten die brustbedeckenden Seitenflügel [2]) oder diese bildeten so mit dem Haubenkopf eine Masse, daß das Ganze Rücken und Oberarme schleierartig umgab. f) Im letzteren Falle wurde die Haube häufig aus lanzettlich gestalteten, nach unten rundlich erweiterten Langstreifen gebildet, die eintönig gefärbt waren und deren Kanten zierliche Franzen schmückten [3]).

Alle diese erwähnten Kopfbedeckungen trug man entweder über dem eigenen Haar oder über künstlich gearbeiteten Perücken.

g) Ein gewöhnlicher Putz der Vornehmen, der entweder nur über das Haar oder auch über jene obigen Kopfhüllen angelegt wurde, war ein mehr oder weniger breites, meist reich verziertes Stirnband. Solches wurde auf der Mitte des Hinterkopfes zusammengeschleift, worauf man die oft sehr langen Schleifenenden über den Rücken ausbreitete [4]).

h) An diesen, zuweilen mit Metall verzierten Stirnschmuck befestigte man auch wohl viereckige, nicht weniger zierlich gearbeitete Seitenklappen, wodurch denn das Ganze das Ansehn einer absonderlichen Pracht erhielt [5]).

i) Auch das Tragen von Blumen und Blumenkränzen war eine allgemein beliebte Sitte. Vorzugsweise diente eine, vor der Stirn befestigte Lotusblüthe als gefällige Dekoration [6]). k) Sowohl Blumen,

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) XIX, 19 blau mit gelber Kante; desgl. XXIV, 36; II. (m. c.) XLI, 3, LXXIX schwarz; III. (m. d. c.) die Priesterinnen XIII, 1 und LXXIV, blau und schwarz gestreift. [2]) Vielleicht sind sie auch nur zurückgeschlagen, was dann die ägyptische Kunst eben nicht andeutete; vergl. Rosellini I. (m. st.) XXIII, 26; XXIV, 35 fein quadrirt, blau. Die Vermuthung (Minutoli, Reise S. 102, 158, 395) daß die große Haube die vermählte Frau bezeichne, dagegen der leichtere Kopfputz die Jungfrau, findet in 1. Corinther XI, 5—14 nur eine sehr schwache, kaum zulässige Stütze. [3]) Ros. I. (m. st.) XIX, 22 hellblau; II. (m. c.) CXXXIII; CXXXIV, 1. Wilkinson III. S 386 Nr. 405 (2). [4]) Ein blaues Band über einem rothen Haarsack bei Ros. II. (m. c.) CXXIX, 2; desgl. über einer Haube: I. (m. st.) IX, 2; II. (m. c.) LXXIX; III. (m. d. c.) LXXIV; über der schleierartigen Haube II. (m. c.) XCVIII, 2; sehr reich und breit: CXXX, 3; CXXXIV, 1; über dem Haar: II. (m. c.) LXXIX; roth LXVIII; roth, weiß und blau XCVIII, 3; ferner die Tänzerin XCVIII Nr. 4, und sehr lange Bandenden I. (m. st.) XIX, 19. [5]) Ros. II. (m. c.) sehr reich und farbig CXXXIV, 3. Wilkinson I. S. 260 (Fig. 2, 3); III. S. 368 Nr. 405, 3. [6]) Ueber die Verliebe der Aegypter für Blumen: Böttiger, Sabina. I. S. 231. Ros. I. (m. st.)

wie auch reich gestickte oder gewebte, äußerst durchsichtige Schleier[1]), die, meist zweitheilig, den Nacken umgaben, heftete man vermittelst großer Nadeln[2]) an die entsprechenden Theile des gesammten Putzes.

1) Der die weiblichen Individuen der königlichen Familie auszeichnende Kopfputz war im Wesentlichen dem der Prinzen[3]) ähnlich. Das Band indeß, das bei diesen von der runden Kopfplatte herabhing, war hier meist von bedeutenderer Länge, so daß es, je nachdem es auf der einen oder der anderen Seite befestigt war, über die rechte oder linke Schulter nach hinten geworfen werden konnte; außerdem war es farbig, mit bunter Kante und Franzen verbrämt[4]). Jüngere Mädchen trugen die enganliegende Kappe, und daran die schon erwähnte Locke als Zeichen der Kindheit[5]).

6. Fußbekleidung. Von den Fußbekleidungen der Aegypterinnen gilt dasselbe, was über das Schuhwerk der Männer gesagt ist.

Die auf einer Stelle Plutarch's beruhende Ansicht Winckelmann's[6]), daß die ägyptischen Weiber baarfuß gegangen seien, hat schon Lessing in seiner Schrift: „über die isische Tafel" widerlegt. Seitdem entdeckte ägyptische Wandsculpturen[7]) zeigen, allerdings vorzugsweise vornehme, Damen mit oft reich geschmückten und, wie es scheint, mit edlem Metall belegten Sandalen.

B. Der Schmuck.

Die größte Reinlichkeit war den Aegyptern gewissermaßen klimatisches Gesetz. Die Pflege derselben erstreckte sich bei ihnen zunächst auf den Körper, dann aber auch auf Alles, was diesen umgab — auf Kleidung und Geräth[8]). Außerdem besaßen sie eine besondere Vorliebe für bunten und glänzenden Schmuck. Sowohl Männer wie Weiber trachteten danach und suchten durch Anlegung künstlicher Zierden

XVI, 5; II. (m. c.) LXXIX; XCVIII; CXXXIII; CXXXIV, 3. Die Damengesellschaft bei Wilkinson II. S. 393.

1) Cailliaud, recherches: Pl. 45. A. Rosellini I. (m. st.) XIX, 22. 2) Viele solcher Nadeln wurden in Gräbern gefunden; S. unten. 3) Siehe oben S. 135 (f). 4) Ros. I. (m. st.), wo solche Bänder blau und mit gelben Rändern und Mittelstreifen vorkommen; XIX, 20 jedoch mit blauem Mittelstreifen. Die weiblichen Familienglieder des Königs Amenerhis I. bei Prisse d'Avennes, monum. Pl. III; XX. 5) Ros. I. (m. st.) XIX, 24; II. (m. c.) CXXXIII. Prisse d'Avennes a. a. O. 6) Winckelmann, Gesch. der Kunst II. Buch, 2. Kap. §. 25 ff. 7) Ros. I. (m. st.) XIX, 19. Wilkinson III. S. 386. No. 405, 1: Plat. 30 (2), wo selbst Kinder beschuht dargestellt sind. 8) Herod. II, 37.

die natürlichen Reize des Körpers zu erhöhen. Während die der Urbevölkerung eigenthümliche Freude an bunten Umhängseln u. s. w. mehr den kindlichen Charakter naiver Schaulust bewahrte, bildete diese früh zeitig in dem Aegypter eine gewisse Geschmacksrichtung aus, die den ursprünglich gewiß ebenfalls einfachen Putz zu einem gleichsam systematisch gegliederten Schmuck ordnete.

I. Schmuckmittel der Männer.

1. Trotz der Reinlichkeitspflege herrschte dennoch in Aegypten die Sitte, gewisse Theile des Körpers farbig zu bemalen. Diese anfänglich vielleicht ebenso rohe Bemalung, als sie die Urbevölkerung noch gegenwärtig ausübt, wich allmälig einer künstlicheren Ausstrichelung, bis auch diese, auf wenige Striche beschränkt, als ein Rest jenes ursprünglich barbarischen Gebrauches zur beständigen Mode wurde.

2. Eine derartige farbige Körperzierde erscheint bereits auf den ältesten figürlichen Darstellungen, auf den Sculpturbildern, welche der frühesten Epoche des alten Reiches entstammen. — Die Farben, deren man sich in jener Zeit vornämlich bediente, waren schwarz, grün und weiß.

a) Mit schwarz (setem) bemalte man die Augenbrauen und die Augenlider, wodurch das Auge scheinbar an Glanz und Umfang gewann. b) Unter dem Auge, vom sogenannten Thränenwinkel aus, zog man mit einem grünen kosmetischen Mittel (mestem) einen halbbogenförmigen Strich, während man c) die Nägel an Händen und Füßen weiß färbte[1]).

In der Folge verschwand der grüne Strich und fast scheint es, daß man ihn durch d) eine schwarze Strichverlängerung der äußeren Augenwinkel ersetzte[2]).

Die weiße Färbung der Hand- und Fußnägel vertauschte man

---

[1]) Alle diese Verzierungen finden sich bei Lepsius, Denkmäler: Altes Reich ff. bis auf den grünen Strich unter dem Auge. Dieser zeigt sich indeß bei genauer Betrachtung der im Berliner ägyptischen Museum aufgestellten Gräber an einzelnen Wandbildern wohlerhalten. Da dieser Strich nur auf Monumenten aus dem alten Reiche vorkommt, so ist er für die chronologische Bestimmung ägyptischer Denkmäler von Wichtigkeit; vergl. E. de Rougé, Extrait du moniteur universel du 7. et 8. Mars 1851. S. 14, und desselben Verf.: Notice des monuments exposés etc. au Musée du Louvre S. 13, Anmerk. 1; Statues: No. 37. [2]) So fast auf allen, dem neuen Reiche angehörenden figürlichen Monumenten, besonders deutlich bei Rosellini I. (m. st.) LXXVI, 1 und LXXXI; Lepsius u. a.

zuweilen e) mit einem aus dem Safte der einheimischen Hennehpflanze bereiteten Orangegelb[1]). Mit diesem färbte man auch in einzelnen Fällen f) Füße und Hände[2]).

Die ausartende Mode, die Nägel wachsen zu lassen (à la chinois), gehört in eine späte und barockisirende — ob ägyptische? Prachtepoche[3]).

3. Hautverzierungen durch Tätowirung fanden bei den Aegyptern vermuthlich[4]) nicht statt; doch war 4. das Beschneiden der Schamglieder ein, wie es scheint, durch die Reinlichkeit gebotener uralter Brauch[5]).

5. Der Haarwuchs. In frühester Zeit, d. h. so weit die ägyptischen Monumente hinabreichen, trug ohne Zweifel Jeder sein eigenes Haar; eine Sitte, welche die niederen Stände, wenigstens zum Theil, unverändert beibehielten. Wann und unter welchen Verhältnissen die Mode aufkam, Kopf- und Barthaar zu rasiren und durch künstliches Haargeflecht zu ersetzen, läßt sich weder aus bildlichen noch schriftlichen Dokumenten mit Sicherheit nachweisen. Herodot[6]) gedenkt dieses Brauches umständlicher. Daß derselbe indeß schon lange vor ihm bestanden habe, geht sowohl aus mehreren Stellen der Mosaischen Urkunde[7]), wie überhaupt aus Bildwerken deutlich hervor[8]). Selbst die ägyptische Sage[9]) erwähnt dieser Sitte. Vermuthlich war sie eben-

---

[1]) Ueber die im ganzen Orient noch gegenwärtig gebräuchliche Färbung mit Henneh und Schwarz bringt schon Hartmann, Hebräerin am Putztisch I. S. 68 ff. mannigfache Belege; desgl. Minutoli, Reise S. 225. W. Lane, manners and customs of the modern Egyptians I. S. 54 ff. [2]) Sehr häufig findet man die Fußsohlen und Innenflächen der Hände an Mumien gelb gefärbt; vergl. die mit gelbgefärbten Händen dargestellte Figur bei Cailliaud, recherches: Pl. 48. [3]) Diese Tracht findet sich fast ausschließlich auf den jüngeren Denkmälern Meroes: Cailliaud, voyage etc. Lepsius, Denkmäler u. a. O. [4]) Die auf einzelnen figürlichen Darstellungen vorkommende strich- und kreisförmige Punktirung um die Brustwarze soll wohl nur eine, durch den ägypt. Künstler angedeutete Verstärkung derselben sein? Bei Weibern: Ros. II. (m. c.) XLI; LXXVII und a. m. O. [5]) Herod. II, 36; 37. [6]) Herod. II, 36; III, 12 sagt ausdrücklich, daß es Sitte sei auch den Kindern die Köpfe zu scheeren. [7]) 1. Mos. XLI, 14: „Da sandte Pharao hin und ließ Joseph rufen, und sie holeten ihn eilend aus dem Kerker, und er ließ sich scheeren, und legte andere Kleider an, und kam hinein vor Pharao". [8]) Cailliaud, recherches: Pl. 21. B. 4. Ros. II. (m. c.) XCV, 3: Harfenspieler; XCVII; LXXXV: Köche; CXXXVIII, 1: Priester; Könige und Priester oft a. O. E. de Rougé, notice etc. Stat. No. 61. [9]) Der von Diod. I, 18 mitgetheilten Sage zufolge gelobte Osiris auf seiner Wanderung durch Aethiopien das Haupthaar nicht eher wieder zu verschneiden, bis er nach Aegypten zurückgekehrt sei; — daher die Sitte, das Haar während einer Reise wachsen zu lassen.

falls eine mit der gebotenen Reinlichkeitspflege verknüpfte Priestersatzung, welche dann die eigenthümlichste Art aller Kopfputze — die Perücke — entstehen ließ.

A. Das Hauptbaar. Nach den Wandsculpturen der ältesten Gräber zu urtheilen, trugen die Männer zu jener Zeit fast sämmtlich a) ein den Kopf kappenartig bedeckendes Haar. Dasselbe war durch eine große Anzahl kleiner Löckchen gebildet, die, in parallellaufenden Streifchen neben einandergereiht, den Schädel umgaben[1]). Seltner fielen diese dicht miteinander verbundenen Löckchen b) in etwas freier Weise in den Nacken oder hingen zu den Seiten der Ohren, wo sie sich dann stets nach unten treppenartig mehr oder weniger verjüngten. Die Ohren selbst blieben theils davon frei, theils wurden sie von dem Seitenhaar vollständig bedeckt[2]). Ein ähnliches, c) einfaches Haargekräusel trug man noch in der zwölften und dreizehnten Dynastie: zierlich gewickelte Haare, die, hinten herabhängend, den Kopf bis zur Schulterhöhe umlockten; eine Tracht, die in der Folge, und zwar unter den Saïten, wieder Mode wurde[3]).

Zur Zeit der Wiederherstellung des Reiches und der bald darauf folgenden immer höher gesteigerten Prachtliebe verwendete man auf die künstlichere Gestaltung der Haartrachten besondere Sorgfalt. Ein d) gleichsam röhrenförmig aufsteigendes, künstlich geflochtenes Lockengehäuse[4]) von mannigfach verschiedener Länge und Dicke trat wahrscheinlich zuerst an die Stelle jener einfacheren, naturgemäßeren Formen, und, während Könige wie Priester[5]) zwar meist mit geschorenen

---

[1]) Ich erblicke in dieser künstlerisch kleinlichen Behandlung eine, ganz dem ängstlich ordnendem Sinne der Aegypter entsprechende, Nachahmung des natürlichen Haarwuchses. Man vergleiche übrigens diese Darstellungsweise des Haars mit jener Anordnung des wirklichen Haarwuchses, wie sie noch gegenwärtig den Berbern eigenthümlich ist: Minutoli, Reise S. 291. Taf. XXV, 2, 3 u. a. [2]) Wilkinson III. S. 354 Nr. 399 (2, 3, 4, 11) hält diesen Kopfputz für Perücke. Vergl. Lepsius, Denkmäler: Altes Reich Abth. II. Bl. 3, 19, 21; Bl. 9, 16 ff. Dieser kleingewürfelte Haarputz ist nicht minder wichtig für die Zeitbestimmung ägypt. Denkmäler, als der oben erwähnte grüne Strich; auch er gilt als charakteristisches Zeichen des höchsten Alters. E. de Rougé, notice des monuments etc. Basreliefs No. 1, 2. [3]) E. de Rougé, notice etc. Basreliefs No. 3; Stat. No. 41. [4]) Rosellini I. (m. st.) C; CII. Wilkinson III. S. 354 No. 399 (5). E. de Rougé, notice etc. Basreliefs No. 6; Stat. No. 51. [5]) Ueber die Kopftracht der Priester s. weiter unten. Kahlköpfig erscheinen bei Rosellini die Abbild. der Könige XVI; XVII, 6; XVII, 7; LXXVI, 1; LXXIX; LXXXI; CXVIII; CL; wogegen der König bei Wilkinson III. S. 352 No. 398, 1 eine Perücke trägt. Kahlköpfig sind ferner die Soldaten bei Rosellini II. (m. c.) CXVI, 6; CXVII, 1; CXIX, 1; dagegen trägt

Haupthaar einhergingen, so wetteiferten dagegen die Vornehmen und Reichen, die weltlichen Beamten u. s. w. in Schmuck zierlich gearbeiteter Perücken.

Mehrere solcher künstlich geflochtenen Perücken befinden sich in verschiedenen Museen Europas[1]). Die in Berlin aufbewahrte besteht e) in einem kappenförmigen Netz, das mit einem breiten, von zahllosen kleinen Löckchen zusammengesetzten Toupet, welches sich zu den Seiten etwa bis über die Kinnbacken erstreckt, umgeben ist; den Nacken bedeckend, hängen eine Anzahl feingeflochtener, etwa zwei Fuß langer Zopfsträhnen herab. — Eine ähnliche feingekräuselte Perücke, von der indeß, statt der Zöpfe, f) von allen Seiten schlichtes aber dichtes Haar frei herabwallt, besitzt das Museum in London.

Daß man auch wohl g) zwei Perücken übereinander setzte, von denen dann die obere die kürzere war, während die untere, gleich der ägyptischen Haube, den obern Theil der Brust mitbedeckte, scheint aus Bildwerken hervorzugehn[2]).

B. Barthaar. Aehnlich, wie mit dem Haupthaar, verhielt es sich mit dem natürlichen Bart. Auch er wurde durch künstliches Geflecht ersetzt. Die Gestalt der Bärte war, vermuthlich je nach dem Range der sich damit Schmückenden, verschieden.

Als besondere Auszeichnung, die meist nur Götterbildern zu Theil wurde, galt a) ein geradliniger, nach unten etwas erweiterter Bartansatz[3]). Könige trugen denselben b) unterhalb schneckenförmig gewunden[4]). Vornehme Privatmänner scheinen nur das Recht gehabt zu haben, einen kleinen, c) würfelförmigen Ansatz unter dem Kinn zu befestigen[5]).

---

der Trommler CXVI, 4 und manche Figur aus niederen Ständen (IV; XXVI: Fischer; XXVII, 6: Hirten; XL, 1: Gärtner; CX, 4) eigenen Haarwuchs. Auch an vielen Mumienköpfen fand man das eigene Haar vollständig erhalten; vergl. im Berliner Museum, und abgeb. Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 49, 1; Pl. 50, 1.

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 67, 6. Passalacqua, Catalogue raisonn. No. 573—577. Minutoli, Reise: theilt auf Taf. XXXI. Fig. 3 eine kleine Bronzefigur mit beweglicher Haartracht mit. Cailliaud, recherches: Pl. 61—62. Wilkinson III. S. 355 mit Abbildungen. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl 80; Pl. 81. Minutoli, Reise: Taf. XXXI, 2. Leemans, musée de Leyde a. v. O. [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 59; 86; Vol. II. Pl. 81, 2. Rosellini I. (m. st.) XVII, 7; III. (m. d. c.) XXXVII, 1; etwas gekrümmt CXLVI. Wilkinson III. S. 354 No. 399 (15). [4]) Ros. I. (m. st.) CXVIII; CLXVIII. Bei Adorationen legten sie meist den Götterbart an: Wilkinson III. S. 354 (16). [5]) Rosellini I. (m. st.) XVII, 8; III. (m. d. c.) LXIV, 3. Wilkinson III. S. 354 (17). Eine Form, die bereits auf den ältesten Denkmälern vorkommt. Lepsius Abth. II. Bl. 16, wo es jedoch natürlicher Bart zu sein scheint.

Diese Bärte, mit Ausschluß des letzteren, hatten fast immer die Form einer zwei- oder dreisträhnigen Flechte und wurden durch ein um die Wangen laufendes Band gehalten. Dies war entweder unmittelbar an der Kopfbedeckung, dem Helm oder der Kappe, oder vermittelst einer um die Ohren laufenden Schleife befestigt[1]).

Uebrigens war das Tragen von Bärten durchaus nicht herrschende Sitte und häufig gingen sowohl Könige wie überhaupt Vornehme bartlos[2]), während wiederum Einzelne aus den unteren Ständen ziemlich lange Bärte trugen[3]).

In einzelnen Fällen vertrat sogar eine breite Zeugklappe die Stelle des Bartes, die, viereckig zugeschnitten, in ähnlicher Weise wie der Bart selbst, durch Ohrenbänder gehalten wurde[4]).

C. Die übrige Behaarung des Körpers. Der Gebrauch, die übrige Behaarung des Körpers sorgfältig zu vertilgen, gehörte mit zu den Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Urbevölkerung[5]). Inwieweit die vornehmen Aegypter denselben beobachteten, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, doch berichtet Herodot (II, 37) von den Priestern, daß sie der Reinlichkeit wegen von drei zu drei Tagen den ganzen Körper rasiren.

6. Die Durchbohrung einzelner Theile des Körpers zur Befestigung von Schmucksachen beschränkte sich ausschließlich, und zwar vorzugsweise beim weiblichen Geschlecht, auf das Durchstechen der Ohrläppchen, während eine ähnliche Verstümmelung der Nasenscheidewand nur ausnahmsweise und, wie es scheint, fast nur bei nichtägyptischen Sklaven stattfand.

Die Schmucksachen.

Ein gewisser, wenn auch nur scheinbarer Zusammenhang der den Aegyptern eigenthümlichen Schmucksachen mit den Körperzierden der Urbevölkerung ist unverkennbar. Deutlich zeigt sich derselbe bei Betrachtung des Arm- und Beinschmucks, den Armbändern und Fußknöchelringen von Elfenbein und Metall, die noch gegenwärtig eine

[1]) Beispiele für das Einzelne liefern, außer den schon angeführten Darstellungen, Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 15 (15) wo der Bart nur durch ein Band befestigt ist; desgl. die Flechte Vol. V. Pl. 65 (5). Minutoli, Reise: XXXVI. Rosellini I. (m. st.) LXXIX; CXVIII; II. (m. c.) XCVII; III. (m. d. c.) LXVII. [2]) Die Könige bei Ros. I. (m. st.) XVI; XVII, 6 ff. und der deutlich rasirte Bart LXXXI. [3]) Ros. II. (m. c.) XXVI: Fischer; XXVII, 6: Hirt; XLI; Gärtner u. a. [4]) Ros. I. (m. st.) sehr deutlich LXXVI mit (1) und ohne (4) Backenband; auch CL. [5]) S. oben S. 45. c.

Hauptzierde der am unteren Nil wohnenden Nubier und Berberstämme bilden[1]).

Gleichzeitig mit der Culturverfeinerung der Aegypter gewannen auch die von ihnen gefertigten Schmuckgegenstände eine künstlichere Gestalt. Die oben erwähnten Metalle, vorzugsweise aber Gold, Silber, das äusserst kostbare Zinn[2]), Kupfer und Bronze verwendete man vermuthlich schon sehr frühzeitig zu Schmucksachen, während fast keine verarbeitungsfähige Steinart fehlte, die man nicht zu gleichen Zwecken verwendet hätte[3]). Selbst gebrannte Erde oder emaillirtes Steingut wurde dazu benutzt und ebenso farbige Glasflüsse, Emaillemalerei[4]), Holz- und Elfenbeinschnitzereien mit und ohne Vergoldung, ja sogar vergoldetes Leder.

Bei der zahllosen Menge von Schmucksachen, die im Laufe der Zeit den ägyptischen Gräbern und den Mumien enthoben wurden, wird es schwer, diese Gegenstände selbst, insofern sie nicht durch Auf- und Beischriften datirt sind, chronologisch zu bestimmen. Die monumentalen Darstellungen sind demnach auch hierfür, wie überhaupt für das Erkennen des unzweifelhaft Aegyptischen, die einzig sicheren Zeugnisse.

1. Ohrenschmuck. Ohrgehänge trug, wie es scheint, der feine Aegypter nicht. Nur Sklaven, die theils aus dem Orient, theils aus dem Innern Afrikas stammten, behielten den ihnen vermuthlich nationalen Schmuck, der in grossen, doch stets einfach gebildeten Ohrringen bestand, bei[5]).

2. Halsschmuck. Die Sitte, den Hals mit zierlich gearbeiteten Umhängseln zu schmücken, verliert sich in die früheste Epoche des Reiches. Schon an den ältesten figürlichen Darstellungen der vierten Dy-

---

[1]) Denon, voyage etc. a. a. O. Minutoli, Reise: Taf. XXV, 1. Ein von kleinen Muscheln (Schlangenköpfchen) gebildetes Halsband bei Ros. II. (m. c.) LXXX, 21. Vergl. Klemm, Culturgesch. V. S. 268 Anm. [2]) Birch, observations on the statistical tablet of Karnak S. 38. [3]) Ueber die zum Schmuck verwendeten Steinarten s. die Zusammenstellung von M. Alex. Brongniart bei Passalacqua, catalogue raison. S. 223 ff. [4]) Wenn es E. de Rougé, notice des monuments exposés etc. Basreliefs No. 12 beweißt, daß das auf abbildlich dargestellten Schmuckgegenständen vorkommende Grün Emaille bezeichnet, so gehört die Kunst der Emaillemalerei schon der Epoche des alten Reiches an, denn eine in jener Schrift beschriebene Statue (Stat. No. 37) vom höchsten Alter trägt grün gefärbte Armbänder. [5]) Rosellini I. (m. st.) LX; LXXXV; CXLII und CXLIII (1, 5, 7, 10); CLVI; CLIX (4). Wilkinson I. S. 384 No. 69 (9—13).

nastie erscheinen zwar einfache, aber dennoch verschieden geformte Halsbänder als gewöhnliche[1]) Schmuckmittel.

Die einfachste Art bestand a) in einem runden, schnurförmigen Bande, das, vielleicht von Metallwalzen oder Schmelz gebildet, den Hals eng umschloß und vorn mit einem amuletartigen Zierrath das obere Brustbein bedeckte[2]). An die Stelle dieses schmalen Bandes trat häufig b) ein aus einem Stück gearbeitetes breiteres Halsband von blauer Farbe (Emaille?) und weißer Einfassung[3]), oder auch c) ein aus mehreren solchen Streifen zusammengesetzter Kragen, der zugleich Brust und Schultern halbkreisförmig umgab[4]). Dieser Kragen[5]), der vielleicht manchen äußerlichen Verhältnissen seine Entstehung mit verdankte[6]), wurde allmälig nationaler Schmuck des ägyptischen Volkes, und während solchen die niederen Stände von geringem Material, von gepreßtem oder bemaltem Leder, Cartonnage (?) und aus dergleichen Stoffen gefertigt, trugen, gestaltete sich derselbe, unter Einfluß des zunehmenden Luxus, zur kostbarsten Zierde der Vornehmen. Ohne die demselben urthümliche Kreis- und Halbkreisform aufzugeben, erweiterte man diese d) bis zur Mitte der Brust und verzierte den so gestalteten Kragen unterhalb mit einer Reihe buntfarbiger Quasten oder geschliffener Steine, denen man noch häufig eine farbige Unterlage hinzufügte; auch brachte man auf den Schultern ringförmige Agraffen

---

[1]) Der ganz schmucklose Stabträger bei Lepsius, Denkm. Abtheil. II. Bl. 9 — und wenige dem ähnliche Figuren — sind nur als Ausnahmen zu betrachten. [2]) Lepsius, Denkm. Abth. II. Bl. 3. [3]) Lepsius a. a. O. Abth. II. Bl. 8; Bl. 19. [4]) Eine derartige aus drei Reihen bestehende Schulterverzierung an einer der dreizehnten Dynastie angehörenden Sculptur erwähnt E. de Rougé, notice etc. Basreliefs No. 5. [5]) Vergl. über diesen Kragen: Mémoire sur l'Inscript. du Tombeau d'Ahmès, Chef des Nautoniers, par E. de Rougé. Paris 1851 mit Abbildungen S. 61 ff. Die Hieroglyphe, welche genau die Form dieses Kragens nachahmt, bezeichnet „Gold", weshalb sie Champollion für das determinirende Zeichen des Schmelztiegels hielt. In obiger Inschrift kommt sie als Bezeichnung von Krägen vor, die unter anderen Thuthmes I. u. s. w. als Ehrengeschenke verleiht; vergl. Observations on the statist. tablet of Karnak by S. Birch S 10. Uebrigens findet sich diese Hieroglyphe bereits auf den ältesten Wandsculpturen bei Lepsius, Denkm. Abth. II. Bl. I u. II ff. [6]) Der Vermuthung (Klemm, Culturgesch. V. S. 267), daß diese Halskragen aus dem der Urbevölkerung eigenthümlichen Halsschmuck — der doch in Afrika aus reinen Naturprodukten, Federn, Muscheln, Gewürzkörnern u. s. w. besteht — hervorgegangen sei, kann ich nach der von uns angedeuteten Entwickelung nicht beistimmen, wenn gleich der von Fischzähnen, Vogelfedern u. a. gefertigte Kriegerschmuck der Otaheiti (Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeer von Hawkesworth. II. Taf. 28) viel Aehnlichkeit mit dem ägypt. Kragen hat.

an und hinter diesen zwei zur Befestigung im Nacken dienende breite Bänder.

Dies an und für sich höchst kostbare Geschmeide war vermuthlich von edlem Metall und zwar, wie die Bedeutung der in der Note erwähnten Hieroglyphe wahrscheinlich macht, meist von Gold und aufs Zierlichste buntfarbig vielstreifig emaillirt. Die Verzierungen selbst, fast immer zwischen kreis- oder halbkreisförmigen Parallelkreisen angeordnet, wechselten in den mannigfach verschiedendsten Formen, die, von der Kreisform bis zum Dreieck und Quadrat übergehend, neben- und untereinander geordnet, das reizendste Spiel von Form und Farbe gestatteten. — Der geschmackvollen Ornamentirung der Kragenfläche entsprach dann auch die Ausstattung der Befestigungsbänder: meist rothe drillirte Schnüre, welche mit quastenförmigen Puscheln endigten[1]).

Ueber einen derartigen Kragen trugen zuweilen Könige und hohe Staatsbeamte e) goldene, strickförmig geflochtene Ketten, die denn nach Zahl und Länge Hals und Brust mehr oder weniger eng umschlossen[2]). — f) Einfache Ketten oder Bänder, an denen Brustplatten hingen mit theils gemalten, theils in Stein oder Metall erhaben gearbeiteten symbolischen Darstellungen geschmückt[3]), legten Priester und Könige als Zeichen besonderer Würde nur bei gewissen Ceremonien an. g) Das Tragen von allgemein gültigen Amuleten war indeß ohne Zweifel Jedem gestattet.

---

[1]) Derartige oft reich verzierte Kragen finden sich häufig auf Mumienbehältnissen gemalt: Minutoli, Reise: Atlas (die dort abgebildeten Mumienschachteln und das kleine Götterbildchen Taf. XXXIII, 16). Vergl die reich verzierten Harfen: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 91; ferner Rosellini I. (m. st.) XVI; XVII, 7, 10; XVIII, 17; LXXIX; LXXXI; LXXXVI; CXVIII; II. (m c.) LXXVIII; LXXX, 1, 2; XCVII; III. (m. d. c.) XII, 3; XIV, 3; LXIV, 2. Wilkinson III. S. 352. [2]) Doppelte, eng um den Hals laufende Ketten bei Königen. Ros. I. (m. st.) CXVIII. Wilkinson III. S. 352 No. 398 (1). Als prinzlicher Schmuck: Ros. I. (m. st.) XVIII, 17; III. (m. d c.) LXIV, 2. Vier- und mehrfach um Hals und Brust gewunden bei Einkleidungen zu gewissen Aemtern: Prisse d'Avennes Pl. XXX. Wilkinson Pl. 80. Sehr merkwürdig hierfür ist die Darstellung: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 36 (3), wo fünf neben einander liegende Flechten über die linke Schulter quer über die Brust und unter dem rechten Arm fortlaufen; vergl. übrigens 1. Mose XLI, 42. Kragen, aus zwei Ringen bestehend, die brustkettenartig den Oberkörper bedecken: Rosel. II. (m. c.) CXXVI, 7. Kleine, die Halsgrube bedeckende Metallschildchen als Tracht der Bogenschützen: Ros. (m. c.) CXVII, 2; ein an einer Schnur befestigtes amuletartiges Halsgehänge: CXIX, 1. [3]) Vergl. vorläufig die von Göttern und Priestern getragenen Brustplatten bei Prisse d'Avennes, monuments égypt. Pl. XXXVI.

Unter der kaum zu sichtenden Menge von Schmucksachen, welche gegenwärtig Museen und Sammlungen aufbewahren, befinden sich denn auch die verschiedenartigsten Halsgeschmeide. Die große Mannigfaltigkeit, die sie in Bezug auf Stoff, Form, Farbe und Zusammenstellung von Einzeltheilen darbieten, macht indeß eine auch nur einigermaßen ausführliche Beschreibung derselben unmöglich.

Zu den einfachsten Bildungen gehören a) kürzere oder längere Schnüre, auf denen entweder einander gleiche oder in Form und Farbe verschiedene Gegenstände aufgereiht sind, und zwar im letzteren Falle in der Weise, daß die Gegenstände selbst in symmetrischer Aufeinanderfolge wechseln. Der ersteren Gattung entsprechen z. B. auf Riemen gezogene Kaurismuscheln u. dergl. — ein Schmuck, der genau mit dem bei den Hottentotten üblichen Halsschmuck übereinstimmt[1]).

Ebenso häufig wie diese Muschelreihen kommen kleine aufgereihte Sternchen vor[2]) und sehr oft finden sich Schnüre mit künstlich gefärbter Glas- und emaillirter Steinmasse, die entweder b) in rundlichen Formen von mannigfach verschiedener Größe und reich verzierender mosaikartiger Färbung unter sich oder, c) walzen- und kolbenförmig, mit jenen rundlichen Bildungen regelmäßig abwechselt[3]).

Zuweilen bestehen derartige Halsschnüre einzig d) aus aneinander gefügten gleichartigen Amuleten, unter denen dann vorzugsweise das sogenannte mystische Auge eine wesentliche Stelle behauptet[4]). Häufiger indeß wechseln e) in den verschiedensten Formen und Farben gebildete Symbole mit fein verzierten Glasperlen, geschliffenen Steinchen, eigenthümlich geformten Metallstückchen, Goldperlen[5]) u. s. w.

Alle bisher betrachteten Schnüre sind einreihig. An einigen befinden sich jedoch f) besondere Zierrathen, die mitunter bis auf die Brust herabhängen. Auch diese Anhängsel sind sehr verschiedener Art und tragen selbst zuweilen wiederum ein Amulet oder amuletartige

---

[1]) Man vergl. die Abbildungen bei Rosellini II. (m. c.) LXXXI, 21 mit der von Sparrmann (Reise nach dem Vorgebirge d. g. Hoffnung Taf. III, 2) mitgetheilten. [2]) Ros. II. (m. c.) LXXXI, 23. [3]) Ros II. (m. c.) LXXXI, 18, 19, 21, 22. [4]) Ros. II. (m. c.) LXXXI, 20. Prisse d'Avennes Pl. XLVII bildet eine Halsschnur ab, die aus kleinen, von rothem Jaspis gearbeiteten Lauteninstrumenten — den Symbolen des Guten und Reinen — zusammengesetzt ist. Wilkinson III. S. 377. Fig. L. [5]) Prisse d'Avennes Pl. XLVII, kleine blaugefärbte Fischchen zwischen zwei Goldperlen; ferner: Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 84 (70—76). Passalacqua, catalogue: No. 576. Minutoli, Reise: Taf. XXI. Leemans, Musée de Leyde S. 67 ff. Ros. II. (m. c.) LXXXI u. a. v. O. Wilkinson III. S. 377 ff.

Brustplatten. Letztere werden dann nicht selten von sich kreuzenden Perlenschnürchen umfaßt, die dann auch wohl außer der Platte noch irgend eine besondere kleinere Schmucksache halten[1]). Größere Hängeplatten sind gewöhnlich halbkreisförmig und entweder flach oder auf der Oberfläche mit einem mehr oder weniger erhabenen Relief, das in einer naturgetreuen Nachbildung des heiligen Käfers (Scarabaeus) besteht, verziert. Zuweilen bildet diese allein den Brustschmuck. Dann ist sie meist zierlich von Metall oder Stein und unterhalb mit Hieroglyphen bezeichnet[2]).

Eine Alles überbietende und durch äußerst geschmackvolle Anordnung überraschende Mannigfaltigkeit zeigen die vielstrehnigen Halsschnüre. In ihrer größten Ausdehnung bilden sie g) vollständige, Brust und Schultern bedeckende Kragen, die auf weitmaschigem Netzgeflecht die verschiedensten Schmuckgegenstände und Amulete in symmetrischer Vertheilung tragen[3]).

3. Der Gürtel als Schmuck des Unterleibes. Bei Königen war der Gürtel fast immer mit dem Symbol der Herrschaft — der emporgerichteten Uräusschlange — ausgestattet.

a) Von der Mitte des Rückens nach vorn allmälig verjüngt, endigte er hier in einer häufig mit dem Namen des Besitzers verzierten Agraffe[4]). Von dieser hing, vorzugsweise an besonders kostbaren Königsgürteln, b) ein mehr oder weniger breiter bandähnlicher Streifen, der sich meist bis zu den Knieen erstreckte. Dieser Streifen, wie auch der ersterwähnte eigentliche Hüftgurt war, wie es scheint, von Goldblech oder vergoldetem Leder und beide wurden noch dadurch prächtig verziert, daß man sowohl den einen wie den andern in viereckige Fel-

---

[1]) Vergl. Wilkinson III. S. 377 No. G, N. [2]) Wilkinson a. a. O. No. S. Hier ist die Brustplatte kragenförmig, oberhalb mit einem Widderkopf, auf der Mitte mit flach gearbeitetem Skarabäus geschmückt. Das Berliner Museum besitzt einen ähnlichen Halsschmuck: Zickzackförmig (weiß und schwarz) verzierte Walzen, zwischen denen mehrfach facettirte schwarze Perlen hängen, halten eine halbkreisrunde Platte, auf der ein Skarabäus in halberhabener Arbeit ruht. Derselbe ist sphynx-artig mit vorgestreckten Vorderfüßen und erhobenem menschlichem Kopf gestaltet. Freihängende Skarabäen als Halsschmuck: Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 81 (7—9). Wilkinson a. a. O. No. M; U. [3]) Das Berliner Museum ist ebenfalls im Besitz mehrerer solcher Kragen, von denen einige aus zwölf und mehr sich kreuzenden Schmuckreihen bestehen. [4]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 31 (1). Prisse d'Avennes, monum. Pl. XVII. Rosel. I. (m. st.) XVII, 7, 8; CL, und reicher LXXIX; II. (m. c.) CXXII, 3. Einfache Gürtel mit nach oben gerichtetem Schloß bei Lepsius, Denkm. Abth. II. Bl. 2; Bl. 19.

der gliederte, diese aufs geschmackvollste ausmalte oder emaillirte, ohne jedoch dabei die goldenen Theilungslinien mitzufärben[1]).

4. Nebst einem solchen Gürtel, der, da er über die schon erwähnten[2]) buntfarbigen Zeugstreifen hing, mit diesen den Unterleib gleichsam schurzförmig deckte, trugen Könige nicht selten eine auf der Rückenmitte des Gurtes befestigte, vermuthlich auch aus mit Gold gepreßtem Leder gearbeitete, schwanzartige Verlängerung[3]), die gewöhnlich bis auf die Ferse hinabreichte.

5. Armschmuck. Die einzige Zierde des Arms, die, ohne besonderen Formenwechsel zu erleiden, durch alle Epochen des Reiches[4]) von vornehmen Aegyptern getragen wurde, bestand in ziemlich breiten, meist goldenen[5]) Reifen, welche mit Schmelzmalerei entweder eintönig — grün oder blau — oder mehrfarbig ausgelegt waren.

Diese Armspangen trug man entweder a) nur um einen Arm und zwar so, daß eine das Handgelenk, eine andere den obern Armmuskel umschloß oder b) in gleicher Weise um beide Arme. Häufig indeß begnügte man sich c) mit einer Arm- oder Handspange; dagegen fügte man auch wohl d) mehrere solcher Ringe in der Weise neben einander, daß sie den Arm gleichsam schienenartig bedeckten[6]).

Unter den gegenwärtig noch wohl erhaltenen Armringen ist besonders ein mit dem Namenschild Königs Thutmes III. gezierter goldener Reifen hervorzuheben[7]). Weniger kostbare Spangen von Bronze, Eisen, Elfenbein, Leder, letztere mit farbigen Glasperlen besetzt, bewahrt

[1]) Vergl. hierfür die sehr reichen Gürtel bei Rosel. I. (m. st.) XVI; XVII, 10; LXXXI; LXXXVI; CXVIII; II. (m. c.) LXXX, 4. Wilkinson III. S. 352. Abbild. [2]) Siehe S. 127. g. [3]) Ueber Lederpressung vgl. Minutoli, Reise: S. 158 ff. Ein derartiger Schmuck: Prisse d'Avennes Pl. IV, 1. Ros. I. (m. st.) XVII, 7; LXXIX. Wilkinson III. S. 352 (1, 2). [4]) Solche Ringe kommen bereits auf den ältesten Denkmälern als Männerschmuck vor: Lepsius, Denkm. Abth. II. Bl. 3; Bl. 19 ff. [5]) Vergl. Observations on the statistical tablet of Karnak by S. Birch S. 10 ff. [6]) Armringe in Abbild. häufig: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 36 (3); Vol. IV. Pl. 27 (6) und a. a. O. Ringe von glatt anliegender Form, mehr oder weniger verziert: Ros. I. (m. st.) I — XXIV a. O; LXXXVI; II. (m. c.) XCIX, 3; CXXIX, 1, 2; III. (m. d c.) XII, 3; XIV, 3; zwei und mehr Ringe neben einander geschoben, meist blau mit goldenen Rändern und convex gebogener Außenfläche: I. (m. st.) LXXIX; LXXXI; CXVIII; CXLVI; zwei Ringe um den Unterarm: Prisse d'Avennes, monuments égypt. Pl. XI, 4. Armbänder und Halsband je zu vier Ringen: E. de Rougé, notice: Basreliefs No. 7; desgl. grün emaillirt No. 12. [7]) Abgebildet bei Wilkinson III. S. 374. Fig. 2.

das Museum in Berlin[1]). Außer diesen, durch einfache Formen ausgezeichneten Ringen hat man auch sehr zierlich gearbeitete, goldene und silberne Armspangen gefunden, die, den modernsten Armringen nicht unähnlich, zuweilen die Gestalten von fein ciselirten Bändern, geringelten Schlangen[2]) u. s. w. nachahmen und die demnach vermuthlich einer spätern Epoche angehören, als jene auf Monumenten dargestellten Armringe[3]).

6. Ringe als Fingerschmuck[4]). Wann es unter den Aegyptern Mode wurde Fingerringe zu tragen, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Auf altägyptischen figürlichen Darstellungen kommt ein derartiger Schmuck nicht vor[5]). Dagegen findet sich die Ringform als hieroglyphische Bezeichnung einer großen, unbestimmten Zahl von Jahren auf sehr alten Inschriften. Diese Hieroglyphe ist indeß wohl eher als eine Versinnbildlichung des ewigen Kreislaufs der Gestirne aufzufassen, als für ein Abbild eines wirklichen Ringes zu halten. — Was Moses[6]) von den Ringen des Pharao u. s. w. berichtet, kann auch auf Handgelenkringe bezogen werden: dies um so mehr, als solche ebenfalls die Namenssiegel ihrer Besitzer trugen. Erst durch spätere Schriftsteller[7]) erfahren wir, daß das Abzeichen der Kriegerkaste ein mit einem Skarabäus geschmückter Ring gewesen sei. Nach der Menge von Ringen zu urtheilen, die sich an Mumien und unter dem Gräberschutt gefunden haben, scheint die Sitte, Fingerringe zu tragen, gleichzeitig mit der Prachtepoche des neuen Reiches aufgekommen und erst in der Folge zur allgemeinen Gewohnheit geworden zu sein.

Die in Aegypten aufgefundenen Ringe[8]) unterscheiden sich sowohl durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Stoffe, aus denen sie

[1]) Sie finden sich verzeichnet bei Passalacqua, Catalogue rais. No. 611; 614; 1595. [2]) Wilkinson III. S. 374. Fig. 14. [3]) Vergl. Winckelmann, Gesch. d. Kunst B. II. c. 2. §. 26 mit d. Anmerk. von Fea. [4]) Ueber Fingerringe im Allgemeinen s. Plinius, Naturgesch. XXXIII, 4 ff. [5]) Mehrere mit sehr breiten Fingerringen gezierte Figuren auf äthiopischen Monumenten aus später Zeit bei: Cailliaud, voyage à Méroé I. Pl. XVIII. [6]) 1. Mos. XLI, 42: „dann nahm Pharao seinen Ring von seiner Hand und steckte ihn an die Hand Josephs"; vergl. auch 1. Mos. XXXVIII, 18. [7]) Plutarch, Isis u. Osiris c. 10; Aelian, von den Thieren X, 15. Gellius, X, 10. [8]) Abbild. in Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 86, 89 und a. m. O. v. Minutoli, Reise u. s. w. Tab. XXXIII. Cailliaud, recherches: Pl. 29 B. Ros. II. (m. c.) LXXXI. Wilkinson III. S. 372 ff.; S. 374 ff. Hierzu: Passalacqua, catalogue No. 615 ff. Notes upon a Mummy of the age of the XXVI Egyptian Dynasty, by S. Birch. 1851.

gefertigt sind, wie überhaupt durch mehr oder weniger künstlerisch vollendete Technik. Sie sind entweder von Metall — Gold, Silber, Bronze, Eisen u. s. w. — oder von Edelsteinen — Jaspis, Carneol u. s. w. — oder auch von buntglasirtem Steingut; seltner von vergoldetem Holz oder Elfenbein. In allen diesen Stoffen, vorzugsweise aber in Metall oder in der Zusammenstellung von Stein und Metall, kommen sie von der einfachsten Form bis zur künstlichsten Gestaltung vor und gleichen im letzteren Falle nicht selten den noch gegenwärtig gearbeiteten modernen Ringen. An einzelnen dagegen ist die Platte höchst eigenthümlich und zwar in Form eines zu den Seiten gestützten Oblongums, dessen Länge zuweilen mehrere Finger bedeckt[1]).

Die nicht aus einem Stück gearbeiteten Ringe bestehen meist aus Metallreifen, die eine metallene oder steinerne, mit Hieroglyphen bezeichnete Platte halten. Diese ist dann entweder auf den Reifen befestigt oder liegt beweglich zwischen demselben. Meist hat sie die ovale Gestalt eines Skarabäus, zuweilen bildet sie ein flaches oder stärkeres Oblongum[2]).

Ueber die Art und Weise, in der man sich dieser Fingerzierden bediente, geben mit Ringen bekleidete Mumien Aufschluß. Diesen zufolge bestimmte hierin die Laune das Einzelne. Man hat Mumien gefunden, deren sämmtliche Finger mit doppeltem Ringschmuck prangten, während wieder andere nur an einzelnen Fingern mehrere Reifen, bald so, bald so vertheilt, trugen.

7. Ringe als Fußknöchelschmuck. Was Herodot[3]) von dem Libyervolk der Adyrmachiden erzählt, kann nicht für ägyptische Sitte gelten. Eben so wenig würden uns die von Fea[4]) erwähnten Figuren bestimmen, das Tragen von Fußknöchelringen bei Männern in eine frühe Zeit hinabzurücken. Aber nicht nur unter den, in der schon mehrfach citirten Inschrift[5]) genannten Ehrengeschenken werden Knöchelspangen von glasirtem Steingut erwähnt, sie zeigen sich auch, und zwar in Form metallener Armspangen, an einigen figürlichen Darstellungen[6]).

---

[1]) Ein derartiger Ring von blau emaillirtem Steingut befindet sich im Berliner Museum, das überhaupt reich an Ringen ist und viele Steingutringe besitzt, die als Platte das mystische Auge, zuweilen in durchbrochener Arbeit, tragen. [2]) Cailliaud, recherches a. a. O. Fig. 10, 12, 14. [3]) Herod. IV, 168 sagt von diesem Volke, daß es Knöchelspangen trage, fügt indeß ausdrücklich hinzu, daß dasselbe zwar ägyptische Bräuche angenommen habe, doch wie die anderen Libyer gekleidet ginge. [4]) Winckelmann, Gesch. der Kunst, in d. Anmerk a. a. O. [5]) Observations on the statistical tablet etc. S. 10. [6]) Cailliaud, recherches: Pl. 63 (Méroé). Ros. III. (m. d. c.) LXXVII.

II. Schmuckmittel der Weiber.

Die hohe Achtung, mit der man in Aegypten vorzugsweise dem schönen Geschlecht entgegenkam, wirkte ohne Zweifel mächtig zurück auf die gerade dem weiblichen Wesen angeborne Neigung zum Schmuck. Frei und ungezwungen, mit unverhülltem Antlitz, trat das Weib dem Manne gegenüber, und wenn gleich ihr künstlicher Schmuck im Wesentlichen dem seinigen entsprach, so unterschied er sich dennoch von diesem durch ein gewisses charakteristisches Etwas. Dazu gehörte zunächst die Vermehrung der Schmucksachen durch Ohrgehänge und andere schmückende Kleinigkeiten, überhaupt aber eine dem weiblichen, zarteren Wesen entsprechende Anordnung des Einzelnen zum Ganzen, die durch geschmackvollere Zusammenstellung von Formen und Farben den Gesammtputz zierlicher erscheinen ließ.

1. Die Reinlichkeit übten die Weiber in gleicher Weise wie die Männer; ebenso 2. die Verzierung des Körpers durch farbige Bemalung[1]). Zudem bedienten sie sich 3. einer Menge verschiedener kostbarer, zum Theil buntgefärbter, Salben und wohlriechender Essenzen zur Parfümirung des Haars und der Kleider[2]).

4. Haarwuchs. In der Anordnung des weiblichen Haares spielte der natürliche Unterschied, den dasselbe durch seine Länge mit dem kürzeren Haar der Männer bildet, wesentlich mit. Während letztere ihr Haupthaar rings um den Schädel auf künstliche Weise lockten, ließ das ägyptische Weib, besonders in frühester Zeit, das natürliche, stets sorgfältig gekämmte, Kopfhaar längs dem Rücken herabwallen. Dies meist genau in der Mitte abgetheilte Haar fiel a) hinterwärts in gerader Linie bis etwa über die Schulterblätter, vorn dagegen und zwar zu beiden Seiten der Ohren, in schmäleren Strähnen auf die Brust[3]). Diese kunstlose Haartracht erhielt sich, wie es scheint, bis in die späteste Zeit. Sie wurde hauptsächlich von den weniger bemittelten, dienenden Weibern gepflegt[4]), die dann auch häufig jene, vor den Brüsten herabhängenden, Partien, besonders bei verschiedenen Hand

---

[1]) Den grünen Strich unter dem Auge nicht ausgenommen: E. de Rougé, notice etc. Stat. No 37. [2]) Ueber Salben u. s. w.: Hartmann, Hebräerin am Putztische I. S. 68 ff. Böttiger, Sabina a. O. Wilkinson mit Abbild. einer Toilettenscene III. S. 389 No. 417. [3]) Lepsius, Denkmäler u. s. w. Abth. II. Bl. 21 ff.; desgl. E. de Rougé, notice etc. Stat. No. 38. [4]) Rosellini II. (m. c.) XLI, 3; LXXVII; LXXXII, 8 etc. Wilkinson II. S. 167 No. 147; S. 391 No. 280 (3) ff.

tirungen, so über die Schulter warfen, daß sie mit dem übrigen Haar b) eine hinterwärts frei herabhängende Masse bildeten[1]).

Dienerinnen in vornehmen Häusern kräuselten oder flochten auch wohl das so getheilte Haar in der Weise, daß es c) in dicht neben einander liegenden Ringeln über Brust und Nacken fiel[2]), oder d) sie verbargen dasselbe ganz unter den oben beschriebenen Haarsäcken (a, b). Daß indeß auch vornehme Damen es nicht verschmähten, ihr eigenes, kürzeres oder längeres Haar e) in ähnlich schlichter Anordnung zu tragen, unterliegt keinem Zweifel[3]). Doch bedienten sich diese meist, gleich den vornehmen Männern, künstlich gefertigter Perücken, die sie vermuthlich entweder mit dem eigenen Haar in geschmackvolle Verbindung setzten oder aber auf dem zu diesem Zweck (?) kahlgeschornen Kopfe[4]) trugen.

Die Formen dieser Haaraufsätze scheinen ziemlich mannigfaltig gewesen zu sein. Bald gab man ihnen die Gestalt der ägyptischen Haube, indem man f) das Haar hinten schlicht, doch zuweilen g) in der Mitte durch mehrere dicht zusammengefügte Zöpfe theilte[5]), bald formte man sie h) zu einem den Kopf bis zur Schulter engumschließenden Lockengehäuse. In letzterem Falle umgab man auch wohl den unteren Rand der Perücke i) mit einer Reihe franzenartiger Zöpfchen[6]), oder man faßte das lange Haar am Schopf vermittelst eines Bandes zusammen und flocht dasselbe in kurze Flechten, die dann im Nacken zur spielenden Masse geordnet wurden[7]). Außerdem trug man k) förmliche Gehäuse aus zwanzig und mehr übereinander befestigten

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) XLI; LXXIX mehrere der dort abgebildeten Weberinnen u. a. [2]) Die Dienerinnen bei Rosellini II. (m. c.) LXVIII. [3]) Abgesehen von den figürlichen Darstellungen von trauernden Personen, erscheinen im natürlichen Haar mehrere mit einer Haube bekleidete Weiber bei Rosellini II. (m. c.) LXXIX; mit unbedecktem Haupte und frei herabwallendem Haar die Herrin eines vornehmen Hauses: LXVIII. Vergl. auch Wilkinson II. S. 167 No. 146; S. 222 Pl. XII, 1 ff. Daß überhaupt Weiber eigenes Haar trugen, bestätigen außerdem in Gräbern gefundene Kämme, wie auch weibliche Mumien mit langem Haar. [4]) Daß die Aegypter künstliche Perücken trugen, bemerkte zuerst der überall scharfsichtige Winckelmann, Gesch. der Kunst, 1te Ausg. 1764 S. 51, ihm folgten Nicolai, über den Gebrauch der falschen Haare u. s. w., Böttiger u. a. Auf Denkmälern finden sich zuweilen Göttinnen mit kahlgeschorenem Kopf dargestellt: Rosellini I. (m. c.) LXII, 4; desgl. Weiber, die indeß eine enganliegende Kappe tragen: XIX, 19—21; XXIV, 35, 36 ff. [5]) Minutoli, Reise: Taf. XXI, 1. a. b. [6]) Rosellini II. (m. c) XCVIII, 2; mit sehr langen Franzen: CXXXIII, 2. Wilkinson II. S. 390 (Fig. 1—5); S. 393 No. 281. [7]) Prisse d'Avennes, monuments Pl. XLVII, 18.

Flechten, die das Gesicht so umschlossen, daß dieses in der Mitte der ganzen Rundung gleichsam zur Unscheinbarkeit zusammenschwand. Um ein derartiges Gebäude zusammen zu halten, zog man sowohl um den untern Rand desselben, wie auch um dessen Mitte u. s. w. ziemlich breite, einfarbige oder buntverzierte Bänder[1]).

l) Sehr eigenthümlich gestaltete Kopfputze, die sich vor denen der Männer, außer durch Künstlichkeit des Baues, besonders noch durch daran verschwendete Kostbarkeiten u. s. w. auszeichnen, finden sich zu weilen an kleinen, oft zierlich gearbeiteten Götterfigürchen, Statuen u. s. w.[2]).

Tänzerinnen und musicirende Weiber erschienen, außer in oben beschriebener Weise, entweder m) mit kahlgeschornem Haupte[3]) oder n) nur mit einzelnen, zur Seite der Ohren herabhängenden, schwanzartigen Flechten[4]). Auch trugen sie o) rings um den Kopf lange, leicht bewegliche Zöpfe[5]); seltner dagegen p) niedrig sitzende, wildstruppige Perücken[6]).

Die Schmucksachen.

1. Ohrenschmuck. Zum vollständigen Putz vornehmer Weiber und Tänzerinnen gehörten große metallene Ohrringe. Diese waren entweder a) ring-[7]) oder b) radförmig[8]) oder aber c) in Form großer, mit concentrischen Ringen und bunter Emaille gefüllter, kreisrunder Scheiben[9]). In die ringförmigen Gehänge fügte man zuweilen d) Einhängsel von Bändern, Perlen, bunten geschliffenen Steinen und kleinere Schmuckgegenstände[10]); Königinnen trugen statt dergleichen auch wohl in e) Gold gearbeitete Symbole ihrer Macht — kleine emporgerichtete Uräusschlangen[11]).

[1]) Wilkinson III. S. 369 No. 406; S. 368 (4). [2]) Viele derartige Figürchen finden sich abgeb. bei Champollion; Denon; in der Description; bei Leemans u. a.; desgl. Wilkinson, Plates; Rosellini; vergl. Prisse d'Avennes, monuments Pl. XLVIII; E. de Rougé, notice S. 16 No. 51. [3]) Rosellini II. (m. c.) XCVI, 4; XCVIII, 1. Wilkinson II. S. 232 No. 183. [4]) Rosellini II. (m. c.) XCVIII, 1. Wilkinson II. S. 236 No. 198; S. 280 No. 210; S. 299 No. 221. [5]) Rosellini II. (m. c.) XCVIII, 4. [6]) Rosellini II. (m. c.) XCIX, 1. [7]) Ros. II. (m. c.) LXVIII; XCVI; XCVIII. Wilkinson II. S. 393 No. 281. [8]) Ros. I. (m. st.) XIX, 21. [9]) Ros. II. (m. c.) XCVIII, 2, 3; XCIX, 1. Wilkinson II. S. 367 No. 272; S. 390 (Fig. 11—13). [10]) Wilkinson II. S. 222. Pl. XII, 1; S. 299 No. 221. [11]) Ros. I. (m. st.) a. O. Wilkinson II. S. 222. Pl. XII, 1.

Unter den in Gräbern u. s. w. entdeckten Ohrringen[1]) befinden sich viele, die den noch jetzt gebräuchlichen kleinen Gehängen vollkommen gleichen. Solche sind meist von Silber oder Gold, mit Steinen besetzt oder statt dessen mehr oder weniger geschmackvoll ausgearbeitet. Außer diesen, vielleicht einer späten Epoche angehörenden Ringen fanden sich indeß auch einzelne, die den auf Monumenten abbildlich vorkommenden Formen ziemlich genau entsprechen.

2. Der Halsschmuck. Der Halsschmuck der Weiber war nur wenig von dem der Männer verschieden. Der Unterschied beruhte meist auf der schon oben erwähnten, dem weiblichen Wesen überhaupt eigenthümlichen Putzlust. Während sich der Mann, wenigstens in früher Zeit des ägyptischen Reiches, gewöhnlich mit einem einfachen, schmalen Kragen begnügte, fügte das Weib in einzelnen Fällen diesem noch einen besonderen, den Hals eng umschließenden, zuweilen blau emaillirten Metallring hinzu[2]). Ueberhaupt lassen die Darstellungen vermuthen, daß die großen Kragen der Weiber bei weitem zierlicher gearbeitet waren, wie die der Männer, und es ist wohl mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß jene obenbeschriebenen[3]) künstlich gearbeiteten Netzgeflechte mit der Menge von kleinen geschliffenen Steinen, Perlen, Amuleten u. s. w. mehr zum weiblichen Putz gehörten. Die Männerkragen überhaupt waren vermuthlich solider und fester gearbeitet[4]).

3. Der Gürtel. Den Unterleib zierte häufig der bereits erwähnte weibliche Gürtel[5]). Doch trug man auch auf dem nackten Körper und um die Gegend des Schambeins kunstvoll zusammengefügte, nicht selten mit Steinen besetzte Ketten[6]).

4. Arm- und 5. Fingerschmuck. Aehnlich wie mit dem Arm- und Fingerschmuck der Männer verhielt es sich auch mit dem der Weiber. Vornehme Frauen legten um den Oberarm und um die Handgelenke mehr oder weniger reich ausgestattete, jedoch fast stets sehr

---

[1]) Passalaqua, catalogue No. 601—610. Leemans S. 66 ff. Rosellini II. (m. c.) LXXXI, 12. Wilkinson III. S. 374 No. 408 (Fig. 10—21); S. 384. [2]) Lepsius, Denkmäler: Altes Reich Abth. II. Bl. 21. [3]) S. oben S. 155. g. Auch unter den von Ferlini aufgefundenen weibl. Schmucksachen (s. d. folg. Not. 1) befand sich ein derartiger reichverzierter Kragen. [4]) Vergl Ros I. (m. st.) XI, 1; XIX, 23; XXIV, 35; II. (m. c.) XCVI, 4; CXXIX mit ähnlichem bei Weibern vorkommenden Halsschmuck. [5]) S. oben S. 142 k. [6]) Mit solchem Schmuck erscheint bei Rosellini I. (m. st.) XIX, 23 sogar eine, von aller Kleidung entblößte, doch überaus reich geschmückte Königin; ferner die Tänzerinnen II. (m. c.) XCVIII, 1; vergl. Wilkinson II. S. 393, wo auch die aufwartenden Dienerinnen (Fig. 1. 4. 8. 12) ebenso bekleidet sind; desgl. III. S. 389 No. 417.

breite, nach außen flach oder flachrundlich gestaltete Ringe. Zuweilen trugen sie deren so viele zugleich, daß Ober- oder Unterarm fast ganz davon bedeckt wurde[1]).

Nicht minder sorgfältig, wie die Arme, wurden denn auch die Finger mit vielen neben- und übereinander gesteckten Ringlein verziert.

6. Fußknöchelschmuck. Derselbe war in nichts von den Armspangen verschieden und bildete, wie es scheint, überhaupt einen wesentlicheren Theil des weiblichen, als des männlichen Schmuckes[2]).

Anhang.

Die zur Tracht gehörenden Geräthe.

1. Der Stock galt in Aegypten seit undenklichen Zeiten für ein kräftig wirkendes Strafmittel[3]). Diente derselbe als solches auch nur zur Verstärkung physischer Kräfte, so erhielt er doch dadurch, daß man in ihm ein Abzeichen ausübender Macht erblickte, gewiß frühzeitig eine, wenn auch nur allgemeine, symbolische Bedeutsamkeit. Schon auf den ältesten Wandsculpturen[4]) erblickt man fast ausschließlich Priester und hochgestellte Staatsbeamte mit Stöcken, und es ist demnach anzunehmen, daß das Tragen derselben überhaupt nur einzelnen, mit besonderen Würden beehrten Personen gestattet war. Daß indeß außerdem der Stab dem Alter zur Stütze diente, scheint aus den Hieroglyphen hervorzugehen, unter denen das Abbild einer gebückten, auf einem Stab gestützten Figur den Greis bezeichnet[5]).

a) Ein derartiger, stets rund gearbeiteter Stock war etwa fünf bis sechs Fuß lang und zuweilen mit einem runden, entweder b) wenig erhoben gearbeiteten oder c) nach oben trichterförmig erweiterten

---

[1]) Mit bunter Emaille verzierte goldene Ringe um Oberarm und Handgelenk: Rosellini I. (m. st.) XIX, 19 ff.; XXIV, 35, 36; II. (m. c.) XCVIII, 1; sechs solcher Ringe neben einander den Unterarm bedeckend Rosellini I. (m. st.) XIX, 19; sogar zwölf grün emaillirte Ringe trägt eine Statue bei E. de Rougé, notice S. 12 No. 37. Unter dem von Ferlini in einer Pyramide entdeckten und für das Berliner Museum erworbenen Goldschmuck einer äthiopischen Königin befinden sich mehrere, drei Finger breite Armbänder, die in zierlichster Weise von Gold gearbeitet und mit farbiger Emaille ausgelegt sind. [2]) Dies scheint daraus hervorzugehen, daß derartiger Schmuck bei weitem häufiger an weiblichen, wie an männlichen Figuren vorkommt: Ros. I. (m. st.) XIX, 23; XXIV, 35; LXII, 4; II. (m. c.) XCIX, 3; III (m. d. c.) LXXIV; a. v. O. [3]) Cailliaud, recherches: Pl. 39. Wilkinson II. S. 41 mit Abbild. [4]) Lepsius, Denkmäler: Abtheil. II. Bl. 9 u. a. O; vergl. E. de Rougé, notice S. 11. Stat. No. 36. [5]) E. de Rougé, mémoir sur l'inscript. du Tombeau d'Ahmès S. 60.

Knopfe versehen. Die in Gräbern gefundenen, meist mit metallenen Knöpfen verzierten Stäbe[1]) stimmen fast sämmtlich mit jenen Formen überein; doch hat man einige wenige gefunden, die, anstatt mit einem erhobenen Knopfe, mit einem Metallring, der einen nach oben gekrümmten, hakenförmigen Ansatz hält, umgeben sind.

Alle diese Stäbe wurden, den figürlichen Darstellungen zufolge, in der linken Hand getragen[2]) und in ziemlicher Höhe umfaßt.

2. Fächer- und Sonnenschirme[3]). Sowohl Männer wie Weiber bedienten sich dieser Geräthe und zwar zunächst als Schutzmittel gegen das heiße Klima, gleichzeitig aber auch als schmückenden Theil der Tracht.

Zur Verfertigung derselben verwendete man zumeist das bunte Gefieder fremder oder einheimischer Vögel und vor allem wohl die prächtigen Schwanzfedern des Straußes. Diese ließ man entweder in ihren eigenthümlichen Farben oder man färbte sie roth, blau, gelb u. s. w., worauf man sie in geschmackvoller Weise zusammenstellte und an einen, meist äußerst zierlich gearbeiteten Stiel von Metall, Elfenbein oder Holz befestigte.

Einzelne Fächer bestanden nur a) aus einer großen und breiten, aufrechtstehenden Feder, die oben rundlich zugeschnitten und hier etwas seitwärts gebogen war. Die Mittelrippe bildete vermuthlich ein ebenso gekrümmter Metalldraht, der dann gewöhnlich auf einer metallenen Kugel oder Scheibe, an die wiederum der eigentliche Handgriff anschloß, endigte[4]). Häufiger indeß bediente man sich wirklicher Fächerschirme von entweder b) halbkreisförmiger oder c) nach unten verjüngter konischer Gestalt. Diese letztere Form erhielt man dadurch, daß man eine gewisse Anzahl Federn bouquetartig zusammenfügte[5]). Bei den ersteren, halbkreisförmigen Schirmen bildeten sämmtliche Mittelrippen der Federn gleichsam die Radien, wodurch das Ganze gewissermaßen dem geöffneten Schwanzgefieder der Pfauen glich. Um den Vereinigungspunkt dieser Rippen legte man, sowohl der größeren Festigkeit, wie auch des Schmuckes wegen, halbkreisförmige oder oval ge-

---

[1]) Wilkinson III. S. 386 No. 416. [2]) Cailliaud, recherches: Pl. 37. Prisse d'Avennes, Pl. XL. Rosellini a. v. O. Wilkinson III. S. 387 No. 417: Pl. 83, 86 (1). H. Brugsch, übersichtliche Erklärung ägypt. Denkmäler S. 25 ff.; u. a. O. [3]) Die Zusammenstellung bei Rosellini II. (m. c.) LXXX, 6—10; und d. folg. Not. [4]) Ros. I. (m. st.) XVI, 4. Wilkinson I. S. 296 No. 16 (1). [5]) Rosellini II. (m. c.) LXXX, 8. Wilkinson I. S. 296 No. 16 (2).

staltete Metallplatten. Diese dienten dann wiederum einem längeren oder kürzeren, meist oberhalb kelchförmig endigenden Stiel zur Befestigung[1]). Die Größe dieser Stiele bei kleineren Wedeln betrug etwa ein bis höchstens zwei Fuß[2]), wogegen die eigentlichen Schirme nicht selten auf Stangen ruhten, die mehr, denn zehn Fuß hoch waren[3]).

Vornehme und angesehene Personen hielten besondere Fächerträger, die sie bei Spaziergängen u. s. w. begleiten mußten; Könige verliehen ein derartiges Amt nur den Angesehensten im Staate, den königlichen Prinzen u. a. m.[4]).

3. Neben diesen Fächern bediente man sich zum Schutz gegen Sonnenschein eigenthümlich gestalteter Schutzdächer. Diese hatten jedoch hauptsächlich den Zweck, über Palankine und Tragbahren gestürzt zu werden[5]). Daß indeß auch die jetzt allgemein gebräuchliche Form der Schirme den Aegyptern, wenigstens in der Zeit des Luxus, bekannt war, beweist die Darstellung eines mit einem so gestalteten Schirmdach versehenen Wagens[6]).

C. Die Waffen.

Mit zunehmender Geschicklichkeit in Bearbeitung der Metalle gewannen die Waffen an Vollkommenheit. Die ursprünglich steinernen Klingen wurden allmälig ganz verdrängt; nur ausnahmsweise erhielten sie sich[7]) an einzelnen Arbeitsgeräthen u. s. w. der niederen Stände.

An die Stelle des Steins trat frühzeitig eine künstlich gehärtete Bronze — und diese war fortan das hauptsächlichste Material, dessen man sich zu Waffen, überhaupt zu Schneidewerkzeugen u. s. w., bediente. Das vermuthlich erst durch Tributablieferungen eingeführte Eisen[8]) wurde dagegen vorzugsweise zu Ackergeräthen und anderen, mehr den wirthschaftlichen Zwecken dienenden Werkzeugen verarbeitet.

Zu nichtschneidenden Waffenstücken, besonders aber zur Herstellung von Schutzwaffen, verwendete man Holz, Elfenbein, Leder und dergl. Selbst Leinewand und Wolle wußte man sich hierzu theils durch Zu

[1]) Rosellini I. (m. st.) CI, hier erscheint die Metallplatte gelb (Gold); die Federn sind abwechselnd im Zickzack blau, gelb, roth, gelb, blau gefärbt; CVI; CXXIV; CXXV; CXXVI; u. a. v. O. [2]) Wilkinson a. a. O. und Pl. No. 80. [3]) Rosellini I. (m. st.) XLIV-bis ff. [4]) „Träger des Sonnenschirms“ findet sich ziemlich häufig als besonderer Ehrentitel auf Sarkophagen und Grabstelen; vergl. H. Brugsch, übersichtliche Erklärung u. s. w. S. 21; S. 27 u. s. f. [5]) Rosel. II. (m. c.) XCIII, 2. Wilkinson II. S. 208 No. 174. [6]) Ros. I. (m. st.) C. [7]) S. unter: Werkzeuge. [8]) S. oben S. 121.

sammenwirken, theils dadurch, daß man diese Stoffe als Cartonnage behandelte, dienstbar zu machen[1]).

In der kostbaren und zierlichen Ausstattung des Einzelnen bewährten die Waffenschmiede[2]) nicht weniger Geschicklichkeit und Geschmack als die Gold- und Silberschmiede überhaupt. Besonders kunstvoll gearbeitet waren die Waffenstücke, deren sich die Könige entweder selbst bedienten oder die sie zu Ehrengeschenken für ausgezeichnete Krieger und vornehme Staatsbeamte bestimmten. Derartige Prachtstücke waren meist von Gold oder Silber und mit Ciselir-Arbeit reich verziert[3]).

Zu den im Lande gefertigten Rüstzeugen fügte ohne Zweifel die spätere, kriegerische Glanzepoche des Reiches eine zahllose Menge erbeuteter und durch Tribut bezogener Waffen[4]). Gewiß boten die Rüstkammern Aegyptens, vorzugsweise nach jenen in Asien geführten Kämpfen, ein überraschendes Bild der Pracht.

Das Recht, Waffen zu tragen, hatten wahrscheinlich nur Freigeborne und zwar vor allen diejenigen, welche der, vermuthlich sich erblich fortpflanzenden, Kriegerkaste angehörten. Den Sklaven war die Führung der Waffe versagt; eben so wenig erschienen Weiber in kriegerischem Schmuck. Die wenigen Monumente[5]), auf denen bewaffnete Frauen dargestellt sind, schildern vermuthlich keine ägyptische, vielleicht eine spät äthiopische Sitte.

I. Die Schutzwaffen.

1. Der Schild. Die ägyptischen Schilde unterschieden sich von einander hauptsächlich in der Größe, weniger in der Form. Die un-

---

[1]) S. unten S. 171 c. Daß eherne Schutzwaffen selbst noch zur Zeit Psammetichs in Aegypten selten waren, scheint aus Herod. II, 152 hervorzugehn. [2]) Abbildungen von arbeit. Waffenschmieden bei Cailliaud, rech.: Pl. 15 A. u. a. a. O. [3]) So erhielt z. B. der Offizier Ames Pensuben von Thutmes I. zwei goldene Beile und einen mit Löwen gezierten Dolch; von Thutmes II. eine silberne Kriegsaxt u. a. m.: Statistical tablet of Karnak S. 10 ff. [4]) Wie aus mehreren monumentalen Darstellungen und der eben erwähnten Schrift hervorgeht: besonders oft werden „reich mit Gold verzierte Streitwägen“ genannt S. 16; S. 48; S. 50. [5]) Das vorzüglichste dieser Denkmäler, welches auch Cailliaud, voyage à Méroé Tom I. Pl. XVI—XVIII abbildlich mittheilt, hielt schon Heeren, Ideen II. (I.) S. 410, für kein rein ägyptisches Monument. Für die Richtigkeit dieser Ansicht scheint auch die bunte, barockisirende Pracht der Figuren, dann aber auch die en face dargestellte Figur eines vierarmigen Gottes — eine Bildung, die das Ganze in eine sehr späte Zeit hinaufrückt — zu sprechen.

ter ihnen vorherrschende Gestalt war die eines länglichen, oben abgerundeten Vierecks, dessen Langseiten entweder a) miteinander parallel liefen oder b) sich nach unten zu einander näherten oder endlich c) von einander entfernten. — Die Höhe dieser meist flachen Schilde betrug etwa zwischen zwei und ein halb und vier Fuß bei ungefähr halber Breite.

Eine derartige Wehr bestand vermuthlich aus mehreren übereinander befestigten Bretern von hartem Holze, einem Ueberzug von starkem wohlgegerbtem Fell mit nach außen gekehrter Haarseite[1]) und einem dicken, oft drei- und mehrbändrigen Metallrand, der das Ganze umfaßte, verstärkte und zusammenhielt. Oberhalb der Mitte eines solchen Schildes befand sich zuweilen eine entweder freie oder radförmig durchbrochene Oeffnung, die denn in einzelnen Fällen durch einen metallenen, buckelförmigen Knopf geschlossen wurde[2]).

Zur freieren Führung der Waffe diente eine auf der Innenseite befestigte Handhabe; zum bequemeren Transport aber ein breites Querband[3]), vermittelst dessen man den Schild so über die Schulter hing, daß derselbe den Rücken vollkommen deckte und außerdem den Kopf weit überragte.

Leichtbewaffnete führten kleine Handschilde[4]), die, nach oben allmälig verjüngt, etwa die Form d) langgestreckter, doch in der kürzeren Mittellinie gerad abgeschnittener Ovale hatten. Sie waren vermuthlich ebenfalls von Holz und, wie jene erwähnten größeren Schilde, mit aufgenietetem Metallrande eingefaßt. Die Außenseite derselben wurde indeß, wie es scheint, seltner mit Fell benagelt, häufiger dagegen mit Metallnägeln oder, zu mehrerer Verstärkung, mit irgend einer aus Metall geschnittenen geometrischen Figur versehn. Ein auf der Innenseite angebrachtes Querholz diente als Handhabe.

Einige von der leichteren Truppengattung trugen nur e) ein schma-

---

[1]) Seit uralten Zeiten fertigen die Nubier ihre Schilde aus den dicken Häuten der Nilpferde; vergl. Heeren, Ideen II. (1.) S. 439 ff. [2]) Belege für das Einzelne: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8, 3. Rosellini I. (m. st.) Innenseiten d. Schilde: LXXXII; XCVI, B. 1; Langseiten parallellaufend, breiter Metallrand und radförmig durchbr. Oeffnung: C; Langseiten nach oben genähert II. (m. c.) CXVI, 6. Wilkinson I. S. 298 No. 4 mit Fell bezogen; S. 299 No. 18 (1, 3, 4) mit Metallknöpfchen u. s. w. [3]) Wilkinson I. S. 300 No. 19, 1; No. 21 (1, 2): die Führung des Schildes vermittelst der kleinen Handhabe. [4]) Rosellini II. (m. c.) CXVII, 1 mit Fell benagelt; CXVIII, theils mit kleinen Metallbuckeln, theils mit Figuren (Dreieck, Rhomboide) bedeckt, theils ganz einfach. Wilkinson I. S. 302 No. 23 (1, 2, 3, 6, 7) mit dem oben beschriebenen Knopf Fig. 5, mit drei dergleichen Fig. 9; die Innenseite mit der Handhabe Fig. 4.

les, kaum den Oberkörper deckendes, viereckiges Schildbret, das oben und unten einen Winkelausschnitt hatte, dessen Schenkel so lang waren wie die so ausgeschnittene Kurzseite. Die Mitte eines derartigen Bretes war zumeist entweder durch eine runde Metallscheibe bewehrt oder es lagen hier zwei solcher Scheiben übereinander[1]).

f) Große, den ganzen Körper schützende Schilde von etwa fünf Fuß Höhe bei entsprechender Breite, scheinen seltner getragen worden zu sein. Die Langseiten derselben liefen bis zu einer gewissen Höhe, in der sie sich zu einem Spitzbogen vereinigten, miteinander parallel[2]).

Wie diese Schilde, so auch gehörten g) kreisrunde Wehren[3]) zu den Ausnahmen; desgleichen h) kleine, concav gekrümmte Hohlschilde[4]) u. s. w.

Daß man neben diesen mehr oder weniger einfach ausgestatteten Schilden auch äußerst kostbar verzierte Schildwehren fertigte, beweist ein mit farbigen Darstellungen von Waffen reich geschmücktes Grabgemälde zu Theben.

i) Der dort abgebildete Schild[5]) hat eine nur wenig die quadratische Form überschreitende fast oblonge Gestalt. Wir sagen ausdrücklich „fast oblong“, weil eine der kürzeren Seiten und zwar die obere eine sehr flache Bogenlinie bildet. Die Langseiten haben oben dicht unter dieser Bogenlinie kleine, schöngeschwungene, halbovale Ausschnitte. Das Ganze umgiebt ein mäßig breiter Rand, der durch miteinander abwechselnde gelbe und grüne Zickzackfelder verziert

---

[1]) Wilkinson I. S. 302 No. 23 (10, 11). [2]) Rosellini II. (m. c.) CXVII, 4. Wilkinson I. S. 303 No. 24. [3]) Ros. I. (m. st.) CII, wo die Leibgarde Ramses III. damit bewaffnet ist. Diese Schilde haben eine doppelte Handhabe, eine für das Armgelenk und eine für die Hand; außerdem sind sie mit metallenen Rändern umzogen und auf den Innenflächen mit aufgebuckelten Scheiben bewehrt; desgl. CVI; Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8, 4, hier von bedeutendem Umfang, doch nur mit einfachem, in der Mitte angebrachtem Handgriff. Diese kreisrunde Schildform stammte wahrscheinlich aus Asien, wo sie, wie es scheint, die herrschende war. [4]) Wilkinson I. S. 301 No. 20. [5]) Vergl. Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 88. Rosellini II. (m. c.) CXXI, 27 und nicht ganz damit übereinstimmend: Wilkinson I. S. 332. Pl. III, 10. Es ist bemerkenswerth, daß die ägyptischen Könige fast auf allen Darstellungen, wo sie sich in Mitten des Schlachtgewühls bewegen, ohne Schild und nur mit Pfeil und Bogen, der Schlachtsichel u. s. w. bewaffnet erscheinen. War dies in Wirklichkeit so oder sollte dieser Mangel an Schutzwehren im Abbilde nur dazu dienen, die von den Göttern beschützte, selbst göttliche und unverletzbare Person des Herrschers bestimmter zu symbolisiren? Mir scheint das Letztere um so wahrscheinlicher, als man ja auch die Erhabenheit der Person durch riesenmäßige Größe anzudeuten pflegte.

ist. Ein ebenso ornamentirter senkrechtlaufender Streif theilt die Schildfläche in zwei Hälften. Diese werden wiederum durch ein grünes, zierliches Querband in vier rothgrundirte Felder zerschnitten. Von diesen sind die beiden oberen mit fein und charakteristisch gezeichneten, geflügelten Thierfiguren von grüner Farbe geschmückt. Ueber den Köpfen derselben schweben runde, nicht minder zart gezeichnete und ebenfalls grün gefärbte Scheiben. Die beiden unteren Felder zeigen dagegen goldgelbe Löwen, die, in vorschreitender Stellung dargestellt, auf einem breiten mit Kreuzlinien verzierten Streifen stehen. Der hinter diesen Thieren befindliche Raum zeigt ähnliche Scheiben wie die schon erwähnten. Der ganze Schild macht den Eindruck einer geschmackvollen, an griechische Formbildung erinnernden Ornamentik.

2. Der Kopfschutz. Die Helme hatten zumeist jene oben beschriebene, den Kopf rundumschließende Kappenform mit daran befindlichem, mehr oder weniger tief reichendem Genickschutz. Sie waren entweder von Zeug (Leinewand, Baumwolle) oder von Leder, oder auch von Metall.

Die von Zeug gefertigten Helme trug man entweder a) als einfache Kappen oder b) mit einem zur Seite befestigten und bis auf die Schulter herabfallenden länglich viereckigen Ueberschlag von gleichem Stoff. Diese Zeugkappen färbte man gewöhnlich eintönig weiß, roth, grün u. s. w.; doch verzierte man sie auch buntstreifig, und außerdem die Spitze derselben mit zwei kurzschnürigen Büscheln[1]). Die Stelle dieser Büschel vertrat bei Offizieren, überhaupt bei Anführern, eine aufrechtstehende Feder, die man jedoch zuweilen, vermuthlich als besondere Rangbezeichnung, verdoppelte[2]).

Die von der Kappenform wenig abweichenden ledernen[3]) Helme waren zuweilen c) mit Kinnbändern[4]) versehen und der größeren Festigkeit wegen entweder mit kleinen metallenen Buckeln[5]) oder mit Streifen farbigen Metalls, die sich vom Wirbel aus gleichsam sternförmig über das Ganze erstreckten[6]), verziert.

---

[1]) Die Belege für das Einzelne: Descript. de l'Egypt. A. Vol. II. Pl. 8, 3. Rosellini II. (m. c.) CXVII, 1, 2, 3, 5; CXVIII; CXIX, CXXI, 19. Wilkinson I. S. 331 No. 46 (2, 3, 5, 6). [2]) Rosellini II. (m. c.) CXVII, 2, 5, 6. [3]) Daß die Aegypter lederne Kappen fertigten, unterliegt bei ihrem überall hervorleuchtenden praktischen Sinne wohl keinem Zweifel. [4]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 6. [5]) Ros. II. (m. c.) CXVI, 9; CXVII, 6. [6]) Eine prächtige Kappe der Art trägt ein durch die Feder als Anführer bezeichneter Krieger aus der Leibgarde des Ramses: Ros. I. (m. st.) CII, auf rothbraunem Grunde (Leder?) gelbe Streifchen u. s. w. Die übrigen hier abgebildeten Helme bestehen in einem

d) Metallene Helme erwähnt sowohl die oft citirte Inschrift von Karnak (S. 48), als auch Herodot (II, 151) und Xenophon (Cyropäd. VII). Sie glichen in der Form vermuthlich ebenfalls den Kappen. Vielleicht waren sie etwas höher wie diese und mit einer Spitze[1]), seltner wohl mit zwei kleinen einander gegenüberstehenden Metallhörnchen[2]), geschmückt.

e) Von höchst eigenthümlicher, schwer zu beschreibender Gestalt war die kriegerische Kopfbedeckung der Könige[3]): ein hoher, sich nach oben allmälig erweiternder, in der Vorderansicht scheinbar kugelrund endigender Helm. Er bestand gleichsam aus zwei Theilen, von denen der vordere und an den Kanten etwas eingeschweifte, den nach oben sich konisch verjüngenden hinteren Theil zu allen Seiten überragte. Vor einer über der Stirn anhebenden diademförmigen Einfassung, die zur Seite in der eingeschweiften Kante des Vordertheils endigte, ergänzte das Zeichen der königlichen Herrschaft, die emporgerichtete Uräusschlange. In ihrer Verlängerung bezeichnete sie zuweilen die Mittellinie des Helms. Dieser war meist von schöner blauer Farbe (Zinn, Silber, Emaille?) und zuweilen mit kleinen, an- und nebeneinander gereihten, runden Plättchen ausgelegt[4]).

Daß man auch baarhäuptig in die Schlacht ging, beweisen viele monumentale Schlachtgemälde[5]).

3. Der Hals blieb frei, doch bedeckten die schon erwähnten Kragen[6]), die bei Königen zuweilen bis auf die Mitte der Brust reichten, wenigstens den unteren Theil und die Schultern.

4. Brust und 5. Rücken blieben bei den meisten Truppen — den Bildwerken zufolge — ebenfalls schutzlos. Nur einzelne Krieger trugen Schienenpanzer oder eine eigenthümliche Art Schuppenhemd.

---

runden Deckel, auf dem sich eine zwischen zwei Hörnchen angebrachte Metallscheibe erhebt. Diese von den gewöhnlichen ägyptischen Helmen abweichende Helmform deutet auf asiatischen Ursprung, wie denn überhaupt die ganze so bekleidete Garde, die außerdem Backen- und Schnurrbärte trägt, wenig Aegyptisches hat.

[1]) Rosellini I. (m. st.) XCVI. B. 1. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8, 4. Die metallenen Helme waren wohl meist von Erz. Der sehr merkwürdige eiserne Helm, den das ägypt. Museum in Leyden besitzt, bildet eine chronologisch schwer zu bestimmende Ausnahme. [3]) Wir haben den Gypsabguß von einer kleinen, im Museum zu Turin befindlichen, Statuette vor Augen. [4]) Rosellini I. (m. st.), dicht mit Platten belegt XVI; XVII, 6; blau mit Gold LXXXI. [5]) S. die betreffenden Blätter bei Ros. I. (m. st); Lepsius u. a. [6]) Diese Kragen können nicht als Schutzwaffe betrachtet werden, dies um so weniger, als sie nur ausnahmsweise von Kriegern getragen wurden. Vergl. Rosel. I. (m. st.) a. v. O. Wilkinson I. S. 334 No. 47 u. oft.

a) Die Schienenpanzer[1]) erstreckten sich von der Hüfte entweder nur bis unter die Oberarme oder sie bedeckten zugleich diese nebst dem entsprechenden Theil der Schultern. Sie bestanden vermuthlich aus starkem Leder und darauf horizontal befestigten Metallstreifen.

b) Die Schuppenhemden[2]) hatten die Gestalt kurzärmeliger, bis zu den Knien reichender Hemden, die aus an- neben- und übereinander gefügten länglichen, doch unterhalb abgerundeten Blechen zusammengesetzt waren. Die Bleche selbst, auf mannigfach verschiedene Weise gefärbt oder aus verschiedenfarbigem Metall geschnitten[3]), wechselten in symmetrischer Anordnung der Farbe, wodurch das Ganze überaus reich und stattlich erschien.

c) Außer diesen schützenden Umhüllungen bedienten sich vorzugsweise Könige bunter und auf höchst künstliche Weise mit Goldfäden u. s. w. durchwirkter baumwollener Harnische[4]); desgleichen der d) Linnenpanzer, die man vermuthlich dadurch herstellte, daß man Leinewand stark cartonnirte[5]) und dann bemalte.

6. Arme und 7. Beine bedeckte man nicht. Nur die Bogenschützen legten zuweilen um dasjenige Handgelenk, welches dem Sehnenschlag ausgesetzt war, a) ein schützendes Metallband. Bei Königen, die fast nur den großen Bogen führten, hatte dieser Reif die Gestalt b) einer reichverzierten Schiene. Diese umgab die entsprechende Seite des Unterarms bis etwa zur Hälfte und wurde entweder nur leicht aufgeschoben oder außerdem durch schöne, buntdrillirte Kreuzbänder befestigt[6]).

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8 (3, 4). Rosellini I. (m. st.) XCVI. B. 1. Wilkinson I. Pl. III. Fig. 8, 9. Ein derbes Stück Leder mit darauf befestigten Bronzebuckeln theilt Prisse d'Avennes, monum. Pl. XLVI in Abbild. mit. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 88. Cailliaud, voyage à Méroé Pl. XIV, XVI. Rosellini II. (m. c.) CXXI, 17. Wilkinson a. a. O. Fig. 6. [3]) Das von Rosellini abgebildete Hemde besteht aus gelben (Gold?), blauen (Zinn oder Emaille?), rothen (Kupfer?) und grünen (Emaille?) Schuppen. [4]) Zu derartigen Prachtstücken gehörte der berühmte Panzer, welchen Amasis den Lacedämoniern schenkte und der, wie Herodot (III, 47) berichtet, reich mit Bildwerk verziert und mit Gold und Baumwolle durchwebt war und an dem jeglicher Faden, trotz seiner Feinheit, dennoch aus 360 Fädchen bestand. [5]) O. v. Steinbüchel, ägypt. Alterthümer der k. k. Sammlung in Wien, S. 64. [6]) Rosellini I. (m. st.) schuppenartig verziert LXIV; mit Schnüren befestigt LXXIX; sehr reich LXXXI. Wilkinson I. S. 306 No. 29. Es ist übrigens auffallend, daß, während die Könige den Bogen meist mit der linken, die anderen Krieger ihn mit der rechten Hand regieren. — Eine seltsame Zierde, die jedoch nur vereinzelt als Schmuck des Oberarms vorkommt, bestand in zwei Reifen, die nach oben und unten löffelförmig verlängert wa-

8. Die Füße schützten Krieger, wie es scheint, nur selten durch Sandalen[1]) und dies wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht sehr fest saßen und demnach beim Marsche u. s. w. hinderten.

II. Die Angriffswaffen.

A. Wurfgeschosse.

1. Der Wurfspieß, nächst dem Bogen die Hauptwehr der ägyptischen Soldaten, unterschied sich in seiner einfachsten Gestalt nur wenig von der noch gegenwärtig von den Gallasstämmen geführten Waffe[2]). Bei jenen war es ebenfalls a) ein runder, sauber geglätteter und zu einer feinen Spitze allmälig verjüngter Stab[3]). Das untere Ende desselben zierte jedoch zuweilen b) ein kleiner nach außen geschweifter Knopf, von dessen Mitte zwei, an Schnürchen befestigte Quasten herabhingen[4]).

Außer dieser, vermuthlich ältesten Gestalt des Wurfspeers, führte man ähnliche runde Spieße, die indeß c) mit metallenen, meist bronzenen[5]) Spitzen bewehrt waren. Letztere hatten sehr verschiedene Formen, unter denen die eines sehr spitzwinkligen, gleichschenkligen Dreiecks[6]) die gewöhnlichere gewesen zu sein scheint. Dieser Form zunächst stand die eines nach oben spitzzulaufenden Rhomboids[7]), wie auch eine mehr oder weniger lanzettliche, blattähnliche Bildung[8]). Seltner waren dagegen starke, halbovale und dann vierfach abgekantete Spitzen; desgleichen solche, die scheinbar aus zwei in der Mitte sich rechtwinklig durchkreuzenden spitzwinkligen Dreiecken bestanden[9]). Derartige Spitzen schweifte man auch wohl unterhalb in zierlicher Weise aus und befestigte sie vermittelst eines daran geschmiedeten Zapfens oder einer Tülle auf das Holz.

---

ren: Rosellini I. (m. st.) LXXIV und als Schmuck des Unterarms bei einem Weibe: Wilkinson II. S. 167 No. 146.

[1]) Ausnahmsweise ist die schon erwähnte Leibgarde des Ramses mit Schuhwerk bekleidet. [2]) Siehe oben S. 50. I. a. [3]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 9. [4]) Wilkinson I. S. 314 No. 34 (3). [5]) Mehrere solcher Bronzespitzen haben sich erhalten: Passalacqua, catalogue raisonn. No. 546. Prisse d'Avennes, monuments, Pl. XLVI. Wilkinson a. a. O., wo auch von eisernen Spitzen die Rede ist S. 313. [6]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8 (3). Rosellini II. (m. c.) CXVI, 8. [7]) Descript. de l'Eg. a. a. O. Fig. 4. Rosellini II. (m. c.) CXVI, 7 u. o. Wilkinson I. S. 314 No. 34 (1). [8]) Wilkinson a. a. O. No. 34 a. (1); No. 35 (3 und 4). [9]) Wilkinson a. a. O. No. 35 (1, 2); No. 43 a. (9) mit sehr langgezogener Spitze.

Die Speerschäfte behielten entweder die ihnen eigenthümliche Holzfarbe oder man färbte sie mit Roth, Gelb, Grün u. s. w.; einzelne belegte man indeß ganz mit Metallblech oder umgab wenigstens die Enden mit metallenen Ringen und ringförmiger Malerei[1]).

2. **Bogen, Pfeile, Köcher und was dazu gehörte.** A) Der Bogen, dessen sich die Aegypter im Kriege zumeist bedienten, war von sehr verschiedener Größe und Ausstattung. Auch er hatte in seiner einfachsten Gestalt viel Aehnlichkeit mit dem von der afrikanischen Urbevölkerung geführten Geschoß. Wie dieses, so war auch der ägyptische Bogen a) aus hartem Holze gearbeitet[2]), an den sich allmälig verjüngenden Enden gleichmäßig gekrümmt und mit einer drillirten, straffgezogenen Sehne bespannt. Der größeren Haltbarkeit wegen wurde derselbe zuweilen b) jederseits und zwar in gleichen Abständen von der Mitte mit Schnur umwickelt. Seine Länge betrug etwa zwischen vier bis fünf Fuß und darüber.

c) Um die Schwungkraft des Geschosses zu steigern, krümmte man nicht selten die Mitte des Bogenstabes nach innen, wodurch er denn in seiner ganzen Ausdehnung die Biegung einer einfachen Wellenlinie erhielt[3]). Einige Krieger führten sogar Bogen, d) deren gleichlange Schenkel in einem ziemlich stumpfen Winkel aneinanderstießen und hier vermuthlich durch elastisches Metall oder Horn verbunden waren[4]).

Die Ausstattung dieser Waffe war nach dem Range und Vermögen des Einzelnen eine mehr oder weniger kostbare. Während die Bogen der untergeordneteren Krieger theils die natürliche Farbe des Holzes behielten, theils nur eintönig bemalt wurden, fertigte man für die Vornehmen um so zierlichere Geschosse. Diese bestanden dann meist aus schöngeglätteten, innerhalb mit schwarzen Ebenholzstreifchen (?) ausgelegten und gelbgefärbten (vergoldeten) Bogenstäben, von denen jeder noch außerdem ein zwischen Ringen eingefügtes zierliches Pfeillager trug[5]). Besonders reich verzierte man die im Uebrigen einfach gekrümmten Bogen der Könige. Diese wurden meist farbig bemalt und zwar so, daß sie dadurch gewissermaßen in drei gleiche Theile zerfielen, von denen der mittlere in seiner ganzen Länge halb gelb, halb

[1]) Rosellini II. (m. c.) CXXI, 18, 24. [2]) Einen einfachen Bogen der Art besitzt das Berliner Museum: Passalacqua, catalogue No. 545; vergl. Rosellini II. (m. c.) CXVII; CXIX, 2. Wilkinson I. S. 305 No. 26 (1). [3]) Cailliaud, recherches: Pl. 37. Rosellini II. (m. c.) CXXI, 25. Wilkinson I. S. 305 No. 26 (2, 3); S. 307 No. 30. [4]) Rosellini I. (m. st.) LXXXII; LXXXIV. [5]) Rosellini II. (m. c.) CXXI, 25.

schwarz, jeder der übrigen grün und am Ende wiederum schwarz und gelb erschien[1]). Eine andere Art der Verzierung bestand darin, daß man den Bogenstab mit gemalten Ringen umgab, die, nach Größe und Farbe verschieden, in symmetrischer Abwechselung einander folgten. Seltener fügte man an derartige Bogen nach außen gekrümmte oder hakenförmige Pfeillager, während eine zu gleichem Zweck angebrachte farbige und bebüschelte Umwickelung der Bogenmitte fast nie fehlte[2]).

Um die Sehne am Bogen straff zu befestigen, stemmte man ihn senkrecht gegen den Boden; hierauf bog man den Stab vermittelst der linken Hand und dem linken Knie gewaltsam nach außen, wobei die rechte Hand das lose Ende der Sehnenschnur um die obere Spitze des Stabes wickelte[3]).

Zum bequemeren Transport der Waffe diente den niederen Soldaten ein einfach gestaltetes Futteral, das etwa ein Drittheil und zwar nur den mittleren Theil derselben in einer der Bogenlinie entsprechenden Form bedeckte[4]). Ein derartiges Futteral war vermuthlich von Leder oder geleimter Leinewand und zuweilen mit bunter Malerei verziert.

B) Die Pfeile[5]) fertigte man ohne Zweifel von möglichst leichtem und doch haltbarem Material, von Holz und Rohr. Sie wurden, dem Bogen entsprechend, höchst zierlich gearbeitet, unterhalb tief eingekerbt und zuweilen kurz befiedert. Die Länge derselben war nach der Größe des Bogens, zu dem sie gehörten, verschieden und betrug demnach etwa zwischen zwei bis drei Fuß.

Den zierlich geglätteten Pfeilschäften ließ man entweder, wie den Wurfspeerschäften, a) die natürliche Holzfarbe oder b) man bemalte sie in ähnlicher Weise, wie jene.

c) Außer bronzenen Pfeilspitzen[6]), die man ebenso mannigfach verschieden gestaltete, wie die oben beschriebenen Speerspitzen, bediente man sich wahrscheinlich zu kriegerischen Zwecken, hauptsächlich der größeren Wohlfeilheit wegen, d) künstlich geschärfter und meißelförmig geschlagener Feuersteinsplitter[7]), ja, es ist selbst nicht unwahrscheinlich,

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) LXXXI. [2]) Vergl. die Bogen bei Rosellini I. (m. st.) LXXIX; LXXXII; LXXXIV; LXXXVI. [3]) Wilkinson I. S. 305 No. 27. [4]) Wilkinson I. S. 290 No. 13 (Part. 1). [5]) Leemans, monuments égypt. S. 101. Rosellini II. (m. c.) CXVII. Wilkinson I. S. 308 ff. [6]) Wilkinson I. S. 310 mit Abbildungen, darunter eine mit Widerhaken bewehrte Spitze. [7]) Mehrere derartige sehr scharfe Feuersteinsplitter bewahrt das Museum

daß man noch in spätester Zeit, gleich der Urbevölkerung, Knochen, hartes Holz und ähnliche Stoffe zu Pfeilspitzen verwendete[1]).

Wie die Bogen der Könige, so auch waren die dazu gehörenden Pfeile äußerst sauber gearbeitet. Das Schaftholz derselben wurde gewöhnlich e) gelb bemalt oder vergoldet und am Ende mit nebeneinander liegenden buntfarbigen Ringstreifen verziert[2]).

C) Der Pfeilköcher, den jedoch, wie es scheint, nur gewisse Abtheilungen der Bogenschützen führten[3]), bestand a) in einem länglich viereckten, oben offenen Behältniß, dessen vermuthlich hölzerne Seitenwände man mit Leder oder bemalter Leinewand (Cartonnage) überzog[4]). Die Kanten verstärkte man zuweilen b) durch breite metallene Ränder, die Flächen dagegen durch aufgenietete Metallbuckeln[5]). Von diesen einfachen Köchern (die fast nur Krieger niederen Ranges trugen) unterschieden sich die der Vornehmen und Befehlshaber. Ein solcher oft sehr reich ausgestatteter Pfeilbehälter[6]) hatte fast stets c) einen halbrunden Boden und einen schön gearbeiteten, in Form eines aufgerichteten Löwenkopfes u. s. w. gebildeten, goldenen oder vergoldeten Deckel. Die oblongen oder nach unten etwas verjüngten Seitenflächen waren geschmackvoll bemalt und zwar meist grün oder roth grundirt, darüber war in diagonaler Richtung ein schwarzes, inmitten mit weißer Schlangenlinie verziertes Band gezogen, das wiederum oben und unten gegen eine Reihe horizontalliegender buntfarbiger Streifen, an die sich Deckel und Boden anschlossen, endigte. Die halbrunden Außenseiten des metallenen oder mit Metallblech belegten Bodens erhielten dann häufig eine schuppenförmige Verzierung. Noch prunkvoller, wie diese Köcher waren die der Könige, die d) von Gold, bunter Malerei oder Emaille, farbigen Steinen und zierlicher Ciselir-Arbeit ergänzten[7]).

Vermittelst eines am Köcher befindlichen Tragbandes hing man

---

in Berlin; vergl. was Herodot VII, 69 von den im Heere des Xerxes dienenden Aethiopen sagt. Die Meisselform in Abbild. bei Rosellini II. (m. c.) CXVII.

[1]) Eine sehr lange, fein und spitz auslaufende Klinge theilt Wilkinson a. a. O. No. 32 (1) in Abbildung mit. [2]) Rosellini I. (m. st.) LXXXI. [3]) Häufig trug man die Pfeile in Bündeln in der Hand; während des Schießens legte man sie vor sich auf den Boden: Ros. II. (m. c.) CXVII. Wilkinson I. S. 307 No. 30. [4]) Einen von Palmblättern geflochtenen Pfeilkocher bewahrt das Leydener Museum: Leemans, monum. égypt. S. 101. [5]) Ros. I. (m. st.) LXXXIV; II. (m. c.) CXIX. [6]) Die Abbildung bei Ros. II. (m. c.) CXXI, 26, 28, die indeß mit der, welche Wilkinson I. S. 332 Pl. 3 davon liefert, nicht ganz übereinstimmt. [7]) Ros. I. (m. st.) LXXIX.

denselben so über die rechte Schulter, daß man die Pfeile bequem zur Hand hatte[1]); auch trug man ihn ohne Band auf der linken Schulter, indem man ihn mit der linken Hand unterstützte[2]).

3. Die Schleuder. Diese an und für sich höchst einfache, aber nichts desto weniger wirkungsvolle Waffe bildete ein mehrfach gewundener Strick oder ein dem Zwecke entsprechend zugeschnittener, ziemlich langer Lederriemen. Zum Wurf wurden die Enden des Schleudertaues mit der rechten Hand zusammengefaßt, hierauf der Stein in die etwas breitere Mitte desselben hineingelegt und mit der linken Hand so lange gehalten, bis man, seines Zieles gewiß, die Schleuder in Schwingung setzte und im geeigneten Moment das eine Ende derselben und somit das Steingeschoß entfesselte[3]).

B. Die Hieb- und Stoßwaffen.

1. Der Speer. Dieser unterschied sich von dem Wurfspieß nur durch bedeutendere Länge und Stärke und hatte vermuthlich eine ähnliche Gestalt wie der lange Speer, dessen sich noch gegenwärtig die Nubier und Berber bedienen[4]). Es ist dies ein ziemlich starker, abgerundeter und mit lanzettlich gestalteter Metallspitze bewehrter Stab von etwa fünf bis sechs Fuß Höhe, den unterhalb eine Metallhülse umgiebt[5]). Da die Speerwaffe überhaupt meist von fremden, zum Theil mit den Aegyptern verbündeten Völkern geführt wurde[6]), so scheint es fast, daß jene dieselbe erst während der siegreich geführten Kämpfe in Aethiopien und Asien durch ausheimische Stämme im eigenen Heere anwandten. Selbst die Speere der Könige bewahrten bis in die späteste Zeit die leichte und zierlichere Form der Wurfspieße. Wie diese, so wurden auch sie farbig bemalt und am unteren Ende mit einem runden Knopf, von dem bebüschelte Schnüre herabhingen, verziert[7]).

---

[1]) Der König bei Rosellini I. (m. st.) LXXIX trägt den Köcher quer über den Rücken; dagegen einer von der Leibwache des Königs (LXXXIV) auf der linken Schulter; gewöhnlich waren die Pfeilbehälter der Könige an den Seiten ihrer Streitwägen befestigt. [2]) Ros. II. (m. c.) CXIX. [3]) Ros. II. (m. c.) CXVII, 3. Wilkinson I. S. 316 No. 36. [4]) Die Stärke und Gewalt der ägyptischen Speere erwähnt Xenoph. in der Cyropädie, VII. Einen sehr zierlichen, mit bronzener Spitze bewehrten Spieß, der jedoch mehr zum Wurf wie zum Stoß geschickt zu sein scheint, besitzt das Berliner Museum: Passalacqua, catal. No. 546. Abbild. von Speeren: Ros. I. (m. st.) C. Wilkinson I. S. 290 ff. [5]) Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon Taf. XXV, 3. [6]) Ros. I. (m. st.) CIII. B. 8 a. D. Wilkinson I. S. 287 No. 11; S. 365 No. 62 (1, 2, 3, 6); S. 384 No. 96 (2, 3, 4, 5, 8). [7]) Ros. I. (m. st.) LXXXIII.

2. Die Keule oder der Streitkolben, eine Hauptwaffe der äthiopischen Völker[1]), wurde von den Aegyptern in höchst eigenthümlicher Weise ausgebildet.

In ihrer einfachsten Gestalt war sie a) ein runder, nach einem Ende sich verstärkender, mehr oder weniger gebogener Knittel[2]). Zuweilen verzierte man die Enden desselben mit horizontal liegenden Parallellinien. Ein ähnliches Ornament oder wirkliche Metallreifen brachte man auch auf b) ziemlich breiten, wie es scheint, flach und vierkantig geschnitzten Kolben an[3]).

Einzelne Krieger führten statt jener Keule c) einen kurzen, cylindrischen oder vierseitigen Stab, der oben stark mit Metall, unten dagegen mit einem hakenförmigen Handschutz versehen war[4]). Vermuthlich diente diese Waffe gleichzeitig als Abzeichen höheren Ranges, weshalb man sie auch entweder roth oder grün, oder buntstreifig bemalte und außerdem reich mit Goldblech u. s. w. ausstattete.

Andere derartige Stäbe waren d) oben mit einer gewichtigen (metallenen) Kugel bewehrt[5]); wieder andere hatten entweder e) auf oder f) inmitten einer solchen Kugel ein langes und breites, sichelförmig gebogenes[6]) oder halbeiförmiges Messer. Im letzteren Falle bildete dasselbe mit seinem geraden Rücken gleichsam die Verlängerung des Stieles[7]). Seltner gab man einem solchen Messer g) die Form eines etwas geschweiften Blattes, wobei man es so innerhalb der am Stiel befindlichen, ähnlich gestalteten Wuchtmasse befestigte, daß es diese auf allen Seiten überragte[8]).

3. Das Kriegsbeil. Eine, häufig sehr breite und stets halbovale, mehr oder weniger der Halbkreisform sich nähernde Klinge war entweder a) massiv und mit der ganzen Länge ihrer geraden Seite vermittelst Riemen oder Nägeln an einem etwa drei bis vier Fuß langen Holzstiel befestigt[9]) oder b) hinterwärts durch zwei halbrunde Ausschnitte in der Weise durchbrochen, daß oben, unten und in der Mitte ein zur Befestigung dienender Metallzapfen stehen blieb[10]). Den

---

[1]) Die im Heere des Xerxes dienenden Aethioper trugen mit Metall beschlagene Keulen: Herod. VII, 69. [2]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 9; CXIX, 3. Wilkinson I. S. 329 No. 45 (1, 3). [3]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 7. Wilkinson a. a. O. (2). [4]) Ros. II. (m. c.) CXXI, 22. Wilkinson I. S. 327 No. 44 (3, 4). [5]) Wilkinson a. a. O. (1, 2). [6]) Rosellini I. (m. st.) CL. [7]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 88 (4), wo die Kugel in Zickzack verziert ist. Wilkinson I. S. 326 No. 43 (1, 2). [8]) Rosellini I. (m. st.) LXXIX. [9]) Ros. II. (m. c.) CXVII, 1, 4. [10]) Ros. II. (m. c.) CXVI, 6; CXVII; CXIX, 1. Wilkinson I. S. 325 No. 42 (1—6).

Obertheil des Schaftes bekrönte man zuweilen c) durch irgend ein rundgearbeitetes Bildwerk von symbolischer Bedeutung[1]).

4. Die Kriegsart[2]) — etwa zwei und einhalb bis drei Fuß lang — hatte gewöhnlich einen starken, mehr oder weniger nach außen gebogenen Stiel, der unterhalb in einen breiten Knopf oder auch in einen zierlich geschnitzten Thierfuß endigte. Die in Form eines breiten Flachmeissels gestaltete Klinge wurde mit der kurzen Rückseite durch Riemen, mit denen man zuweilen den ganzen Stiel kreuzweis umwickelte, mit dem Schaft verbunden. Die Klinge selbst war entweder wie die des Schlachtbeils a) glatt und massiv und dann nicht selten b) mit eingravirten Figuren, Hieroglyphen u. s. w. geschmückt oder (und dies wohl erst in späterer Zeit) c) mit figürlichen Darstellungen von durchbrochener Arbeit ausgestattet.

5. Das Schwert, dessen Länge selten zwei und einen halben Fuß überstieg, glich im Wesentlichen einer verlängerten Speerspitze. — Bei Kriegern niederen Ranges hatte der Schwertgriff fast immer eine a) flachrundliche, nach der Mitte allmälig verjüngte Gestalt, wobei über ihm die untere Breite der langgestreckten, spitzig zulaufenden Klinge die Hand vollkommen deckte[3]). Die Schwertgriffe der Vornehmen waren dagegen b) theils durch eingravirte Verzierungen und bunte Emaillemalerei, c) theils durch in Gold erhoben gearbeitete Zierden, unter denen Thierköpfe den Hauptschmuck bildeten[4]), kostbarer und prunkender.

6. Der Dolch hatte fast genau die Form eines kurzen, etwa ein und einen halben Fuß langen Schwertes. Vor der Mitte des den Griff bedeckenden, rundlich gestalteten Knopfes hingen gewöhnlich kurze, in Quasten endigende Schnüre[5]). Man trug diese Waffe gewöhnlich vorn im Gürtel und zwar in einer zierlich bemalten ledernen oder leinenen Scheide, die unterhalb und zu den Seiten mit Metallblech belegt war[6]).

---

[1]) Mit Löwenköpfen verzierte Beile bei Rosellini II. (m. c.) CXXI, 20. Wilkinson a. a. O. (3). [2]) Vergl. Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 88 (3). Ros. I. (m. st.) C. Prisse d'Avennes, monuments: Pl. XLVI, 4. Wilkinson I. S. 323 No. 41; S. 406 No. 73, 1a. [3]) Auf den Abbild. bei Ros. I. (m. st.) CII sind die Schwertklingen roth (Kupfer?) Wilkinson I. S. 318 No. 37. [4]) Diese Zierden bildeten gewissermaßen den Knopf, so z. B. zwei rücklings verbundene Sperberköpfe: Rosellini II. (m. c.) CXXII, 3 und nur ein solcher Kopf: Wilkinson I. S. 319 No. 39. [5]) Ros. II. (m. c.) CXXI, 29. [6]) Denon, voyage: Pl. 118, 2, hier endigt der übrigens etwas gebogene Dolch in einen mit einem Thierkopf gezierten Griff; desgl. Pl. 121, 6. Rosellini I. (m. st.) CII; II. (m. c.) CXVII, 9; CXIX, 1 ist kurz messerförmig.

Einen wohl erhaltenen, geschmackvoll gearbeiteten Dolch besitzt das Berliner Museum[1]). Die sehr schmale, spitzige und zweischneidige Klinge desselben ist von Bronze und nach der Mitte zu verstärkt. Der Griff, so weit ihn die Hand bedeckt in der Mitte etwas eingezogen und mit einer Reihe goldener Knöpfchen verziert, gleicht einem geöffneten Cirkelinstrument, dessen Schenkel ein meisselförmiges Stück Elfenbein umschließen. Die einfache, aber fest gearbeitete lederne Scheide bedeckt nur eine Seite der Klinge vollständig, während sie in nur schmalen Streifen um die Dolchschneiden liegt.

Andere in Aegypten entdeckte Dolche[2]) entsprechen theils denen, die sich auf Monumenten dargestellt finden, theils weichen sie von diesen ebenfalls und zwar hauptsächlich durch eigenthümliche Form des Handgriffes ab.

7. Das gerade Schlachtmesser[3]) — wie es scheint eine nur selten angewendete Waffe, hatte etwa die Form der gegenwärtig zum Vorlegen von Speisen u. s. w. verwendeten großen Tafelmesser. Die Klinge war etwa vier und einhalbmal so lang wie der Griff und am vorderen Ende nach oben hakenförmig umgebogen.

8. Das gebogene Schlachtmesser[4]) war mäßig gekrümmt, an der Spitze abgerundet und mit dem Griff durch einen kurzaufsteigenden Bogen, dessen Ausdehnung von der Breite des Metallblattes abhing, verbunden.

9. Die „Sichel der Schlacht"[5]) — so genannt wegen ihrer Krümmung — scheint kürzer gewesen zu sein wie jene zuletztbeschriebenen Waffen und nicht die Länge von einem und einem halben Fuß über-

---

[1]) Passalacqua, catalogue rais: No. 550. Wilkinson I. S. 320 mit Abbild. [2]) Unter den Dolchen, welche Wilkinson I. S. 23 No. 1; S. 406 No. 73 (7) u. s. w. und Prisse d'Avennes, monuments Pl. XLVI, 7 in Abbild. geben, befinden sich einige von 10½", 11½" und 15½" Länge, deren Griff entweder in einen offenen, durch einen mit Knöpfchen verzierten Stab getheilten, Ring endigt oder die Form eines einfachen, flachrunden Messerheftes hat, das nach der Mitte mehr oder weniger eingezogen, oben und unten mit einem Bogen abschließt und außerdem mit einem flacherhobenen Rande eingefaßt ist. Ein im Museum zu Leyden befindlicher Dolch, dessen Leemans, monum. S. 102 Erwähnung thut, besteht aus einer bronzenen Klinge und einem hölzernen mit Goldblech geschmückten Griff. [3]) Rosellini II. (m. c.) CXXI, 21. Wilkinson I. S. 332 Pl. III. (3). [4]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 88. Fig. 3. [5]) Rosel. II. (m. c.) CXXI, 28. Wilkinson I. Pl. III. (4, 5). Häufig erscheint diese Waffe in den Händen der Könige: Rosel. I. (m. st.) LXVI; LXVIII; LXXIX; als Waffe untergeordneter Krieger mit Parirstange und kurzem Handgriff: Ros. I. (m. st.) CXI; CXII. Wilkinson I. S. 334 No. 47 (3, 5, 9).

stiegen zu haben. Sie glich im Wesentlichen den heut von Fleischern und Köchen benutzten Hackmessern. Ein oft reich mit Goldblech gezierter Handgriff, der sich zu einem breiten Knopf erweiterte, vorn dagegen nicht selten in einer kelchförmigen Hülse steckte, hielt die Klinge. Ihr stets stark eingeschweifter Rücken lief entweder ohne Linearunterbrechung in den Griff oder schloß sich demselben mit einem leichten Bogen an. Der Rücken selbst wurde zuweilen mit breitem Goldrande verziert. Die etwas weniger gekrümmte Schneide stieß mit der Bogenlinie des Rückens entweder spitz zusammen oder die Klinge war hier geradlinig abgeschrägt. Das diesem entgegenstehende, der Hand zunächst liegende Ende derselben war meist schwungvoll nach innen gebogen. Außerdem versah man das auf den Abbildungen fast immer blau[1]) dargestellte (eiserne?) Metallblatt mit mehreren der Hauptkrümmung parallellaufenden Blutrinnen.

Anhang.

Zur Tracht gehörende Kriegsgeräthe.

1. Paniere und Feldzeichen[2]). Der Gebrauch derselben im ägyptischen Heere war uralt, ja er verliert sich in das Bereich der Sage, welche die Entstehung der Feldzeichen einer großen Verwirrung, die einst im Kriegslager ausgebrochen und dem siegreichen Vordringen hinderlich gewesen sei, zuschreibt. Da nämlich — so lautet die Sage weiter — kein Soldat mehr recht gewußt habe, zu welcher Abtheilung er gehöre, so habe man beschlossen, jede derselben durch ein bestimmtes Merkmal zu bezeichnen. Man sei darauf verfallen, Thierbilder zu fertigen, diese auf Stangen zu befestigen und den Anführern der verschiedenen Truppenabtheilungen anzuvertrauen. Fortan habe Jeder gewußt, zu welcher Abtheilung er gehöre. Diese Ordnung aber sei dem Heere so gut zu Statten gekommen, daß man beschlossen habe sämmtliche Thiere, die als Fahnenzeichen Dienste geleistet, zu verehren und heilig zu halten[3]).

---

[1]) Seltner kommen roth gemalte (kupferne?) Klingen vor: Rosel. I. (m. st.) LXXIX. [2]) Hieroglyphical Standards representing places in Egypt etc. collected by A. C. Harris of Alexandria. London 1852; ferner d. Abbild. bei Denon, voyage: Pl. 119; Wilkinson I. S. 294 (1—19); und a. v. O. [3]) Diese Sage, welche Diodor (I, 86) erzählt, gehört mit zu den vielen Conjecturen, die das Alterthum aufstellte, um das Ungewöhnliche des Thierdienstes zu erklären. Die Sache selbst verhielt sich wahrscheinlich gerade umgekehrt: nicht die Thiere wurden darum als heilig betrachtet, weil sie als Paniere dienten, vielmehr wählte man heilig geachtete Thiere als Feldzeichen.

Die Ehrfurcht, mit welcher der Aegypter gewisse Thiere betrachtete, war wohl geeignet, ihn zur Vertheidigung derselben aufzuregen und seinen kriegerischen Muth zu steigern. Nach den Erzählungen späterer Autoren[1]) war es sogar nicht ungewöhnlich, daß sich ägyptische Soldaten, wenn sie zur Schlacht gingen, mit heiligen Katzen u. s. w. versahen, und von Amasis wird ausdrücklich berichtet, daß er die Götterbilder dem Heere vorangeschickt habe. So auch verdankte Cambyses die Uebergabe von Pelusium mehr den von ihm vorgeführten Thieren, als der Gewalt.

Die Ehre, das geheiligte Panier zu tragen, wurde, wie schon die Sage berichtete, nur den Befehlshabern zu Theil. Sie waren vermuthlich zugleich die Kräftigsten und Tapfersten[2]) und so für die Uebrigen ein belebendes, nachahmungswürdiges Beispiel.

An die Stelle der ursprünglich vielleicht ausschließlich zu Wahrzeichen angewendeten Thierbildungen setzte man in der Folge auch andere Gegenstände von rein symbolischer Bedeutung. So entstand allmälig ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Paniere, von denen jedoch jedes Einzelne durch ein bestimmtes charakteristisches Bild sowohl zur Abtheilung, der es zugehörte, als auch zur Gesammtheit des Heeres in besonderer Beziehung stand.

Das einfachste Feldzeichen war a) eine runde, am oberen Ende mit zwei breiten Bändern geschmückte Stange. Dieser fügte man häufig b) ein viereckiges (quadratisches, oblonges oder oben rundlich gestaltetes) Bret auf, oder statt dessen eine c) halbkreisförmige, fächerartig gegliederte Scheibe. Einige Paniere trugen d) ovale, mit Hieroglyphen beschriebene Namensschilde; andere e) mehr oder weniger sorgfältig ausgearbeitete Darstellungen des heiligen Bootes, und wieder andere f) plastisch behandelte Sinnbilder, unter denen das des Gebets — zwei erhobene Arme, in deren Mitte man das figürliche Zeichen von Ober- oder Unterägypten u. s. w. anbrachte — das gebräuchlichste gewesen zu sein scheint.

Neben allen diesen einfacheren Standarten nahmen denn auch die g) mit Thierfiguren geschmückten eine wesentliche Stelle ein: kriechende Krokodile, aufrechtstehende Antilopen, Hunde — die man als Sinnbild des Anubis schwarz bemalte —, Geflügel u. a. m. setzte man auf ein an der Stange befestigtes Querholz, das dann nicht selten, vorzugs

---

[1]) Vergl. v. Bohlen, das alte Indien I. S. 58 ff. [2]) Vergl. Hohe Lied Salom. VI, 4.

weise bei schweren, metallenen Bildern einer besonderen Schrägstütze bedurfte.

Zuweilen begnügte man sich h) nur die Köpfe gewisser Thiere als Symbole von Gottheiten aufzustecken oder aber man fügte i) schöngearbeitete Portraitbüsten der Könige und Königinnen, die durch eigenthümlichen Kopfputz gleichfalls als Gottheiten bezeichnet wurden, auf sauber gearbeitete Stangen[1]). Diese und die Brustbilder wurden dann reich mit edlem Metall verziert, bunt bemalt, und das Ganze noch dadurch verschönt, daß man unmittelbar unter einem derartigen Bilde drei schmale, buntfarbige Zeugstreifen an der Stange befestigte.

Von obigen Fahnenstangen verschieden war vermuthlich k) das allgemeine große Heerbanner, das, wie es scheint, aus einem quer vor der Stange ausgebreiteten, unterhalb befranzten und auf der Fläche mit Hieroglyphen beschriebenen, oblongen Stück Zeug bestand[2]).

2. Die Kriegsmusik[3]). Zur Belebung des Muthes wie auch zum Signalisiren bediente man sich theils auf dem Marsche, theils bei kriegerischen Uebungen, besonders aber im Schlachtgewühl, wo die menschliche Stimme nicht ausreichte, sowohl der a) metallenen Trompete, als auch der b) Trommel. Letztere trug man, der Bequemlichkeit wegen, an einem um den Nacken laufenden Bande; auch hing man sie, gleich einem Quersack, über den Rücken[4]). Außer diesen Instrumenten führten einzelne Musiker in jeder Hand c) ein oben kreisrund zugeschnittenes kellenförmiges Holz, das mit dem anderen zusammengeschlagen wurde und so vermuthlich als Klapperstab zur Regelung des Taktes diente.

---

[1]) Zwei mitten auf einer langen Querstange ruhende, hinterwärts zusammenstoßende Köpfe bei Minutoli, Reise: Taf. XXII, 4; dagegen reich geschmückte Pharaonenbüsten: Ros. II. (m. c.) CXXI, 1—15. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 40, 3. [3]) S. unten: musikalische Instrumente. [4]) Ros. II. (m. c.) CXVI, 4. Wilkinson II. S. 267 No. 203.

Zweiter Abschnitt.

Die Tracht als Ausdruck besonderer Empfindungen und Zustände.

Vorbemerkung.

Gesetzmäßigkeit durchdrang das Dasein der Aegypter. Sie beobachteten streng eine bis auf das scheinbar Geringfügigste ausgedehnte äußere Form. Dieser unterlag nicht nur ihre Denk- und Sinnesweise, sie bestimmte sogar einzelne ihrer Geberden.

An die Stelle der dem Nationalcharakter eigenthümlichen maßvollen Ruhe, die sorgfältig jede gewaltsame Erregung vermied, trat nur selten, aber dann auch um so ergreifender, ein wild ausartender Taumel festlicher Lust. Aber selbst dieser Ausbruch der Freude, innig verknüpft mit der physischen Beschaffenheit des Landes, bewegte sich innerhalb bestimmter Zeitgrenzen. Er begann alljährlich mit der Ueberschwemmung des Nils und verlor sich gleichzeitig mit der wiederkehrenden Ruhe in der Natur.

Mit den dem Lande entsprossenen und in der Eigenthümlichkeit desselben gewissermaßen erstarrten Beziehungen zum Leben verbanden die Aegypter einen Stolz, der, an Selbstüberschätzung grenzend, alles verachtete, was den „Barbaren" und „verkehrten Geschlechtern" entstammte. Dagegen betrachteten sie ihr Land und Volk als das von den Göttern geliebte, mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu. Mit ängstlicher Sorgfalt waren sie bemüht, jede dasselbe betreffende Begebenheit der Nachwelt bildlich aufzubewahren. Im innigsten Zusammenhange damit entwickelte sich das Bestreben, das nicht als real Darstellbare durch gewisse symbolische Zeichen zu versinnlichen.

Während hierdurch die heilige Sculpturschrift — die Hieroglyphik — einerseits an Umfang gewann, blieb andrerseits eine symbolische Bezeichnung überhaupt nicht ohne Einfluß auf die mannigfach verschieden gestalteten Lebensverhältnisse. Auch die Tracht wurde wesentlich davon berührt.

Die Kleidung der Priester, der Könige, der Krieger, so wie die der unteren Stände, war nicht bloßes Schutz- und Schmuckmittel, nur unterschieden durch mehr oder weniger reiche Ausstattung, sie diente zugleich auch als charakteristische Bezeichnung für dieses oder jenes Zu-

dividuum und war demnach eine nach Geschlecht und Stand verschieden bedingte.

Besitzen wir gleich keine ägyptischen Kleiderordnungen, wie uns solche das christliche Mittelalter vielfach hinterlassen hat, so geht dem ohngeachtet sowohl aus Bildwerken, wie auch aus einzelnen Angaben älterer Schriftsteller, ziemlich klar hervor, daß dem Aehnliches den Aegyptern durchaus nicht fremd war. So bestimmte das Gesetz über die Kleidung der Priester, indem es ihnen verbot, andere als leinene Kleider zu tragen[1]); selbst das Material zu ihren Fußbekleidungen war gesetzlich festgestellt; ebenso die sorgfältige Vertilgung des Haares, überhaupt aber die strengste Reinlichkeitspflege.

Fast auf allen monumentalen figurenreichen Darstellungen erscheinen die Stände u. s. w. durch äußere Abzeichen bestimmter charakterisirt, und der Schurz des Kriegers, der sich der Form nach nur wenig von dem allgemein gebräuchlichen Lendenschurz unterschied, bestand aus einem besonderen Gewebe; in welchem dreihundert und fünfundsechszig Fädchen dem Einschlage zum Grunde lagen[2]).

Sowohl die Kindheit wie die Mannbarkeit hatte in der Tracht ihren entschiedenen Ausdruck gefunden, und abgesehen von der Mannigfaltigkeit vieler, nicht mehr genau zu bestimmenden, symbolischen Kopfbedeckungen waren durch solche, wenigstens zum Theil, Rang und Würden der Einzelnen scharf getrennt. Macht und Unterwürfigkeit, Freude und Schmerz, Leben und Tod, waren ebenfalls durch bestimmte äußere Formen zur Gegenständlichkeit erhobene Begriffe.

A. Einfluß des Privatlebens auf die Tracht.

I. Die Familie.

So befriedigende Nachrichten wir über die gesellschaftliche Stellung der Familienglieder zu einander besitzen[3]), so wenig sind wir von den-

---

[1]) Vermuthlich bezog sich das Gesetz nur auf die eigentliche Amtskleidung. S. unten. [2]) Das ursprüngliche Sonnenjahr der Aegypter zählte 360 Tage, doch schon im dritten Jahrtausend v. Chr. ergänzte man es durch fünf Tage: Lepsius, Chronol. S. 146. Vielleicht stand die Zahl der Fädchen in symbolischer Beziehung zu der Zahl der Tage eines ägypt. Jahres; vergl. v. Bohlen, das alte Indien I. S. 59. Ebenso gewebt war der Waffenrock oder Panzer, welchen Amasis den Lacedämoniern schenkte: Herod. II, 182; III, 47. Vergl. auch Untersuchungen einiger erhaltenen ägyptischen Gewebe bei Wilkinson III. S. 117 ff. [3]) Siehe oben S. 105.

jenigen Förmlichkeiten unterrichtet, welche die Aegypter bei Gelegenheit ehelicher Verbindungen beobachteten. Selbst fleißige Sammler, wie Herodot und Diodor, schweigen gänzlich davon und fast scheint es, daß der freigeborne Aegypter, ähnlich wie jeder andere Orientale, das Weib durch Kauf oder Tausch von ihren Angehörigen erwarb[1]). Wenigstens steht zu vermuthen, daß jeder Heirath ein von den dabei Betheiligten unterzeichneter Contract voranging, worin sich vielleicht der Mann schriftlich verpflichten mußte, seinem Weibe in Allem zu gehorchen[2]).

1. In wiefern ein ehelicher Verband auf die Tracht zurückwirkte, ob die Bekleidung der Braut und des Bräutigams besonderen Bestimmungen unterworfen war, darüber geben selbst die Denkmäler keine sichere Auskunft. Nichts desto weniger ist anzunehmen, daß ein derartiger gewohnheitsrechtlicher Gebrauch bestand.

2. Die Kinder, deren Erziehung und Beköstigung den Eltern ohne Ausnahme anheimfiel, gingen bis zu einem gewissen Alter meist nackt[3]) und mit geschornem Haupte[4]). Ihre einzige Tracht bestand a) in einer nach innen gebogenen Locke oder Flechte, die zur Seite der Ohren herabhing[5]). Erst mit eintretender Mannbarkeit wurde dieses allgemein gültige Zeichen der Jugend entweder b) mit dem eigenen vollen Haar oder mit c) irgend einem beliebigen Kopfputz vertauscht[6]). Außerdem bezeichnete vermuthlich der kurze Bart den Austritt aus dem Knabenalter.

3. Die Zeichen der Trauer waren, je nach dem zu betrauerndem Gegenstande, verschieden.

a) Der erste gewaltigste Ausbruch des Schmerzes beim Tode eines geliebten Familiengliedes oder hochverehrten Königs hatte zur

---

[1]) So leistete vielleicht ein Bewerber, der den unteren Ständen angehörte, Dienste bei dem Vater seiner Braut; vergl. 1. Mose XXIX, 15 ff. u. a. O. Das einzige mir bekannte altägypt. Manuscript, das von einer Heirath (des Ramses) spricht, wobei denn auch Brautgeschenke erwähnt werden, ist von Sam Birch (Notes upon an Egyptian inscription in the bibliothèque nation. of Paris 1852) publicirt. [2]) Vergl. Diod. I, 27. Daß übrigens die Weiber schon in den frühesten Zeiten den ersten Rang in der Gesellschaft einnahmen, beweisen eine Anzahl weitschweifiger Titulaturen: E. de Rougé, mémoire sur l'inscription du Tombeau d'Ahmès S. 59. H. Brugsch, übersichtliche Erklärung a. v. O. [3]) Diod. I, 80. [4]) Herod. II, 12; Diod. I, 83. Daraus, daß Jedermann (wie Herod. II, 65 berichtet) seinen Kindern entweder den ganzen Kopf, oder die Hälfte, oder das Drittheil scheeren und das Haar gegen Silber abwiegen ließ, den Betrag aber den Wärtern der heiligen Thiere zollte, erklärt sich vielleicht jenes eigenthümliche Abzeichen der Kindheit. [5]) S. oben S. 135. [6]) E. de Rougé, mémoire sur l'inscript. S. 158.

Folge, daß man sich Kopf und Gesicht mit Erde oder Koth beschmierte, ein bis zu den Füßen reichendes Gewand unter der Brust gürtete und so angethan wehklagend durch die Straßen lief.

b) Während der Trauerzeit enthielt man sich der Bäder und jeglichen Schmuckes; ja man genoß selbst nur einfach zubereitete Speisen. Sowohl Männer wie Frauen ließen das Haar frei wachsen und stimmten von Zeit zu Zeit einen Klaggesang an[1]).

c) Das Gefolge des Leichenconductes war nach Geschlecht, Alter und Stand der Verstorbenen auf's bestimmteste geordnet[2]). Den Zug eröffneten gewöhnlich Träger der Standesinsignien. Diesen schlossen sich eine große Anzahl von Personen an, die theils auf dem Kopfe, theils auf den Schultern, theils auch in den Händen Lieblingsgeräthe u. s. w. des Dahingeschiedenen trugen. Ihnen folgten Männer mit Palmzweigen und hierauf kam der von heiligen Kühen und Tempeldienern gezogene Leichenwagen. Hinter demselben reihten sich, je nach Rang und Stand, die Angehörigen des Verstorbenen — Männer und Weiber. Letztere trugen nicht selten ihre Kinder so in ihrem deshalb sackförmig aufgenommenen Gewande, daß sie dadurch auch unterhalb fast ganz entblößt erschienen. Klageweiber, die Trauergesänge heulten und sich Kopf und Brust zerschlugen, waren dem Gefolge beigeordnet, wie denn auch, zuweilen mehrere, mit Pantherfellen bekleidete Weihepriester nicht fehlen durften.

d) Dem Absterben heiliger oder besonders geschätzter Thiere folgte ebenfalls eine allgemein gebräuchliche Trauer.

Starb z. B. in irgend einem Hause eine Katze, so rasirten sich sämmtliche Bewohner desselben die Augenbrauen, starb ein Hund, so schoren sie sich sorgfältig den ganzen Körper[3]).

e) Schließlich ist noch ein eigenthümliches Amulet hervorzuheben, das die Gestalt eines doppelt geschlungenen Knotens hatte und vermuthlich als Symbol des unauflöslichen Grabes (?) theils auf Leichenwagen als Ornament, theils als schloßähnliche Agraffe auf der Mitte

---

[1]) Herod. II, 36 sagt ausdrücklich, daß man in der Trauerzeit langes Haar und Bärte trägt; über den Klaggesang s. II, 85. Diod. I, 72; 91. Mit dem allem stimmen die bildlichen Darstellungen von Trauernden vollkommen überein: Cailliaud, recherches: Pl. 57; 58; 65. Rosellini II. (m. c.) CXXVIII, 1; CXXX; CXXXI ff. Wilkinson I. S. 256 (No. 7). [2]) Vergl. die Abbildungen u. s. w. von Leichenzügen bei Rosellini II. (m. c.) CXXXI ff. mit den Untersuchungen nebst Abbildungen bei Wilkinson III. S. 363 No. 402; V. S. 414 ff.; Plat. 83 bis 85; ferner das Prachtwerk von R. Lepsius a. O. [3]) Herod. II, 66. Diod. I, 84.

des Gürtels, vornämlich bei Statuen von Göttern und Königen, angebracht wurde[1]).

Anhang.

Bekleidung und Ausstattung der Leichen[2]).

Vollkommen im Einklang mit der religiösen Anschauung, welche die Aegypter von dem Verhältniß der Seele zum Körper und der Fortdauer nach dem Tode hatten, stand ihre überaus sorgsame Behandlung der Verstorbenen wie auch die Aufmerksamkeit, die sie dem Studium, die Leichen vor Verwesung zu sichern, zuwendeten.

Die Kunst des Mumisirens, vielleicht hervorgerufen oder doch wenigstens in ihren Fortschritten begünstigt durch Sanitätsrücksichten, die das Klima bedingte, und deshalb von den Priestern zur unerläßlichen Culthandlung erhoben, wurde nach ganz bestimmten, wie es scheint, uralten Priestersatzungen ausgeübt. Das dabei beobachtete Verfahren, das sowohl Kenntnisse in der Chemie wie auch in der Anatomie voraussetzt[3]), erreichte in der Folge eine Vollkommenheit, die in ihrer Ausübung ebenso künstlich wie kostbar war[4]).

Innig verbunden mit den schon an und für sich sehr theuren Einbalsamirungen der Cadaver, war eine mehr oder weniger schmuckvolle Ausstattung derselben. Diese bestand zunächst a) in einer Umwickelung mit Leinewandbandagen[5]).

Die Bandagen selbst wurden bei vornehmen Leichen auf äußerst künstliche Weise um die einzelnen Glieder geschlungen[6]) und zwar so, daß sie mit ihren äußersten Lagen entweder den ganzen Körper mit

---

[1]) Vergl. Diod. I, 96: den mit ehernen Riegeln verschlossenen Tempel der Hekate und die Pforten des Cocytus und Lethe. Die Abbildungen v. Minutoli, Reise: Taf. XXXII, 8; XXXIII, 14. Wilkinson V. S. 412 No. 500 ff.; Plates: No. 48, 3. [2]) Zu der Anzahl von Werken, die über Mumien handeln und welche Klemm, Culturgesch. V. S. 318 anführt, ist noch u. a. hinzuzufügen: A. Perrot, Essai sur les momies. Histoire sacrée de l'Egypte ect. Avec planches. Nimes 1844. [3]) Vergl. Brugsch, über die medicinischen Kenntnisse der alten Aegypter u. s. w. S. 53 (Abhandlung in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. Januar 1853). [4]) Die nach Stand und Vermögen des Einzelnen mehr oder weniger kostbaren Mumisirungsarten beschreiben sehr ausführlich: Herod. II, 86 ff. und Diod. I, 91 ff. [5]) Daß man in frühester Zeit (vierte M. Dynastie) auch von Thierwolle gefertigte Bandagen verwendete, beweisen die Untersuchungen bei G. R. Gliddons, Otia Aegyptiaka. Lond. 1849 S. 74. Ritter, über die geograph. Verbreitung der Baumwolle 1852. S. 58. [6]) S. Birch, Notes upon a Mummy (from No. 27 of the archaeolog. Journal 1851).

Einschluß der Arme und Beine, oder sowohl den Rumpf wie die Extremitäten, doch selbständig umgaben. In beiden Fällen indeß war man sorgfältig bemüht, vermittelst einer solchen Umwickelung die ursprünglichen Körperformen herzustellen[1]).

b) Anderweitiger Schmuck der Mumien erstreckte sich theils unmittelbar auf den Körper und bestand in einer Vergoldung einzelner Theile desselben, vorzugsweise des Kopfes, der Hände und Füße[2]) — theils auf die Umwickelung, indem man zwischen die einzelnen Binden und Bandagen u. s. w. Amulete von mannigfach verschiedener symbolischer Bedeutsamkeit vertheilte[3]).

c) Ueber die äußerste Hülle, welche den so rund umwickelten Körper einschloß, breitete man zuweilen ein aus buntfarbigen Schmelzperlen zierlich zusammengesetztes Netzgeflecht[4]). Auf der Mitte desselben, und zwar parallel mit der Länge der Mumie, wurde auch wohl ein schmaler, stark vergoldeter Metallstreif befestigt, der in Hieroglyphen den Stammbaum des Todten[5]) trug, über diesem Streif aber der heilige Käfer mit ausgebreiteten Flügeln angebracht, und zur Seite desselben zwei der vier ägyptischen Todesgenien[6]) symmetrisch vertheilt. — Die so ausgestattete Mumie wurde sodann in den für sie bestimmten, ebenfalls nach Rang und Vermögen einfacher oder kostbarer gearbeiteten Sarg[7]) niedergelegt.

Eine ähnliche sorgfältige Behandlung, wie die menschlichen Cadaver, erfuhren auch die der geheiligten Thiere. Diese wurden ebenfalls mumisirt, mit Leinwandbändern u s. w. umwickelt und in besonderen Grabstätten beigesetzt[8]). Ganz vorzügliche Sorgfalt verwendete man

---

[1]) Eine sehr zierliche weibliche Mumie der Art besitzt das Berliner Museum: H. Brugsch, übersichtliche Erklärung S. 72 No. 2.4; eine ähnliche beschreibt Blumenbach, naturhistor. Beiträge II. S. 72. [2]) Vergoldete Gesichtsüberzüge von Mumien bei A. v. Steinbüchel, Beschreibung der k. k. Samml. S. 74. Ein Mumienkopf mit künstlichen, eingesetzten, Augen im Berliner Museum. [3]) Vgl. u. a. Passalacqua, catalogue rais S. 100 ff. v. Minutoli, Nachträge zur Reise z. Tempel d. J. A. S. 200 ff. [4]) Abbild. derartiger Netze v. Minutoli, Reise z. Tempel: Taf. XXXVI—XXXVIII; XXXIII, 16. Cailliaud, recherches: Pl. 22. [5]) H. Brugsch, übersichtl. Erklärung theilt auf S. 80 einen solchen Stammbaum in Uebersetzung mit. [6]) Ueber die Todesgenien v. Minutoli, Reise S. 446 mit Abbild. Taf. XXXIV Fig. c, d. H. Brugsch, übersichtl. Erklärung S. 20: sie hießen: Amset (mit Menschenhaupt), Hasi (mit Affenkopf), Siumutef (Schakalskopf), Kebhsenuf (Sperberkopf). [7]) S. unten Leichengeräth. [8]) Herod. II, 67; 69; 74. Diod. I, 83 ff. Thiermumien finden sich in allen ägypt. Museen: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 51—55 und a. v. O. Passalacqua, catalogue rais. S. 20 ff. v. Steinbüchel, k. k. Sammlung in Wien S. 73 ff. Leemans, monum. Egypt. à Leyde S. 193 ff. u. a.

auf die Einbalsamirung der Ibisse. Sie umgab man, außer mit der fast allen mumisirten Thieren eigenthümlichen Umwickelung, noch mit einem meist kegel- oder eiförmigen, höchst zierlich gearbeiteten Flechtwerk und einem gleich geformten irdenen Topf, der vermittelst eines Deckels hermetisch verschlossen wurde.

II. Die Geselligkeit.

Der den Menschen eigenthümliche Trieb, sich mitzutheilen, die Basis jedes geselligen Vereines, trat bei den Aegyptern gewiß um so stärker hervor, als diese fortdauernd bemüht waren, sich nach außen abzuschließen; denn, wenn eine solche Selbstbeschränkung auch einerseits dazu beitragen mußte, dem geselligen Verkehr eine gewisse Einseitigkeit zu geben, so wurde doch andrerseits gerade dadurch das Bestreben, die Monotonie der Unterhaltung auf künstliche Weise zu unterbrechen, um so stärker befördert.

Von wesentlichem Einfluß auf die Art und Weise der Geselligkeit überhaupt ist die gesellschaftliche Stellung, welche das weibliche Geschlecht einnimmt. Wo dies indeß beherrschend auftritt, wie das in Aegypten der Fall war, erhält auch die Geselligkeit selbst einen den Verhältnissen entsprechenden mehr oder weniger zart sinnlichen Charakter. —

Männer wie Weiber sind, wie wir schon oben bemerkten, bei geselligen Zusammenkünften vorzugsweise bemüht, sich äußerlich so geschmackvoll wie möglich auszustatten.

1. Es unterliegt demnach wohl keinem Zweifel, daß die Aegypter besondere Gesellschaftskleider[1]) besaßen, die sich durch Feinheit des Stoffes, überhaupt aber durch zierliche und kunstvolle Arbeit von der alltäglichen Tracht unterschieden. Solche Kleider bestanden vermuthlich in weiten, fein gefältelten, halbdurchsichtigen Gewändern, die, mit kurzen Aermeln versehen, a) bei Männern den ganzen Körper bedeckten, b) bei Weibern dagegen so angelegt wurden, daß die rechte Brust in ihrer ganzen schönen Fülle entblößt blieb.

2. Zu einem derartigen Anzuge gehörte dann auch ein ihm entsprechend reicher Schmuck um Hals und Arme. Durch ihn zeichneten sich ebenfalls die Weiber aus, indem sie, während die Männer nur ein Armband ums Handgelenk trugen, wohl drei und noch

[1]) Hierfür und für das Folgende sind die Darstellungen bei Wilkinson II. S. 167; S. 191; S. 393 und Plat. XII zu vergleichen.

mehr dergleichen Spangen und zwar in gewissen Abständen übereinander, theils um den Oberarm, theils um's Handgelenk anlegten. — Ebenso sorgfältig wie die Arme verzierten die Weiber das Haupt sowohl mit reich geschmückten Stirnbändern und Blumenkränzen, wie auch mit einzelnen, ihnen von den Männern der Sitte gemäß dargereichten Bouquets.

3. Die bei festlichen Gelegenheiten aufwartenden Dienerinnen erschienen ebenfalls außergewöhnlich geschmückt und zuweilen sogar, ungeachtet des reichen Schmuckes, von jeglicher Gewandhülle entblößt.

---

4. Das oben berührte Bestreben der Aegypter, die Einförmigkeit der Unterhaltung zu beseitigen, hatte gewiß frühzeitig dahin geführt, die geselligen Zusammenkünfte, außer durch Gesellschaftsspiele im engeren Sinne[1]), auch durch käufliche Spieler, Lustigmacher, Gymnasten, Tänzer und Musiker, ja selbst durch angestellte Erzähler u. s. w. zu beleben.

Von jeher war der Orient, vornämlich Asien, reich an dergleichen Künstlern, und es ist wohl zu vermuthen, daß viele derselben, denen man selbst auf den Monumenten einen sie verewigenden Platz gönnte, von dort in das schaulustige Aegypten einwanderten. Für diese Vermuthung spricht ganz besonders die überaus üppige und oft sehr reiche Tracht der Tänzerinnen und musicirenden Schönen, die vielleicht, außer mit ihren Kunstfertigkeiten, auch noch mit ihren natürlichen Reizen Handel trieben. Dies läßt wenigstens die meist sehr leichte Bekleidung derselben[2]), die gewöhnlich nur a) in einem lose übergeworfenen, durchsichtigen Hemde bestand, voraussetzen; desgleichen ihr b) zierlicher Schmuck um Hals, Arme, Beine und — Unterleib, der vermuthlich mit klingendem Takt die üppigsten Bewegungen ihres Körpers begleitete, wie auch c) ihr eigenthümlicher Kopfputz, der in mehreren künstlich gedrehten, gleichsam verführerisch winkenden Locken bestand.

d) Neben diesen so lüstern ausgestatteten Weibern zeigten indeß auch ehrbarer, mit dem gewöhnlichen ägyptischen Weiberrock, bekleidete und durch lang bepuschelte Kappen charakterisirte, weibliche Gymnasten ihre Künste, während wieder andere e) nichts als einen kurzen, schwimmhosenförmigen, doch weitbauschigen Schurz trugen[3]).

---

[1]) S. unten: Spielapparate. [2]) Rosellini II. (m. c.) XCV, 7; XCVI, 4; XCVIII. Wilkinson II. S. 232 No. 183; S. 235—240; S. 291; S. 299 ff.
[3]) Ros. II. (m. c.) C; CI. Wilkinson II. S. 336; 416; 429.

f) Die Ringer, Faustkämpfer u. s. w., überhaupt die hierhergehörenden Männer, begnügten sich meist mit dem einfachen Schenkelschurz[1]); g) Tänzer und Musiker aber gingen zuweilen theils nackt, theils schmückten sie sich mit einem engen oder weiten Gewande und anderweitigen Schmuckgehängseln[2]).

---

5. Die Anwendung von Masken zur geselligen Ergötzlichkeit war, wie es scheint, nicht gebräuchlich. Sie beschränkte sich mehr auf das darstellende mysteriös-religiöse Gebiet und die damit engverknüpften Festlichkeiten.

---

6. Mit zu den im Freien stattfindenden Vergnügungen der Vornehmen gehörte die Jagd im weitesten Sinne.

Sowohl die fischreichen Gewässer Aegyptens wie die thierreichen Landstriche boten dem Jäger ein günstiges Terrain. Weder der Vogel in der Luft[3]), noch das Nilpferd im Röhricht[4]), noch die jagdbaren Thiere der Ebene und des Gebirges[5]) wurden geschont.

Die Tracht, der man sich beim Jagen bediente, war vermuthlich meist die der vornehmen Stände überhaupt: a) ein leichter zweitheiliger Schurz und darüber ein etwas längeres, durchscheinendes Gewand von ähnlichem Schnitt, das zuweilen bis auf die Knöchel reichte; Haupt und Füße waren theils bedeckt, theils unbedeckt. b) In einzelnen Fällen trug man jedoch nur den kurzen, einfachen Schenkelschurz und dazu zwei, quer über Brust und Rücken kreuzende Schulterbänder von Metall, die einen breiten, über den Hüften liegenden Gürtel hielten.

III. Der Handel.

Ein besonderer Einfluß des Handels auf die Art und Weise der Bekleidung — etwa eine bestimmte Bezeichnung des Handelsstandes

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 66 (1). Rosellini II. (m. c.) CII; CIII ff., wo auch einige Stockfechter dargestellt sind, die am linken Unterarm eine schmale, bretähnliche und vermittelst Riemen befestigte Schiene tragen. Wilkinson II. S. 257; 298; 334 No. 237; S. 373; 493. [2]) Wilkinson II. S. 239; 265 No. 201 ff. [3]) Cailliaud, recherches: Pl. 35. Rosellini II. (m. c.) XXV. Wilkinson III. S. 39 No. 335; S. 41 Fig. a, Fischfang; desgl. S. 52 No. 341. [4]) Wilkinson III. S. 70; Plat. XV. [5]) Descript. de l'Egypt. A. Vol. II. Pl. 9. Cailliaud, recherches Pl. 37. Ros. II. (m c.) XV; XVI. Wilkinson III. S. 18 mit Abbild.

durch dieselbe — ist weder aus Nachrichten älterer Schriftsteller noch aus bildlichen Dokumenten nachweisbar.

1. Die Kaufleute, die überhaupt den unteren Ständen angehörten und wahrscheinlich in den meisten Fällen selbst Producenten von Handelsartikeln waren, bekleideten sich mit der allgemein gebräuchlichen Schenkelbedeckung.

Ein groß-kaufmännisches Treiben blieb den Aegyptern bis in die späteste Zeit des Reiches fremd, und wenn sie gleich die von fernher eingeführten Waaren einhandelten und auf dem Nil beförderten, so hielten sie doch, wie wir schon oben bemerkten, religiöse Ansichten von jeglichem Seeverkehr, ohne den eben kein Großhandel denkbar ist, zurück.

2. Unter den Handelsartikeln, die vorzugsweise das Binnenland den Aegyptern zuführte, nahmen gewiß schon frühzeitig die Sklaven eine gewichtige Stelle ein, und wenn sie auch das ägyptische Gesetz vor Unbill schützte, sie sogar als Glieder der Familie, der sie dienten, betrachtete[1]), so war dagegen die Behandlung, welche die Sklaven von Seiten der Händler erfuhren, gewiß wenig von der noch jetzt bei der Stammbevölkerung üblichen verschieden.

Daß man sich seit den ältesten Zeiten zum bequemeren Transport von Sklaven der Fesseln bediente, beweisen eine Menge altägyptischer Darstellungen[2]).

Die einfachste Art der Fesselung bestand darin, daß man entweder a) die Arme des Gefangenen so auf dem Rücken zusammenschnürte, daß sich die Ellenbogen berührten oder daß man b) die Handgelenke vermittelst Stricken oder auch c) vermittelst eines metallenen Ringes vor dem Körper oder hinterwärts gewaltsam zusammenfügte.

d) Um mehrere Sklaven bequem und sicher transportiren zu können, verband man sie mit einem um ihre Hälse geschlungenen derben Strick zu einer beliebig langen Reihe.

e) Seltner legte man, wie es scheint, dem Gefangenen ein Halsband um, von dem dann ein ovaler Ring auf die Mitte der Brust herabhing, der die kreuzweis durchgesteckten Hände umgab[3]).

---

[1]) Wie die Geschichte Josephs lehrt: 1. Mose XXXIX ff. [2]) Außer den Figuren auf den oben S. 139 erwähnten Sohlen s. die Darstellungen von gefesselten Kriegsgefangenen u. s. w. bei Ros. I. (m. st.) LXXXV. Hier sind die Sklaven nackt, nur mit einem Schurz von Pantherfell und einer runden, von Stroh oder Binsen geflochtenen, mit einer Puschel oder Feder gezierten Kappe bekleidet; LXXXVI; CXLII; CXLIII; CXLVIII. Wilkinson V. S. 345 No. 474. [3]) Ros. I. (m. st.) CXLIX. Wilkinson II. S. 92 No. 92.

Die Tracht der dienenden Sklaven war wenig von der der unteren Stände verschieden und bestand a) bei Männern in dem einfachen oder doppelten Schurz; b) bei Weibern in dem gewöhnlichen Rock oder, in vornehmen Häusern, in einer dem Vermögen der Herrschaft entsprechenden schmuckvolleren Bekleidung[1]).

B. Einfluß des Staatslebens auf die Tracht.

In jener innigen Verknüpfung der staatlichen Interessen mit denen der Religion behaupteten die Könige, selbst den Priestern gegenüber, eine unumschränkte Gewalt[2]). Man verehrte die Herrscher in demselben Maaße wie die Götter, ja man betrachtete sie gleichsam als eine Verkörperung der Gottheit. — Als „Beherrscher beider Welten", ein Titel, den sie mit dem höchsten unter den Göttern, mit dem Osiris, gemeinschaftlich führten[3]), besaßen sie unzweifelhaft die Macht, „zu richten die Lebendigen und die Todten". Diese Allgewalt aber erhob sie im Geiste des Volkes weit über die Grenzen des Irdischen und gleichzeitig zu den vornehmsten Repräsentanten der religiösen Macht, zu Oberhäuptern über sämmtliche Priester.

Eine gleiche Verehrung wurde der Königin zu Theil. Man betrachtete sie als die Mutter des Landes und vergötterte sie gleich der heiligen Isis. Auch sie führte den Alles umfassenden Titel: „Beherrscherin beider Welten, Liebling des Amon-Ra, des Herrn der Thronen beider Welten, Sonnentochter und von deren Stamme (Amen-ha-tusa)" u. s. f.[4]).

I. Diese gewissermaßen symbolische Stellung der Könige und ihrer Gemahlinnen blieb nicht ohne Einfluß auf die äußere Erscheinung. Das den Aegyptern vorzugsweise eigenthümliche Bestreben, selbst das Abstrakteste zu verkörpern, hatte schon frühzeitig eine bestimmte Zahl von Attributen erfunden, welche die Macht und Würde der Herrscher, sowohl im Einzelnen wie im Ganzen, auch nach außen erkennbar charakterisirten.

Solche Abzeichen bestanden theils in eigenthümlich gestalteten Kopfbedeckungen — Kronen — theils in scepterartigen Insignien u. a. m.

---

1) S. oben: Geselligkeit S. 190 (3). 2) Max Duncker, Gesch. des Alterthums. Berlin 1852. I. S. 75 ff. 3) H. Brugsch, Erklärung der ägypt. Denkmäler S. 17 (1370); S. 19 (1373) ff.; S. 41 heißt der König: „Herr der beiden Welten (Herr der Gerechtigkeit, Abglanz der Sonne), Herr der Diademe (Amenmai Ramses) wie die Sonne Leben spendend". 4) E. de Rougé, notice des monuments S. 46 (No. 13). H. Brugsch, Erklärung u. s. w. S. 30; S. 39 u. a. O.

Der wesentlichste Schmuck indeß, der die königliche Gewalt über Leben und Tod, wie die Macht der Herrschaft überhaupt, symbolisirte, bestand in einer kunstvoll gearbeiteten Nachbildung einer im Lande heimischen, durch ihren Biß tödtenden Schlangenart, die den Namen Uräus[1]) führte.

1. Ein derartiger Uräusschmuck war meist von edlem Metall und gleichsam drohend, mit aufgerichtetem Oberleibe und geradausstehendem Kopfe gebildet; außerdem mit bunter Schmelzmalerei verziert[2]). Vornämlich schmückte er die königliche Kopfbedeckung vorn, dicht über der Stirn; doch trug man auch gleichzeitig mit jenem Stirnschmuck mehrere solcher Schlangen zu einer Reihe geordnet als untere Randverzierung an der königlichen Schärpe[3]); ebenso die Königinnen, die auch geschmackvoll gearbeitete Uräusschlangen als Ohrenschmuck anwendeten[4]).

Der Ursprung dieser symbolischen Bezeichnung ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen, doch erscheint sie zuerst auf Monumenten, welche der zwölften und dreizehnten Dynastie entstammen[5]).

2. Die den Herrschern eigenthümlichen Kopfbedeckungen waren nach ihrer symbolischen Bedeutung von besonderer Gestalt und Farbe.

a) Die einfachste Form hatte das sogenannte Diadem[6]): ein goldener Reif von etwa zwei bis drei Zoll Breite mit erhobenen Rändern und vor der Stirnmitte befestigtem Uräus. Das zwischen den Rändern befindliche Feld wurde meist mit bunter Emaille in geschmackvoller Weise gefüllt. Zuweilen gestaltete man die Schlange in der

---

[1]) Wie Diod. III, 3 berichtet und die Bildwerke bestätigen, schmückten sich auch die äthiopischen Könige mit dem Uräus. Ueber den Uräus s. Horapollon, Hierogl. I, 1. Aelian, Eigensch. der Thiere II, 5; VI, 38; X, 31; XVII, 5. Wilkinson II. S. 239 ff.; V, S. 64; S. 237; S. 442 über Schlangenmumien. [2]) Auf Monumenten ist der Uräus fast stets von gelber, Gold bezeichnender Farbe und roth, blau, grün bemalt. Das Berliner Museum besitzt Uräuszierden von vergoldetem und unvergoldetem Holz, Bronze u. s. w. Unter den bronzenen zeichnet sich ein Uräus besonders aus. Der Untertheil endigt in einer brillenförmigen Verschlingung. Der Kopf ist menschlich gebildet und trägt über dem Diadem, zwischen zwei Mendeshörnern, den Sonnendiskus. Er gehört vermuthlich spät griechischer Zeit an. [3]) Rosellini I. (m. st.) XVI; XVII, 6 ff.; LXXXI; CXVIII. Wilkinson III. S. 352 Fig. 1. [4]) S. oben S. 161. [5]) E. de Rougé, notice des monuments: Basreliefs No. 3—5. [6]) Ros. I. (m. st.) XIX, 20, 23; XXXVIII, 1; CLXVIII. Wilkinson III. S. 354 No. 11; Plat. No. 54 A; No. 77; No. 78. Ein sehr schönes Diadem besitzt das Leydener Museum: es ist von Gold, auf der Fläche blau emaillirt und mit farbigen Steinen besetzt.

Art, daß sie den Reifen in zierlichen Windungen umgab, oder man befestigte an seiner Hinterhauptmitte zwei auf die Schulter herabhängende bandähnliche Metallstreifen, denen man sogar nicht selten noch einen anderen, in einem Uräus endigenden Metallstab hinzufügte.

Außer diesem Kopfschmuck, der den König wohl nur als weltlichen Machthaber überhaupt bezeichnete, bediente er sich verschiedener Kronen, von denen eine ihn als „Beherrscher der unteren Region", eine andere als „Beherrscher der oberen Region" und beide zugleich[1]) als „Beherrscher beider Welten" charakterisirte.

b) Die Krone der unteren Region hatte etwa die Form eines sich nach oben wenig erweiternden flachen Gefäßes, dessen oberer Rand nach hinten in leicht aufsteigender Bogenlinie in einer Art schmaler Handhabe endigt[2]). Hinterwärts bedeckte sie das Genick, ohne indeß die Ohren mit zu verhüllen. Ueber der Stirnmitte dieser Krone erhob sich meist, außer dem Uräus, der seltsame Schmuck eines nach innen gebogenen, am Ende schneckenförmig gewundenen Stabes. Sie war von rother, doch nicht allzu brillanter Farbe; auch wurde sie theils streifig, theils mit dicht aneinander gereihten runden Knöpfchen verziert[3]).

c) Die Krone der oberen Region war um ein bedeutendes höher als jene, von ausgebaucht kegelförmiger Gestaltung und in einem rundlichen Knopf endigend[4]). Auch sie erstreckte sich bis tief ins Genick, ohne die Ohren zu bedecken, war jedoch von weißer Färbung und meist, ohne anderweitigen Schmuck, einfach glatt.

d) Die Doppelkrone[5]) bezeichnete den „Beherrscher beider

---

[1]) Zu welcher Zeit die ohne Zweifel ursprünglich rein symbolische Bedeutung dieser Kronen als Bezeichnung der Ober- und Unterwelt auf das getheilte Reich (Ober- und Unterägypten) zuerst angewendet wurde, ist schwerlich mehr zu bestimmen. Bereits auf den ältesten Denkmälern erscheint die Vereinigung beider Kronen zu einer einzigen als determinirende Hieroglyphe. Vergl. R. Lepsius, Denkmäler Atlas: Abth. II. Bl. II. Wilkinson III. S. 282 ff. [2]) Diese gefäßähnliche Form gab lange Zeit der Vermuthung Raum, daß diese Krone nichts weiter sei als ein altägyptisches Getraidemaaß. Dafür hielt sie selbst noch v. Minutoli, Reise: S. 396. [3]) v. Minutoli, Reise Taf. XXXII, 13 als kleines Amulet. Leemans, monuments du Musée. Liefer. 4. Th. II. No. 35 und 53 streifig verziert und mit Knöpfchen ausgestattet. Rosellini I. (m. st.) CLXVI; II. (m. c.) XCVII, 1 auf dem Kopf an einer Harfe u. a. O. Wilkinson III. S. 354, No. 399 Fig. 8. [4]) v. Minutoli, Reise Taf. XXXII, 12. Rosellini I. (m. st) CL; CLXVI; III. (m. d. c.) XIII, 1. Wilkinson III. S. 354 No. 399 Fig. 9. E. de Rougé, notice. S. 33 (No. 19). [5]) Rosellini I. (m. st.) XXIII, 30, wo um die Mitte der unteren Krone ein hinten zusammengeschleiftes Band läuft; desgl. CLXIII, 4;

Welten". Sie wurde dadurch gebildet, daß man die Krone der oberen Region so in die der unteren Region fügte, daß erstere mit ihrem Knopfe nicht die Höhe der sogenannten Handhabe an jener Krone überragte. Ihre Farbe war der Färbung jener beiden Kronen entsprechend, weiß und roth. Vorn, über der Stirnmitte, erhob sich der schon oben erwähnte, seltsam geschwungene Krummstab.

Selten, vermuthlich nur auf besondere Veranlassung, umgab man den unteren rothen Theil der Krone mit einer Verzierung in Form eines Lorbeerkranzes.

e) Ein vierter, höchst eigenthümlicher Kopfschmuck der Könige, der nicht nur auf monumentalen Darstellungen abbildlich vorkommt, sondern auch in der berühmten Inschrift von Rosette[1]) ziemlich genau beschrieben wird, bestand aus drei, nach ihrer symbolischen Bedeutung verschieden geformten Haupttheilen.

Zwischen zwei mehr oder weniger horizontal gestreckten Kuh- oder Widderhörnern, die entweder unmittelbar auf der königlichen Haube[2]) oder, der größeren Haltbarkeit wegen, auf einer flachen, vierseitigen Basis befestigt waren, erhoben sich, in senkrechter Stellung aneinander gereiht, zwei oder mehrere konisch gestaltete Aufsätze, die in einfacher Schwingung oder lilienförmig endigten. Jeder von diesen Aufsätzen trug auf seiner Spitze einen sogenannten Sonnendiskus, eine runde Scheibe, oder auch, was indeß seltener der Fall war, einen in Gold gebildeten Sperber. Auch war einem solchen, oft reich verzierten Kegel unmittelbar über seiner Grundfläche die Sonnenscheibe eingefügt. An den äußersten Seiten eines derartigen Gesammtschmuckes erhob sich, parallellaufend mit demselben, eine oben rundlich umgebogene federförmige Verzierung, während andere, dem ähnliche senkrecht aufsteigende Ornamente so hinter den Kegeln angebracht waren, daß sie die Mitte der vorhandenen Lücken füllten. Der Uräusschmuck, welcher jedoch nicht bedingt war, erhob sich theils über den Hörnern und zwar zu beiden Seiten der ganzen Bekrönung, theils hing er, vermittelst gebogener Metallstäbchen, an den Hörnerspitzen befestigt, von diesen tief

auf LXXIX und III. (m. d. c.) LXVI ist an der sich bis unten erstreckenden weißen Krone von Oberägypten nur der vordere, dreieckige, der Krone von Unterägypten zugehörende Theil nebst der Handhabe roth; desgl. II. (m. c.) XCVII, wo indeß gleichzeitig die mittlere Krone gelb erscheint. Mit Lorbeer umwundene Kronen bei Ros. III. (m. d. c.) XIII, 1 und Wilkinson III. S. 354 No. 399 (6); S. 352 No. 398.

[1]) Recueil des Inscript. grecques et latines de l'Egypte par M. Letronne. I. Paris 1842 S. 241: Inscript. dite de Rosette etc. mit Abbild. [2]) S. oben S. 134. c.

herab, wobei jedoch fast nie ein die Schlangenhäupter verzierender Diskus fehlte. Ruhte der Gesammtschmuck auf jener erwähnten vierseitigen Basis, so ornamentirte man deren Seiten ebenfalls, entweder durch eine Reihe sonnenbekrönter Uräusschlangen oder durch ovale Namensschilde, die, auch zwischen aufsteigenden Uräen angeordnet, den in Hieroglyphen geschriebenen Namen des Pharaonen enthielten.

Das Ganze[1]) war, der Leichtigkeit wegen, vermuthlich aus Holz geschnitzt, mit Goldblech beschlagen und bunt bemalt oder emaillirt.

Alle diese (a bis e) Kopfbedeckungen trug man, wie schon bemerkt, entweder unmittelbar auf dem geschornen Haupt[2]) oder, was vornämlich bei der zuletzt betrachteten unerläßlich war, auf künstlich geflochtener Perücke[3]) oder auch auf der sogenannten ägyptischen Haube[4]). f) Diese war, galt es einer besonderen Feierlichkeit, ebenfalls reich mit Goldschmuck ausgestattet. Abwechselnd schwarz und gelb gestreift, zierte sie über der Stirn ein goldener diademartiger Rand, und dessen Mitte die künstlich gearbeitete Uräusschlange[5]). Einer solchen waren mitunter zu jeder Seite noch zwei kleinere Schlangen beigeordnet. Außerdem erstreckte sich über die Mitte ihres Hinterhauptstheils der mit dem Diskus bekrönte heilige Sperber. Auch er war von Gold, und mit ausgebreiteten Flügeln, in jeder Klaue einen Ring

---

[1]) In der eben angeführten Inschrift von Rosette geloben sämmtliche Priester Aegyptens Ptolemäus Epiphanes einen derartigen Schmuck, und zwar als Bekrönung eines kleinen Tempels (Naos), in dem sein Bildniß aufgestellt werden soll. Es handelte sich also auch hier um eine Vergötterung des Monarchen. — In der Inschrift werden ferner als besonderer Schmuck zehn kegelförmige Aufsätze (βασίλειαι) bestimmt hervorgehoben, eine Zahl, die auf Monumenten niemals vorkommt. Man müßte denn annehmen, daß auf den Darstellungen, wo drei solcher Aufsätze erscheinen, zehn gemeint seien, was bei der, den Aegyptern mangelnden Perspektive und einer Anordnung dieser Regel in vier Gruppen (je zu drei und zu zwei auf vier Seiten) nicht unwahrscheinlich ist: vergl. Letronne a. a. O. S. 317 ff. Außerdem besagt die Inschrift, daß sich inmitten dieser Basileien die Doppelkrone erheben soll; auch dies ist ein auszeichnender Schmuck, der sich jedoch nur auf die Naosbekrönung, nicht aber auf Tracht im Allgemeinen bezieht. Daß dieser ganze kronenförmige Aufsatz von Gold war, geht ebenfalls aus der Inschrift hervor: Letr. Note 94 ff. Vergl. hierzu die Abbild.: Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. XIII; Pl. XIV ff. Rosellini I. (m. st.) XVI, 3, drei Aufsätze auf vierseitiger Basis; CXVIII: ein Aufsatz ohne Basis. Wilkinson: Plat. 50, drei Aufsätze ohne Uräus; 54 A; Pl. 72 (3) ein Aufsatz über der Krone von Unterägypten; Pl. 80 sehr reich mit dem Sperber auf der Spitze u. s. w. [2]) Ros. I. (m. st.) XXIII, 30; LXXIX; CL; III. (m. d. c.) LXVI. [3]) Wilkinson, Plat. 54 A. [4]) Ros. I. (m. st.) CXVIII; II. (m. c.) XCVII, 2; III. (m. d. c.) XIII, 1. [5]) Sie fehlte überhaupt selten und findet sich fast stets selbst an der einfachsten königlichen Haube: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 81 (2). Ros. I. (m. st.) XVII, 1; LXIV; III. (m. d. c.) LXIV, 2.

als Symbol einer großen Zahl von Jahren haltend, dargestellt[1]). Nicht selten fügte man auf eine so geschmückte Haube streifig verzierte Ammonshörner.

3. Ein besonderer, jedoch selten getragener Schmuck sehr reich ausgestatteter Könige bestand in einem, den künstlichen Kinnbart umlaufenden, nach vorn empor gerichteten, goldenen Uräus[2]).

4. Die scepterartigen Insignien, zu denen vorzugsweise die Geissel und der sogenannte Krummstab gehörten[3]), hingen, wie es scheint, innig mit dem Cultus zusammen. Ihr Ursprung verliert sich in die Urzeiten des Volkes, denn die Geissel, die später als determinirendes Bild der königlichen Herrschaft den Hieroglyphen beigeordnet wurde, deutet ohne Zweifel auf den ursprünglichen, Viehzucht treibenden Stand der Aegypter, während der Krummstab — einer in den Händen kleiner Osirisstatuen vorkommenden Erdhacke nicht unähnlich — auf den frühzeitigen Betrieb des Ackerbaues hinzuweisen scheint[4]).

a) Die königliche Geissel war ein einfach gebildeter, etwa zwei Fuß langer Stab, von dem drei der Länge nach aneinander befestigte, nach unten allmälig breiter werdende Riemen (?) hingen, die, oben durch eine Schnurumwickelung noch besonders vereinigt, entweder schmucklos blieben oder, sammt dem Stabe, streifig, zuweilen auch zickzackartig verziert wurden.

b) Der Krummstab, mit der Geissel von gleicher Länge und zuweilen wie diese streifig bemalt, endigte entweder in Form einer Hacke oder, was häufiger der Fall war, in einer ringförmigen, doch stets offenen Krümmung[5]).

c) Das Weihe-Scepter Pat, mehr ein Zeichen ausübender Macht überhaupt, als nur ein Attribut der königlichen Herrschaft, bestand aus einer mehr oder weniger gestreckten, oblongen Platte und daran befindlichem Handgriff. Dieser, in frühester Zeit ein ziemlich langer Stab[6]), erhielt in der Folge die Form einer kurzen, nach der Mitte etwas eingezogenen, oft reich geschmückten Handhabe[7]), wodurch

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) XVI, 3. [2]) Wilkinson: Plat. No. 80 Fig. 1. [3]) Sowohl der thronende Osiris, wie auch die Könige, führten, den Darstellungen zufolge, fast immer die Geissel in der rechten, den Krummstab dagegen in der linken Hand; seltener umgekehrt: Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 15 (15). Rosel. I. (m. st) XXXV; II. (m. c.) CXXXV, 2; III. (m. d. c.) LXVI. Wilkinson II. S. 410 No. 290; IV. S. 321; Plat. No. 33; No. 76; No. 80. [4]) Vergl. Diod. III, 3. [5]) C. A. Böttiger, Ideen zur Kunstmythol. I. S. 248 erkennt in diesem Krummstab die älteste Form des Schlüssels. [6]) R. Lepsius, Denkmäler Abth. II. Bl. 3 und a. a. O. [7]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 88 Fig. 20. Ros. I. (m. st.) XVI; XXXV.

denn das Ganze einer Rührkelle oder einem sogenannten Mangelholze[1]) nicht unähnlich sah.

5. Die Bekleidung der Könige im Allgemeinen war im hohen Grade mannigfaltig und, vermuthlich wie ihre tägliche Lebensweise überhaupt, einem bestimmten Hofceremoniell unterworfen[2]).

Außer dem fast nie fehlenden Hals- und Armschmuck und der am Haupte befestigten goldenen Uräusschlange, trugen die Herrscher oft nur a) einen glatten oder zierlich gefältelten Hüftschurz[3]). An die Stelle desselben trat indeß zuweilen b) eine reich verzierte, und, wie es scheint, nur ihnen eigenthümliche Schurzbekleidung, die in einem gleichschenkligen, mit Vergoldung u. s. w. geschmückten Dreieck bestand, das, mit seiner Spitze an der Bauchmitte des Gürtels befestigt, den bis zur Mitte der Oberschenkel reichenden Unterschurz deckte[4]).

Der Oberkörper blieb meist nackt, doch bekleidete man auch ihn in einzelnen Fällen c) mit jenen erwähnten Bandumwickelungen und jackenartigen, mit goldgestickten Sperbern verzierten Brustgewändern[5]).

Bei besonderen Feierlichkeiten erschienen die Könige entweder d) in langherabfließenden, dünnstoffigen Schurzen und der darüber befestigten, kunstvoll gearbeiteten Schärpe[6]) oder e) in langen und weiten, den ganzen Körper florartig einhüllenden Gewandungen[7]). Ueberhaupt beobachteten sie, wie schon bemerkt, eine strenge Kleiderordnung, vorzugsweise aber bei Ausübung des religiösen Ceremoniells[8]). Jeder Herrscher, wenn er als Oberpriester fungirte, war wie dieser f) reich geschmückt und mit einem Leopardenfell angethan[9]).

6. Die symbolischen Abzeichen der Königinnen beschränkten sich im Wesentlichen a) auf eine besonders gestaltete Kopfbedeckung und b) ein eigenthümlich geformtes Scepter.

a) Erstere glich in der Hauptsache dem Kopfschmuck an Isisstatuen[10]). Wie dieser, so ahmte auch jene die Gestalt des heiligen

---

[1]) S. unten: Küchengeräth. [2]) Ueber das Hofceremoniell der ägypt. Könige s. Diod. I, 70. [3]) Prisse d'Avennes monum. égypt Pl. IV, 1; Pl. XVII. Rosellini I. (m. st.) XVII, 7; LX; LXIV ff. [4]) Ros. I. (m. st) XVII, 6 ff. Wilkinson III. S. 352 (2); Plat. No. 26 (2). [5]) Ros. I. (m. st.) LXXIX; LXXXI; LXXXVI; CL ff. [6]) Ros. I. (m. st.) XVII, 10 ff. Wilkinson III. S. 352 Fig. 3 a. O. [7]) Rosel. I. (m. st.) XVI; CXVIII. Wilkinson III. a. a. O. Fig. 1. [8]) Wilkinson V. S. 270 ff. [9]) Ros. I. (m. st.) XVII, 8. Wilkinson I S. 279 ff. [10]) Ros. I. (m. st.) XI, 1. Wilkinson IV. S. 384 No. 455. Der Geier war das Symbol der göttlichen Mutter (Mut): Schwenk. Mythol. der Aegypter S 98; nach Horapollo, Hierogl. I, 11 das Abzeichen der Mütterlichkeit überhaupt

Geiers nach: die Flügel lagen senkrecht über der darunter befindlichen Haube, während der Kopf, gleich dem Uräus, der sogar nicht selten dessen Stelle vertrat, sich über der Stirnmitte erhob. Die nach hinten gestreckten Klauen hielten das schon erwähnte Symbol einer unbestimmten Zahl von Jahren — den Ring.

Auf diesen meist sehr zierlich von Gold gebildeten Gesammtschmuck fügte man, je nach den ceremoniellen Bedingnissen, verschieden gestaltete, oft sehr reich ausgestattete Aufsätze[1]). Dazu gehörten vorzugsweise eine, zwischen Kuhhörnern angebrachte und von federförmigen Ornamenten begrenzte Mondscheibe, wie auch die den Königen eigenthümlichen einfachen und doppelten Kronen.

Häufig indeß erschienen auch Königinnen ohne den Geierschmuck, nur mit einem diademartigen, mit dem Uräus verzierten Stirnbande[2]).

b) Das Scepter glich einem langgestreckten halbgeöffneten Blumenkelch, etwa dem einer Lilie, mit schlankem, oberhalb zart umgebogenem Stengel[3]).

c) Mit der anderweitigen Bekleidung der Königinnen, die gewöhnlich in lang herabwallenden, dünnstoffigen Gewändern bestand, verhielt es sich vermuthlich ebenso, wie mit der Tracht der Könige. Auch sie war ceremoniellen Bestimmungen unterworfen und demgemäß bald einfacher, bald reicher. Zuweilen wurden die weiten und luftigen Gewandungen mit einem eng anliegenden, bunt gemusterten Weiberrock vertauscht; zuweilen trat an die Stelle jeglicher Bekleidung ein überaus prächtiger und kostbarer Schmuck[4]).

II. Der Hofstaat im Ganzen und Einzelnen war der Herrscherwürde angemessen. Nur Personen vom höchsten Range umgaben die königliche Familie und die Söhne der Priester mußten den Herrscher bedienen[5]). Eine prächtig ausgestattete Leibgarde[6]), unter

---

[1]) Vergl. Rosellini I. (m. st.) I — XXIV; dazu Tom II. di mon. stor. cap. XVIII. Wir heben besonders hervor Tab. XIX, 19, 21: über dem Geier eine viereckige Platte, deren vordere Seite mit zwei Uräusschlangen geziert ist. Hinter diesen steht, sie gleichsam beschützend, ein kleiner, sehr zierlich gearbeiteter Geier; ferner XXIV, 36, wo die Geierhaube die mit Kuhhörnern und Mondscheibe geschmückte Krone von Unterägypten trägt, dagegen XXIII, 26, wo die einfachen Hörner nebst Mondscheibe und federförmigem Ornament nur auf der Haube angebracht sind. [2]) Ros. I. (m. st.) XIX, 19, 23, 24; XXIV, 35 ff. Wilkinson III. S. 368 Fig. 2. [3]) v. Minutoli, Reise: Taf. XXI. Fig. 1. a. Wilkinson V. S. 281 No. 471. [4]) S. Beispiele bei Ros. I. (m. st.) I — XXIV, darunter besonders die nur mit Schmucksachen bekleidete Königin XIX, 23. [5]) Diod. I, 70. [6]) Ros. I. (m. st.) CI; CII.

die vermuthlich die Geisseln tributpflichtiger Nationen aufgenommen wurden, verherrlichten seine glänzende und zugleich kriegerische Erscheinung.

Jedes Geschäft am Hofe, selbst das geringfügigste, wurde von besonderen Beamten verwaltet[1]). Diese rangirten nach Amt und Würden und standen wiederum unter bestimmten Oberhäuptern — Chefs. Ihre Titel drückten entweder ihre Funktion („Sänger des Königs", „Träger des Sonnenschirms"), oder ihre höhere oder niedere Stellung überhaupt aus („Herr der Huldigung", „königlicher Rech".)

1. Allen diesen so mit dem Hofe enger verknüpften Individuen wurde mannigfache Auszeichnung zu Theil. Durch Geschenke von a) Ehrenkleidern, b) kostbaren Waffen, c) goldenen Ketten[2]) u. dergl. wußte sie der Monarch an sein Haus, an seine Person zu fesseln.

2. Neben solchen Gegenständen, die natürlich zugleich den äußerlichen Prunk des Hofstaates vermehrten, bestanden noch für diese oder jene Würde besondere, nur sie charakterisirende Abzeichen.

Dazu gehörten vorzugsweise a) der bereits oben erwähnte große Stab und b) das Weihescepter Pat[3]). c) Selbst das Recht, sich mit einem Pantherfell zu bekleiden — eine Tracht, die vornämlich den fun-

---

[1]) Auf den im Berliner Museum befindlichen Grabstelen u. s. w. liest man die Titel folgender Beamten: vergl. H. Brugsch, übersichtl. Erklärung: S. 16 (1) königl. Schreiber; S. 17: Schaffner im königl. Palast; S. 19: Oberster über die Getraidehäuser, Schreiber und Schaffner des Königs; S. 21 (4): Träger des Sonnenschirms; S. 22: Fürst des Bogens des Herrn beider Welten; S. 23: Schatzmeister; S. 24: Präfekt des Landes und Fürst des Bogens; S. 24 (4): Sänger, Fürst des Bogens und Stallmeister; S. 44: Aufseher über die Bauten; S. 67: Vorsteher des Palastes und königl. Rech (ein Titel, der häufig in der vierten Dynastie vorkommt); S. 37: königl. Sohn (Prinz) von Kusch (Aethiopien) — ein bedeutender Ehrentitel — ff.
[2]) Pharao sprach zu Joseph (vergl. 1. Mose XLV, 22 und XLI, 40 ff): „du sollst über mein Haus gesetzt sein; und nach deinem Munde soll sich richten mein ganzes Volk, nur um den Thron will ich größer sein als du — siehe ich setze dich über das ganze Land Aegyptens". — „Da nahm Pharao seinen Ring von seiner Hand und steckte ihn an die Hand Josephs und bekleidete ihn mit Kleidern von feiner Baumwolle und legte eine goldene Kette um seinen Hals". Dieser uralten Schilderung einer amtlichen Einkleidung entsprechen einige fast gleichzeitige bildliche Darstellungen vollkommen: Prisse d'Avennes monuments égypt. Pl. XXX. Wilkinson Plat. No. 80. Ueber Waffen als Ehrengeschenke: S. Birch, Statistical tablet of Karnak S. 10: [3]) S. oben S. 198. c. und dazu: Cailliaud, recherches sur les arts ect. Pl. 37. Prisse d'Avennes, monuments Pl. XL. R. Lepsius, Denkmäler II. Bl. 3, 9 ff. E. de Rougé, notice S. 11 (36); S. 28 (1, 2). H. Brugsch, übersichtl. Erklärung S. 26; S. 69.

girenden Oberpriester bezeichnete — war, wie es scheint, wenigstens in frühester Zeit, auch andern vornehmen Männern zugestanden[1]).

3. Im Uebrigen war die Kleidung der Hofbeamten die der vornehmeren Stände überhaupt: theils der kurze oder längere Schurz, theils das lange, weite oder engere, weiße Gewand. Die Söhne des Hauses, die königlichen Prinzen, trugen außerdem als „Träger des Sonnenschirms", „Fürsten des königlichen Bogens" u. s. w. den sie charakterisirenden Kopfputz — die runde Kapsel, mit daran befestigtem Bande; auch zeichneten sie sich von den übrigen Hofbeamten zuweilen durch reicher gegürtete oder mehrfach übereinander gezogene kostbarere Gewänder aus[2]).

III. Was die Verwaltung des Staates betraf, so herrschte darin eine musterhafte, vermuthlich maschinenmäßige Ordnung, denn „von jeher suchten die berühmtesten Gelehrten eine Ehre darin, nach Aegypten zu reisen, um sich mit den dortigen Gesetzen und Einrichtungen bekannt zu machen[3])".

1. Dem Herrscher stand ein wohl organisirtes Beamtenthum zur Seite, das die Regierungsgeschäfte leitete und besorgte. Das Land selbst war in einzelne Kreise getheilt, deren Zahl indeß eine nach den Zeiten verschiedene war[4]). Jedem solcher Kreise stand ein sogenannter Landpfleger oder Statthalter vor, unter dessen specieller Herrschaft wiederum Unterbeamte fungirten[5]). Alle diese Aemter theilten vermuthlich mit den Hofämtern sowohl Titel und Würden, wie auch die damit verbundenen obenerwähnten äußerlichen Abzeichen.

---

[1]) Der Ursprung dieser Bekleidung wurzelte vermuthlich in den frühesten, roheren Zeiten des Volkes; sie wurde vielleicht allmälig zur determinirenden Auszeichnung der Vornehmen in der vierten und den nächstfolgenden Dynastien (R. Lepsius, Denkmäler II. Bl 3, 8, 9, 19 ff.) und verblieb zuletzt ausschließlich (wogegen indeß Brugsch, Erklärung u. s. w. S. 26 spricht) den Oberpriestern. [2]) Rosellini I. (m. st) XVIII, 17; CXXXV; XLIV Bis ff. Wilkinson III. S. 349 No. 397 Fig. 4 u. a. O.; für den Unterschied in der Tracht der verschiedenen Stände ist besonders die Darstellung der Krönungsfeier Ramses, die sich auf der Mauer des Palastes zu Medinet Habu befindet, besonders wichtig: Plat. No. 76. [3]) Die eigenen Worte Diodor's (I, 69). [4]) Ueber die Eintheilung des Landes: Max Duncker, Gesch. des Alterthums I. S. 80 (Anmerk. 2). [5]) Die Titel solcher Beamten finden sich ebenfalls mehrfach auf Grabstelen, so im Berliner Museum, s. H. Brugsch, Erklärung S. 24: Präfekt des Landes; S. 19 (4) und 34: Oberster über die Getraidehäuser von Ober- und Unterägypten; S. 44: Aufseher über die Bauten; S. 20, S. 27: Rechtsgelehrter oder Schreiber der Gerechtigkeit ff.

2. Nur die Richter, die wahrscheinlich dem Priesterstande angehörten und stets unter Vorsitz eines Oberrichters ihr Amt versahen, waren noch außerdem durch besonderen Schmuck ausgezeichnet. Dieser bestand für die Unterrichter a) in einer um den Kopf laufenden Binde, an der eine aufrechtstehende Straußfeder, das Symbol der Wahrheit und Kraft, befestigt war[1]). Der Oberrichter aber trug, als Zeichen seiner Würde, b) eine goldene Halskette, von der eine viereckige, nach unten breiter werdende Brustplätte hing, welche, aus Lapis-Lazuli verfertigt, die in hockender Stellung einander gegenübersitzenden Götterfiguren Re (Sonne, Licht) und Thmei (Gerechtigkeit) enthielt[2]).

3. Unter den mannigfach verschiedenen Strafen, die das Gesetz vorschrieb, waren mehrere, die auf die äußere Erscheinung entschieden zurückwirkten.

Die gewaltthätige Entehrung einer Frau wurde a) mit Entmannung bestraft. Hatte dagegen das Weib dem Ehebrecher gewilligt, so bekam er b) tausend Hiebe mit dem Stock, ihr aber wurde, zur ewigen Schande, c) die Nase abgeschnitten[3]).

---

[1]) Nach Diodor I, 75 bildeten das oberste Gericht des Landes dreißig Richter und der Oberrichter. So war es wahrscheinlich zu seiner Zeit. Nimmt man dagegen die oft auf Leichenpapyrus vorkommende Darstellung des Todtengerichts für ein Abbild. des irdischen Gerichtshofes, so steigert sich hierfür die Zahl der Richter auf zwei und vierzig, außer dem Oberrichter. Dieser erscheint in diesen Darstellungen stets in Gestalt des thronenden Osiris und zwar mit der von beiden Seiten mit Federn begrenzten Krone von Oberägypten nebst Geißel und Krummstab: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 60. v. Minutoli, Reise: S. 137. Leemans, monuments égypt. Lief. 2. Taf. II, III. Theil II. Taf. X. R. Lepsius, Todtenbuch d. Aegypter S. L. Rosellini II. (m. c.) CXXXV, 2; III. (m. d. c.) LXVI. Wilkinson Plat. 62; 88. H. Brugsch, Erklärung: S. 55. [2]) Vergl. über den Brustschmuck: Plutarch, Isis und Osiris c. 68; Diodor I, 48, 75; Aelian, vermischte Nachrichten. XIV, 34. Abbild.: Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 37 (2), wo das Brustschild aus zwei aufrechtstehenden, mit Menschenköpfen gebildeten Sphinxen besteht, zwischen denen auf einer ovalen Platte das Bild des Gottes sich befindet. Ueber der Platte schwebt der Sonnendiskus und darüber die Doppelfeder, ein Schmuck, den auch die Sphinxköpfe tragen. Die Kette ist doppelt und auf dem Rücken der Thiere befestigt: Pl. 36 Fig. 6. Gliddon, Ancient Egypt. Her monuments, Hieroglyphics, History etc. S. 29. Ros. III. (m. d. c.) LXIV, 2 und bei Wilkinson II. S. 28 die Figur des Thmei, geschmückt mit der Feder; mit verschlossenen Augen und dem gehenkelten Kreuz, dem Sinnbild des Lebens, — S. 28 die Platte V. [3]) Diod. I, 78. Derselbe Schriftsteller erzählt (I, 60) von dem äthiopischen König Aktisanes, daß dieser die Räuber nicht tödtete, sondern ihnen die Nase abschneiden ließ und sie dann insgesammt nach einem, vom Nillande entfernten, in der Wüste gelegenen Ort verbannte.

Den des Elternmordes schuldig Befundenen d) zerfleichte man mit zackigen Prügeln und verbrannte ihn sodann auf spitzigen Dornen[1]). — Meineid hatte den Tod zur Folge. — Münz-, Maß-, Gewicht- und Schriftfälscher e) hieb man die „an dem Verbrechen zumeist schuldigen" Hände ab.

Nicht minder streng wurden alle diejenigen Verbrechen geahndet, die gegen Contracte, Verträge u. s. w. verstießen — und zuverlässig hatte die ägyptische Polizei nicht weniger zu thun als die gegenwärtige in den volkreichen Städten Europas.

IV. Ueber besondere Abzeichen politischer Vereine, woran es, besonders in späterer Zeit, nicht gefehlt haben mag[2]), besitzen wir weder schriftliche noch bildliche Nachrichten.

Kriegswesen.

Die ägyptische Kriegsmacht erhielt dadurch, daß sie hauptsächlich aus der unter sich forterbenden Kriegerkaste bestand, den Charakter eines stehenden Heeres. Einen mächtigen Einfluß auf die innere Organisation desselben übten zuverlässig die sowohl mit den im Süden wohnenden Nachbarvölkern geführten Kämpfe[3]), wie auch die großen Eroberungszüge nach den nordöstlichen Ländern[4]). Aber auch schon die obenerwähnte Sage[5]) von der Entstehung der Fahnenzeichen bei den Aegyptern läßt vermuthen, daß eine, wenn auch nur oberflächliche Heeresordnung — eine Sonderung der Krieger in bestimmte Abtheilungen — bereits vor jenen geschichtlich dokumentirten Kämpfen stattfand.

Nach Vertreibung der Hyksos, mit der Wiedergeburt des Reiches, gewann indeß auch das Heerwesen eine festere Gestaltung. Die Ge-

---

[1]) Das Einzelne über Gesetze, Strafen u. s. w.: Wilkinson II. S. 31 ff. Einen interessanten Beitrag zur Martyrologie liefern die im Grabe Ramses IV. abbildlich dargestellten Höllenqualen (?). [2]) Man denke nur an die Vereinigung der unter Psammetich auswandernden Soldatenkaste (Diod. I, 67), die nach Herodot (II, 30) den Namen Asmach — die zur Linken des Königs stehende — führte. [3]) Auf der Basis des im Pariser Museum aufgestellten Memnon- (Amenophis III, 1700 v. Chr) Kolosses liest man die Namen von drei und zwanzig besiegten Völkern afrikanischen Stammes: E. de Rougé, notice des monuments S. 5 (No. 18). [4]) Man denke nur an die Kämpfe der Ramessiden, Thutmose u. s. w. der achtzehnten und an die vom König Seti in der neunzehnten Dynastie geführten Kriege. Letzterer besiegte allein vierzig Nationen des Nordens: E. de Rougé, notice S. 30 (No. 7). [5]) Siehe oben S. 180 (1).

sammtmasse der Krieger, die vermuthlich nach der von ihnen vornämlich geführten Waffe in zwei Hauptabtheilungen — in Hermotibier und Kalasirier — zerfiel, war auf die verschiedenen Bezirke des Landes zweckmäßig vertheilt[1]).

Die wesentlichsten Bestandtheile des Heeres bildeten Fußsoldaten und Wagenkämpfer. Letztere vertraten die Stelle der Reiterei, deren sich die Aegypter, wenigstens in späterer Zeit, nicht bedienten[2]).

Den Oberbefehl über sämmtliche Truppen führte der König. Unter ihm standen die Anführer der einzelnen Abtheilungen, die wiederum, je nach der Größe der ihnen untergeordneten Masse, höheren oder niederen Rang behaupteten. Diesen Anführern in Ansehn und Würden zunächst standen dann vermuthlich die den einzelnen Truppenabtheilungen beigeordneten Fahnenträger und Musiker. Aerzte, Köche, sowie die zum Felddienst unentbehrlichen Handwerker (Zimmerleute, Schmiede u. s. w.) fehlten im ägyptischen Heereszuge gewiß eben so wenig, wie noch gegenwärtig in unseren kriegerisch ausgerüsteten Armeen.

In ähnlicher Weise geordnet wie das Landheer, war vermuthlich auch die nicht unbedeutende Seemacht Aegyptens. Die Entstehung und Ausbildung derselben wurde dem Sesostris zugeschrieben. Sie bestand, den Nachrichten zufolge, aus vierhundert wohlbemannten Kriegsschiffen[3]).

---

[1]) Zu welcher Truppengattung die Hermotibier gehörten, wissen wir nicht. Die Kalasirier hingegen waren vermuthlich Bogenschützen und hießen vielleicht nach einem eigenthümlichen, von Herodot II, 81 unter der Benennung Kalasiris erwähnten Schurz, wenn nicht, was auch wohl möglich ist, das Kleid etwa nach jenen Truppen benannt wurde. Ein aus römischer Zeit stammender Papyrus, gegenwärtig im Besitz des H. Genissen, hat folgende Eigennamen in Transscription: KLaSiR, in einer Variante KLLŚRA, beide Mal gefolgt von dem determinirenden Bilde eines Bogenschützen: Revue archéol. année 1847 S. 149: S. Birch, lettre à M. Letronne sur l'expression hieroglyphique du mot égypt. calasiris. [2]) Wilkinson I. S. 289. Daß indeß die Aegypter den Gebrauch des Reitpferdes kannten, geht aus vereinzelten Darstellungen hervor: Wilkinson a. a. O. Ros. II. (m. c.) CXX. Wenn auf den vor der achtzehnten Dynastie errichteten Monumenten überhaupt kein Pferd abbildlich vorkommt: S. Birch, Statistical tablet of Karnak S. 32, so berechtigt dies noch nicht anzunehmen, daß das Pferd zu jener Zeit nicht angewendet worden sei; vergl. auch W. Hengstenberg, die vier Bücher Mose's S. 3; S. 129 ff. [3]) Herod. II, 102; 159. Diod. I, 55. Ob die Kriegsfahrzeuge mit den das Meer scheuenden Aegyptern bemannt waren oder mit ausheimischen Truppen, ist fraglich. Daß indeß der Befehlshaber der Seemacht einen hohen Rang bekleidete, ist inschriftlich erwiesen: E. de Rougé, mémoire sur l'inscript. du tombeau d'Ahmès, Chef des Nantoniers. Paris 1851. S. Birch, Statistical tablet of Karnak. Darstellungen

Eine bestimmten Regeln unterworfene innere Organisation des Heerwesens bedingte denn auch eine äußerliche, die Einzeltheile desselben charakterisirende Bezeichnung. Nicht nur eine zweck- und gleichmäßige Vertheilung der Waffen konnte dabei genügen, auch eine Uebereinstimmung in der Bekleidung der einzelnen Truppenabtheilungen wurde zur unerläßlichen Bedingung. Und so bildeten sich denn gewiß schon frühzeitig jene wohl uniformirten Kriegermassen, welche die monumentalen Wandbilder zeigen.

I. Diesen zufolge zerfiel das Fußvolk in Leichtbewaffnete und in Schwerbewaffnete.

A. Zu den Ersteren gehörten vornämlich die Bogenschützen und Schleuderer.

1. Die Bogenschützen. Diese waren wiederum in besondere, in Tracht und Waffen von einander verschiedene Glieder abgetheilt.

a) Am einfachsten bekleidet war eine vermuthlich aus Aethiopiern gebildete Garde[1]). Sie trug über ihrem braunrothen Körper nur einen kleinen dunkelrothen Schurz, den ein schwarzer Hüftgurt, von dem aus kleinen Kügelchen gebildete Schnüre vorn herabhingen, hielt. Gelbe, metallene (?) Kreuzbänder umgaben die Brust; das Haupt bedeckte eine einfache schwarze Kappe.

Ihre einzige Waffe war der Bogen. Die zu einem Bündel vereinigten, kurzen Pfeile wurden entweder in der Hand transportirt oder während des Kampfes auf den Boden niedergelegt.

Die Anführer dieser Truppenabtheilung zeichneten sich von den Uebrigen durch eine an der Kappe befestigte Doppelfeder aus; ferner durch ein kleines, gelb metallenes Halsband und Handspangen.

b) Eine zweite hierhergehörige Kriegermasse[2]) trug einen sorgfältiger gearbeiteten linnenen Schenkelschurz mit schmaler, bis zum Knie reichender Schamklappe. Nebst einem durch ein Futteral geschützten Bogen führten diese in Reihen geordneten Krieger abwechselnd die kurze Kriegsart und die einfache Keule.

c) Eine dritte Truppengattung[3]) endlich war mit dem langen Doppelschurz bekleidet und mit jenem oben erwähnten[4]) eigenthümlich geknickten Bogen bewaffnet. Sie bediente sich zum bequeme-

---

von Seeschlachten: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 10. Rosellini I. (m. st.) CXXX ff.

[1]) Rosellini II. (m. c.) CXVII, 2. [2]) Rosellini II. (m. c.) CXXIV. Wilkinson I. S. 290 No. 18 (1). [3]) Wilkinson I. S. 334 No. 47 (2—5).
[4]) S. oben S. 173. d.

ren Transport der Pfeile eines mehr oder weniger reich verzierten Köchers.

Ihre Anführer[1]) hatten zuweilen Gewänder an, die Ober- und Unterkörper zugleich bedeckten und außerdem, als besonderes Abzeichen ihres Ranges, einen längeren oder kürzeren Stab.

2. Die Schleuderer[2]). — Ihre Bekleidung bestand in dem einfachen, mehr oder weniger glatt anliegenden Schenkelschurz; im übrigen blieben sie einzig und allein auf ihre Waffe beschränkt.

B. In ähnlicher Weise wie die Massen der Leichtbewaffneten waren auch die der Schwerbewaffneten durch Kleidung und Waffe von einander verschieden. Den Kern dieser Gesammttruppen bildeten die Speermänner.

1. Die Speermänner. — a) Eine Gruppe derselben[3]) trug ein bis unter die Brust reichendes, vermittelst Schulterbändern gehaltenes Kleid, und außerdem den kurzen Schenkelschurz. Ihre Waffen waren ein großer, oben abgerundeter Schild und ein etwa fünf Fuß langer Spieß.

b) Andere Schwerbewaffnete[4]) waren dagegen mit doppelter Kopfbedeckung und feingefälteltem, scheinbarem Doppelschurz bekleidet. Außerdem trugen sie, neben den oben erwähnten Waffen, Beile und Streitärte. Die Anführer, ganz von Waffen entblößt, hielten in der Rechten nur das Zeichen ihrer Würde — den Stab.

c) Wieder Andere[5]) führten statt der Beile u. s. w. kurze Schwerter oder sichelförmig gekrümmte Messer; deren Anführer[6]) aber mit Kugeln beschwerte Stabkeulen.

d) Außer allen diesen, in wohlgeordneten Massen auftretenden Abtheilungen gab es noch besondere, entweder nur mit kurzem Handschild und Kriegsbeil[7]) oder auch ohne Schild, dagegen aber mit Beilen, Keulen und Gurtdolchen[8]) bewaffnete Kriegergruppen. Ihre Bekleidung bildete ein kurzer, zuweilen zickzackförmig verzierter Schenkelschurz.

e) Zu den so verschiedenartig bekleideten und bewehrten Truppengattungen gehörten vermuthlich noch kleinere, vielleicht erst in späterer Zeit entstandene Abtheilungen von Speermännern[9]),

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) LXXXIV. [2]) Rosel. II. (m. c.) CXVII, 3. Wilkinson I. S. 316 No. 36. [3]) Ros. II. (m. c.) XCV ff. Wilkinson I. S. 293 mit Abbild. [4]) Wilkinson I. S. 290 No. 13 (2 ff.) [5]) Wilkinson I. S. 301 No. 21. [6]) Wilkinson I. S. 334 (Fig. 7, 13, 16). [7]) Ros. II. (m. c.) CXVII, 1 ff. [8]) Ros. II. (m. c.) CXIX, 1. [9]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 8 Fig. 3, 4.

die mit dem Schurz bekleidet und sowohl mit Brust- und Armschienen, wie auch mit Helmen und großen Rundschilden ausgestattet waren.

2. Diesen Kriegern ähnlich, doch bei weitem reicher staffirt, erschien die zum engeren Hofstaat gehörende Leibgarde des Königs[1]). Sie trug ein weites, Brust und Schenkel bedeckendes weißes Gewand, einen großen viereckigen Schild, Speere, Beile und Schwerter.

3. Nur mit Schwert und Schild Bewaffnete[2]) gehörten jedenfalls zu den Ausnahmen. Ueberhaupt scheint es, daß man sich des Schwertes entweder fast ausschließlich in Ermangelung anderer Waffen oder im Schlachtgedränge, das die Anwendung von Wurfgeschossen verhinderte, bedient habe.

Die Auszeichnung der Oberbefehlshaber[3]) des Fußvolkes bestand in den schon mehrfach erwähnten Waffen und helmschmükkenden Federn. Ebenso waren auch die, jedoch stets unbewaffneten Musiker[4]) durch zwei an einer Kopfbinde befestigte, nach oben von einander gehende Federn bestimmter charakterisirt.

II. Die Wagenkämpfer. Diese, vermuthlich aus den Vornehmsten der Kriegerkaste bestehende Heeresabtheilung führte als Hauptwaffen Bogen und Pfeil. Ihre Bekleidung unterschied sich von der des Fußvolkes vornämlich durch größere Fülle und Pracht der Gewänder. Es waren dies meist entweder **a**) den ganzen Körper umschließende Hüllen, die, wenigstens bei einzelnen Gruppen, Brust und Oberarm schnürleibartig bedeckten[5]) oder auch **b**) bis zu den Waden reichende, buntfarbige Röcke[6]). Einige dieser Kriegergruppen trugen auch wohl **c**) um Brust und Rücken laufende Schienen oder Schuppenpanzer[7]) und dazu als Kopfbedeckung lederne Kappen oder metallene Helme.

Jeder dieser Krieger hatte einen Wagenlenker, der, im Kampfe zur Rechten stehend, nicht nur die Pferde, sondern auch den Schild seines Herrn regierte. —

Aehnliche Fahnenzeichen wie bei den Abtheilungen des Fußvolkes[8]) befanden sich auch bei den einzelnen Wagenmassen. Doch

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) C; CII. [2]) Wilkinson I. S. 318 No. 37. [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 18. Rosellini I. (m. st.) CII; II. (m. c.) CXVII (2, 5, 6). Wilkinson: Plat. No. 76: das mit Doppelfedern geschmückte Gefolge des Triumphators. [4]) Wilkinson II. S. 260 No. 199. [5]) Ros. I. (m. st.) LXXXII. [6]) Ros. I. (m. st.) CII ff. [7]) Ros. I. (m. st.) XCVI. B. 1. [8]) S. oben S. 181 ff.

waren hier die ebenfalls mit Sinnbildern verzierten Standarten an einer Seite eines dazu bestimmten Wagens befestigt[1]).

III. Neben diesen bisher betrachteten, fast ausschließlich aus Aegyptern gebildeten Truppengattungen, deren allgemeines Abzeichen, wie wir schon oben bemerkten[2]), ein mit einem Skarabäus verzierter Fingerring war, dienten im ägyptischen Heere, vornämlich in späterer Zeit, ausheimische, zumeist tributäre Hülfsvölker[3]). Sie gliederten sich ebenfalls in Speermänner und Bogenschützen und waren, ähnlich wie die Aegypter, theils mit a) Schenkelschurzen, theils mit b) rockähnlichen Gewändern bekleidet. Dagegen trugen sie meist kreisrunde Schilde und besondere, eigenthümlich gestaltete Kopfbedeckungen. Diese hatten nämlich entweder die Form eines einfachen, zuweilen mit einem hörnerartigen Aufsatz (der ein in einer Kugel endigendes Stäbchen trug) geschmückten Helmes oder die einer nach oben allmälig erweiterten mehr oder weniger hochstehenden Mütze.

Die kriegerische Bekleidung des Königs[4]), der, den monumentalen Abbildern zufolge, weder einen Wagenlenker neben sich hatte, noch mit einem Schilde bewehrt war[5]), entsprach der Würde seines geheiligten Wesens.

Die Kopfbedeckung bildete entweder der königliche Kriegshelm, oder eine der oben beschriebenen Kronen[6]). Den übrigen Körper bedeckte zuweilen a) nur ein zierlich gefalteter Schenkelschurz und ein leichtes Brustkleid. Häufiger indeß erschien der König b) in vollständiger Kriegsrüstung und glänzend geschmückt. Dann trug er um die Hüften einen weitfaltigen, bald längeren, bald kürzeren Schurz[7]) und darüber den reich verzierten, vorn herabhängenden Hüftgurt; außerdem eine der prächtigsten Brustbekleidungen; einen weit über die Schultern reichenden Halskragen und um die Handgelenke und Oberarme goldene Spangen.

Seine Hauptwaffe war der große Bogen; doch bediente er sich auch in einzelnen Fällen der Speere, der Kriegssichel, der Streitart oder des Schlachtbeils.

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) CXXIV. [2]) S. oben S. 157 (6). [3]) Wilkinson I. S. 287 No. 11. [4]) Rosellini I. (m. st.) LX; LXIV; LXXIX; LXXXI; CL ff. [5]) S. oben S. 168 Anmerk. 5. [6]) S. oben S. 195. [7]) Wenn gleich der Unterkörper durch den Schurz wenig oder nicht geschützt war, so schützte ihn dagegen die vordere Wand des Wagens, auf dem der König stets in die Schlacht fuhr.

C. Einfluß des Cultus auf die Tracht.

Wie die Krieger, so auch bildeten die Priester[1]) eine zwar mannigfach gegliederte, doch nach außen ziemlich streng begrenzte, geschlossene Körperschaft. Ihre in den Augen der Bevölkerung geheiligte Stellung, die sie jedweder Sorge für leibliches Wohl überhob; ihre stete Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen u. s. w. sicherte ihnen eine mächtige Autorität: Priester behaupteten den ersten Rang neben dem vergötterten Herrscher, und, indem sie ihm dienten, beobachteten und leiteten sie jeden seiner Schritte.

Demnach bildete die auf sämmtliche Tempel des Landes vertheilte Priesterschaft gewissermaßen einen Staat im Staate, der, unter Leitung eines Oberpriesters, die religiösen Interessen mit den weltlichen zu vereinbaren oder, in streitigen Fällen, die ersteren den letzteren gegenüber zu wahren und zu befördern strebte.

Jeder Tempel des Landes wurde, als integrirender Theil eines großen Ganzen, dem entsprechend verwaltet. Die Gesammtmasse der mit dem Götterdienst beschäftigten Personen zerfiel vornämlich in zwei Hauptklassen und zwar in eigentliche Priester und in Tempeldiener. Sowohl diese wie jene waren wiederum, je nach den ihnen obliegenden Geschäften, unter sich gesetzmäßig rangirt. Alle diese Einzelglieder der Verwaltung aber verband ein streng zu beobachtendes, vermuthlich auf uralten Priestersatzungen beruhendes Ritual zu einer sich gleichmäßig bewegenden, machtvollen Körperschaft.

Das Ritual selbst enthielt eine Menge von Vorschriften[2]), die, wie es scheint, theils eine Abschwächung der sinnlichen Begierden, theils Abhärtung des Körpers, überhaupt aber Beförderung der Gesundheit zum Zweck hatten. Die Priester waren zu bestimmten Kasteiungen verpflichtet; ebenso zur Beobachtung mannigfach verschiedener Speisegesetze. Außerdem mußten sie sich in jeder Nacht und an jedem Tage zweimal baden, jeden dritten Tag aber vom Kopf bis zur Zehe rasiren. Ihre Amtskleidung durfte nur von Linnen sein; nur von Byblus geflochtene Schuhe waren ihnen erlaubt. In der Ehe waren sie auf Monogamie beschränkt u. s. w.

---

[1]) F. Creuzer, Symbolik und Mythologie (3te Ausg) II. S. 5 ff. Wilkinson I. S. 257—282. G. Klemm, Culturgesch. V. S. 402 ff. M. Duncker, Geschichte des Alterthums I. S. 68 ff. u. A. [2]) Herod. II, 37; 81. Diod. I, 80. Plutarch, Isis und Osiris c. 4 u. a. O. Diogen. Laert. VIII, 27. Porphyr, von der Enthaltsamkeit IV, 7.

Den vornehmsten Rang behaupteten die Vorsteher der Tempelgemeinden oder die Oberpriester. Ihnen an Würde zunächst standen die Leser der heiligen Bücher und Verkünder der Orakelsprüche, die Propheten. Auf diese folgten diejenigen Priester, deren Amt es erforderte, das Allerheiligste im Tempel zu betreten; es waren dies vorzugsweise die Bekleider der Götterbilder, die Hierostolen oder Stolisten. An diese schloß sich die Klasse der Fahnenträger (?) oder Pterophoren und die der heiligen Schreiber, der Hierogrammaten u. a. m. an[1]).

Neben diesen dem eigentlichen Priesterstande angehörenden Individuen, besaß jeder Tempel eine gewisse Zahl von Beamten, die theils den niederen Tempeldienst versahen, theils auch nur bei größeren Prozessionen, Opfern u. s. w. mitfungirten. Dazu gehörten vorzugsweise die Träger der in den Festzügen nothwendigen Götterkapellen, die Pastophoren[2]), ferner die sogenannten Baumträger oder Dendrophoren, die Besiegler der Opferthiere oder Sphragisten u. a. Erst nach diesen kamen die eigentlichen Tempeldiener oder Neocoren, zu denen die Reiniger der Tempelgebäude, die Sprengwedelträger, die Schlächter u. s. w. gezählt wurden.

I. Die amtliche Tracht der Priester und des zum Tempeldienst gehörenden Personals unterschied sich von der profanen Kleidung einerseits durch die schon erwähnte gesetzliche Feststellung der dafür zu verwendenden Materialien (des Linnens und des Byblus), andrerseits durch besonderen Zuschnitt der Gewänder, durch ihre Länge und Weite, so wie auch durch die Art, sie zu tragen — Eigenthümlichkeiten, die wiederum nach dem Range der Priester und nach den zu begehenden heiligen Handlungen mannigfach verschiedenem Wechsel unterworfen waren.

Zu dieser die Rangunterschiede bezeichnenden Bekleidung fügte man noch, zur besonderen Charakteristik einzelner Priesterstände, gewisse nur sie symbolisirende Abzeichen, die wiederum theils als Schmuck,

---

[1]) Vergl. über die Rangordnung der Priester: Recueil des Inscriptions par M. Letronne I. S. 241: l'Inscript. dite de Rosette S. 244 ff. Zu den übrigen Priestern, die jedoch in der Inschrift nicht namentlich aufgeführt sind, gehörten vielleicht noch die Priester-Sänger, die Horoskopen, Baukünstler, Maler u. s. w.

[2]) R. Lepsius, Einleitung in die Chronologie der Aegypter S. 47. Zu den Pastophoren gehörten auch, wenigstens in späterer Zeit, die Einbalsamirer und Todtenbestatter, überhaupt d. Arzeneikundigen: Creuzer, Symbolik II. S. 8. H. Brugsch, übersichtl. Erklärung S. 46 und daselbst andere, auf Grabstelen vorkommende Priestertitel als S. 44: Wächter der Kühe d. Amon; S. 81: Träger der heil. Milch u. s. w.

theils als zur Tracht gehörendes Geräth, die Priesterkleidung überhaupt vermannigfachten.

1. Die Oberpriester und andere hochgestellte Priester trugen bei gewissen Gelegenheiten entweder einen einfachen, bald längeren, bald kürzeren Schurz oder zierlich gefaltete, Ober- und Unterkörper zugleich bedeckende Gewänder und darüber ein mehr oder weniger reich verziertes Leopardenfell. Dies letztere[1]) wurde entweder a) so über den Rücken gehangen, daß die linke Tatze desselben die Brust, die rechte Tatze dagegen den Oberarm bedeckte, oder b) das Fell selbst hatte künstlich genähte schulterdeckende Aermel, so daß es dann entweder in gleicher, rückendeckender Weise angezogen oder auch c) wie ein den Vorderkörper verhüllendes Schurzfell umgelegt wurde.

Außer einer solchen Thierhaut trug z. B. der Oberpriester des Osiris[2]), welcher die höchste priesterliche Würde überhaupt repräsentirte, eine reich geschmückte, über das Gewand herabfallende Gürtelschärpe und an den Füßen zuweilen zierlich gearbeitete Sandalen; in der Hand aber hielt er entweder den langen Stab oder das einfache Scepter.

2. Ebenso waren auch andere hochgestellte Priester a) mit schmuckvollen Sohlen bekleidet, während wieder andere, wie z. B. die ersten Propheten des Gottes Sev, Oberpriester im Tempel des Phtah[3]), als Abzeichen ihrer Würde, am Haupte b) eine der Jugendlocke nicht unähnliche Flechte befestigten.

3. Die Bekleidung der übrigen Priester[4]) bestand, je nachdem es die Ceremonie bedingte, in einem längeren oder kürzeren, meist sehr zierlich gefältelten Schurzgewande, das, um die Hüften geschlungen, entweder a) vorn blattförmig übergeschlagen oder b) so umgelegt wurde, daß der Umschlag des Gewandes sich mehrfach deckte. Ueber eine derartige Verhüllung des Unterkörpers, die zuweilen c) ein

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) IX, 2; XVII, 8; II. (m. c.) CXXVIII, 1; CXXXIII, 1; III. (m. d. c.) LXIV, 3; LXXVII. Wilkinson I. S. 277 No. 9 ff.; bei Leichenprozessionen Plat. 83 — 86. Auch das Amtskleid des königl. Hew, eine hohe Priesterwürde, bestand in einem Pantherfell: E. de Rougé, notice. Basreliefs. No. 28. [2]) Vergl. E. de Rougé, notice des monum. Stat. No. 36; No. 63. [3]) E. de Rougé, notice etc. Stat. No. 54; No. 68; No. 69; No. 92; dazu Rosellini III. (m. d. c.) LXIV, 3; LXXVII, wo auch einige Priester mit Kinnbärten vorkommen; außerdem sind die hier abbildlich dargestellten mit Pantherfellen bekleidet; s. Note. [4]) Beispiele für d. Einzelne bes. bei Rosel. III. (m. d. c.) a. v. O. Wilkinson III. S. 348 No. 396 Fig. 1 — 7; Plat. No. 73. In einer sackförmigen Umhüllung erscheinen zuweilen die heiligen Harfenspieler: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 91. Cailliaud, recherches a. O. Ros. II. (m. c.) XCVII, 1 und 2; u. a.

breites Schulterband hielt, warf man bei besonderen Gelegenheiten d) zierlich angeordnete Obergewänder, die, wenigstens zum Theil, sowohl die Schultern wie auch die Oberarme pelerinenartig umgaben. Einzelne Ceremonien indeß bedingten e) eine sackförmige Umhüllung des ganzen Körpers, mit Ausschluß des Kopfes.

Die heiligen Schreiber[1]) oder Schriftgelehrten trugen, als besonderes Abzeichen ihres Amtes, a) zur Seite des Kopfes eine an einer schmalen rothen Stirnbinde befestigte Falkenfeder. Außerdem führten sie meist b) ihr Schreibegeräth — Rohr, Schreibtafel und Farbebehälter — wie auch eine mit einer Schnur umwundene Papyrusrolle mit sich.

Die Träger heiliger Geräthe[2]) erschienen bei Prozessionen zumeist a) in einem langen, rockähnlichen und glatt anliegenden, von einem breiten Hüftgürtel gehaltenen Schurz. Die Enden des Gürtels waren unterhalb eingefranzt und erstreckten sich über die vordere Mitte des Gewandes. Einige dieser Priester trugen auch wohl b) ein breites, quer über Brust und Rücken laufendes, mit Langstreifen verziertes Schulterband und Sandalen; andere bekleideten sich c) mit einem Schurzrock, der, dicht unter der Brust gegürtet, bis auf die Ferse hinabreichte. Ein solcher Rock wurde dann gewöhnlich so um den Körper gewickelt, daß sein Längenumschlag den übrigen Theil des Gewandes in seiner halben Breite deckte. Der Rock selbst war zuweilen oben und unten mit gemusterten Kanten eingefaßt und außerdem streifig verziert. Seltner trug man, wie es scheint, zu dieser Bekleidung d) eine eng anliegende kappenförmige Kopfbedeckung und reich ornamentirten Armschmuck.

Die Sphragisten[3]) oder Besiegler der Opferthiere waren durch den Siegelring ihres Amtes bezeichnet. Das Siegel enthielt das Abbild eines auf den Knieen liegenden Menschen mit rückwärts gebundenen Händen nebst einem ihm an die Kehle gesetzten Messer.

II. Außer den Priestern, denen die Besorgung des Gottesdienstes wahrscheinlich einzig und allein zustand, gab es an verschiedenen Tempeln Priesterinnen[4]). Dazu zählten vorzugsweise die Gemahlin des Königs und die weiblichen Individuen der Priesterfamilien.

---

[1]) Diod. I, 87. Clem. Alexandr. V, 6. Wilkinson a. a. O. Fig. 9.
[2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 32 Fig. 5; Vol. IV. Pl. 27 Fig. 6. Rosellini III (m. d. c.) XVI, 3; LX; LXXVI ff. Wilkinson a. a. O. Fig. 4, 7.
[3]) Herod. II, 38. Plutarch, über Isis und Osiris c. 31. Die Abbildung des Siegels bei Wilkinson V. S. 352 No. 475. [4]) Auf den im Berliner Museum befindlichen Grabstelen liest man die Titel folgender heiligen Frauen: H. Brugsch,

Ueber das Alter dieser Priesterinnen-Institute fehlt es an genügenden Nachrichten. Daß sie indeß mit zu den ältesten Einrichtungen gehörten, dafür scheint die Sage[1]) zu sprechen, nach der das Orakel des Amon in der libyschen Wüste seine Gründung einem Weibe verdankte.

Das Amt dieser heiligen Weiber war vermuthlich ein sehr beschränktes[2]). Vielleicht assistirten sie nur den Priestern bei Opferungen u. s. w. oder folgten den Prozessionen als Trägerinnen gewisser göttlicher Insignien.

Die Kleidung der Priesterinnen[3]) glich im Wesentlichen der Tracht vornehmer Weiber überhaupt, und bestand demnach in einem langen, feingefalteten Untergewand von durchscheinendem Stoff, das die Oberarme pelerinenartig umgab und vermittelst eines langzipflichen Gürtels unter der Brust zusammengenommen war. Ueber ein solches Gewand wurde dann zuweilen ein mantelartiger Umhang aus gleichem Stoff geworfen und zwar so, daß man das eine Ende desselben unter den rechten Arm hindurch, das andere dagegen über den linken Oberarm zog, beide aber auf der Mitte der Brust verknotete.

Ein oft reich ornamentirter Hals- und Armschmuck und, doch nur in einzelnen Fällen, ähnlich geschmückte Sandalen, wie auch ein kostbares Stirnband, das die, zuweilen mit Blumen geschmückten, in zierlichen Flechten herabfallenden Haare umgab, vollendeten den Putz dieser Priesterinnen.

Nur wenig hiervon verschieden war die Tracht der Priester-Königinnen. Sie charakterisirte fast einzig der ihnen gebührende heilige Kopfschmuck der Isis[4]). Außerdem trugen sie, wie die meisten der übrigen Priesterinnen, ein mit Blumen umwundenes Sistrum..

Daß indeß sowohl die Kleidung dieser Weiber wie die der Priester eine verschiedene, durch die Ceremonien bedingte war, scheint aus vielen bildlichen Darstellungen hervorzugehn. Ebenso wahrscheinlich ist

---

übersichtliche Erklärung S. 24: Dienerin des Amon; S. 25: Dienerin der Hather (Venus); S. 26: Pallacide des Amon-Ra; S. 27: Dienerin der Isis; S. 33: Dienerin des Amon Amenematep; S. 73: Sistrumträgerin der Neith (Minerva); S. 87: Pallacide des Amon Taiuphrit; ferner die Anzahl der Priesterinnen, die in dem auf S. 51 mitgetheilten Leichenpapyrus verkommen; vergl. auch E. de Rougé, notice: Stat. No. 56.

[1]) Herod. II, 54 ff. v. Minutoli, Reise: S. 150 ff. [2]) Dies scheint aus der vielgedeuteten Stelle beim Herod. II, 35 hervorzugehen, wo es heißt: „daß kein Weib Priesterdienst übe“; vergl. damit Diod. I, 73. [3]) Wilkinson I. S. 260 No. 8. [4]) S. oben S. 199 a.

es aber auch, daß sämmtliche heilige Personen neben ihren Amtstrachten, ihrem Stande gemäße **Alltagskleider** hatten, und daß es ihnen gestattet war, außerhalb des Tempels und frei vom Amte, andere als nur linnene Gewänder zu tragen[1]).

III. Wie es scheint, vertraten **die Priester während gewisser heiliger Handlungen** die Stelle der Götter, wobei sie deren äußere Erscheinung nachahmten[2]). Einen besonders wichtigen Theil dieser Verkleidungen bildeten dann zuverlässig a) die in kaum zu beschreibender Weise von der einfachsten bis zur phantastisch zusammengesetzten Form gestalteten symbolischen Kopfbedeckungen[3]) der Götterstatuen.

b) Eine besondere Eigenthümlichkeit der Götterbildungen, die vielleicht in dem ursprünglichen rohen Thierdienst ihre Begründung findet[4]), bestand darin, daß man sie theils, doch stets mit Ausnahme des Anubis, ganz menschlich, theils mit den Köpfen der ihnen geheiligten Thiere darstellte. Um dieser Bildung zu entsprechen, bedienten sich die Priester bei ihren obenerwähnten Vermummungen künstlich gefertigter **Thiermasken**[5]).

Diese bedeckten entweder nur den Kopf oder auch, je nachdem es die Ceremonie erforderte, den übrigen Körper. Die Kopfmasken bestanden meist nur aus dem Thiergesicht und der sogenannten ägyptischen Haube, die, mit jenem verbunden, den hintern Theil des Kopfes umschloß[6]). Zu den umfangreicheren Masken gehörten vornämlich die Nachbildungen gewisser Vögel, da die Flügel derselben entweder den

---

[1]) **Wilkinson** III. S. 117 ff. **Ritter**, geograph. Verbreitung der Baumwolle. S. 57 ff. [2]) v. **Minutoli**, Reise zum Tempel u. s. w. S. 142. [3]) Bei der geringen Kenntniß, die wir von dem eigentlichen Wesen der ägypt. Gottheiten besitzen, fehlt es denn auch an einer zuverlässigen Auslegung dieser eigenthümlichen Gestaltungen. Auf die Wichtigkeit eines genauen Studiums solcher Kopfbedeckungen macht schon **Heeren**, Ideen II, II. S. 133 aufmerksam, wobei jedoch die von ihm ausgesprochene Vermuthung, daß durch sie die Rangordnung der Priester bezeichnet werde, gänzlich unhaltbar scheint. Darstellungen symbolischer Kopfzierden in Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 15; Pl. 16; Pl. 29; Pl. 45; Pl. 60. **Denon**, voyage etc. Pl. 115. Besonders **Rosellini** III. (m. d. c.). **Wilkinson** IV. S. 141 und Plates. [4]) v. **Minutoli**, Reise: S. 398 ff. **Heeren**, Ideen II, II. S. 185 ff. [5]) Mit einer Hundskopfmaske bekleidet, rettete sich der Aedil Volusius: **Appian**, v. Bürgerkrieg IV, 47; vergl. **Sueton**, Domitian, c. 1; **Plutarch**, Isis und Osiris c. 72, wo von goldenen und silbernen Thiermasken die Rede ist; auch **Diod.** I, 96 erwähnt der Cerberusmaske. [6]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 80; Vol. II. Pl. 13. **Rosellini** II. (m. c.) CXXIX, 1, 2; III. (m. d. c.) XII, 3; XIV, 3; XX, 1; XXIX ff. **Wilkinson**: Plates.

Körper des damit Bekleideten kreuzweis umgaben[1]) oder seine Arme schildähnlich bedeckten[2]). Auch Vogelmasken mit geschlossenen Flügeln, die in ihrer ganzen Ausdehnung den Rücken des darin steckenden Priesters umhüllten[3]), wurden, wie es scheint, doch nur in seltenern Fällen angewendet.

IV. Die vielen Feste[4]), welche innig mit dem Volksleben verknüpft waren, gaben den Priestern häufige Gelegenheit, den mysteriösen Glanz des Cultus vor den Augen der Menge auszubreiten. Mit außerordentlichem Prunk ausgestattete Aufzüge, mit denen fast immer Opferungen u. s. w. in Verbindung standen, so wie andere Feierlichkeiten mancherlei Art beschäftigten fortdauernd den religiösen Sinn der Bevölkerung; die mannigfach verschiedenen Anordnungen aber, die bei Begehung derartiger Festlichkeiten, gleichsam als feststehende Regel, beobachtet werden mußten, waren nicht ohne Einfluß auf die Tracht.

So erzählt z. B. Plutarch[5]) von den Bewohnern der Städte Busiris und Lycopolis, daß sie den Verehrern des Sonnencultus vorschrieben, weder Gold am Leibe zu tragen, noch einen Esel zu füttern; daß ihnen besonders letzterer so verhaßt sei, daß sie selbst den Gebrauch der Trompete, da ihr Ton an den des Esels erinnere, verschmähten. Derselbe Schriftsteller berichtet ferner[6]), daß bei dem Absterben und der Bestattung des Apis sich die Priester in Hirschkalbfelle kleiden und unter wildem Geschrei und heftigen Körperbewegungen Thyrsusstäbe schwingen.

Zu dem Feste der Göttin Artemis[7]) (Pascht, Pacht), das man vorzugsweise in der Stadt Bubastis feierte, fuhren tausende von Männern und Weibern in Nilböten und auf Flössen unter Flötengetön und dabei mit Stäben klappernd. So oft eine solche Gesellschaft eine Stadt passirte, stieg sie lärmend ans Land; Männer und Weiber tanzten, hierauf hob man sich die Röcke auf und zog dann so entblößt und im wilden Taumel weiter.

---

[1]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXXIII. Rosellini I. (m. st.) XI, 1 und oft. Wilkinson: Plat. No. 20 ff. [2]) Rosellini III. (m. d. c.) a. m. O. Wilkinson: Plat. No. 35; 49; 63; 66. [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 24 Fig. 1. [4]) Herod. II, 58 ist der Ansicht, daß Aufzüge, Festversammlungen u. s. w. zuerst bei den Aegyptern statt gehabt hätten; auch er spricht (c. 59) von der Menge der Feste. Die ägyptischen Hauptfeste finden sich nicht selten auf Grabstelen verzeichnet: H. Brugsch, übersichtl. Erklärung S. 43 ff. [5]) Isis und Osiris c. 30 ff. [6]) Isis und Osiris c. 35. So lange, bis man einen neuen Apis gefunden hatte, ging das Volk in Trauerkleidern: Diod. I. 85. [7]) Herod. II, 60.

In ähnlicher Weise wurde das Dionysusfest (Fest des Osiris) gefeiert[1]). Hierbei hatten die Weiber Phallen vorgebunden, die über eine Elle lang waren und die sie, vermittelst Zugfäden, in Bewegung setzen.

Zarter wie diese tumultuarischen Volksfeierlichkeiten waren dagegen die der Athene (Neith) zu Ehren stattfindenden Lampenfeste in Sais[2]). Auf diesen wurden die Häuser rings um den First mit brennenden Lampen erleuchtet.

Aber auch Prügelfeste, wie z. B. das des Ares[3]), auf denen man sich dem Gotte zu Ehren gegenseitig tüchtig abgeißelte, fanden an einzelnen Orten periodisch statt.

Anhang.

Die Amulete[4]).

Neben einer Fülle kleiner Götterstatuen, die der häuslichen Andacht gewidmet waren und mit denen man die Verstorbenen auszustatten pflegte, bedienten sich die Aegypter zu ähnlichen Zwecken, doch auch als Schutzmittel gegen Unglücksfälle und als tröstende Beistände im Trübsal, künstlich gefertigter Gegenstände, die entweder eine bestimmte Gottheit oder irgend einen heiligen Begriff überhaupt versinnlichten.

Sowohl die Zahl dieser Bilder wie die Mannigfaltigkeit derselben in Bezug auf Stoff, Form, Farbe entsprach durchaus den vielfachen religiösen Beziehungen, in denen das Dasein der Aegypter zum Cultus stand.

Nicht nur die gesammte vom Volke verehrte Thierwelt und die phantastischen Götterbildungen nebst den ihnen angedichteten Attributen, dienten den Amuleten zu Vorbildern, sondern auch gewissen hieroglyphischen Bezeichnungen abstrakt-religiöser Begriffe gab man als Amulet Form und Gestalt.

Zur Herstellung derartiger Gegenstände verwendete man fast alle nur einigermaßen bildsamen Materialien: die mannigfach verschiedensten Steinarten, edle und undele Metalle, Glas, Holz, Elfenbein, Leder

---

[1]) Herod. II, 48. [2]) Herod. II, 62. [3]) Herod. II, 61; 63.

[4]) Vergl. die Abbild.: Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 79; 80; 81; 89 die Skarabäen; Pl. 84; 86; 87 ff. Denon, voyage dans la Basse et la Haute Eg. Pl. 96—98. Champollion, Panthéon égypt. avec figures. Passalacqua, catalogue raisonné No. 1—30; 31—115; 139—282 ff. v. Minutoli, Reise: Taf. XXXII; XXXIII. v. Steinbüchel, k. k. Sammlung in Wien S. 66 ff. Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. XXXVI.

und dergl. Um indeß den vielseitigen Bedürfnissen genügen zu können und vermuthlich auch um den weniger Bemittelten die Anschaffung von Amuleten zu erleichtern, stellte man solche auch dadurch her, daß man Wachs oder, was häufiger der Fall gewesen zu sein scheint, leicht knetbare Thonerde in zierlich gearbeitete Formen preßte, die so gepreßten irdenen Figürchen brannte und farbig, meist grün oder blau, glasirte. Ihrer Bestimmung gemäß, auf Bändern gereiht getragen zu werden, versah man sie mit kleinen, kreisrunden Oehren.

Schluß.

Einfluß des öffentlichen Lebens auf den individuellen Unterschied in der Tracht.

Ungeachtet der örtlichen und gesetzlich festgestellten Beschränkung, in der sich das Leben der Aegypter bewegte, und ungeachtet der dadurch beförderten, zwar nach der socialen Stellung der Kasten verschiedenen, doch innerhalb derselben gleichmäßigen Bildung der Einzelnen, blieb diesen dennoch Freiheit genug, um sich in mannigfacher Weise selbständig entwickeln zu können.

Die geistige Entwickelung des Individuums hing also auch hier zum größten Theil von seiner, ihm vom Schöpfer verliehenen, größeren oder geringeren Bildungsfähigkeit ab. Das Gesetz, mag es noch so streng die äußeren Grenzen einer gesellschaftlichen Rangordnung überwachen, hat noch zu keiner Zeit wirksame Mittel besessen, um geistige Fähigkeiten beliebig bannen zu können. Dies bestätigen auch die selbst dürftigen Nachrichten über die geistigen Eigenschaften der ägyptischen Herrscher vom „großen" Ramses bis zum Amasis. Dieser[1]) stammte nicht aus königlichem Blute, ja, was noch mehr, er gehörte nicht einmal einer angesehenen Familie an und dennoch überschaute er, ungeachtet seiner oft gerügten Untugenden, die Anforderungen seiner Zeit mit vielem Scharfblick, und regierte mit solcher Sicherheit und Kraft, daß das Reich unter seinem Scepter eine Nachblüthe feierte, die ihm den Dank und die Zuneigung des Volkes erwarb.

Nun aber bildet Nichts mehr, als eine Fülle der verschiedenartigsten Lebensbeziehungen. Daran konnte es aber bei einem so geschäftigen Treiben, wie solches ohne Zweifel in den größeren Städten Aegyptens stattfand, nie fehlen. Diese boten gewiß, wenigstens zur Zeit der Glanzepoche des Reiches, die buntesten Bilder eines vielseitig,

---

[1]) Herod. II, 172—182 und oben S. 116.

selbst politisch bewegten und bewegenden Lebens dar. Zudem war das Leben der Aegypter überhaupt vermuthlich mehr ein an die Tempel und an den Markt geknüpftes öffentliches, als privates. Handwerker und Künstler, Musiker, Gymnasten und alle Arten von Gaukler in den verschiedensten Abstufungen der Hautfärbung und in mannigfaltiger Tracht bewegten sich hier, Jeder im eigenen Interesse, neben den Auserwählten im Staate, dem reich ausgestatteten Hofstaat der vergötterten Pharaonen. Die Weiber der unteren Stände aber und vermuthlich auch die Sklaven der Begüterten besuchten die öffentlichen Verkaufshallen und Märkte, um dort den Bedarf für Haus und Keller einzuhandeln. Die Vornehmen blieben, doch wohl nur während der Hitze des Tages, entweder in ihren schattigen Wohnungen und empfingen dort Besuche, oder sie statteten solche selbst ab, indem sie sich, auf reich verzierten Palankin ruhend, von Dienern nach dem Orte der Bestimmung tragen ließen.

Ein ebenfalls reges Treiben herrschte auf dem Wasser. Dies war mit Lustgondeln und Transportschiffen besetzt — mannigfach verschieden gestaltete Fahrzeuge, von denen die einen leicht, die andern mühsam den Strom durchfurchten. Ueberall zeigte sich Leben, Bewegung, Thatkraft und Ordnung, denn eine scharfsichtige Polizei überwachte sowohl den Betrieb des Gewerbes wie auch den tobenden Ausbruch der Laune.

Wie konnte aber ein so reges Treiben sich anders als vortheilhaft für die Entwickelung von Individualitäten äußern. An die Stelle von geistiger Schlaffheit und Indifferenz mußte bald eine gewisse, den Sinn weckende und belebende Spannkraft treten, die, wiederum zurückwirkend auf die Bildungsfähigkeit Einzelner, nicht nur eigenthümliche Charaktere ausbildete, sondern gleichzeitig auch die Tracht, als Ausdruck des Wesens, mit berührte.

So ist also anzunehmen, daß, abgesehn von der reicheren Bekleidung der höheren Stände, die schon der Doppelgewänder u. s. w. wegen in ihrer Anwendung mancherlei charakteristische Abwechselung erlaubte, selbst der einfache Schurz, dies fast einzige Kleid der niederen Kasten, ungeachtet einer vielleicht daran geknüpften gesetzlichen Beschränkung, dennoch nicht bloß durch Hantirung und Beschäftigung, sondern auch durch den Charakterunterschied der Individuen in Form und Stoff mannigfachem Wechsel unterlag.

II. Die baulichen Einrichtungen.

Vorbemerkung.

Das dem ägyptischen Volke eigenthümliche, in ihm frühzeitig erwachte Streben nach geschichtlicher Existenz — der Trieb, jede auf sein Land bezügliche Handlung der Vergessenheit zu entreißen und als unauslöschliches Dokument der Nachwelt zu überliefern — weckte das Bedürfniß nach einer allgemein verständlichen Aeußerungsform. Es entwickelte sich allmälig ein Bildersystem, — die Hieroglyphik — das nach und nach an die Stelle der mündlichen Ueberlieferung trat. Es entstanden, als Träger inhaltreicher Bezeichnungen, Steine, Gedenktafeln und monumentale Archive.

Es wäre ein vergebenes Bemühen, wollte man die ägyptische Bauweise bis zu ihren Uranfängen verfolgen; man würde dabei vielleicht auf ähnliche Erscheinungen stoßen, wie solche die Urbevölkerung Afrikas in ihren theils roh beschriebenen, theils mit gekneteten Bildnereien versehenen Felsflächen darbot[1]). Die ägyptische Architektur entwickelte sich gleichzeitig mit der Cultur des Volkes unter dem direkten Einfluß des in ihm durch die physische Beschaffenheit des Landes hervorgerufenen und beförderten Sinnes für Ordnung und Gesetzmäßigkeit.

Die ältesten Baumonumente, die Pyramiden von Memphis nebst den sie umgebenden Felsengräbern, gehören einer Zeitepoche an[2]), die weit über die Grenzen der geschichtlichen Kenntniß überhaupt hinausreicht. Aber schon diese Denkmäler grauester Vorzeit zeigen, abgesehn von ihrem so bestimmt ausgeprägten primitiv-lokalen Charakter, eine so hohe technische Vollendung in der Art und Weise der baulichen Construction und Ausführung, daß sie durchaus nicht als uranfängliche architektonische Versuche zu betrachten sind. Und doch sind diese Bauten eben nichts weiter als einfache Begräbnißstätten. Weder ein Tempel noch sonst ein dem Cultus oder dem Staatsleben gewidmetes Gebäude aus jener Zeit hat sich in ursprünglicher Gestalt erhalten; nur wenige Reste — Trümmerhaufen — bezeichnen gegenwärtig die Stelle, wo einst das großartigste aller ägyptischen Bauwerke, das La-

---

[1]) S. oben S. 79 (I.) [2]) Nach R. Lepsius Chronologie fällt die Entstehung dieser Bauten in die vierte und fünfte Manethonische Dynastie, ins vierte Jahrtausend v. Chr.

byrinth, der Zeit Trotz zu bieten wagte. Aber nicht nur die Zeit forderte von diesen Riesenbauten ihren Tribut, auch die Menschen selbst verschwendeten Kraft und Mühe mit der Zerstörung dieser durch ihr Alter so hoch geheiligten Ueberreste[1]).

Wir wissen nicht, was die Barbarenhände der Hyksos während ihrer Zwingherrschaft über Aegypten dort verwüsteten, aber die prächtigen Felsengräber von Beni-Hassan, welche dieser Zeit angehören[2]), lassen vermuthen, daß eine Fülle freistehender Bauten vernichtet wurde.

Nach Vertreibung dieser Hirtenkönige, mit der Gründung des neuen Reiches, begannen die großartigen monumentalen Anlagen, deren bewunderungswürdige Ruinen das Nilthal bedecken. Theben, der zunächst erwählte Sitz der Herrschaft, erglänzte auch zuerst wieder in baulicher Pracht. Jeder neue Herrscher war fortan bemüht, sein Andenken durch Riesenbauten zu verewigen und in ihnen die ruhmvollen Thaten seiner Regierung in Schrift und Bild der Nachwelt zu überliefern. So entstanden im Laufe der Zeit zahllose Tempel und Tempelpaläste — gleichsam Reichsarchive, in welche die das Land und Volk betreffenden geschichtlich und religiös bedeutsamen Momente verbildlicht niedergelegt wurden — Königsgräber, Obelisken, Statuen und andere, ebenfalls reich mit Bildnereien und Inschriften geschmückte Erinnerungsmonumente.

Neben diesen Werken, welche mehr oder weniger der staatlich-religiösen Verehrung gewidmet waren, bedingte die Beschaffenheit des Landes ihrerseits besondere Baueinrichtungen. Diese, obgleich von rein praktischem Nutzen, waren dennoch von nicht geringerem Umfang, als jene reich geschmückten Cultbauten. Die fruchtbaren Ueberschwemmungen des Nils mußten bald auf den Gedanken führen, daß es dem Lande vortheilhaft sei, wenn man diese auch auf sterile und sandige, außerhalb der natürlichen Bewässerung liegende, Gegenden übertrage. Demnach unternahm man es, Wasserleitungen und Canalbauten herzustellen, um durch sie sowohl eine allgemeine Ueberfluthung wie auch eine zweckmäßige Regelung der periodisch wiederkehrenden Stromanschwellungen zu erzielen. Wie großartig diese Bauten angelegt und

---

[1]) Noch unter der Regierung Osman Bin Jussuff zeigte sich eine zwecklose Zerstörungswuth, der jedoch die Pyramiden in der Weise trotzten, daß die Zerstörer abgemattet und entmuthigt ihren Plan aufgeben mußten. Das Nähere darüber berichtet der Augenzeuge Abdallatif; s. dessen Reise u. s. w. übersetzt von F. G. Wahl. Halle 1790. S. 177 ff. [2]) Ihre Entstehung fällt etwa in die letzte Blüthe des alten Reiches, in die zwölfte Manethonische Dynastie.

ausgeführt wurden, beweist die bereits in der zwölften Dynastie unter der Regierung Amenemha's bewerkstelligte Ausstechung des sogenannten Mörissee's.

Den eigenthümlichsten Gegensatz zu diesen mächtigen, fast Alles überdauernden, öffentlichen Anlagen bildeten die mit dem Privatleben des Volkes zusammenhängenden Baueinrichtungen — die städtischen Wohnungen und Landhäuser der Begüterten. Zwar reich im Innern ausgestattet und wohl auch äußerlich, wenigstens zum Theil, mit Ornamenten u. s. w. geschmückt, entbehrten sie dennoch derjenigen Festigkeit im Bau, wie dies die Wohnstätten eines so seßhaften und zugleich praktisch gebildeten Volkes vermuthen lassen. Nur leicht und luftig aufgezimmert, trugen sie wahrscheinlich mehr den Charakter eines mehr oder weniger reich dekorirten Schutzes gegen die glühenden Strahlen der Sonne, als den eines *fest* gemauerten stabilen Hauses.

Diese gewiß höchst eigenthümliche Erscheinung des Privatbaues erklärt sich einerseits dadurch, daß die Aegypter, wie wir schon oben bemerkten, überhaupt mehr außerhalb ihrer Wohnungen — theils in den luftigen Hallen der Tempel, theils in andern öffentlichen Anlagen — verkehrten, als im eigenen Hause, andrerseits aber auch durch eine herrschende religiöse Ansicht, nach der es ihnen gewissermaßen Pflicht war, das irdische Asyl nur leicht und ohne großen Aufwand von Mühe herzustellen. Die Aegypter selbst nannten ihre Wohnungen Herbergen, Aufenthaltsorte für die kurze Dauer des Lebens; die Grabstätten aber, da in ihnen die Todten eine grenzenlose Zeit zubrächten, bezeichneten sie als ewige Häuser[1]).

Dem entsprechend gestaltete man dann auch die Gräber gleichsam als unzerstörbare Stätten; ja man knüpfte die Dauer derselben an die Dauer der Natur, indem man sie mit unsäglicher Mühe in die Felsen hineinarbeitete und dort zellenartig miteinander verband. Die Wände dieser Grabstätten aber bedeckte man mit getreuen Abbildern der im profanen Leben üblichen Hantirungen.

Von großer Bedeutsamkeit für die Entwickelung der Steinarchitektur, die hier so frühzeitig dem Holzbau[2]) folgte, waren die zu beiden Seiten des Stromes lagernden Felsmassen. Bei dem Holzmangel Aegyptens sah man sich bald, vornämlich zu umfangreicheren Bauten,

---

[1]) Diod. I, 51. [2]) Daß auch in Aegypten, trotz Holzarmuth, der Bohlen- und Lattenbau dem Steinbau voranging, wird durch die an Lattenwerk erinnernde Construktion der ältesten Felsengräber mehr wie wahrscheinlich; vergl. G. Erbkam, über den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Berlin 1852.

auf die alleinige Benutzung des zwar solideren, aber auch schwieriger zu bewältigenden Bruchsteins angewiesen.

Neben den Kalkgebirgen von Tura und den Sandsteinfelsen von Selseleh boten die Granitblöcke von Assuan einen trefflichen Baustein. Außerdem lieferten die Alabasterbrüche von El Bosra, so wie auch die an einzelnen Gegenden vorkommenden Basaltstöcke, ferner die Breccia verde und in römischer Zeit die Porphyr- und Granitgebirge von Gebel Fatireh ein fast unverwüstliches Material[1]).

Zur Herstellung der Tempel in Oberägypten bediente man sich vorzugsweise des mehr oder weniger gelbfarbigen Sandsteins der zunächstliegenden Gebirgskette, während man dagegen zur Erbauung der Pyramiden den ihnen nahgelegenen Kalkstein verwendete; doch benutzte man auch zu diesen letzteren Bauten den schwer zu bearbeitenden Granit, indem man ihn in Platten gestaltete und so gleichsam als kostbare Furnitur behandelte. Im Uebrigen fertigte man meist aus den schwieriger zu bewältigenden Steinmassen, den Granit-, Porphyr- und Basaltblöcken große Monolithen — Obelisken, Kolosse u. s. w.

Zum Bau leichterer, nicht für die ewige Dauer bestimmter Gebäude, vornämlich zur Errichtung von Privathäusern, bediente man sich, außer dem Holze[2]), an der Sonne getrockneter Thon- oder Lehmziegel. Diesen suchte man durch Einkneten von Schilf und Röhricht größere Festigkeit zu geben[3]), die Steine selbst aber versah man mit Stempelabdrücken, die den Namen des Pharaonen, unter dessen Regierung sie gefertigt wurden, enthielten[4]).

Ueber die mechanischen Hülfsmittel bei Bewerkstelligung colossaler Bauten fehlt es an genügenden, sowohl bildlichen wie schriftlichen Nachrichten. Zur Beförderung ungeheurer Steinmassen wurden, nach den Berichten Herodots (II, 124), doch wohl nur in einzelnen Fällen, breite und wohlgepflasterte Straßen angelegt, die sich vom Gebirge,

---

[1]) Heeren, Ideen II, II. S. 63 ff. R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin 1849. S. 23. [2]) Nach Strabo XVII bestanden vornämlich die im Süden des Landes erbauten Häuser aus Palmenstöcken die mit den Mauern verbunden waren, oder nur aus Backsteinen. [3]) Vergl. 2. Mose V, 6 ff.: „da gebot Pharao an diesem Tage den Treibern des Volkes, und seinen Vorstehern und sprach: Ihr sollet dem Volke nicht mehr Stroh zum Ziegelstreichen geben, wie zuvor; selbst sollen sie gehen und Stroh zusammen lesen“. [4]) Mehrere solcher Ziegel, mit den Stempeln der Pharaonen der achtzehnten Dynastie, besitzt das Berliner Museum; abgeb. in dem großen Prachtwerke von R. Lepsius. Ueber Verfertigung solcher Ziegel s. die Abbild.: Cailliaud, recherches: Pl. 9 A. Rosellini II. (m. c.) XLIX, 1. Wilkinson II. S. 99; u. a.

vermuthlich von dem betreffenden Steinbruch, bis zur Baustelle erstreckten. Die Ueberschiffung großer Felsblöcke geschah wahrscheinlich auf großen Flößen, der Landtransport aber vermittelst großer Schleifen und die Hebung der Steinmassen, wenigstens in ältester Zeit, vermittelst Balken, auf denen sie durch maschinenmäßig geordnete Kraft vieler Menschen von Stufe zu Stufe in die Höhe gewalzt wurden[1]).

A. Einfluß des Privatlebens auf die baulichen Einrichtungen.

I. Die Familie.

Es liegt in der Natur der Sache, daß da, wo es der Willkühr jedes Einzelnen überlassen bleibt, seine Wohnstätte selbst zu wählen und auszustatten, diese stets eine den Bedürfnissen entsprechende Gestaltung annimmt. Demnach gingen ohne Zweifel dem künstlich ausgebildeten Häuserbau der Nilanwohner ähnliche Bauerscheinungen voran, wie solche die oben betrachtete Stammbevölkerung Afrikas in der nach den Culturstufen verschieden erweiterten Anlage ihrer Wohnstätten erkennen ließ. Auch Aegypten war ursprünglich von Viehzucht treibenden Stämmen bewohnt, die theils in den natürlichen Höhlen der den Nil umgebenden Gebirge, theils in leicht aufgezimmerten Rohrhütten hausten[2]).

Mit vorschreitender Cultur und den sich gleichzeitig mehrenden Bedürfnissen verließ man allmälig diese engen, öden und kunstlosen Stätten, indem man sie mit umfangreicheren, den gesteigerten Lebensbedingungen entsprechenden Anlagen vertauschte; und mit der Entwikkelung des ethischen und künstlerischen Gefühls gewannen auch diese, ursprünglich rohen Versuche einen bestimmt ausgeprägten nationalen Charakter.

Mit der Entstehung abgegrenzter Städte und der dadurch nothwendigen gegenseitigen Raumbeschränkung trat der Privatbau in ein neues Stadium seiner Entwickelung. Neben den städtischen Bauten, den in sofern beschränkten Wohnhäusern, bildete das Bestreben, außerhalb dem Bereiche von Städten sich anzubauen, die freiere, und hierdurch von jenen Gebäuden verschiedene Anlage der Landhäuser und Villen aus.

---

[1]) Vergl. Herod. II, 125 und Diodor I, 63. [2]) Heeren, Ideen II, I. S. 326 ff. und die anziehende Schilderung von dem Urzustande Aegyptens bei Diodor, im Anfange seiner Geschichte.

Die Physiognomie der Gebäude entsprach ohne Zweifel dem Stand und Rang ihrer Besitzer und das Kastenwesen übte darauf gewiß nicht weniger Einfluß aus, als auf die Bekleidung. Während die fast nackt einhergehenden Hirten, gleich ihren unkultivirten Vorfahren, in dürftigen Rohrhütten schliefen[1]) und die nur mit dem Schurz bekleideten, arbeitenden Stände, ihren handwerklichen Zwecken entsprechende, leicht hergestellte, einfache Räumlichkeiten bewohnten, lebten die Vornehmen und Großen des Reiches in geräumigen, luftigen und zierlich gestalteten Wohnstätten, die, bunt und farbig, wie der sie auszeichnende Kleiderschmuck, außerdem mit dem Comfort des Lebens reichlich ausgestattet waren.

Die Wohnstätten.

1. Die Wohnstätten der Armen waren vermuthlich wenig verschieden von den noch jetzt bei den Nubiern und Berbern gebräuchlichen Ruhestätten[2]). Diese sind gewöhnlich acht bis zehn Fuß hoch und bestehen aus Palmenstämmen oder Akazienzweigen, die als Eckpfeiler sowohl die aus Binsen u. s. w. geflochtenen Zwischenwände begrenzen, wie auch das aus Palmenblättern gebildete, flache Dach unterstützen. Die Verbindung der einzelnen Theile eines solchen Baues geschieht vermittelst fester, von Palmenbast gefertigter Seile.

2. Wohnhäuser[3]). a) Die vorherrschende äußere Gestalt der ägyptischen Wohnhäuser war die eines rechtwinkligen Vierseits, und zwar, wie es scheint, vorzugsweise bei kleineren Bauten, die eines Quadrats. Der Umfang der Gebäude richtete sich, wie schon erwähnt, nach dem größeren oder geringeren Wohlstand der Besitzer. Neben kleinen, einstöckigen Häusern gab es Privatgebäude von zwei und mehreren übereinander liegenden Etagen[4]).

Die Dächer wurden meist flach gebildet und zu einem luftigen Aufenthaltsorte eingerichtet. Theils über, theils unmittelbar unter denselben zogen sich freie, hölzerne Gallerien hin, die, im ersteren Falle, eine besondere, von Säulchen gestützte Bedachung[5]), im letzteren Falle

[1]) Diod. I, 43. [2]) G. Waddington und B. Hanbury, Reise in verschiedene Gegenden Aethiopiens, S. 32. [3]) Wilkinson II. S. 95 ff. [4]) In der Sage, welche Diod. I, 45 über die Nachkommen des Busiris (?), des Gründers Thebens, erzählt, heißt es: „sogar die bürgerlichen Wohnstätten ließ er theils zu vier, theils zu fünf Stockwerken bauen“. Aehnliche Privathäuser sah noch im dreizehnten Jahrhundert der arabische Arzt Abdallatif; s. dessen Denkwürdigkeiten Aegyptens, übers. von Wahl S. 267 ff. [5]) Rosellini II. (m. c.) LXXI, 1 zeigt ein so gestütztes, gewölbartiges Dach. Wilkinson II. S. 122 No. 111.

aber das Hauptdach selbst trugen[1]). Zuweilen bestand die ganze Facade eines Hauses aus mehreren, übereinander liegenden, offenen Hallen, deren oft sehr stark vorgesimste Gebälke dann ebenfalls auf Säulen ruhten[2]). Auf den Dächern errichtete man gewöhnlich sogenannte Windfänge. Es waren dies entweder drei viereckige, gleich große Mauerwände, die den Oberraum von drei Seiten umgaben[3]) oder zwei ebenso gestaltete, einander gegenüber stehende Wandflächen und zur Seite derselben eine sich nach der Mitte der freien Seite gleichmäßig senkende Schrägwand, wodurch dann das Dach selbst auf allen Seiten begrenzt war[4]). Diese gewiß sehr schattigen Oberterrassen, auf denen man sich noch besonders durch ausgespannte Tücher gegen die senkrecht fallenden Sonnenstrahlen schützte, wurden meist aufs zierlichste mit Bäumchen und Blumen, gleichsam gartenartig, ausgestattet.

Als eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der vom Marschlande entfernter liegenden Gebäude erwähnt Herodot (II, 95) thurmartige Anbaue. Auf ihnen legten sich die Bewohner schlafen, um gegen die nicht so hoch fliegenden Mückenschwärme gesichert zu sein. Derartige Thurmbauten[5]) nahmen, wie es scheint, vornämlich den mittleren Raum des Hauses ein, während die ihnen zur Seite sich erstreckenden anderweitigen Räumlichkeiten aus Vorterrassen, Gallerien u. s. w. bestanden.

Die flach gemauerten oder von Lattenwerk aufgeführten Mauerwände waren vermuthlich außerhalb entweder geweißt oder mit bunt ausgemalten Schnörkeln farbig verziert; außerdem mit leicht verschließbaren Fenstern versehen.

Die Fensteröffnungen hatten stets eine viereckige, quadratische, oblonge oder auch nach oben verjüngte Gestalt. Ueber ihnen erhob sich gewöhnlich ein mehr oder weniger breites, leicht vorkragendes Gesims, das von zwei viereckigen Stützen getragen wurde, welche die Langseiten der Fensteröffnung begrenzten. Diese pilasterartigen Pfeilerchen ruhten wiederum auf einem die untere Fensterlinie einfassenden, ebenfalls oblongen Vorsprung. Der Fensterverschluß geschah vermittelst, wahrscheinlich hölzerner, Laden, die, zuweilen zweithei-

---

[1]) Ros. II. (m. c.) LXVIII. Wilkinson II. S. 119 No. 108. [2]) Ros. II. (m. c.) XXII, 2. [3]) Wilkinson II. S. 120 No. 109. [4]) Wilkinson a. a. O. No. 110. [5]) Rosellini II. (m. c.) LXVIII, 1. Wilkinson II. S. 122 No. 111.

lig, sich entweder in Angeln bewegten oder, nach Art der Jalousien, nur vorgeschoben wurden.

Eine Hauptpforte oder, bei grösseren Häusern, auch zwei ganz den Fenstern ähnlich geformte Thüren von gleicher oder verschiedener Höhe bildeten den Eingang. Die Thürflügel, einfach oder zweitheilig, waren von Holz und an stattlichen Gebäuden gewiß nicht selten mit Getäfel, gemalten Arabesken und Bronzezierrathen geschmückt[1]). Sie bewegten sich in metallenen Angeln, die zum Theil der Länge nach die entsprechenden Kanten der Thürflügel umgaben und sowohl oben wie unten in die Steinpfosten eingelassen waren[2]). Den Verschluß[3]) zweiflügeliger Thüren bewerkstelligte man durch zwei, innerhalb befindliche Riegel, die einander über der Mitte der Spaltung begegneten. In diese schieberförmigen Hölzer fiel ein besonders dazu eingerichteter hölzerner oder metallener Zapfen. Um von außen die so verschlossene

---

[1]) Wilkinson II. S. 144 No. 105. Als einen gewöhnlichen Schmuck der Tempelthüren erwähnt Plutarch (über Isis und Osiris Cap. 38) von Bronze gearbeitete Löwenrachen. Zu Thürflügeln wählte man vorzugsweise Akanthusholz: E. de Rougé, l'inscript. du tombeau d'Ahmès S. 86. [2]) Wilkinson II. S. 110 No. 100. [3]) In Aegypten, wo selbst, wie Diodor (I, 80) erzählt, die Diebe eine eigene Körperschaft bildeten, war ein sicherer Verschluß gewiß erwünscht. Mehrere eiserne Schlüssel, die indeß einer späten Zeit anzugehören scheinen, hat man unter dem Gräberschutt hervorgezogen. Einige besitzt das Museum in Berlin, andere, diesen durchaus ähnliche, theilt Wilkinson (II. S. 112 No. 103) in Abbildungen mit; noch andere künstlicher gestaltete befinden sich im Wiener Museum (v. Steinbüchel S. 56). Ein in Berlin aufbewahrtes Exemplar besteht in einem ziemlich langen, oberhalb hakenförmig gebogenen Eisenstabe, der auf seiner Krümmung vier senkrechtstehende gleich große Zapfen trägt. Unterhalb endigt er in einem ringförmigen Handgriff. Amenthes, der Pförtner des Hades, trägt um den Hals, als symbolisches Zeichen seines Amtes, einen Schlüssel. Dieser hat auf den ältesten Darstellungen die unzweideutige Form des gehenkelten Kreuzes, das Symbol des ewigen Lebens; erst auf spätern Abbildern erscheint statt dessen die eben beschriebene Schlüsselform. Ueber die ursprüngliche Form der Schlüssel und die Art des Verschlusses sprechen ausführlich: Böttiger (Ideen zur Kunstmythologie. 1826, I. S. 248), der den Krummstab in der Hand des Osiris für die älteste Schlüsselform hält; über die Art des Verschlusses s. S. 260 nebst den Anmerk. Not. 6—12; ferner desselben Verfassers: Kleine Schriften, herausgegeben von Sillig. 1851. III. S. 93 und über die Schlösser der Griechen und Römer, die sich vermuthlich wenig von denen der Aegypter unterschieden, noch besonders S. 129—143; vergl. v. Minutoli, Reise zum Tempel u. s. w. S. 159, wo ebenfalls das gehenkelte Kreuz als älteste Schlüsselform hervorgehoben und die Anmerk. 116 (5), in der die Aehnlichkeit des noch jetzt in Aegypten gebräuchlichen Verschlusses mit jener ursprünglichen Schließweise verglichen wird. Hierzu die Abbild. Taf. XXXV, 3c; Wilkinson II. S. 108—111, und über den heutigen Verschluß: W. Lane, manners and customs of the modern Egyptians. I. S. 27 ff.

Thür öffnen zu können, war sie mit einer Art Schlüsselloch versehen. In dieses paßte ein dem Ganzen entsprechend gestalteter Haken, mit dem man den Zapfen erfassen und ausheben konnte.

Reichbegüterte und Personen von hohem Range ließen zuweilen vor der Hauptpforte einen besonderen Vorbau[1]) anlegen: ein mehr oder weniger weit vorspringendes flaches Dach, das entweder nur vorn oder auch gleichzeitig auf den Seiten von einzelnen bunt verzierten Säulen getragen wurde. Unterhalb der Säulenknäufe befestigte Bänder, auch neben den Thüren angebrachte, ovale Namensschilder enthielten den Namen, Stand und Rang des Hauseigenthümers. Zwischen die Säulen gestellte Statuen, Abbilder von Göttern und Königen, zierten in einzelnen Fällen einen derartigen Eingang; ebenso ein massiver Unterbau, zu dem mehrere Steinstufen hinaufführten.

b) Die innere Anordnung der ägyptischen Wohnhäuser war, je nach der Größe der darin wohnenden Familie, doch mit steter Rücksicht auf einen allen Privathäusern eigenthümlichen Grundplan, verschieden.

Sehr einfach gestaltet waren die kleineren, einstöckigen Privatwohnungen[2]). Eine niedrige, gewöhnlich an einer Seite der Front gelegene und vom Erdboden erhöht angebrachte Pforte führte zunächst in einen von den Seitenmauern des Gebäudes umschlossenen Vorhof, der, ohne irgend eine Bedachung, den größten Theil des ganzen Raumes einnahm. Von hieraus gelangte man auf einer Freitreppe zur Dachterrasse, die sich längs der einen Seite des Hauses erstreckte. Diese war ringsum von einem Geländer eingefaßt und endigte zuweilen in einer viereckigen, nach vorn geöffneten Kammer. Unmittelbar unter dieser Terrasse, durch sie bedeckt, lagen kleinere Räumlichkeiten, deren Fenster entweder nach dem Vorhof oder auch nach der entgegengesetzten Seite desselben, ins Freie, mündeten.

Ein wesentlich durch das Klima bedingter und daher allen Privathäusern eigenthümlicher Raum war der unbedeckte Vorhof. An oder um ihn reihten sich die übrigen, vermuthlich geschlossenen Stätten, die theils von den Familiengliedern bewohnt, theils zu Vorrathskammern benutzt wurden. Demnach lagen diese Räumlichkeiten[3]) entweder wie bei dem eben beschriebenen Hause nur längs der einen Seite

---

[1]) Wilkinson II. S. 102 No. 95 ff. [2]) Vergl. die Abbild. des in Aegypten aufgefundenen Modells eines kleinen Hauses bei Wilkinson II. S. 108 No. 98; dazu den Grundriß S. 105 Fig. 4. [3]) Vergl. die Grundpläne bei Wilkinson II. S. 101 ff.

des Vorhofes, oder sie umgaben denselben auf einer der Frontmauer angrenzenden und der ihr gegenüber liegenden Seite, oder sie waren so gegen die vier Ringmauern des Gebäudes vertheilt, daß die offene Halle gleichsam den viereckigen Kern des Hauses bildete.

Die Gestaltung dieser Räumlichkeiten, über die sich gewöhnlich die Dachgallerien oder Terrassen hinzogen, war zwar nach Umfang und Ausdehnung verschieden, doch herrschte auch unter ihnen die viereckig rechtwinklige Form vor. Zumeist hatte jedes dieser Gemächer seinen besonderen Eingang, seltner standen sämmtliche Zimmer untereinander durch Thüren in Verbindung. Diese Thüren mündeten dann, je nach der Anlage, entweder direkt in den Vorhof oder in einen besonderen, mit ihm correspondirenden, schmalen Gang, der die dicht aneinander liegenden Kammern der Länge nach in zwei Reihen trennte. Aus einer dieser Kammern führte eine Treppe auf das Dach, das, wie schon bemerkt, nicht selten ein zweites luftiges Stockwerk trug, und außer den fast nie fehlenden Vorgallerien theils geschlossene, theils unbedeckte Oberstübchen enthielt. Ein vermuthlich im Erdgeschoß angebrachter kleiner Raum war zur Latrine, die in keinem ägyptischen Hause fehlte[1]), bestimmt; ein anderer Raum für den Brunnen, der jedoch häufig, wie es scheint, durch eine in der Mitte des Hofes ausgemauerte Cisterne ersetzt wurde[2]). — Die dekorative Ausstattung der Wohnräume bei den unteren Ständen war gewiß äußerst einfach. Die Wände verschlug man vielleicht hier und da mit Holzwerk und strich sie weiß oder buntfarbig an; den Fußboden bildete ein festgestampfter Estrich.

Die Privathäuser der Reichen und Vornehmen[3]) entsprachen in der inneren Raumvertheilung und Ausstattung ihrer oben berührten äußeren, stattlicheren Erscheinung. Sie bestanden demnach zumeist entweder aus mehreren, übereinander aufgeführten Etagen oder auch aus einer Reihe von zusammenhängenden Einzelgebäuden, die von einer Ringmauer umgeben waren.

Durch einen zur Seite der Ringmauer vorgebauten Thorweg von zwölf bis funfzehn Fuß Höhe und entsprechender Weite gelangte man

[1]) Herod. II, 35 bemerkt ausdrücklich, „daß die Aegypter ihre Ausleerung in den Häusern verrichten, dagegen auf der Straße (öffentlich?) essen“. Letzteres bezieht er wahrscheinlich auf die überhaupt orientalische Sitte, die Mahlzeiten im Freien und zwar auf den Vorgallerien der Häuser abzuhalten. [2]) Eine solche Einrichtung ist im altägyptischen Hause gewiß anzunehmen, um so mehr, als sie sich in fast allen orientalischen Häusern findet. Vergl. 2. Samuel. XVII, 18. [3]) Wilkinson II. S. 105 No. 97 (1).

zunächst in einen mehr oder weniger ausgedehnten, mit sorgfältig gepflegten Baumreihen bepflanzten Vorraum. In diesen Hof, der sich häufig längs der kürzeren Seite der Mauer hinzog und zuweilen auch den Gesammtraum der Wohngebäude in schmalen Gängen umgab, mündeten die zu den einzelnen Abtheilungen des Hauses führenden Pforten. Die Abtheilungen selbst, gewöhnlich mit den Langseiten der Ringmauer parallellaufend, waren der Länge nach durch Wände von einander getrennt und standen nur durch einzelne, einander gegenüberliegende Pforten in Verbindung. Auch unter diesen Einzelräumen behauptete ein freier, dem unbedeckten Vorhof entsprechender Raum, die größte Ausdehnung. An seiner Vorderseite befand sich in einzelnen Fällen ein von schlanken Säulchen gebildeter Gang, der in ein nur zu den Seiten geschlossenes Gemach führte. An die Gegenseite desselben grenzte zuweilen ein kleinerer mit Bäumen bepflanzter Platz, der wiederum durch offene Gänge mit dem zuerst erwähnten Säulengange verbunden war.

Zu den Seiten dieses großen, unbedeckten Vorhofes lagen die anderweitigen, rings umschlossenen Räumlichkeiten, zu denen man theils auf den schon erwähnten, neben der Ringmauer befindlichen Gängen, theils auf dem die Räume trennenden Korridor gelangte. Die Gemächer der oberen Stockwerke entsprachen in ihrer Anordnung vermuthlich der unteren Raumvertheilung. Sie bestanden bei der Leichtigkeit der ganzen Bauart ohne Zweifel aus äußerlich verkleidetem Bohlen- und Lattenwerk.

Die Ausstattung im Innern[1]) entsprach dem Besitzthum des Hauseigenthümers. Abgesehn von den auf Tischen und Gestellen ausgebreiteten Vorräthen und den zum Theil mit kostbaren Gefäßen besetzten, zierlich gebildeten Möbeln boten die Wohnräume überhaupt mannigfaltigen, dekorativen Luxus. Leicht aufstrebende schlanke Säulchen auf halbrunder Basis ruhend und mit Kapitälchen verziert, welche die Form der Lotusblume nachahmten, trugen von Binsen und Palmenstäbchen geflochtene oder aus Netzwerk[2]) bestehende Decken, von denen allerlei farbiges Gehängsel herabging. Zwischen bunt bemalten Säulchen befestigte Teppiche trennten die einzelnen Räume, während die mit leichtem Breterwerk verkleideten Wände in bunten, reich und geschmackvoll componirten Arabesken[3]) prangten. Vermuthlich war auch der

[1]) Rosellini II. (m. c.) XXII, 2; LXVIII. [2]) Wilkinson II. S. 115 No. 106. [3]) Wilkinson a. a. O. No. 108; eine Fülle farbiger Einzelverzierungen S. 125 Pl. VII; desgl. Rosellini II. (m. c.) LXXIX ff.

Fußboden in ähnlicher Weise wie die Wände geschmückt und vielleicht sogar musivisch ausgelegt. Ueber diese so ausgestatteten Innenräume verbreiteten die theils mit farbigen Tüchern verhangenen, theils mit verziertem Gitterwerk halbgeschlossenen Fenster das wohlthuende Dunkel eines duftigen und zugleich kühlenden Schattens.

3. Nur wenig verschieden von den städtischen Privathäusern waren die außerhalb der Stadtbezirke liegenden Landhäuser und Villen der Vornehmen[1]). Der Unterschied zwischen diesen Bauten beruhte wesentlich auf rein äußerlichen Bedingnissen: während erstere durch Raumbeschränkung genöthigt waren, sich nach oben auszudehnen, konnten sich die ländlichen Besitzungen in ungehinderter Weise ausbreiten — und so wurden denn auch hierbei sowohl die von der Familie bewohnten Räume sammt den Ruhestätten für die höhere und geringere Dienerschaft, wie auch die Stallungen und andere zu einer Landwirthschaft gehörenden Lokalitäten in angemessenen Entfernungen von einander, möglichst frei und luftig angelegt.

Unter allen diesen Gebäuden zeichnete sich natürlich das herrschaftliche Haus durch vorzugsweise bequeme und stattliche Einrichtungen aus. Vor demselben erhob sich meist ein freistehendes, ziemlich hohes und mit bewimpelten Stangen geschmücktes Doppelthor. Hinter demselben brachte man nicht selten einen mit Inschrift versehenen Obelisken so an, daß dieser gerade die Mitte zwischen dem Hauptthor und der zu den Wohnräumen führenden Eingangspforte einnahm. Die Pforte war durch einen Schatten spendenden Vorbau geziert und führte auch hier zunächst in einen freien, unbedeckten Saal, aus dem dann wiederum besondere Thüren zu den übrigen, in obenbeschriebener Weise vertheilten Räumlichkeiten leiteten.

Ein wohlgeordneter Garten, regelmäßig besetzt mit Baumreihen und Blumen, an verschiedenen Orten mit kleinen laubenartigen Pavillons, Blumenbeeten, Weinspalieren u. s. w. ausgestattet, zog sich vor der Wohnung dahin; künstlich geführte, mit Steinen eingefaßte Teiche, die von einem dem Landgute nah gelegenen Kanal bewässert wurden, verbreiteten angenehme Kühlung. Alles dies, sammt dem zum Besitzthum gehörenden Flächenraum überhaupt war durch eine hohe Umfassungsmauer nach außen abgeschlossen. Die Mauer[2]) selbst verzierte man dadurch, daß man ihre senkrecht- oder schräg aufsteigenden Außenwände entweder mit einer rundstabförmigen Pannelirung einfaßte

[1]) Wilkinson II. S. 129 No. 116 ff. Plat. VIII; IX. [2]) Wilkinson II. S. 130 No. 117, 118.

oder nur oberhalb mit kleinen lanzettlich gestalteten Metallspitzen besetzte. Zwischen zwei starken viereckigen Pfeilern, die mit einer überkragenden Platte endigten und zuweilen eine, sich nach oben fächerförmig ausbreitende Verzierung trugen, bewegten sich die mehr oder weniger breiten, meist doppelten Thorflügel.

So abgesondert von dem geräuschvollen Stadtgewühl lebte der Vornehme in seiner „irdischen Herberge", ruhig dem Tage der Erlösung — dem Einzug in die „ewige Wohnung der Todten" — entgegensehend. Seine Wohnstätte aber, war sie auch noch so fest aus Holz, Mörtel und Ziegelsteinen erbaut, mußte ihm dennoch stets im Verhältniß zu den riesigen, aus Bruchstein aufgeführten Grab- und Tempelbauten, die ihm allein den Maßstab für eine dauernde Architektur gaben, als überaus leicht und der zeitlichen Zerstörung unterworfen, vorkommen.

Anhang.

Grabstätten.

Die „Wohnungen" der Abgeschiedenen bildeten gleichsam die Grenzscheide zwischen den mit freundlich blickenden Städten und ernst dreinschauenden Tempeln besetzten Nilufern und dem sie umgebenden, Alles verdorrenden Wüstensand. Die zu den Seiten des Landes lagernden mächtigen Gebirgsdämme, starr und unbeweglich wie der Tod selbst, mußten den Aegyptern, bei ihrer so eigenthümlichen religiösen Denkweise, gewissermaßen als von der Natur bestimmt erscheinen zu „ewigen" Ruhestätten. Aber nur die westliche Kette des Gebirges, der Damm, welcher die libysche Wüste begrenzt, wurde vorzugsweise zu Gräbergrotten ausgearbeitet; denn dorthin, wo allabendlich die Sonne in den unabsehbaren Sandgefilden blutroth verschwand, verlegte die ägyptische Phantasie den Hades, das Gefilde des Todes.

Vermuthlich besaß jede größere Stadt ein eigenes, ihrer Einwohnerzahl entsprechendes großes, unterirdisches Todtenlager, wenigstens befinden sich die ausgedehntesten Katakomben in der Nähe der einst so umfangreichen Bezirke von Memphis und Theben. Die Gestaltung dieser Begräbnißstätten[1]) ist im Wesentlichen überall dieselbe. Nur

---

[1]) S. über Privat-Grabstätten: Heeren, Ideen II, 11. S 260 ff.; Wilkinson V. S. 392 ff.; vorzugsweise das große Prachtwerk von R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien u. s. w. und die betreffenden Tafeln: Abth. I. Taf. 20 bis 31, dann die Abbild. der in Berlin aufgestellten Grabkammern Abth. II. Taf. 3 bis 7 ff.; G. Erbkam, über den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Berlin 1852.

zur Aufnahme von Mumien bestimmt, entbehren sie, mit Ausnahme der ansehnlicheren Gräber, die zuweilen ein unter freiem Himmel errichteter Vorhof schmückte, jeder äußeren architektonischen Zierde. In der kahlen Felswand viereckig ausgemeißelte Oeffnungen, oft in beträchtlicher Höhe vom Erdboden angebracht, führen in stollenartig angelegte Gänge, die sich in fast labyrinthischer Weise kreuzen und begegnen. Auf ihnen gelangt man zu engeren oder ausgedehnteren Einzelräumen, in denen die Mumien neben- und übereinander aufgeschichtet liegen. Ein derartiger, oft weitverzweigter Bau besteht indeß meist aus mehreren, durch brunnenförmige Schachte untereinander verbundenen Etagen, von denen jede einzelne wiederum aus einer Menge horizontal- oder schräglaufender Stollengänge besteht, die ebenfalls auf einzelne, bald größere, bald kleinere Todtenkammern münden.

Die tiefer gelegenen und daher mehr gesicherten Räume wählten vorzugsweise die Begüterten zu Begräbnißstätten, während die weniger Bemittelten sich mit den oberen, leichter zugänglichen Gemächern begnügen mußten. Letztere sind demnach auch bei weitem einfacher gebildet, als die Gräber der Reichen. Diese bestehen, wenigstens zum Theil, aus mehreren zusammen gehörenden Einzelgemächern — größeren und kleineren Sälen — deren mit symbolischen Verzierungen bemalte Decken nicht nur gewölbeförmig ausgemeisselt sind, sondern auch in einzelnen Fällen durch ausgesparte, säulen- oder pfeilerförmige Felsstützen getragen werden; kleine, viereckige Kammern bergen den oft reich dekorirten Sarg, und die Innen- und Außenwände dieser Cellen schmücken kleine, sauber gearbeitete und nicht selten bunt bemalte Reliefs, die, in horizontalen Parallelstreifen übereinander geordnet, entweder die häuslichen Beschäftigungen des Verstorbenen oder auf den Todtencult bezügliche Handlungen u. a. vergegenwärtigen. Auch mit allerlei beweglichen Gegenständen, mit Grabstelen, Opfertischchen und anderen, auf den Todten bezüglichen Liebesgaben wurden die Grabgemächer ausgestattet.

Die Grabstelen[1]), deren fast jede nur einigermaßen beträchtliche Sammlung ägyptischer Alterthümer eine Anzahl aufweist, dienten als Erinnerungsmonumente der Verstorbenen, weshalb man sie stets mit dessen Rang, Stand und Stammbaum, nebst Anrufungen an die

[1]) Ueber die in Berlin befindlichen Grabsteine s. H. Brugsch, übersichtliche Erklärung: S. 15 ff. und über die der Pariser Sammlung: E. de Rougé, notice des monuments. S. 39, wo sie mit besonderer Rücksicht auf Ausführung und Inhalt nach Epochen geordnet sind.

Götter, Gebeten u. s. w. in Bild und Schrift bezeichnete. Die Höhe dieser, meist von Sand- oder Kalkstein gearbeiteten Denksteine, die entweder neben den Todten aufgestellt oder an der Grottenwand befestigt wurden, betrug etwa zwischen zwei bis vier Fuß bei entsprechender Breite. Theils bildete man sie in Form von viereckigen, oberhalb bogenförmig begrenzten, flachen Tafeln, theils als mehr oder weniger spitzwinklige Pyramiden, theils auch erhielten sie die Gestalt eines viereckigen, oben abgestumpften Kegels mit pyramidalem Aufsatz[1]). Auf tafelförmige Denksteine fügte man nicht selten als Bekrönung die Figur eines Sperbers, das Symbol des Horus; auch stellte man die Tafel selbst zuweilen auf einen mehrstufigen Sockel.

Die anderweitige Ausstattung[2]) dieser Grabgemächer bestand, wie schon erwähnt wurde, sowohl in oft reich mit Gaben besetzten Opfertischchen, wie auch in solchen Gegenständen des häuslichen Bedarfs, die dem Dahingeschiedenen einst vorzugsweise lieb und werth gewesen waren. In einzelnen Fällen umstellte man auch den mehr oder weniger künstlich gestalteten Sarkophag mit den Resten des feierlich abgehaltenen Todtenopfers, indem man den Kopf des dabei geschlachteten Stiers, mit Nilwasser gefüllte Kanoben u. a. sorgfältig gegen die Wände der Begräbnißstätte anlehnte.

Der in frühester Zeit bei Einrichtung von Gräbern vorherrschende Luxus artete in der Folge zu einer fast Alles überbietenden Verschwendung aus[3]). Nicht nur die Eingänge zu vornehmen Familienbegräb-

---

[1]) v. Minutoli, Reise: Taf. XXXV, 3 (a, b, c); u. a. [2]) Passalacqua, catalogue rais. S. 117. Description de la decouvert d'une chambre sepulcrale etc. Wilkinson V. S. 390 ff. [3]) Wilkinson V. S. 400 ff. R. Lepsius, Briefe aus Aegypten, Aethiopien u. s. w. Berlin 1852. S. 291 beschreibt derartige Gräber, welche sich in der Nähe von Theben befinden und aus der 26ten Dynastie (7te und 6te Jahrh. v. Chr.) stammen, mit folgenden Worten: „Nur die felsige Ebene bot damals noch Raum für größere Grabanlagen dar, und diese wurden im großartigsten Maßstabe dazu benutzt. Schon von weitem erblickt man hier eine Anzahl hoher Thore und Mauern aus schwarzen Ziegeln erbaut. Diese umschlossen in länglichem Viereck große vertiefte Höfe, zu welchen der Eingang durch mächtige gewölbte Pylonthore, aus einiger Entfernung wie große Römische Triumphbogen anzusehn, führte. Tritt man durch ein solches in die Ummauerung ein, so blickt man unmittelbar in den 12 bis 15 Fuß tief in den Fels gehauenen Hof hinein, in welchen man auf einer Treppe hinabstieg. Dieser unbedeckte Hof ist in der größten, jetzt zugänglichen Grabanlage, welche für einen königlichen Schreiber Petamenap ausgeführt ward, 100 Fuß lang und 74 Fuß breit. Aus diesem tritt man durch eine Vorhalle in einen großen, von zwei Pfeilerreihen getragenen Felsensaal von 65 zu 52 Fuß Ausdehnung mit einigen Nebenkammern und Korridoren zu beiden Seiten, dann durch einen gewölbten Zugang in einen zweiten Saal mit 8 Pfeilern von 52 zu 36 Fuß und in einen drit-

nißstätten erhielten freistehende Vorhallen und Gallerien, selbst durch künstliche, nur mit dem größten Kostenaufwand herzustellende Vorgärten suchte man sie zu angenehmen Aufenthaltsorten umzugestalten. Die ins Innere führenden Stollengänge wurden sauber geebnet und zum Theil zu leicht gangbaren Treppen ausgearbeitet. Die Treppen selbst versah man, um den Transport der schweren Sarkophage zu erleichtern, mit glatt gebahnten Geleisen [1]). Sowohl die Haupteingänge, wie auch die zu den Einzelgemächern führenden Pforten verschloß man mit wohlgeglätteten Steinen oder hölzernen Flügelthüren. Auf diese drückte der Besitzer sein Grabsiegel [2]), durch welches er sich gleichzeitig bei dem Grabverwalter, der vermuthlich einen Abdruck davon besaß, als rechtmäßigen Eigenthümer des Grabes dokumentirte.

---

ten mit 4 Pfeilern 31 Fuß tief und breit und endlich in eine Kammer von 20 zu 12 Fuß, welche mit einer Nische schließt. Aus dieser Kammer am Ende der ersten Zimmerreihe führt eine Thür links in einen mächtigen Raum und rechts eine andere zu einer fortlaufenden Reihe von 6 Korridoren mit 2 Treppen von 9 und von 23 Stufen und einer Kammer, in welcher ein senkrechter Schacht 44 Fuß tief auf seinem Boden zu einer kleinen Nebenkammer führte. Diese zweite Flucht von Kammern und Gängen, welche mit der ersten im rechten Winkel läuft, beträgt in ihrer Gesammtlänge 172 Fuß, während die erste, den äußeren Hof mit gerechnet, 311 Fuß betrug. Von der Brunnenkammer geht endlich wieder nach rechts ein Korridor ab, welcher zu einer Querkammer führt, zusammen 58 Fuß in dieser Richtung. Ehe man aber in der zweiten Flucht zu den beiden Treppen gelangt, öffnete sich schon früher eine neue, vierte Linie von Gängen nach rechts, 122 Fuß in ein und derselben Richtung fortlaufend, an welche sich links ein großer viereckiger Umgang, von 60 Fuß an jeder Seite, mit anderen Nebenkammern anschließt, dessen Kern durch die Verzierung seiner 4 Seiten wie ein ungeheurer Sarkophag behandelt ist. In der Mitte unter diesem großen Viereck ruht auch in der That der Sarkophag des Verstorbenen, zu dem man aber erst vermittelst eines senkrechten Schachtes von 18 Fuß Tiefe in der vierten Flucht gelangt, welcher zu einem horizontalen Gange von 58 Fuß, dann zu einem dritten Schachte, durch diesen zu neuen Kammern und endlich durch die Decke der letzten zu einem darüber gelegenen Raume führt, welcher den Sarkophag enthält und genau unter der Mitte des eben genannten Vierecks liegt. Die gesammte Grundfläche dieses einen Privatgrabes ist demnach auf 21,600 und mit den Schachtkammern auf 23,148 □ Fuß berechnet werden. Noch kolossaler erscheint dieses ungeheure Werk, wenn man bedenkt, daß alle diese Wandflächen, Pfeiler und Thüren von oben bis unten mit unzähligen Darstellungen und Inschriften bedeckt sind, welche durch die Sorgfalt, Schärfe und Eleganz der Ausführung in immer größeres Staunen versetzen".

[1]) v. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter u. s. w. S. 269. [2]) Diese Siegel, deren auch Herod. II, 121 erwähnt, waren von Stein oder Metall und theils kegelförmig, theils flach würfelförmig. Im ersteren Falle nahm die Gravirung die kreisrunde Grundfläche, im anderen Falle die vier Schmalseiten ein: s. die Abbild. bei Wilkinson V. S. 398; Prisse d'Avennes, monuments: Pl. XXVII.

II. Anderweitige Anlagen als Folge der durch gesteigerte Bedürfnisse hervorgerufenen Thätigkeit.

Ueber die praktische Richtung der Aegypter geben vornämlich jene oben erwähnten Wandsculpturen der Gräber den umfassendsten und gründlichsten Nachweis. Sie schildern in genau durchgeführten Bildern sowohl die mannigfach verschiedenen allgemeinen Beschäftigungen des Volkes wie auch dessen vielseitige handwerkliche Thätigkeit überhaupt. Aber schon auf den ältesten dieser Bilddokumente erscheint die Ausübung der Jagd, der Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht, die mehr oder weniger künstliche Behandlung der Rohstoffe, ihre Verarbeitung und Umgestaltung zu Gegenständen des Bedürfnisses und des Luxus in einer Weise ausgebildet, daß es auch hier ein unsicheres, ja vergebliches Bemühen sein würde, wenn man den dieser Gesammtthätigkeit zu Grunde liegenden Entwickelungsmomenten nachspüren und sie chronologisch bestimmen wollte.

A. Anlagen, die mit den allgemeinen Beschäftigungen zusammenhingen.

1. Viehzucht[1]). Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Aegypter ursprünglich ein ausschließlich Viehzucht treibendes Volk waren. Dafür spricht, abgesehn von dem, was oben[2]) über den Ursprung der Geissel, dem Symbol der königlichen Herrschaft, beigebracht wurde, nicht nur der naturgemäße Entwickelungsgang der Menschheit überhaupt, auch bildliche und schriftliche Ueberlieferungen bestätigen das zur Genüge. Selbst noch in spätester Zeit liebten es die Aegypter, sich mit vielen Hausthieren zu umgeben[3]). Auch die besondere Heiligkeit mehrerer Nutzthiere, z. B. der Kühe[4]), Schafe und Ziegen[5]) deutet unzweifelhaft auf die ursprüngliche allgemeine Pflege und Werthschätzung derselben.

Deutlicher, wie aus diesen Nachrichten, erhellt aus bildlichen Darstellungen, daß die Aegypter auch noch in späteren Zeiten der Thierpflege mit besonderer Vorliebe ergeben waren und daß das Hauptbesitzthum der Vornehmen und Begüterten mit in zahlreichen Heerden[6]) bestand, die von einzelnen Hirten geführt und verwaltet wurden.

---

[1]) Heeren, Ideen II, II. S. 363 ff. Wilkinson IV. S. 125 ff. G. Klemm, Culturgeschichte V. S. 295. [2]) S. oben S. 198 (4). [3]) Herod. II, 36 sagt sogar, daß die Aegypter mit den Thieren zusammen wohnen. [4]) Herod. II, 41. [5]) Herod. II, 42. [6]) Der außerordentliche Reichthum an Vieh einzelner Begü-

Zur nächtlichen Sicherung dieser Heerden dienten den weniger Bemittelten a) einfach gestaltete, vermuthlich mit Pfahlwerk und Zäunen umhegte Hürden, während reichere Grundbesitzer das Vieh in b) besonders zweckmäßig eingerichteten Stallungen[1]) bargen.

Letztere, mehr oder weniger umfangreich, hatten eine vierseitig rechtwinklige, meist oblonge Gestalt. Ein im herrschenden Geschmack nach oben verjüngt gestaltetes, viereckiges Mittelthor und ein kleinerer, diesem ähnlich gebildeter, doch zur Seite der Front angebrachter Eingang führten ins Innere. Hier theilten zwei, sich rechtwinklig durchkreuzende Gänge den Fußboden in vier einander gleiche Felder, die, etwas vom Erdboden erhöht, den Thieren zur Ruhestätte dienten. An der dem Eingang gegenüberliegenden Innenseite befanden sich, dicht neben einander gereiht, eine Anzahl kleiner vierseitiger Gemächer, die theils zu Wohnungen für die Hirten, theils zu Futterkammern benutzt werden konnten.

Neben der Pflege, die man den Vierfüßern angedeihen ließ, sorgte man auch für Erhaltung und Mehrung des Federviehs. Man unterhielt große Heerden von Gänsen, Enten und anderem Geflügel. Selbst das Ausbrüten der Eier vermittelst künstlich erzeugter Wärme war den Aegyptern, wenigstens zu den Zeiten Diodors (I, 74), bekannt[2]).

2. Ackerbau[3]). Die Bearbeitung des Feldes war nicht den geringsten Schwierigkeiten unterworfen; denn die allein durch die Nilüberschwemmungen veranlaßte Fruchtbarkeit des Bodens machte sowohl ein künstliches Düngen wie auch eine Beackerung oder Auflockerung desselben unnöthig. Nachdem der Strom in sein Bett zurückgetreten war, streute man den Samen auf das vom Wasser erweichte Erdreich, ohne sich um sein Fortkommen weiter zu kümmern. Nur in einzelnen Fällen, etwa dann, wenn der zurückgebliebene Schlamm bereits betrocknet war, bediente man sich zu seiner Umlegung einer Hacke oder eines einfachen von Stieren gezogenen Pfluges. Nach Verlauf mehrerer Monate begann die Ernte, deren Ertrag in guten Jahren bekanntlich außerordentlich war.

Gewisse Pflanzen wurden in Garben zusammengebunden und diese

terten geht aus einem von Wilkinson (II. S. 130 No. 441) u. A. mitgetheilten Relief hervor, da über den einzelnen Heerden die Stückzahl angegeben ist; sie lautet: 834 Stück Ochsen, 220 Kühe und Kälber, 3234 Ziegen, 760 Esel, 964 Schafe.

[1]) Wilkinson II. S. 184 nebst Grundriß No. 120. [2]) Wilkinson II. S. 135 theilt Abbildung und Beschreibung des noch jetzt in Aegypten gebräuchlichen Brütofens mit. [3]) Heeren, Ideen II, II. S. 355 ff. Wilkinson IV. S. 34 ff.

auf freiem Felde übereinander geschichtet [1]). Getraide schüttete man gewöhnlich auf ein einfaches Traggerüst und beförderte es so durch zwei Schulterträger [2]) zur Dreschtenne. Die Tenne selbst war im hohen Grade einfach: Innerhalb des aufgeschütteten Getraides wurden eine Anzahl Stiere von einzelnen Männern im Kreise herumgeführt, während andere mit Schaufeln und Besen beschäftigt waren, die so von einander getretene Fruchtmasse zusammenzuhalten [3]). Hierdurch erhielt sie allmälig die Form eines flachen halbrunden Kessels.

Seit den ältesten Zeiten war Aegypten eine Kornkammer für die benachbarten Völker und ohne Zweifel beanspruchte die Verwaltung der dem Staate gehörenden Getraidevorräthe eine nicht unbedeutende Zahl von Beamten. Unter ihnen behauptete der „Oberste über die Getraidehäuser von Ober- und Unterägypten" den ersten Rang und eine gewiß hochgeachtete Stellung, die, da sie auch das Amt des „Schaffners und Schreibers des Königs" umfaßte [4]), vermuthlich zum engeren Hofstaat rangirte.

Die zur Aufbewahrung des alljährlichen Ernteertrags bestimmten Räumlichkeiten bestanden entweder in unbedeckten Höfen oder in mehr oder weniger umfangreichen, von allen Seiten geschlossenen Kornmagazinen.

a) Die Höfe [5]) hatten meist eine rechtwinklig viereckige Grundgestalt, ziemlich hohe Umfassungsmauern und mehrere verschließbare Eingänge. Niedrige, mit hochragenden Pforten durchbrochene Wände theilten zuweilen den Hofraum in zwei oder mehrere Abtheilungen. In einer derselben befand sich nicht selten eine kleine, wahrscheinlich mit dem Bilde der Isis [6]) ausgestattete Kapelle und davor einige zur Aufnahme von Opfergaben bestimmte Tischchen. Das Getraide wurde in großen, flach-schalenförmigen Behältern, die einander reihenweis gegenüberstanden, in Form oberhalb abgestumpfter Kegel aufgethürmt.

b) Die geschlossenen Magazine [7]) nahmen gewöhnlich einen bei weitem größeren und, wie es scheint, mehr in die Länge gedehnten Flächenraum ein, als jene Höfe. Wie diese, so waren indeß auch die zum Magazin gehörenden Baulichkeiten von einer besonderen Ring-

---

[1]) Wilkinson IV. S. 93 No. 433. [2]) Rosellini II. (m. c.) XXXIII, 1. Wilkinson a. a. O. No. 428. [3]) Rosellini II. (m. c.) XXXIII, 2. Wilkinson a. a. O. No.. 428. [4]) H. Brugsch, übersichtliche Erklärung ägypt. Denkmäler S. 19 (4). [5]) Wilkinson II. S. 105 nebst Grundrissen. [6]) Vergl. Diodor I, 14. [7]) Rosellini II. (m. c.) XXXV. Wilkinson II. S. 135 No. 121 ff.

mauer umschlossen. Durch ein breites, oft ziemlich hohes Thor gelangte man demnach zunächst auf den Hof und erst von hier aus zu den eigentlichen Kornbehältern und anderen, zum Aufschütten und Ausmessen des Getraides bestimmten Sälen. Alle diese Räumlichkeiten lagen gewöhnlich mit den Langseiten der Mauer in gleicher Richtung, so daß die dicht aneinander gereihten Vorrathskammern — kleine bienenstockförmige Baue, zu deren hoch gelegener Pforte man entweder vermittelst einer Leiter oder Freitreppe gelangte — in Parallelstreifen den Raum durchschnitten.

c) Neben diesen ausgedehnten Bauten bediente man sich auch zur Aufbewahrung von Getraidevorräthen der flachen Bodenräume einiger, nur zu diesem Zweck aufgezimmerter, mehrstöckiger Häuser [1]).

3. Feld- und Gartenbau. Außer den verschiedenen Getraidearten wurde sowohl der Lein wie auch die Baumwollenstaude angebaut; ebenso der Byblus, die Zwiebel und mehrere, vorzugsweise zur Speise dienende Lotusarten. Fruchttragende Bäume hegte man in Anpflanzungen und selbst den Weinstock zog man sorgfältig an Spalieren. Alle diese Anlagen hatten bauliche Einrichtungen zur Folge.

a) Ungeachtet der großartigen und weitverzweigten Wasserbauten, der Canäle und Deiche, die das Land nach den verschiedensten Richtungen hin durchschnitten, bewässerten und befruchteten und zu diesen Zwecken von den Herrschern Aegyptens angelegt waren, hatte dennoch gewiß jeder einzelne Landeigenthümer selbst Sorge zu tragen für die ersprießlichste Bewässerung seines Grundes und Bodens. Seine Aufgabe bestand demnach zunächst in der zweckmäßigen Anlage und Vertheilung von kleinen ausgemauerten Bassins, Rinngräben, Brunnen u. s. w. — Letztere gestaltete man entweder als mehr oder weniger tiefe, rings ummauerte Cisterne oder in Form der noch gegenwärtig in Aegypten gebräuchlichen Ziehbrunnen [2]). Ueber den zuweilen ausgestochenen Graben stellte man senkrecht zwei Holzpfähle und zwischen diese legte man wagerecht eine um eine Querare sich drehende Stange. Das hintere Ende derselben wurde durch darauf gebundene Steine beschwert, das vordere dagegen mit einem Strick und einem daran hängenden eimerförmigen Gefäße versehen. Das emporgezogene Wasser goß man in kleine, in der Nähe des Brunnens errichtete Rinnen, die wiederum in kleinere Wasserleitungen mündeten, so, daß das

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) XXXIII; XXXIV. [2]) Ros. II. (m. c.) LX; XLIX. Wilkinson II. S. 4 No. 74 ff., hierzu vergleichsweise die Vignette D: ferner W. Lane, manners and cust. of the modern Egypt. II. S. 30.

Ganze einen leicht beweglichen und daher äußerst praktischen Bewässerungsapparat bildete.

b) Ueber die größeren Gartenanlagen[1]) der Aegypter geben einige, in Form von Grundrissen behandelte Darstellungen hinlänglichen Aufschluß. Sie zeigen deutlich, daß man sowohl Nutz- wie Zierpflanzungen hegte, diese in geschmackvoller Weise zusammenstellte und auf dem gegebenen Raum zweckmäßig vertheilte.

Ein derartiger wohlgeordneter Garten[2]) erstreckte sich meist über eine rechtwinklig viereckige, oblonge oder quadratische Grundfläche, die ein hölzerner Pfahlzaun (?) begrenzte. Durch ein hohes, oberhalb mit Hieroglyphen bezeichnetes Thor, das die Mitte der einen Seite einnahm und vor dem sich nach rechts und links eine regelmäßig angelegte Baumreihe hinzog, gelangte man zunächst in einen ziemlich umfangreichen, oblongen Raum, der, in der Anlage dem Vorhof bei Privatwohnungen entsprechend, der Länge nach mit Weinspalieren, zwischen denen breite Gänge hindurchführten, besetzt war. Die Spaliere[3]) selbst bildeten entweder sich kreuzende Latten oder schlanke, mit lotusförmigen Kapitälchen verzierte und oberhalb durch Leisten verbundene Säulchen. Hinter diesem Weingarten, der, wie die einzelnen Abtheilungen überhaupt, von Zaunwerk umgeben war, erhob sich ein leicht aufgezimmertes, doch zierlich gestaltetes Gebäude — eine Art Kiosk — das aus mehreren, theils offnen, theils geschlossenen Räumlichkeiten, von denen indeß jede ihren besonderen Eingang hatte, bestand. Zu beiden Seiten des Weingartens und dieses Gebäudes lagen andere, in ihrer jederseitigen Anlage durchaus mit einander correspondirende Anpflanzungen. Je zur Seite des großen Thorwegs, also zunächst der Frontmauer, gelangte man zu einem von Baumreihen umgebenen und mit Sträuchern umpflanzten, länglich viereckigen Bassin. Unmittelbar an diesen Raum schloß sich eine besondere, mit zierlich zugestutzten Bäumchen besetzte Abtheilung, und aus dieser führte ein kleiner Thorweg in eine größere, ebenfalls geschlossene Anlage, die sich, wie jene erstere, rings um einen viereckigen Teich erstreckte. An dem äußersten Ende dieser Pflanzung befand sich ein kleiner Pavillon. Dieser bestand aus einer breternen Wand, aus einem auf ihr und zwei Vorsäulen ruhenden abgeschrägten Dache und geländerartigen Verschlägen, die den Raum zwischen den Säulen und jener Breterwand bis zu einer gewissen Höhe füllten. Alle noch übrigen Abtheilungen

[1]) Wilkinson II. S. 136 ff. und oben S. 231. [2]) Ros. II. (m. c.) LXIX. Wilkinson II. S. 143 No. 130. [3]) Wilkinson II. S. 148 No. 135.

des Gartens waren gewöhnlich von breiten, einander parallellaufenden Gängen durchschnitten und diese entweder mit gleichartigen oder verschiedenen Bäumen und Sträuchern besetzt. Die größeren Bäume umgab man, der bequemeren Bewässerung und auch des Schutzes wegen, mit kübelförmigen Erdumwallungen[1]; kleinere Anpflanzungen durchzog man dagegen mit sich rechtwinklig durchkreuzenden Rinngräben[2] u. s. w. In den meist von Palmbäumen umpflanzten Bassins[3], die häufig von einem in der Nähe des Gartens gelegenen Nilcanal bewässert wurden, hegte man aufs sorgfältigste die verschiedenen Arten von Wasserpflanzen.

4. Jagd und Fischfang[4]. Während die unteren Stände sowohl Jagd wie Fischfang als Erwerbsquelle betrachteten und beides in vielleicht gesetzlich beschränkter Weise ausübten, diente den Vornehmen diese Art der Beschäftigung als angenehmer Zeitvertreib.

a) Zu den mit dem Fischfang in Verbindung stehenden Einrichtungen gehörten mehr oder weniger umfangreiche und vermuthlich sorgfältig ausgemauerte Bassins oder Teiche; b) mit der Ausübung der Jagd waren dagegen große Einhegungen des Wildes, Netzumstellungen[5] u. s. w. verbunden. Zu Wasserjagden benutzte man kleine, schlank gebaute Böte[6].

5. Der Bergbau der Aegypter war, vornämlich in späterer Zeit, gewiß nicht unbedeutend. Ohne Zweifel wurde er mit großer Umsicht ausgeübt, denn schon die Anlage der unterirdischen Felsengräber bekundet eine dem Volke seit uralter Zeit eigenthümliche Geschicklichkeit in der Minirkunst.

Wie es scheint, lieferten hauptsächlich die Bergwerke Aethiopiens reichen Ertrag an edlen und unedlen Metallen[7]. Die Gewinnung des Goldes[8] war mit großer Mühe und dem entsprechenden Kostenaufwande verknüpft. Eine Menge Menschen mußten unterhalten werden, um das Metall aus dem blendend weißen Marmorgestein, in

---

[1]) Wilkinson II. S. 141 No. 127. [2]) Rosellini II. (m. c.) XL, 1. Wilkinson II. a. a. O. No. 126. [3]) Wilkinson II. S. 145 No. 131. [4]) Wilkinson III. S. 1 — 75. [5]) Cailliaud, recherches: Pl. 37; u. a. [6]) S. unten: über den Schiffsbau der Aegypter. [7]) Wenn auch häufig bei Aufzählung der Tribute Lieferungen von edlen Metallen erwähnt werden (Herod. III, 97; Diod. I, 49; 55), so ist doch auch mehrfach von Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenbergwerken, welche die Aegypter selbst bearbeiteten, die Rede (Diod. I, 33). Vergl. über die Gewinnung des Zinnes, Silbers und Goldes: Wilkinson III. S. 216; hierzu S. Birch, upon an historical tablet of Rameses II. etc. relating to the Gold Mines of Aethopia. London 1852. [8]) Diod. III, 12.

dem es strichweise lagerte, herauszubrechen und ans Licht zu befördern. War das Gestein zu hart, so brannte man es vor Anwendung der Brecheisen mürbe. So entstanden Stollen, Schachte und Gänge, die sich, unter der speziellen Aufsicht und Leitung eines Sachverständigen, auf mannigfache Weise verzweigten.

Knaben und schwächlich befundene Individuen hatten das Geschäft, die gebrochenen Steine zu Tage zu fördern und sie auf einen bestimmten Platz oberhalb des Eingangs niederzulegen, von wo sie dann in die Hände der Zeiger und Schmelzer übergingen.

B. Anlagen, die mit der handwerklichen Thätigkeit zusammenhingen.

Werkstätten im eigentlichen Sinne bedurften die ägyptischen Handwerker im Allgemeinen[1]) wohl um so weniger, als ihnen das Klima gestattete, ihre Arbeiten entweder im Vorhofe der Wohnung oder vor derselben, im Freien, zu verrichten. Demnach beschränkten sich vermuthlich die mit der handwerklichen Thätigkeit verbundenen baulichen Einrichtungen theils auf solche Anlagen, die eine Bewältigung großer Massen zum Zweck hatten, auf die Herstellung von Transportmitteln, theils auf die Errichtung von Baugerüsten, Schmelzöfen u. dergl.

a) Zum Transport großer Steinmassen bediente man sich hauptsächlich aus starken Balken zusammen gezimmerter Schleifen[2]), die, abgesehn von ihrer Kolossalität, in nichts von den noch gegenwärtig angewandten Transportschlitten verschieden waren. Auf eine derartige Schleife wurde der zu transportirende Gegenstand entweder vermittelst starker Hebel oder auch vermittelst Walzen, die sich auf einem zu dem Zweck errichteten Damm bewegten, hinaufgeschoben und sodann durch starke Taue mit der Schleife enger verbunden. Die Fortbewegung einer solchen Last geschah vermuthlich ruckweise und zwar durch eine der Schwere derselben entsprechende, taktmäßig angeordnete Zugkraft vieler Menschen[3]).

b) Zur Bearbeitung riesiger Monolithen-Statuen, Obelisken und vermuthlich auch bei dem Bau von Häusern errichtete man rings um den betreffenden Gegenstand eine beliebige Anzahl Stangen in senk-

---

[1]) Was oben S. 120 von wohl eingerichteten Werkstätten der Weber angeführt wurde, ist eben nur eine Vermuthung Heeren's. [2]) v. Minutoli, Reise zum Tempel u. s. w. Taf. XIII. Cailliaud, recherches: Pl. 34. Ros. II. (m. c.) XLVIII. Wilkinson III. S. 328 No. 390. [3]) Herod. II, 175.

rechter Stellung. An diese befestigte man in horizontaler Lage Querstangen, die, in verschiedenen Etagen übereinander, die Arbeiter trugen[1])

c) Von höchst einfacher Beschaffenheit waren die Schmelz- und Brennöfen der Feuerarbeiter.

Bei Einzelnen[2]) bildete die Esse einen niedrigen, kesselförmigen Behälter, über welchen das Schmelzgefäß gestellt wurde. Die Brennöfen der Töpfer[3]) hatten, ähnlich den Schmelzöfen der heutigen Westneger[4]), eine etwa vier bis fünf Fuß hohe, cylindrische Gestalt. Wie diese, so waren auch sie unterhalb mit Luftzügen versehen, oberhalb dagegen mit einer zur Aufstellung der zu brennenden Geschirre eingerichteten Roste ausgestattet. Die Anwendung von Blasebälgen war den Aegyptern, einem thebanischen Grabgemälde[5]) zufolge, schon frühzeitig bekannt. Die Bälge bestanden vermuthlich aus doppelt zusammengenähten, ledernen Schläuchen. Jeder dieser Schläuche hatte seine eigene, wahrscheinlich aus einzelnen Rundstücken zusammengefügte, Windröhre. Zur Anfachung des Feuers umlegte man es mit mehreren derartigen Bälgen und setzte diese sodann dadurch in Bewegung, daß man sich auf zwei derselben stellte und abwechselnd den einen niedertrat, den andern aber gleichzeitig vermittelst einer daran befestigten Schnur aufzog.

III. Das gesellige Zusammensein.

Außer den schon erwähnten[6]) musikalischen Aufführungen, Tänzen, gymnischen Spielen u. s. w., die Vornehme und Reiche vermuthlich zu ihrer eigenen Unterhaltung veranstalteten, fanden, doch wohl nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, mannigfach verschiedene Volksbelustigungen[7]) statt. Dazu gehörten öffentliche Uebungen der Ringer, Klopffechter und anderer, wahrscheinlich miethbarer Künstler; ferner von mehreren auf kleinen Böten stehenden Stangenkämpfern ausgeführte Schifferstechen, dann aber auch Stierkämpfe, bei de-

[1]) Cailliaud, recherches: Pl. 16. Ros. II. (m. c.) L. Wilkinson III. S. 164 No. 363. [2]) Cailliaud, recherches: Pl. 6. A. B. Ros. II. (m. c.) LII; LXXXIII; LXXXIV. Wilkinson III. S. 89 No. 349; S. 222 No. 374, c. [3]) Cailliaud, rech.: Pl. 16. Rosellini II. (m. c.) L. Wilkinson III. S. 164 No. 363. [4]) S. oben S. 73. c. [5]) Rosellini II. (m. c.) L. Wilkinson (III. S. 339 Nr. 393) verlegt die Erfindung der Gebläseöfen in die Zeit Thutmes III. [6]) S. oben S. 190 (4). [7]) Rosellini II. (m. c.). Wilkinson II. S. 436 ff. R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten u. s. w. Atlas; Altes Reich ff.

nen entweder beherzte Männer mit den gereizten Thieren kämpften oder diese allein zum gegenseitigen Kampfe angestachelt wurden.

Diese gefahrvolleren Spiele machen es wahrscheinlich, daß man den für sie bestimmten Raum durch eine Umzäunung von den Zuschauern absonderte. Gegen die Errichtung beweglicher Schaugerüste scheint indeß die Holzarmuth des Landes zu sprechen, während wiederum keine ältere[1]) Nachricht besonderer, nur für den Zweck öffentlicher Unterhaltungen errichteter Baulichkeiten erwähnt.

Unter den umfangreichen Ruinen von Theben findet sich, und zwar auf jeder Seite des Stromes, der Ueberrest einer riesigen Mauer, aus dem hervorzugehen scheint, daß sie einst einen weitgedehnten, rechtwinkelig-viereckigen Platz begrenzte. Die größte dieser beiden Ringmauern ruht auf der östlichen Seite des Nils. Sie umschließt einen Flächenraum von etwa sechstausend Pariser Fuß in der Länge bei halber Breite, der, wie Heeren[2]) vermuthet, einst zur Aufführung von Wettkämpfen, Wagenrennen und großen militärischen Uebungen gedient habe. Außer einem weiten, an der Ostseite dieser Mauer befindlichen Haupteingang erkennt man in den Schuttlagen die Spuren von etwa vierzig bis funfzig kleineren Thoren, Reste von architektonischen Gliederungen u. s. w., mit denen vermuthlich die Außenseiten aufs prächtigste geziert waren. Unmittelbar an der Südseite der Mauertrümmer erblickt man die Ruine eines kleinen Tempels.

IV. Der Handel.

Die geringe Theilnahme des ägyptischen Volkes an ausheimischen Handelsverbindungen[3]) läßt wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Errichtung besonderer, dem allgemeinen Handelsinteresse gewidmeter Baulichkeiten nicht vor der Regierungsepoche Psammetichs begann. Ja, wie es scheint, verwendeten erst die folgenden Herrscher, und unter diesen besonders Necho[4]) und Amasis[5]), da sie den von ihrem Vorgänger eingeleiteten Handel vorzugsweise begünstigten, mehr Sorgfalt auf derartige Einrichtungen, die jedoch, bei der so überaus ungünstigen Beschaffenheit der Küste, bei ihrem Mangel an natürlichen Häfen und ihren weitgedehnten sumpfigen Niederungen[6]), gewiß nur lang-

---

[1]) Wir schließen hier füglich diejenigen Berichte, z. B. die des Strabo (B. XVII) u. A., aus, die sich auf derartige, doch lediglich griechische Bauanlagen beziehen.
[2]) Ideen, über die Politik u. s. w. 1826. II, II. S. 219 ff. [3]) Siehe oben S. 119 (3). [4]) Herod. II, 158; 159. [5]) Herod. II, 178; 179. [6]) Diod. I, 31.

sam an Vervollkommnung zunahmen. Demnach fällt ohne Zweifel die Anlage zweckmäßig eingerichteter Häfen, die Errichtung von Leuchtthürmen u. s. w., überhaupt aber die großartigere Gestaltung von Stapelplätzen und Emporien in die späteste Zeit des Reiches[1]), in die Periode der Ptolemäer und der Römerherrschaft.

Anders verhielt es sich indeß mit denjenigen Einrichtungen und Anlagen, die mit dem Binnenhandel Aegyptens zusammenhingen. Sie wurden theils durch den Transport der Waaren, theils aber auch durch die Aufspeicherung und Auslegung derselben bedingt.

1. Abgesehen von den durch fortdauernden Karavanenhandel ausgebildeten Heerstraßen[2]), welche die Wüste nach verschiedenen Richtungen hin durchschnitten und die gewiß mit baulichen Einrichtungen mannigfacher Art, die zur Bequemlichkeit der Reisenden dienten, besetzt waren, bildete der von Süden nach Norden fließende Strom eine für den Waarentransport innerhalb Aegyptens überaus günstig gelegene Mittelstraße. Diese sammt den in sie mündenden, das Land durchkreuzenden Kanälen trug gewiß wesentlich zu einer frühzeitigen Beförderung und Erweiterung des ägyptischen Binnenhandels durch Flußschifffahrt[3]) bei.

2. Von einem Brückenbau der Aegypter schweigen sowohl bildliche wie schriftliche Nachrichten, und es unterliegt demnach wohl keinem Zweifel, daß sie ihn absichtlich nicht übten. Diese Annahme gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß die alljährlichen Nilüberschwemmungen, die ja fast das ganze Land unter Wasser setzten, die Benutzung von Brücken, wenigstens periodisch, verhindert haben würden.

3. Ueber die bauliche Anlage der wohl stets in der Nähe des Stroms gelegenen Emporien und Stapelplätze fehlt es ebenfalls an genügenden Nachrichten; ebenso über 4. die äußere und innere Beschaffenheit umfangreicher Magazine und Waarenlager. Was indeß diese letzteren anbetrifft, so wichen sie vermuthlich wenig von den bereits oben beschriebenen[4]) größeren Baulichkeiten, den Hallen, Kornspeichern u. s. w. ab, und wie aus einem von Wilkinson[5]) mit

[1]) Strabo XVII, 1 ff. [2]) Vergl. darüber: Heeren, Ideen u. s. w. II, II. S. 436 ff. [3]) S. darüber unten das Weitere. [4]) S. oben S. 238 (a. b.). [5]) Manners and customs of the ancient Eg. II. S. 94. Pl. V. Dieser Plan, den wir für die Darstellung eines Waarenlagers halten, zeigt eine von einer Mauer begrenzte quadratische Grundfläche. Diese wird von einem breiten, zu den Seiten ebenfalls von einer Mauer eingefaßten Mittelweg und einem ihn rechtwinklig durchkreuzenden, schmaleren Weg in vier gleich große Geräume getheilt. Jeder von diesen Räumen

getheilten Grundplan hervorzugehen scheint, bestanden auch sie in mehr oder weniger umfangreichen, rechtwinklig-viereckigen Hallen, die, ohne Bedachung und von breiten Wegen durchkreuzt, eine Anzahl, vielleicht bedeckter, Einzelräume enthielten, in denen die einzelnen Gegenstände auf Tischen aufgestellt und ausgelegt waren.

5. Jede größere Stadt besaß eigene, vermuthlich wohl eingerichtete Märkte[1]). Auf ihnen wurden, wie es scheint, sowohl größere Geschäfte, Kaufcontracte[2]) über Ländereien u. s. w. abgeschlossen, wie auch die kleineren Handverkäufe, über die eine besondere Marktpolizei die Aufsicht führte[3]), abgemacht.

Die Auslegung der Waaren geschah hier zuverlässig entweder a) in jenen eben erwähnten größeren Verkaufslokalen und Hallen oder b) in für den Zweck des Kleinhandels nur leicht aufgezimmerten Räumlichkeiten und beweglichen Buden.

Diese Gemächer oder Buden, die schon in der Erzählung vom Schatzraube des Rhampsinit[4]) und in der Sage vom Pyramidenbau des Cheops[5]) eine Rolle spielten, waren gewiß nach dem Wohlstande ihrer Besitzer ziemlich verschieden gestaltet. Die der Aermeren bestanden indeß zumeist aus vier senkrecht in die Erde gesteckten Pfählen, die, oberhalb durch Querstangen mit einander verbunden, ein von Binsen geflochtenes Mattendach oder irgend eine Zeugbedachung trugen[6]).

---

zerfällt wiederum durch mit einander parallellaufende Zwischenwände in sechs gleich große Gemächer. Diese, angefüllt mit symmetrisch geordneten Gegenständen der verschiedensten Art, münden mit ihren Pforten in den zuletzt erwähnten schmaleren Gang. Eine Zwischenmauer, welche die, dem breitthorigen Hauptausgange zunächst liegenden Gemächer verbindet, theilt den breiten Weg dadurch gleichsam in zwei Höfe. In der Mitte des kleineren dieser beiden Höfe erhebt sich ein freistehender Säulenpavillon; im Uebrigen sind die Gänge jederseits mit einer Baumreihe bepflanzt und durch gegenüberliegende Dreithore unter einander verbunden. Das Ganze macht durchaus den Eindruck eines praktisch eingerichteten, von Wohlhabenheit zeugenden Baues.

[1]) Herod. II, 35; 39; 141; 173. [2]) Mehrere solcher Contracte haben sich erhalten: Wilkinson II. S. 53. H. Brugsch, übersichtl. Erklärung u. s. w. S. 46 ff. [3]) Diod. I, 79. Abbild. von Marktscenen (?): Descript. de l'Eg. Vol. II. Pl. 64; Rosellini II. (m. c.) LI ff. [4]) Herod. II, 121. [5]) Herod. II, 126. [6]) Ros. II. (m. c.) IV; desgl. Wilkinson II. S. 127 mit Abbildung. Diese zeigt zwei unter der Bude sitzende Männer, die damit beschäftigt sind, Gänse zu rupfen u. s. w., während ein Theil dieser Thiere bereits zum Verkauf aushängt. Die Vermuthung, daß dies „eingesalzenes Geflügel" sei, dessen Herod. II, 77 erwähnt, liegt demnach ziemlich nah.

Anhang.

Bau und Ausstattung der Schiffe[1]).

Die von jeher stattgehabten Ueberfluthungen des Nils hatten die Bewohner Aegyptens gewiß frühzeitig genöthigt, Mittel zu erfinden, die einen freien Verkehr auf dem Wasser gestatteten. Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß der Ursprung der ägyptischen Flußschifffahrt und somit die Entstehung von Fahrzeugen weit über die Grenzen unserer geschichtlichen Kenntnisse hinausreicht. Die Sage erzählt[2]), daß Isis in einem von Papyrus gefertigten Kahn die Sümpfe durchschifft habe, um die Theile der vom Typhon zerstückelten Leiche des Osiris aufzusuchen. Auch die Aussetzung Moses geschah in einem kleinen, von Binsen geflochtenen, wohlverpichten Schiffchen[3]).

Ungeachtet der Holzarmuth des Landes, welche die Aegypter zwang, sowohl jene papiernen Kähne durch alle Epochen des Reiches beizubehalten[4]), wie auch Fahrzeuge von Leder oder Thon[5]) herzustellen, verstanden sie es dennoch, selbst mit diesen beschränkten Mitteln und dem nur spärlich vorhandenen Nutzholze, ihren Zweck vollständig zu erreichen. Der Nil war mit Fahrzeugen bedeckt und auf der weiten Strecke von Siene bis zum Ausflusse ins Meer herrschte, wenigstens zur Zeit Herodots (II, 97), ein überaus reger Verkehr.

Die gewöhnlichen Frachtschiffe[6]), die jedoch mitunter eine Last von vielen tausenden Talenten trugen, bestanden aus dem Holze eines einheimischen Dornbaumes. Aus diesem nämlich schlugen die Schiffszimmerleute[7]) Balken von etwa zwei Ellen Länge, schichteten diese sodann gleichsam ziegelartig um dichte und lange Pflöcke und überlegten hierauf das so zusammengezimmerte, ohne Anwendung von Rippen hergestellte Fahrzeug mit hölzernen Querbalken, wobei sie zugleich die inneren Fugen mit Byblus wohl verstopften. Zur Befestigung des Steuerruders diente ein in den Boden des Schiffes eingemeisseltes

---

[1]) Wilkinson III. S. 184 ff. [2]) Plutarch, Isis und Osiris c. 18. [3]) 2. Mose II, 3. [4]) Plinius, Naturgesch. V, 10; VI, 24; XIII, 22. Noch heut befördern die Berber leichtere Gegenstände, indem sie, nur mit einem kurzen Doppelruder versehen, auf fest mit einander vereinigten Bündeln von Durastengeln rittlings Platz nehmen: Denon, voyage etc. Pl. 78. v. Minutoli, Reise: Taf. XXV, 4, 6. [5]) v. Bohlen, das alte Indien u. s. w. II. S. 126. [6]) Herod. II, 96. [7]) Abbild. von arbeitenden Schiffszimmerleuten: Cailliaud, recherches: Pl. 1, 2. Rosellini II. (m. c.) XL, 1, 2.

Loch. Der Mast bestand ebenfalls aus einem Dornbaum. Er diente sowohl einem von Byblus gefertigten Segel, wie auch dem übrigen Takelwerk zur Befestigung. Letzteres bestand hauptsächlich in Tauen, die man noch besonders durch Segelringe zog, welche sich, der Sitte gemäß, innerhalb des Schiffes befanden[1]).

Die Beförderung derartiger Fahrzeuge, die, wie Herodot versichert, Baris hießen, bedingte sowohl stromaufwärts wie auch stromabwärts besondere Hülfsmittel. Gegen den Strom schwimmende Schiffe wurden in ähnlicher Weise, wie noch heut überall, vom Lande aus gezogen. Ging indeß die Fahrt mit dem Strome, so bedurfte das Schiff, um nicht mit fortgerissen zu werden, eines eigenthümlichen Hemmschuhs. Diesen bildete einerseits eine große, aus Rohr und Tamariskensträuchern zusammen geflochtene, viereckige Platte, die, vermittelst eines Taues am Fahrzeuge befestigt, vor demselben hertrieb, andrerseits ein ziemlich gewichtiger, ebenfalls an einem langen Tau befestigter, doch vom Hintertheil des Fahrzeuges herabhängender Stein, der auf dem Boden des Flusses nachschleifte.

Zum Transport ungewöhnlich schwerer Lasten dienten fast durch alle Zeiten große Flösse oder aus Rundstücken zusammengesetzte Platten[2]). Da solche jedoch häufig vom Wasser überspült wurden, errichtete man auf ihnen gewöhnlich kleine, hölzerne Sitzbänke.

Deutlicher wie diese von Herodot gelieferten Beschreibungen sprechen die in Wandsculptur erhaltenen Darstellungen von Schiffen. Sie geben den augenscheinlichsten Beweis, daß die Aegypter schon frühzeitig den Schiffbau in einer gewissen Vollkommenheit ausübten und daß sie sich nicht nur damit begnügten, leicht zusammengezimmerte Böte und Floßkähne herzustellen, sondern daß sie die verschiedensten Fahrzeuge, vom kleinen Boot bis zum wohlausgerüsteten Segelschiff und von dem nur dürftig ausgestatteten Nachen bis zur prächtig geschmückten, königlichen Lustgondel, mit Umsicht und Geschick erbauten und regierten.

Die, mit Ausnahme der Kriegsschiffe[3]), allen übrigen Fahrzeugen eigenthümliche Grundform war im Wesentlichen die der noch gegenwärtig zu Flußschifffahrten gebräuchlichen, sogenannten Zillen. Wie diese, so hatten auch jene meist einen flachen, seltener einen rundlich ausgebauchten Boden und wohl nie einen eigentlichen Kiel. Dagegen bil-

---

[1]) Herod. II, 36. [2]) Strabo XVII. Eines solchen Flosses gedenkt vermuthlich auch Plutarch (Isis und Osiris c. 35) bei der Schilderung der Bestattungsfeier des Apis. Vergl. die Abbildung eines Flosses bei: v. Minutoli, Reise: a. a. O. [3]) S. unten: Kriegswesen.

dete bei ihnen Vorder- und Hintertheil fast immer eine sehr steil aufwärtssteigende, sich stark verjüngende Spitze.

1. Die zum gewöhnlichen Gebrauch bestimmten, vermuthlich aus Thon oder aus Papyrus bestehenden Böte waren meist sehr klein; außerdem ziemlich plump und unansehnlich. a) In Form einer etwas vertieften Mulde hatten sie eben nur Raum für eine Person[1]). Diese kniete dann gewöhnlich oder setzte sich mit untergeschlagenen Beinen in die Mitte des Fahrzeuges, von wo aus sie dasselbe vermittelst eines langen, schaufelförmigen Ruders regierte. b) Langgestrecktere Böte der Art verwendete man zum Transport von Früchten und anderen leichten Waaren[2]). Auch sie waren ziemlich beschränkt und nahmen, wie es scheint, selten mehr wie zwei, höchstens drei Personen an Bord. c) Aehnlicher Fahrzeuge bediente man sich zur Wasserjagd. Diese erhielten indeß mitunter eine, je nach der Laune und dem Vermögen ihres Besitzers verschiedene, mehr oder weniger reiche Ausstattung[3]). Solche bestand dann hauptsächlich darin, daß man die Außenseiten des Kahnes — grün, gelb, schwarz — bemalte und mit farbigen Rändern umzog und außerdem die aufwärts geschwungenen Spitzen derselben in Form der Lotusblume gestaltete.

2. Die auf Wandbildern vorkommenden Frachtschiffe, vermuthlich getreue Abbilder derjenigen Fahrzeuge, deren Bau wir bereits oben nach der von Herodot gelieferten Beschreibung schilderten, waren von sehr verschiedener Größe und fast ohne Ausnahme mit Steuer, Mast und wohlgeordnetem Takelwerk, in einzelnen Fällen sogar mit Kajütenräumen versehen und außerhalb einfach, aber sauber bemalt. — Das oft ziemlich lange, schaufelförmige Steuer, welches sich immer an einem Ende des Schiffes befand, ruhte hier theils auf der Spitze desselben, theils auf der Mitte eines zwischen zwei senkrecht stehenden hohen Stangen horizontal liegenden Querbalkens, und wurde durch einen, an seinem oberen Ende befestigten Schwengel oder Hebel regiert. Bei Schiffen, welche mit zwei Steuerrudern ausgestattet waren, verdoppelte sich denn auch dieser Hebel[4]), so daß, je nach Maßgabe der

[1]) Rosellini II. (m. c.) CVI, 4. [2]) Ros. II. (m. c.) CV. Wilkinson IV. S. 102 No. 437. [3]) Cailliaud, recherches: Pl. 35. Ros. II. (m. c.) XXV. Wilkinson III. S. 335 ff. mit Abbild.; Plat. XV. [4]) Unter den in einem thebanischen Grabe der vierten Dynastie entdeckten Schiffsmodellen (Passalacqua, catalogue rais. etc. S. 126 ff.), die das Berliner Museum besitzt, befindet sich ein mit Doppelsteuer versehenes kleines Boot; ein Beweis für das hohe Alter (3000 v. Chr.) dieser Einrichtung; vergl. die Abbildung bei Cailliaud, recherches: Pl. 3; Ros. II. (m. c.) CIX, 1 mit einem Steuer und CX mit Doppelsteuer; Wilkinson III. S. 195 No. 369.

Größe des Fahrzeuges, einer oder mehrere Steuerleute nothwendig wurden. Der verhältnißmäßig kurze, aber stets starke Mast erhob sich auf der Mitte des Schiffsbodens. Mit diesem war er durch Gegenstützen und umlaufende Metallreifen verbunden. Außerdem hielten ihn eine Anzahl Seile, die sich theils von seiner Spitze, theils von den Segelstangen nach dem Innenbord erstreckten, in senkrechter Stellung. Das Segel hatte entweder eine oblonge oder quadratische Form und hing an einer, den Mast rechtwinklig durchkreuzenden Raa, die ebenfalls mancherlei Takelwerk trug, das theils zum Stellen, theils zum Einreffen des Segels diente[1]). Befand sich auf einem so ausgestatteten Fahrzeuge eine den Mittelraum bedeckende Kajüte, so wurde der Mast auf der Mitte derselben in der Weise angebracht, daß er nöthigenfalls umgelegt werden konnte. Hierzu, und auch, wie es scheint, zur bequemeren Leitung der Segel, diente ein auf dem Verdeck ruhendes, eigenthümlich gestaltetes Räderwerk[2]). Die Kajüte, ein mehr oder weniger umfangreicher und von allen Seiten geschlossener, viereckiger Raum hatte leicht verschließbare Fenster und Thüren.

Die Ruderknechte, deren man sich zur schnelleren Beförderung sowohl aufgetakelter Frachtschiffe, wie überhaupt zur Fortbewegung größerer Fahrzeuge bediente, standen gewöhnlich zur Seite des Bords in einer sich taktmäßig bewegenden Reihe[3]).

Sehr große Kähne[4]) wurden oft zu zwei Drittheilen ihrer Länge mit Verschlägen bedeckt. Der Mast bestand dann nicht selten aus zwei sich oben zu einem spitzen Winkel vereinigenden Stangen, die man, vermuthlich des beschränkten Raumes wegen, meist im Vorderraum aufstellte. Um einen derartigen Doppelmast gegen das Umschlagen zu sichern, befestigte man an seiner Spitze eine Anzahl Taue und zog diese durch am Innenbord befindliche Segelringe. Das Segel selbst hing auch hier an einer langen Raa, während ein von jedem Ende derselben herabhängendes langes Tau dem in einer besonderen Kajüte sitzenden Segellenker zur Regelung der Fahrt diente. Außer einer solchen kleinen Kajüte enthielt fast jedes große Fahrzeug der Art sowohl am Vorder- wie am Hinterdeck einen etwas erhöhten, mitunter von einer Gallerie umgebenen Sitz, von denen der eine dem Steuermann, der andere vermuthlich dem Schiffsbevollmächtigten zukam.

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 65, 3. Cailliaud, recherches: Pl. 5. Rosellini II. (m. c.) CXXXIII, 1. Wilkinson III. S. 208 No. 337. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 68—71 a. m. O. Rosel. II. (m. c.) CX, 1, 2. Wilkinson III. S. 196 No. 370. [3]) Rosellini II. (m. c) CIX, 1; CX, 2. [4]) Wilkinson III. S. 205 No. 372.

3. Ein besonderer Luxus herrschte in der Ausstattung der Privatböte und Gondeln, deren sich die Vornehmen und Reichen oft, und zwar vorzugsweise zu Lustfahrten bedienten[1]). Ihre Größe war sehr verschieden. Doch wurden sowohl die kleineren wie auch die größeren Fahrzeuge der Art meist mit reich dekorirender Malerei verziert und außerdem ihre Endspitzen nicht selten mit rundsculptirten Thierkopfen besetzt. Diese waren dann stets in fast senkrechter Lage aufgestellt und zwar so, daß sie den Innenraum des Schiffes gleichsam überschauten. Die Mitte dieses Raumes nahm mitunter eine zierlich gestaltete Kajüte ein; darüber erhob sich der Mast, und an diesem prangte ein mit Malerei bedecktes oder mit Buntstickerei durchwirktes, länglich viereckiges Segel.

Besonders waren es die Böte der königlichen Familie, die sich sowohl durch äußere Pracht, als auch durch elegante und zugleich äußerst bequeme Einrichtung vor allen übrigen Gondeln auszeichneten. Solche Prachtschiffe[2]), von denen sich Abbildungen im Grabe Ramses III. erhalten haben, waren diesen zufolge überaus reich vergoldet, unterhalb und an den Seiten farbig bemalt, überhaupt auf mannigfach verschiedene Weise ornamentirt. Die ebenfalls reich ausgemalten Steuerruder trugen auf ihren Endspitzen in Holz geschnitzte und vergoldete Büsten von Göttern oder Königen und darunter befestigt buntgefärbte Wimpel. Den Mittelraum der Gondel schmückte entweder ein reich verzierter, geschmackvoll bepolsterter Thronsessel oder eine nicht minder kostbar gestaltete Kajüte. Eine solche Kajüte bestand dann gewöhnlich aus vier aufrecht stehenden oblongen Außenwänden und vier sie begrenzenden vergoldeten Pilastern nebst einer auf ihnen ruhenden, stark vorgesimsten Dachplatte. Die Außenwände wurden meist durch vergoldete Stäbe in bunte, symmetrisch miteinander abwechselnde Felder getheilt, während das Dach eine rings umlaufende Reihe vergoldeter Uräusschlangen trug. Der Raum vor und hinter der Kajüte oder dem Thron war einerseits entweder mit einem goldenen Stufenaltar oder irgend einem auf einer Stange ruhenden Sinnbilde geziert, andererseits mit einem schmuckvollen Gemach, vermuthlich dem Sitze des Steuermanns, gefüllt. Ein starker, mit dem Symbol der Wahrheit und Kraft — der Doppelfeder — ausgestatteter, glänzend vergoldeter Mast trug an einer, ihn rechtwinklig durchkreuzenden Querstange das leicht reffbare Segel. Dieses prangte, theils mit bunten Würfelfeldern,

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) CV, 2, 3, 4. [2]) Cailliaud, recherches: Pl. 4. Ros. II. (m. c.) CVII, 2; CVIII, 1, 2. Wilkinson III. S. 211. Pl. XVI.

theils mit eingewirkten symbolischen Figuren in den lebhaftesten Farben des Orients. Zuweilen war es noch außerdem von einer breiten goldenen Doppelkante gleichsam umrahmt und unterhalb mit farbigen Troddeln und Büscheln behangen.

B. Einfluß des Staatslebens auf die baulichen Einrichtungen.

Die in nicht zu enträthselnden, politischen und religiösen Urverhältnissen tief wurzelnde, bis auf die späteste Zeit[1]) fortgepflanzte Ansicht von der allgebietenden, göttlichen Gewalt der Könige wirkte ohne Zweifel mächtig zurück auf die innere und äußere Gestaltung ihrer Wohnstätten. Gewiß betrachtete man sie als eine, gleichsam architektonische Verkörperung der durch die Herrscher repräsentirten, sichtbaren Doppelmacht und ließ sie demnach weder an Pracht noch Kolossalität den ausschließlich dem Götterdienste geweihten Stätten, den eigentlichen Tempeln, nachstehen. Ja es mußte sogar in dem eigenen, wenn auch nur rein politischen Interesse der vergötterten Machthaber liegen, ihre Wohnsitze vor allen übrigen Bauten, selbst vor den Göttertempeln, auszuzeichnen, damit sie so dem gläubigen Volke nicht nur als Riesenpaläste, sondern zugleich auch als die mächtigsten Tempel, als eine Vereinigung von Palast und Tempel, also als Tempel-Paläste des Reiches, erschienen. So standen denn vermuthlich Tempel- und Palastbau stets in engster Beziehung zu einander, so daß sie sich im Wesentlichen weder durch architektonische Anordnung noch durch anderweitige Ausstattung von einander unterschieden, und es ist demnach wohl mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß, während die eigentlichen Göttertempel den Priestern und Tempeldienern zu Wohnstätten dienten, die Reichspaläste der Herrscher den Charakter der Tempel behaupteten.

Mit zu den ältesten, ehrwürdigsten Resten großartiger Tempel-Paläste gehören die umfangreichen Ruinen des einst so gewaltigen Theben[2]). Von hier aus war die Befreiung des Landes von dem

---

[1]) Vergl. l'Inscription dite de Rosette — par Letronne S. 327 ff.

[2]) Ueber die Monumente von Theben: Descript. de l'Egypte. Antiquités. Part. II und III; Heeren, Ideen II. (II.) S. 216 ff.; F. Kugler, Kunstgeschichte (2te Aufl.) S. 43 ff.; derselbe Verfasser ist gegenwärtig mit einer „Geschichte der Baukunst" beschäftigt, die, wie wir hoffen dürfen, auch eine nähere Darstellung der ägyptischen Monumente und vorzugsweise der chronologischen Entwickelung ihrer Architekturformen enthalten wird. C. Schnaase, Gesch. der bildenden Künste I. S. 347 ff. Die Werke von R. Lepsius: Chronologie der Aegypter; das noch nicht beendete

auf ihm ruhenden Drucke der Hyksosherrschaft gelungen. Hier auch begann zunächst die Wiederherstellung der von den Barbaren vernichteten Heiligthümer. Noch während der im Lande geführten Kämpfe beschäftigte man sich wahrscheinlich mit dem Wiederaufbau des wichtigsten und angesehensten unter ihnen, des an Alter und Bedeutsamkeit Alles überragenden Ammonstempels. Als Hauptpalast der Residenz des neuen Reiches erhielt er zuerst eine seiner Würde entsprechende Neugestaltung, die denn auch an äußerem Glanz und Umfang alle übrigen Bauten des Landes übertreffen sollte. Jeder der nachfolgenden Herrscher suchte sich an ihm durch kolossale Anbauten zu verewigen und selbst ein Alexander verschmähte es nicht, hier sein Andenken mit dem der gefeierten Pharaonen durch Bild und Schrift zu verketten. Noch unter der Herrschaft der Ptolemäer und des Augustus schmückte man diesen Bau, an den sich so die heiligsten Erinnerungen des Reiches knüpften, mit Wandsculpturen, den redenden Zeugen seiner einstigen Verehrung[1]).

1. Dieser Tempel-Palast, der demnach einst auf seinen Mauern die Geschichte des Reiches verbildlicht trug und deren Reste noch heut von ihrer Bedeutsamkeit erzählen, verdankt seine jetzige Benennung dem zwischen seinen Trümmern entstandenen, dürftigen Dorfe Karnak.

Den Ruinen zufolge ruhte dieser riesige Bau auf einer mächtigen, von Backsteinen aufgeführten Terrasse, deren Umfassungsmauer eine Gesammtlänge von etwa zweitausend fünfhundert Toisen oder Dreiviertheil einer geographischen Meile betrug. Zwischen einer Doppelreihe von kolossalen Widdersphinxen gelangte man zu dem, mit dem Strom parallelliegenden Hauptportal, das, über sechzig Fuß hoch, in Mitten eines riesigen Pylons — zweier viereckigen, auf oblonger Grundfläche ruhenden und sich nach oben verjüngenden Vorbaue — von dreihundert und sechsunddreißig Fuß Länge bei einhundert und achtunddreißig Fuß Höhe lag. Oeffneten sich die bronzenen Flügelthüren, so trat man in einen rechtwinklig-viereckigen Vorhof von zweihundert und siebzig zu dreihundert und zwanzig Fuß. Eine seiner Seiten wurde von dem Pylon begrenzt. An diesen lehnte sich in Nord und Süd eine

---

Prachtwerk: Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien u. s. w. nebst Atlas; Briefe aus Aegypten, Aethiopien u. s. w. Berlin 1852 u. a. Zu dem allen, vorzugsweise des malerischen Effektes wegen, die betreffenden Tafeln aus dem noch erscheinenden Werke: Egypte, Nubie, Palestine et Syrie. Dessins photographiques, recueillis pendant les années 1849, 1850 et 1851, par M. du Camp. Paris 1852.

[1]) R. Lepsius, Briefe u. s. w. S. 271 ff.

Gallerie von achtzehn, zweiundvierzig Fuß hohen Säulen. Der südliche von diesen beiden so einander gegenüber stehenden Säulengängen wurde indeß später durchbrochen, indem man rechtwinklig gegen denselben einen kleinen Tempel in der Weise erbaute, daß dieser mit seinem Pylon in den Vorhof ging. Eine inmitten des Vorhofes errichtete freie Säulenstellung leitete zu seiner dem Haupteingange gegenüber liegenden vierten Begrenzung, die in einem zweiten Pylon bestand, der, zwar ähnlich gebaut wie der erstere, diesen indeß an Pracht und Ausdehnung weit übertraf.

Gleichsam um vorzubereiten auf den blendenden Glanz, der den nahenden Blicken bevorstand, war vor der Mitte dieses Pylon eine Halle erbaut, in der man auf siebenundzwanzig Stufen zu dem nun folgenden, reich verzierten Eingangsthore emporstieg. Hatte man dies und ein ihm gegenüber stehendes Gegenthor durchschritten, so befand man sich in einem mächtigen, durch Kolossalität und Pracht fast die Sinne bewältigenden Pfeilersaal [1]). Auf einem länglich rechtwinkelig-viereckigen Raum von dreihundert und zwanzig zu einhundert und vierundsechzig Fuß Tiefe [2]) erhoben sich hier einhundert und vierunddreißig Säulen. Sie stützten eine gewaltige Steindecke. Eine Mittelallee von zwei Reihen, jede zu sechs Säulen, theilte die Gesammtmasse in zwei gleichzählige, einander gegenüber liegende Hauptpartien. Jede der in ihnen befindlichen Säulen hatte eine Höhe von vierzig, und einen Umfang von siebenundzwanzig Fuß. Dagegen war jede Mittelsäule, bei einem Umfange von sechsunddreißig Fuß, bis zum Ansatz des Architravs sechsundsechzig Fuß hoch, so daß die durch sie gestützte, also höher gelegene, mittlere Steinbedachung des Saales auf Kapitälen ruhte, von denen jedes einen Umfang von vierundsechzig Fuß hatte. Sämmtliche Wand- und Säulenflächen dieses an und für sich so kolossalen Raumes waren mit unzähligen, theils erhoben, theils vertieft gearbeiteten, bunt bemalten Reliefs geschmückt, wodurch denn, da diese fast ausschließlich die Göttergeschichte und die glanzvollen Thaten der Pharaonen in Bild und Schrift vergegenwärtigten, der Saal selbst den Charakter eines Reichsarchives an sich trug.

---

[1]) Dieser Saal, der sich unter sämmtlichen ägyptischen Bauten sowohl durch seine Größenverhältnisse, wie überhaupt durch seine innere Ausstattung auszeichnete, wurde von Sethos I. begonnen, doch erst von dessen Nachfolgern im Laufe des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts v. Chr. beendet. [2]) Ich folge hier den von R. Lepsius angegebenen Maßen. Nach französischer Messung beträgt die Breite dreihundert und achtzehn, die Länge einhundert und sechzig Fuß.

Die zuletzt erwähnte, mittlere und höhere Säulenreihe führte wiederum auf ein inmitten eines riesigen Pylon gelegenes Ausgangsthor. Durch dies gelangte man in einen schmäleren unbedeckten Hof, der, von einer Umfassungsmauer nach außen begrenzt, sich um den eigentlichen Kern des Gebäudes, der indeß ebenfalls durch eine besondere Ringmauer zu einem für sich bestehenden Ganzen abgesondert war, erstreckte. Dieser so von allen Seiten begrenzte kleinere Bau umfaßte die ältesten, ursprünglichen Anlagen. Vor dem zu ihnen führenden Eingange, der übrigens mit den anderen Thoren in gleicher Axe lag und wie diese von einem Pylon, also dem vierten des ganzen Baues, eingefaßt war, erhoben sich zwei, von Thutmes I. geweihte, granitne Obelisken, von denen der eine neunundneunzig Fuß und zehn Zoll, der andere neunundsechzig Fuß Höhe betrug. Zwischen sie hindurch trat man in eine vorn und hinten etwas vorgebaute Halle und aus dieser in einen länglich viereckigen, zur Seite des Durchgangs erweiterten Raum, dessen Seitensäle da, wo sich die zu ihnen führenden Eingänge befanden, Pfeilergallerien schmückten. In gerader Richtung vorschreitend, gelangte man in kleinere viereckige, theils bedeckte, theils unbedeckte Gemächer, die, gleichsam schachtelartig umeinander geordnet, durch Gänge und Pforten untereinander in Verbindung standen. Hinter diesen, nur einen kleinen Theil des von der zuletzt erwähnten Mauer umschlossenen Flächenraums einnehmenden Gemächern, erstreckten sich ziemlich am Ende des ganzen kolossalen Baues wiederum eine beträchtliche Anzahl von ähnlich angeordneten, größeren und kleineren Kammern — Anlagen, die fast sämmtlich von Thutmes III. und seiner königlichen Schwester herrührten. Hauptsächlich war es die Letztere, welche vorzugsweise nach dieser Seite hin das Gebäude zu erweitern strebte. Außer vielen, von der gemeinschaftlichen Außenmauer umschlossenen Gemächern erbaute sie hier einen Pfeilersaal, dessen vermuthlich massive Steindecke von sechsundfunfzig mächtigen Säulen unterstützt wurde. Alle diese und andere durch Korridore und Gänge unter sich verbundene Räumlichkeiten, zum großen Theil aus kostbaren Steinarten, Granit, Porphyr u. s. w. aufgeführt, waren um die drei äußersten Seiten des eigentlichen, innersten Heiligthums herumgebaut. Säulen, Pfeiler und karyatidenartig gestaltete Kolosse zierten dieselben, so daß wohl zu vermuthen steht, daß diese Stätten nicht sowohl zur Ausübung des Cultus, als vielmehr noch zu Wohnstätten für die Herrscher des Reiches, für die vergötterten Pharaonen, bestimmt gewesen seien.

Dieser Tempel-Palast, dessen Gesammtlänge etwa zweitausend Fuß betrug, war indeß keineswegs das einzige derartige Gebäude in

Theben. Sogar auf derselben Seite des Stromes, südwestlich von diesem Riesenbau, breiten sich die massigen Trümmer eines einst gewiß nicht minder umfangreichen Palastes aus. Es sind dies die Ruinen des von Amenophis III. begonnenen und unter den Ramessiden fortgesetzten Baues, des gegenwärtig sogenannten Tempels von Luqsor.

2. Auch dieser ruhte, gleich wie der Palast von Karnak, auf einer künstlich erhöhten, von einer backsteinernen Einfassung umgebenen Plattform von mehr als zweitausend Fuß Länge und etwa tausend Fuß Breite. Längs dem Ufer des Nils erbaut, war sein Haupteingang indeß nicht dem Strome zugewandt, sondern lag, wie überhaupt die Fronte des ganzen Baues, rechtwinklig gegen denselben und demnach parallel mit der südlichen Langseite jenes zuerst beschriebenen Palastes. Wie bei diesem, so war auch hier das Hauptportal von einem mächtigen, etwa zweiundfunfzig Fuß hohen Pylon eingefaßt. Vor demselben, und zwar rechts und links von der Eingangspforte, erhob sich ein fünfundsiebzig bis achtzig Fuß hoher Obelisk von rothem Granit. Hinter diesen Obelisken, unmittelbar an der Wand des Gebäudes, waren vier granitne, in sitzender Stellung gebildete Kolossalstatuen aufgestellt, so daß zwei von ihnen den Eingang begrenzten, jede der beiden anderen aber die Mitte des der Pforte zur Seite gelegenen Vorbaues schmückte. Hatte man das von Riesenbildsäulen gleichsam bewachte Thor durchschritten, so befand man sich in einem rechtwinklig viereckigen, hypäthralen Vorhof. Dieser war mit einer doppelten Säulengallerie umgeben, auf der Seite des Eingangs in ähnlicher Weise wie die Facade mit Kolossen besetzt, und außerdem von einem schmalen Säulengange durchzogen, der sich in gerader Richtung vom Hauptportal bis zu dem diesem gegenüber liegenden Pylonenthor erstreckte. Dies führte in einen mit fünfundvierzig Fuß hohen Säulen reich ausgestatteten Saal, und an diesen schlossen sich, theils von Granit, theils von Sandstein errichtete ähnliche Gemächer, Vorhöfe und Hallen, wie solche der Palast von Karnak aufzuweisen hatte.

Im Ganzen betrachtet war indeß die bauliche Anlage des Palastes von Luqsor durchaus nicht so regelmäßig in sich, wie die des zuerst genannten Gebäudes. Während nämlich hier fast sämmtliche Haupteingänge zu den einzelnen größeren Hallen in der die Mitte des Gesammtbaues durchschneidenden Längenaxe lagen, so stießen sie dort winklig und scheinbar willkürlich aufeinander. Dies hatte jedoch vermuthlich seinen Grund in der Absicht späterer Herrscher, diesen, ursprünglich ebenfalls regelrecht begonnenen Bau mit jenem bereits bestehenden Tempel von Karnak in Verbindung zu setzen, wodurch man

sich denn genöthigt sah, die Neubauten von Luqsor so zu wenden, daß sie der architektonischen Anordnung von Karnak entsprachen.

Die Verbindung zwischen diesen Riesenbauten bewerkstelligte man zunächst durch eine Doppelreihe von Sphinxen, indem man etwa sechshundert derartige Kolosse, von denen jeder zwölf bis achtzehn Fuß Länge hatte, auf den Raum der Entfernung, der ungefähr sechstausend einhundert und sechsundfünfzig Fuß betrug, in Abständen von zwanzig zu zwanzig Fuß symmetrisch vertheilte. Diese Allee, die auch mehrere auf ihrem Wege errichtete, freistehende Pylonthore miteinander verband, erstreckte sich gegen die Südseite des Tempel-Palastes von Karnak und mündete hier auf einen dazu besonders erbauten Seitenpylon. Andere Reihen, die aus Sphinxen bestanden, welche auf lang gestreckten Löwenkörpern wechselweise mit Widderköpfen und menschlichen Häuptern versehen waren, zweigten von jener Hauptallee ab und verbanden wiederum die den beiden Palästen zunächst gelegenen Heiligthümer, wodurch denn sämmtliche auf dieser östlichen Seite des Stromes befindlichen Bauten als ein Zusammengehöriges, Ganzes, erschienen.

3. Unter der Menge von Gebäuden, die in dieser, gewissermaßen architektonischen, Linearverbindung miteinander standen, zeichnet sich noch gegenwärtig ein zwischen Karnak und Luqsor liegender Tempelbau durch ziemlich wohlerhaltene Ruinen aus. Sein Haupteingang war nach Süden gerichtet und lag dem des Palastes von Luqsor fast gerade gegenüber. Ein von Sandstein prächtig erbautes, freistehendes Tempelthor von zweiundsechzig Fuß Höhe führte zu demselben. Der etwa hundert und dreißig Fuß lange Weg, der sich von diesem Thor bis zu dem eigentlichen Tempelportal erstreckte, war ebenfalls mit einer doppelten Reihe von zweiundzwanzig Widderkolossen, eingefaßt. Den Eingang zum Heiligthum selbst bildete auch hier ein mächtiger Pylon, vor dem ähnliche Kolossalstatuen, wie die schon oben erwähnten, Platz hatten. Diesem folgten dann in der schon bekannten Anordnung: ein offener Säulenhof, ein bedeckter vielsäuliger Raum, das innerste Heiligthum oder Adytum und andere kleinere Säle und Hallen — Räumlichkeiten, die sämmtlich unter sich verbunden und von einer Umfassungsmauer nach außen abgeschlossen waren.

4. Nicht minder kolossale Bauwerke, wie die bisher betrachteten, bedeckten einst das jenseitige, westliche Nilufer des thebanischen Bezirkes. Neben den weit verzweigten Grottenbauten, den unterirdischen Königsgräbern, erhob sich hier, außer anderen kleineren Heiligthümern,

der sogenannte Palast des Osymandyas, ein Bau, der vermuthlich Tempel-Palast und Grab in sich vereinigte.

Sowohl Diodor als auch Strabo geben umständliche Nachricht von einem prächtigen Grabe des Ismandes oder Osymandyas. Zweifelhaft bleibt es indeß, ob sich diese Nachrichten Beider auf ein und dasselbe Gebäude oder auf zwei von einander verschiedene Baulichkeiten beziehen. Denn während Diodor ausdrücklich den Palast als das Grab des Osymandyas bezeichnet, spricht Strabo (XVII) nur von einem prächtigen Memnonium, was denn im eigentlichen Sinne nicht mehr als „einen Palast des Memnon" — ein Prachtgebäude überhaupt — bedeutet[1]).

Nachdem Diodor Theben und seine Bauwunder gerühmt hat, kommt er auf die Beschreibung dieses Palastes[2]). „Am Eingange desselben" — so lautet sein Bericht — „befindet sich ein von bunten Steinen erbautes Thurm-Säulenthor (Pylon) von zweihundert Fuß Länge und fünfundvierzig Ellen Höhe. Von hier aus gelangt man in eine steinerne Säulenhalle von vierhundert Quadratfuß Flächenraum. Statt der Säulen wird sie von Gestalten (Karyatiden?) getragen, von denen jede sechszehn Ellen hoch und aus einem Stein gebildet ist. Die ganze Decke[3]) besteht bei einer Breite von zwölf Fuß aus einem Stein und ist dicht mit Sternen auf blauem Grunde bemalt. Auf diese Halle folgt wieder ein Eingang und auf diesen ein Vorhof, der ganz ebenso gebaut ist wie der zuerst erwähnte, sich jedoch vor diesem durch mancherlei eingegrabene Bildnereien auszeichnet. Neben dem Eingange stehen drei monolithische Statuen von Steinen aus Siene. Die eine dieser Statuen, die in sitzender Stellung, ist die größte unter allen in Aegypten befindlichen Bildsäulen; ihr Fußgestell allein ist über sieben Ellen. Die beiden anderen sind kleiner, knieend gebildet und jener zur Rechten und zur Linken, die eine die Mutter, die andere die Tochter, aufgestellt." — Auf diesen Kolossen, die Diodor ihrer trefflichen Ausführung wegen besonders rühmt, stand die Inschrift: „Ich bin Osymandyas, der König der Könige. Will aber Jemand wissen, wie groß ich bin und wo ich ruhe, der siege über eines meiner Werke".

„Von seiner Mutter" — so fährt der Berichterstatter fort —

---

[1]) „Mennu war der hieroglyphische Name zur Bezeichnung von Prachtgebäuden, Palästen": R. Lepsius, Briefe aus Aegypten u. s. w. S. 284. [2]) Diod. I, 47 ff. [3]) Diese verband ohne Zweifel nur die Umfassungsmauern mit den stützenden Steinbildern und vermittelte so den um das Hypäthron laufenden bedeckten Gang.

„sieht man hier, abgesondert von diesem, noch ein anderes Bild, zwanzig Ellen hoch und aus einem Stein, mit drei Kronen auf dem Haupte, zum Zeichen, daß sie die Tochter, die Gemahlin und die Mutter eines Königs war. Auf dieses (durch obige Bildwerke gezierte) Säulenthor (Pylon) folgt ein Säulenhof, noch merkwürdiger als der vorige:" — denn seine Wände waren mit kriegerischen Darstellungen, die den Ruhm des königlichen Todten verherrlichten, reich geschmückt.

„In der Mitte des Säulenhofes, unter freiem Himmel, steht ein Altar von wunderbarer Größe, künstlich aus dem schönsten Stein zugerichtet. Vor der Schlußwand befinden sich zwei monolithische Statuen von siebenundzwanzig Ellen. Neben ihnen führen drei Ausgänge (je einer zur Seite der in der Wandmitte liegenden Hauptpforte) in ein auf Säulen ruhendes Gebäude, das die Gestalt eines Odeums[1]) hat und jederseits zweihundert Fuß lang ist". — Auch dieser Saal war reich mit farbigen Wandsculpturen geschmückt, die vorzugsweise Gerichtsscenen darstellten.

„Darauf folgt ein Platz von verschiedenen Gebäuden umgeben, an denen Eßwaaren allerlei Art, und zwar die wohlschmeckendsten abgebildet sind." — „Dann kommt die Sammlung der heiligen Bücher mit der Ueberschrift: Heilanstalt für die Seele. Dieser zunächst sind die Bilder von allen ägyptischen Gottheiten." — „An die Bibliothek stößt ein schöner, für zwanzig Gäste eingerichteter Saal mit Bildern des Zeus und der Hera und auch des Königs; hier befindet sich, wie es scheint, die Begräbnißstätte des Königs. Rings um diesen Saal breiten sich eine Anzahl Einzelgemächer aus, die mit den Gemälden der von den Aegyptern als heilig verehrten Thiere geziert sind. Durch diese Zimmer führen Stufen bis oben auf das Grab. Kommt man hinauf, so erblickt man auf dem Denkmal selbst einen goldenen Kreis von dreihundert fünfundsechzig Ellen im Umfang und einer Elle in der Dicke. Auf den einzelnen Ellen, nach denen er abgetheilt ist, sind die Tage des Jahres verzeichnet; dabei ist auch der natürliche Auf- und Untergang der Gestirne angemerkt und die Bedeutung und Einwirkung dieser Erscheinungen nach der ägyptischen Astrologie".

Hiermit schließt die Beschreibung dieses Riesenbaues, „der" — nach

[1]) Es war dies bei den Griechen ein gewöhnlich rundes, im Innern mit Säulen ausgestattetes Gebäude, das hauptsächlich zu poetischen und musikalischen Aufführungen (Wettkämpfen) benutzt wurde. Daß der von Diodor beschriebene Raum indeß nicht im Rund sondern im Viereck erbaut war, ergiebt sich aus der Bestimmung der Seitenlängen.

den eigenen Worten Diodors — „sich nicht nur durch verschwenderische Pracht, als auch durch seinen Kunstwerth überhaupt vor den übrigen Werken auszeichnete".

Unter den Ruinen auf der Westseite von Theben finden sich massige Trümmer eines einst sehr umfangreichen und mit äußerster Pracht in Bild und Schrift ausgestatteten Gebäudes. Seine, zum großen Theil noch erkennbare, ursprüngliche, architektonische Anlage, wie die auf den Wandflächen der Trümmer noch wohl erhaltenen, sculptirten Darstellungen, stimmen mit jener Beschreibung, die Diodor vom Grabe des Osymandyas liefert, auf überraschende Weise überein. Diese Wandbilder aber, und vorzugsweise die sie begleitenden Inschriften[1]), machen es indeß wahrscheinlich, daß wir in jenem Bau nicht das Grab des Osymandyas vor uns haben, sondern einen Palast, den Ramses II. (Miamun) im vierzehnten Jahrhundert v. Chr. für sich als Herrschersitz erbauen ließ.

Was von diesem großartigen Werke noch aufrecht steht, beschränkt sich im Wesentlichen auf mehrere kolossale Pylonen, auf einzelne, aus den weitzerstreuten Schuttmassen hervorragende Säulen, Pfeilerstellungen und Fragmente von Kolossalstatuen.

Nach den während der französischen Expedition angestellten Vermessungen beträgt die Länge des hinter dem ersten, aus Sandstein erbauten, Pylon gelegenen Hofes über hundert und vierzig, seine Breite hundert und einundsechzig Fuß. In diesem Vorhofe fand man die massigen Trümmer von einigen, wie es scheint, monolithischen Statuen: darunter einen Zeigefinger von solcher Proportion, daß man die Höhe der Bildsäule, zu der er einst gehörte, auf nicht weniger als vierundfünfzig Fuß berechnete; außerdem, vor dem zweiten Pylon stehend, ein Fußgestell von achtzehn Fuß Höhe. Der hierauf folgende Raum, gleich dem ersten hundert und vierzig Fuß lang und hundert und sechzig Fuß breit, war, den vorhandenen Resten zufolge, ursprünglich auf der einen Seite mit doppelten Säulenreihen eingefaßt, auf der andern Seite dagegen mit Pfeilern besetzt, von denen jedes einzelnen Stirnseite eine aufrechtstehende, karyatidenartig gebildete Figur schmückte. Auch in diesem Hof fand man die Reste zweier Kolossalstatuen, aus denen man ihre Höhe auf etwa dreiundzwanzig Fuß veranschlagt hat. Aus diesem Hypäthron führen drei, aus schwarzem Granit gearbeitete

---

[1]) Die Uebersetzung von Inschriften, die den Palast ausdrücklich als „die große Wohnung des Ramses" bezeichnen, s. bei Rosellini, monum. storici, Tom. I. S. 123 ff. Wilkinson, manners. I. S. 116 ff.; u. A.

Pforten in einen einst bedeckten Saal, dessen gewaltige Steindecke zehn Säulenreihen, jede zu sechs Säulen, stützten. Wie in dem oben beschriebenen, vielsäuligen Raum des Palast-Tempels zu Karnak, so auch zeichnete sich hier die mittlere Säulenreihe durch Höhe und Stärke vor den übrigen, ihr zur Seite gelegenen Säulen aus. Jede dieser Mittelsäulen beträgt, bei einem Durchmesser von mehr denn sechs Fuß, etwa fünfunddreißig Fuß Höhe. An diesen Saal schließen sich die Trümmer zweier, einst ebenfalls mit Säulenstellungen geschmückten Räume und hieran eine Anzahl verschieden großer Einzelgemächer, die, den Schluß des Gebäudes bildend, gegenwärtig bis zur Unbestimmbarkeit zerstört sind. Nur die einzelnen weitgedehnten, von Ziegelsteinen erbauten Hallen haben sich hier erhalten. Sie sind zum Theil mit sauber gefugten Tonnengewölben bedeckt[1]).

Außer diesem Palastbau des Ramses erstreckten sich längs der libyschen Bergkette, zwischen dieser und dem Strom, eine nicht geringe Menge mehr oder weniger umfangreicher Bauwerke. Ihre Trümmer ziehen sich von der Stadt Medinet Habu bis zum Dorfe Qurna hin. Unter ihnen erblickt man zunächst die Reste eines Palastes und einiger dazu gehörenden Einzelgebäude — eine Gesammtanlage, aus deren baulicher Einrichtung und Bilderschmuck hervorzugehen scheint, daß sie ursprünglich einem Könige als Wohnstätte gedient habe[2]).

5. Das Eine von diesen Gebäuden ist unter dem Namen „der Pavillon" bekannt. Es bestand aus zwei Stockwerken, die in mehrere, mit vielen Fenstern versehene, verschieden große Gemächer (Säle) zerfielen. Die Wände derselben waren ringsum mit Sculpturen geschmückt, welche Scenen aus dem Privatleben des Königs schilderten.

6. Einige hundert Schritt von diesem, an und für sich einfachen Bau erhob sich der eigentliche Palast und zwar mit einem die Hauptpforte einschließenden Vorpylon von etwa sechsundsechzig Fuß Höhe. Wie bei den schon betrachteten Palast-Tempeln, so trat man auch hier zunächst in einen großen, rechtwinklig viereckigen Vorhof, den an einer Seite acht mächtige Säulen, an der gegenüberliegenden Seite aber Pilaster mit davorstehenden, karyatidenartig gestalteten Kolossalstatuen des Osiris schmückten. Ein etwas kleinerer Pylon, als der

---

[1]) R. Lepsius, Briefe u. s. w. S. 286. Unter den Resten dieses Gesammtbaues fand Champollion eine mit allegorischen Figuren geschmückte Pforte, in der er den Eingang zu der von Diodor (I, 49) bei Beschreibung des Grabes des Osymandyas erwähnten Büchersammlung zu erkennen glaubte. Neuere Nachforschungen (R. Lepsius, Einleit. in die Chronologie der Aegypter S. 39) erheben diese Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit. [2]) Heeren, Ideen u. s. w. II, II. S. 221 ff.

zuerst erwähnte, trennt diesen Raum von einer bedeckten Säulenhalle, die, da hier jede Säule einen Durchmesser von sieben und einem halben Fuß bei einer Höhe von nur zwanzig Fuß hatte, durch den Eindruck des Massenhaften einst gewiß bewältigend wirkte. Auch in dieser Halle bestanden die Gallerien zum Theil aus Pilaster-Karyatiden. Die Wände waren in übereinander geordneten Reihen mit Bildern und Inschriften bedeckt. Die auf breiten Architraven ruhende Steindecke zierten goldene Sterne auf blauem Grunde. Von den übrigen Räumen dieses Palastbaues, der, wie es scheint, sowohl innen wie außen von farbigen Reliefbildern, die vorzugsweise Begebenheiten aus der profanen Geschichte vergegenwärtigten, ergänzte, hat sich nur wenig architektonisch Bestimmbares erhalten. Aus dem Vorhandenen geht indeß ziemlich deutlich hervor, daß auch er in seiner Gesammtanlage den schon beschriebenen Prachtbauten der Art entsprach.

In geringer Entfernung von diesen Trümmern breiten sich die Ruinen eines einst umfangreichen und durch bauliche Pracht imponirenden Tempels aus. An diese schließen sich, in nordwestlicher Richtung, die Fragmente von etwa siebenzehn Riesenstatuen. Nach ihnen heißt der Raum, den sie bedecken, das „Feld der Kolosse“.

7. Diese Statuen, die, wie aus den weitzerstreuten Bruchstücken hervorgeht, zum Theil aus Marmor oder Sandstein, zum Theil aus schwarzem oder rothem Granit gearbeitet waren, bildeten einst vermuthlich schmückende Theile eines kolossalen Palastes. Zwei von ihnen stehen noch aufrecht neben einander. Es sind dies aus Sandstein gemeisselte, in sitzender Stellung dargestellte, männliche und mit der königlichen Kopfbedeckung, dem Pschent, geschmückte Figuren von etwa sechzig Fuß Höhe[1]). Sie bezeichnen vielleicht noch heut den ursprünglichen Haupteingang zu dem gedachten Gebäude. Die Araber benennen sie Schama und Tama oder beide gemeinschaftlich Sanamât (Idole). Der eine dieser Kolosse ist das Bild des großen Pharaonen Amenophis III., des in den Mythen der Griechen hochgefeierten Memnon.

Noch sind auf dieser Seite des Stromes, der Westseite des thebanischen Bezirkes, die Reste einiger Bauwerke hervorzuheben, die sich

---

[1]) Die von R. Lepsius (Briefe u. s. w. S. 284 ff) mitgetheilten Vermessungen der Memnons-Statue bestimmen die Höhe der Figur, doch ohne den hohen, fast ganz verwitterten Kopfputz, auf fünfundvierzig und einen halben Fuß; die Höhe der Basis, von der gegen drei Fuß durch eine sie umgebende Stufe verdeckt waren, auf dreizehn Fuß sieben Zoll, woraus sich eine Gesammthöhe ohne den Pschent von nah an sechzig Fuß und mit demselben von fast siebenzig Fuß ergiebt. Das Gewicht dieser monolithischen Masse wurde auf etwa 2,612000 Pfund berechnet.

theils durch architektonische Anordnung, theils durch eine gewisse Aehnlichkeit mit den oben beschriebenen Prachtbauten von Karnak und Luqsor vor anderen ägyptischen Baulichkeiten besonders auszeichnen. Zu diesen gehört zunächst die Ruine eines uralten Tempels, dessen Gründung man der Königin Numt Amen zuschreibt[1]).

8. Dieser, nördlich von dem Palaste des „großen" Ramses, dem sogenannten Grabe des Osymandyas, gelegene Bau, ist, wie es scheint, absichtlich dem auf der entgegengesetzten Seite des Nils befindlichen Tempel-Palast von Karnak zugewandt. Eine über tausend und sechshundert Fuß lange und vierzig Fuß breite Prozessionsstraße führte zu demselben. Die Richtung, in der sie sich gegen den zuletzt genannten Palast erstreckte, macht es wahrscheinlich, daß man durch sie eine Verbindung beider Riesenbaue erstrebt habe. Die Straße selbst war ursprünglich mit einer Doppelreihe von etwa zweihundert liegenden Widder- und Sphinxkolossen besetzt, von denen jeder, bei sieben Fuß Abstand von dem andern, auf einem sechs Fuß langen und sechs Fuß breiten Sockel ruhte. Dieser so ausgestattete Weg führte in den Vorhof des Tempels. Von hier aus gelangte man auf einer Treppe zu einem anderen Hof, dessen Vormauer Sculpturen und Säulenstellungen schmückten. Aus diesem Hof leitete eine zweite Stufenlage zu einem aus Granit gearbeiteten Thor. Durch dasselbe trat man ein in den eigentlichen Tempelraum, der, von stattlichen Gemächern und Cellen umgeben, hinterwärts gegen den steil anstrebenden Fels abschloß. Der Fels selbst aber war zu einer Facade kunstvoll ausgemeisselt und zwar zu einem Portal, dem Eingange zu dem innersten Heiligthume. Auch an dieses schlossen sich Einzelgemächer in grottenähnlicher Verzweigung an. Sämmtliche Wandflächen dieses theils freien, theils unterirdischen Gesammtbaues waren grau grundirt und mit farbig bemalten Reliefbildern ausgestattet.

Mit Uebergehung mehrerer, von Sethos I. und seinen Nachfolgern errichteten Tempel, die hier gegenwärtig in unentwirrbarem Schutt darniederliegen, treten wir vor die Trümmer eines kleineren Baues, des sogenannten Palastes von Qurna.

9. Dieser deutet mehr auf eine ausschließlich wohnliche Anlage, als die bisher betrachteten Bauwerke. Wenn gleich ähnlich, fest und massiv im Ganzen und Einzelnen gebaut, so entbehrte er doch die, bei jenen Gebäuden nie fehlenden, festungsartigen Pylonthore. Statt ihrer erhob sich eine, von zehn Säulen gebildete, etwa hundert und

---

[1]) R. Lepsius, Briefe u. s. w. S. 281 ff.

funfzig Fuß lange Vorhalle mit drei Eingangspforten. Die mittlere und größte derselben führte in einen von sechs Säulen getragenen Vorraum. In diesen mündeten mehrere Thüren, welche Gemächern angehörten, die sich theils hinter, theils neben diesem Hof erstreckten. Die rechts und links vom Haupteingange gelegenen Seitenportale gehörten zu anderen, doch in ähnlicher Weise angeordneten Gemächern, so daß das Ganze aus drei neben einander fortlaufenden, doch unter sich verbundenen Hauptabtheilungen bestand[1]).

10. Vielleicht bearbeitete man selbst den Fels zu grottenähnlichen, kühlen Wohnstätten. Eine derartige Anlage[2]) findet sich ebenfalls auf dem zu Theben gehörenden Westbezirk. Bei dieser tritt man zunächst in eine aus der Felsmasse herausgearbeitete, freistehende und offene Halle. Ihr folgt ein wiederum offener Vorhof, und aus diesem endlich gelangt man auf einer mächtigen Treppe von sechsundfunfzig Stufen zu einzelnen, in drei Stockwerken übereinander geordneten Gemächern, den vermeintlichen Wohnräumen.

Wir schließen hiermit unsere Betrachtung der merkwürdigsten Monumente von Theben. Wir wählten sie vornämlich deshalb, weil sie fast die einzigen sind, die noch gegenwärtig ein zuverlässigeres Bild von denjenigen Bauten geben, in denen vermuthlich Tempel und Herrschersitz — Religion und Politik — in seiner ganzen Macht und Größe sich entfaltete und zusammenschmolz.

Fast alle anderen Gebäude Aegyptens (mit Ausnahme des Labyrinths und der über und unter der Erde befindlichen Grabstätten), deren Trümmer sich zu beiden Seiten des Stromes von Theben aus süd- und nordwärts erstrecken, erscheinen mehr als einzig für den Zweck des Cultus errichtete, selbständige Tempel.

Strabo (B. XVII.) beschreibt, bei Erwähnung des Tempels von Heliopolis, die Anlage der ägyptischen Tempel im Allgemeinen: „Vor dem Eingangsthor befindet sich ein mit Steinen gepflasterter

---

[1]) Diese eigenthümliche Vertheilung der Räume, wie auch ihr Mangel bildlichen Schmuckes, machen es, wie schon oben bemerkt wurde, mehr wie wahrscheinlich, daß dieser Bau einst einem Vornehmen des Reiches oder vielleicht selbst einem Priester als Privatwohnung gedient habe. Denn daß auch Priester große Häuser bewohnten, geht aus der von Strabo (XVII.) gelieferten Beschreibung der Stadt Heliopolis hervor, wobei es indeß zweifelhaft bleibt, ob dies auch in früheren Zeiten des Reiches der Fall war. [2]) Heeren, Ideen u. s. w. II. (II.) S. 258; wobei jedoch die Vermuthung, daß es ein Grab sei, nicht fern steht.

Platz von etwa einhundert Fuß Breite bei drei- bis vierfacher Länge und darüber. Dieser ist auf beiden Langseiten mit steinernen Sphinxen, ungefähr zwanzig Ellen von einander entfernt, besetzt. Auf die Sphinxe folgt eine große Vorhalle, weiterhin noch eine und wieder eine; weder die Zahl derselben noch die der Sphinxe ist bestimmt, eben so wenig die Länge und Breite der Vorräume. Nach diesen Vorhallen kommt der eigentliche Tempel mit einem umfangreichen, merkwürdigen Vortempel und einem kleineren Heiligthum. Zu beiden Seiten dieses Vortempels befinden sich die sogenannten Flügel: zwei, mit dem Tempel gleich hohe Mauern, die zuerst (unten) etwas mehr als die Breite der Grundmauer von einander abstehen, weiter vor indeß in divergirender Richtung bis auf funfzig oder sechzig Ellen von einander abstehen [1]). Die Mauern sind mit kolossalen Bildnereien verziert, ähnlich den tyrrhenischen und alten griechischen Arbeiten.

Auch befindet sich hier, wie in Memphis, ein mit vielen Säulen ausgestattetes Gebäude von fremdartigem (barbarischem) Ansehn; denn bei der Menge von kolossalen Säulen, die in vielen Reihen angeordnet sind, macht es weder einen angenehmen noch lieblichen Eindruck, sondern lassen es vielmehr als eine zwecklose (thörichte) Bemühung erscheinen."

Sowohl aus dieser, wenn auch nur oberflächlichen Darstellung der ägyptischen Tempel und der oben mitgetheilten ausführlicheren Beschreibung der Tempel-Paläste von Theben, ergiebt sich für sämmtliche derartige Bauten ein ihnen eigenthümlicher Grundplan, der eben so wenig wie die architektonische Anordnung im Ganzen und Einzelnen, wesentlichen Veränderungen unterlag: Reihen von Widder- oder Sphinxkolossen führten zum Hauptportal des Baues. Vor demselben erhoben sich meist Obelisken und hinter diesen, zur Seite des Eingangs, zwei oder mehrere Kolossalstatuen. Das Thor selbst lag inmitten zweier massigen, oben abgeplatteten, pyramidalen Vorbaue (Flügel, Pylon). Auf diese folgte ein entweder auf zwei oder auf allen vier Seiten mit Säulenstellungen umgebener, hypäthraler Hof, dessen Ringmauer entweder die Höhe der Säulen hatte oder diese nur bis etwa zwei Drittheil ihrer Höhe miteinander verband. An einen

[1]) Diese etwas dunkle Stelle findet ihre Erklärung durch die vorhandenen Monumente. Strabo spricht hier ohne Zweifel von dem Pylon. Wir verstehen demnach die Stelle wie folgt: „Zwei mit dem Tempel gleich hohe Mauern, die, durch die Breite des Eingangsthors — der Tempelschwelle — unten von einander getrennt sind und je weiter nach oben um so mehr, bis auf funfzig oder sechzig Ellen, von einander abweichen".

solchen Hof wurden mitunter kleine Nebentempel oder Wohnzellen, deren Ausgänge dann in denselben mündeten, angebaut. Ein mit dem vorderen Pylon parallelliegender zweiter Pylon trennte gewöhnlich diesen Hof von einer meist rings umschlossenen, mit vielen Säulen ausgestatteten Halle. Diese erhielt ihr Licht gewöhnlich dadurch, daß man die oberen Zwischenräume derjenigen Säulen, die in ihr den höheren, mittleren Gang bildeten und somit die von den übrigen Säulen gestützten Seitendächer überragten, offen ließ. An den vielsäuligen Raum schloß sich zuweilen ein zweiter, kleiner Portikus an, durch den man wiederum in mehrere, hintereinander errichtete Säle gelangte, die, zum Theil mit Säulenstellungen geschmückt, das eigentliche Heiligthum umschlossen. Letzteres war meist ohne Säulen, und im Verhältniß zu den übrigen Räumlichkeiten am wenigsten umfangreich. In ihm waren die Götterbilder, in einzelne Nischen vertheilt, aufgestellt. Mehrere Mauern umgaben dasselbe gleichsam schachtelartig und sicherten es so vor jeder profanen Berührung und möglichen Entweihung. Hinter diesem Heiligthum und neben den zu ihm führenden Sälen u. s. w. erstreckten sich schmale Seitengänge, die zu abgesonderten Gemächern führten, welche vermuthlich theils zu Wohnstätten, theils zur Aufbewahrung von heiligen Geräthen und Kostbarkeiten, als Vorraths- und Schatzkammern dienten.

Um die Gesammtanlage eines derartigen Tempel-Palastes, die sich fast immer über eine oblonge Grundfläche ausdehnte und deren Substructionen in den meisten Fällen auf einer von Backstein errichteten, mehr oder weniger erhöhten Terrasse ruhten, zog sich stets eine sie scharf nach außen begrenzende, rechtwinklig vierseitige Ringmauer.

Was die Ausdehnung dieser Bauten im Ganzen und Einzelnen betrifft, so war deren Anlage von der Art, daß sie jedwede Vergrößerung gestattete, ohne dadurch den Grundcharakter des principiell (?) festgestellten Bauplanes zu beeinträchtigen[1]). Säle und Hallen konnten in beliebiger Anzahl und Größe an und neben dem Heiligthum errichtet werden; Pylonen und Eingangsthore ließen sich leicht damit in Verbindung setzen.

Die Dimensionen der einzelnen Bautheile waren, wie es scheint, keinem bestimmten, systematisch gegliederten Zahlenverhältniß unterworfen; sie standen vermuthlich zum Ganzen in einer mehr praktisch bedingten, als ästhetisch durchgebildeten Verbindung. — Das dem Aegypter eigenthümliche Streben nach Zweckmäßigkeit beherrschte auch die Anlage

[1]) O. Müller, Archäologie der Kunst §. 221.

dieser Bauten. Kein Raum, ja kein Theil derselben war, streng genommen, seiner selbst willen da, sondern hatte den Zweck, den Glanz der Herrscher oder das Ansehn der Götter zu erhöhen und zu verewigen. Selbst die Pylonen, diese massigen Facaden dienten diesem Zwecke; daher ihre reich mit geschichtlichen oder religiösen Darstellungen bedeckten Wände.

Schließlich sei hier noch bemerkt, daß man es versucht hat, charakteristische Unterschiede zwischen Palast- und Tempelbau festzustellen[1]). Die Ansichten darüber sind jedoch so schwankend und unsicher geblieben, daß die von uns ausgesprochene Vermuthung[2]) über die Bestimmung dieser Riesenbaue zu Palast-Tempeln ihre Rechtfertigung gewissermaßen durch sich selbst findet. Bei oft gänzlicher Zertrümmerung der kleineren Räumlichkeiten, auf die sich ohne Zweifel das Privatleben der Familie zumeist beschränkte, wird es schwer, ja fast unmöglich, den ursprünglichen Zweck derselben im Einzelnen nachzuweisen. Ebenso unsicher ist der Schluß, den man hierfür aus dem die Wandflächen bedeckenden Bilderschmuck gezogen hat, da es überhaupt unausgemacht bleibt, ob man nicht auch die Wände der Tempel wie die der Paläste mit profan-geschichtlichen Darstellungen schmückte. Ersteres wird sogar mehr wie wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die vergötterten Herrscher selbst zumeist Begründer und Beförderer dieser Heiligthumsbauten waren und daß sich an mehreren eigentlichen Tempeln Nubiens Wandbilder wirklich historischen Inhalts vorfinden.

Nach dieser Darstellung der diesen Bauten eigenthümlichen, architektonischen Anordnung im Allgemeinen, bleibt uns noch übrig, ihre einzelnen Bautheile besonders ins Auge zu fassen. Wir begin-

---

[1]) Heeren, Ideen II. (II.) S. 278 ff. hebt folgende Unterschiede besonders herver: Bei den Tempeln liegen die Säle, Zimmer, Wohnräume gewöhnlich um das innere Heiligthum herum, bei den Palästen, wo ein solches Adytum nicht verhanden war (hierfür bedarf es des Beweises. Der Palast von Karnak umschloß das Heiligthum des Amen-Ra), nehmen sie den Platz desselben ein (?!) und bestehen gewöhnlich aus Zimmern u. s. w., die aus Granit erbaut sind. Die Verstellungen an den Wänden der Tempel haben sämmtlich (?) auf Religien Bezug, wegegen die an den Palästen histerische Begebenheiten darstellen und diese sich wiederum zumeist an den Außenwänden der Pylonen und in den Verhallen finden, wegegen im Innern der Gemächer häusliche Scenen mit anderen, doch stets mit religiösen Darstellungen, abwechseln. Der Styl der Architektur wird schwerer und massiger bei den Tempeln, leichter und gefälliger dagegen bei den Palästen angenommen.

[2]) Siehe oben S. 252.

nen auch hier, wie in obiger Weise, mit Betrachtung der baulichen Einrichtung der Hauptfacade — des Pylon — und werden, von außen nach innen vorschreitend, zunächst die einzelnen Räume als solche und dann die sie schmückenden Theile — Säulen, Pfeiler u. s. w. — behandeln.

1. Der Pylon. Dieser bestand, wie wir schon oben beiläufig bemerkten, aus zwei massigen, einander vollkommen gleichgeformten Flügeln und dem zwischen ihnen liegenden Hauptthor oder Portikus. Jeder dieser Flügel hatte eine sehr schmale (oblonge) Grundfläche und eine nach oben sich mehr oder weniger verjüngende viereckige Gestalt. Seine Langseite bildete die Facade. In einer Höhe, die meist weniger betrug als die Länge seiner Grundfläche[1]), schloß er mit einem horizontal abgeplatteten Dach ab. Letzteres war ringsum von einem verhältnißmäßig starken Gesims eingefaßt, das sich mit leicht eingezogener Hohlkehle seinen abgeschrägten Seitenwänden anschmiegte. Die Seitenwände selbst wurden so durch einen Rundstab begrenzt, daß dadurch die, auf ihnen angebrachten Sculpturen gleichsam eingerahmt erschienen. Das Dachgesims[2]) wurde oft mit Namensschildern und Götterbildern verziert, die, durch senkrecht laufende Rundstäbchen getrennt, in symmetrischer Vertheilung miteinander wechselten. Den Rundstab schmückte man mitunter durch eine darüber hinlaufende, bandförmige Ausmeisselung. Ein nicht selten vorkommendes Ornament der Pylonwand bestand in einer unter dem Gesims oder dem obersten Rundstab sich hinziehenden Reihe sonnenbekrönter Uräusschlangen, die auf einem mit Hieroglyphen bezeichneten Parallelstreif ruhten.

Die innere Einrichtung dieser Flügel[3]) war im hohen Grade einfach. Durch eine kleine Thür, vom Vorhofe aus, gelangte man zu einer geradlinig abbrechenden Wendeltreppe, die sich in einem schachtartig gebildeten, schmalen Raum bis zum Dache emporwand. Je zur Seite einzelner Treppenabsätze befanden sich sehr niedrige Gänge, von denen jeder in ein ebenfalls sehr beschränktes, viereckig-rechtwinkliges Gemach führte, das mit kleinen quadratischen Fensteröffnungen versehen war. Der ursprüngliche Zweck dieser eigenthümlichen, düsteren Kammern ist noch nicht klar ermittelt, doch hat man aus ihrer ganzen Anlage geschlossen, daß sie einst zu astronomischen Beobachtun-

---

[1]) C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste I. S. 388. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 78 Fig. 7. [3]) Descript. de l'Egypte. A. Vol. I. Pl. 52: der Durchschnitt des Pylon vom großen Tempel in Edfu (Apollinopolis magna); und a. a. O.

gen gedient haben möchten. Hierfür scheint vornämlich die besondere Construction der Fenster zu sprechen, da sie nur den Blick gen Himmel gestattet [1]).

2. Inmitten zwei solcher thurmähnlichen Flügel lag, wie schon erwähnt, die Eingangspforte und zwar als ein für sich selbständiger, sie verbindender Bau. Gleichsam vorgeschoben vor den, durch die divergirende Richtung der Pylonwände keilförmig erscheinenden Zwischenraum, bedeckte sie diesen bis zu einer gewissen Höhe [2]). Im Gegensatz zu den abgeschrägten Seiten der Flügel bestand sie aus zwei breiten, senkrecht gestellten Pfosten und einem darauf ruhenden, ebenfalls breiten Steingebälk. Ihre Ornamente entsprachen denen der Flügel: die Flächen der Pfosten schmückte man mit Sculpturen; auch umzog man sie zuweilen mit einem bandförmig verzierten Rundstab; auf den horizontalliegenden Deckbalken fügte man ein leicht ausgekehltes Gesims. Dies trug dann stets auf seiner Stirnfläche eine, auf sämmtlichen Pforten in gleicher Weise wiederkehrende, den Eingang zum Heiligthum symbolisirende Darstellung, welche in einer runden Scheibe bestand, die jederseits von einer aufrecht stehenden Uräusschlange und einem geöffneten, langgestreckten Flügel begrenzt wurde [3]).

Der Verschluß der Eingänge geschah ohne Zweifel durch doppelte Flügelthüren. Diese bestanden dann entweder aus Bronze oder aus starken, reich mit Bronzeschmuck [4]) ausgestatteten Holztafeln und bewegten sich auf Zapfen, welche senkrecht in die steinernen Pfosten eingelassen waren.

Die Vorhöfe und die zunächst hinter ihnen liegenden Räume, namentlich die vielsäuligen Hallen, unterschieden sich von einander, abgesehn von ihrer größeren oder geringeren Ausdehnung, hauptsächlich durch Mannigfaltigkeit in Anordnung von Säulenstellungen und der damit zusammenhängenden Ornamente.

3. Lag der hypäthrale Vorhof zwischen zwei Pylonen, so wurde derselbe meist nur an den, einander gegenüber stehenden Abschlußmauern

---

[1]) v. Minutoli, Reise zum Tempel d. J. A. a. O. [2]) Seltener füllte ein Mauerwerk den ganzen Raum zwischen den Flügeln, wie z. B. bei dem sogenannten Pavillon in Medinet-Habu. Aber auch in diesem Fall behauptete die Thüre ihre architektonische Selbständigkeit, indem sie von der sie umgebenden Wand rechtwinklig durch Stäbe begrenzt und so von den abgeschrägten Pylonwänden gesondert blieb. [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 43 Fig. 18 die Verzierung des Frieses, und Fig. 20 das erwähnte Ornament. [4]) Als charakteristischen Schmuck für Tempelthüren erwähnt Plutarch (über Isis und Osiris c. 38) bronzene Löwenrachen.

mit Säulen-[1]) oder Pfeilerstellungen geschmückt. Seltener, wie es scheint, umgab man ihn in diesem Falle auf allen vier Seiten mit Gallerien. Trennte einen solchen Hof kein (zweiter) Pylon von dem nächstfolgenden, mit Säulen ausgestatteten Raum, so vertrat dessen äußerste, dem Hof zugewendete Säulenreihe die Stelle der sonst hier angebrachten vierten Gallerie. Die Säulenstellung selbst war entweder eine einfache oder doppelte. Mitunter vereinigte man Säulen und Pfeiler in der Weise, daß letztere, mit karyatidenartigen Figuren geschmückt, die vordere Reihe bildeten.

Die Zahl solcher Höfe bei einem Bau richtete sich, ohne einem architektonischen Gesetz unterworfen zu sein, nach der beabsichtigten Größe der Gesammtanlage. Eine inmitten des, vermuthlich gepflasterten, Vorhofes errichtete freie Säulenstellung bezeichnete gemeiniglich den Weg zu dem nächstfolgenden Hof oder, war ein solcher nicht vorhanden, zur vielsäuligen Halle.

4. Stieß diese, wie schon oben bemerkt wurde, mit der vordersten Säulenreihe unmittelbar an den Vorhof, so trennte man sie von dem zuletzt genannten durch eine Mauer, die, zwischen den Säulen angebracht, sich etwa bis zur halben Höhe derselben erstreckte. Ein in ihrer Mitte befindliches, oberhalb nicht geschlossenes Thor bildete den Eingang. Die übrigen Säulen der Halle standen in Reihen geordnet frei neben einander und stützten vermittelst auf ihnen ruhender, sich rechtwinklig durchkreuzenden Tragebalken ein aus kolossalen Steinplatten zusammengesetztes, flaches Dach. In dieser Halle war der mittlere, zum eigentlichen Heiligthum führende Weg meist durch eine Doppelreihe von Säulen bezeichnet, welche, wie dies bereits mehrfach hervorgehoben wurde, die anderen Säulen an Höhe und Stärke bei weitem übertraf, wodurch denn zugleich der von ihr unterstützte Theil der Decke die zu den Seiten liegende Bedachung überragte[2]). Die Gliederung der Decke war massig und einfach; sie selbst nur an einzelnen Stellen mit kleinen viereckigen Lichtöffnungen[3]) versehen. Außerhalb war sie in ähnlicher Weise, wie das Dach des Pylons, mit einem leicht ausgekehlten Gesims eingefaßt.

5. Mit Uebergehung derjenigen Höfe und Säle, die sich bei einzelnen Bauten hinter der vielsäuligen Halle erstreckten und die bald mit, bald ohne Säulenstellungen angelegt, den zuletzt beschriebenen

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 17. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 42. [3]) Diese Oeffnungen sind jedoch nicht mit den oben S. 266 erwähnten offenen Zwischenräumen zwischen den Mittelsäulen zu verwechseln.

Räumen im Wesentlichen gleich waren, gelangte man zum eigentlichen Kern des ganzen Baues — zum Allerheiligsten.

6. Dies war gewöhnlich, im Verhältniß zum Ganzen, klein, ohne Lichtöffnungen und äußerlich unansehnlich. In den meisten Fällen indeß bestand es aus einem einzigen, höchst sauber bearbeiteten Felsblock. Diesem gab man dann, wie es scheint, meist die Form einer von drei gleich großen oblongen Seiten umschlossenen und mit einem niedrigen Satteldach (?) bekrönten Nische. Das Ganze, von steinernen Pfosten begrenzt, glich einer Thüre und war wie diese ringsum mit zierlich ausgemeißelten Hieroglyphen und auf seinem horizontalliegenden Gesims mit der allen Tempelpforten eigenthümlichen symbolischen Verzierung — dem geflügelten Sonnendiskus — ornamentirt.

7. Die Mauern, sowohl die, welche die einzelnen Räume von einander absonderten, als auch die, welche das Ganze umschlossen, waren außerhalb, gleich den Pylonwänden, abgeschrägt, innerhalb dagegen senkrecht gestellt. Ihr hauptsächlichster Schmuck bestand in farbigen Reliefbildern und hieroglyphischen Inschriften[1]), die, in schmäleren oder breiteren Streifen über- und nebeneinander geordnet, theils Scenen aus der Kriegsgeschichte der vergötterten Pharaonen, theils Gegenstände des Cultus behandelten.

8. Den wesentlichsten architektonischen Schmuck im Innern der Räume bildeten die Säulen. Abgesehn von farbigen Sculpturbildern, mit denen man sie in ähnlicher Weise zierte, wie die Wände, entfaltete sich an ihnen das künstlerische Element der Mannigfaltigkeit zumeist. In der Entwickelung derselben ruht demnach das wichtigste Moment für die chronologische Bestimmung der Ausbildung der ägyptischen Architekturformen überhaupt[2]). Sowohl Schaft wie Kapitäl

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 82. [2]) Die ältesten Säulenformen finden sich in den Gräbern von Beni-Hassan. Diese bestehen in der einfachen Stütze und der symbolischen Form der Pflanzensäule. Die Stütze hat hier den Charakter eines leicht cannelirten oder vielflächig abgekanteten Cylinders mit darauf ruhender, rechtwinklig-viereckiger Deckplatte; die Pflanzensäule gleicht einem Bündel von vier dicht unter den geschlossenen Blüthen zusammen gebundenen Lotusstengeln, wobei denn die Blüthen selbst die Stelle eines Kapitäls vertreten. — In der Folge verläßt man die Form der einfachen Stütze und wendet fast ausschließlich die Pflanzensäule an, indem man sie dekorativ willkürlicher und reicher gestaltet. Ihre höchste Ausbildung erhält sie bis zu den Ramessiden, wo ihre vorherrschende Form die eines großen Cylinders mit darauf gesetztem geöffneten, oft reich ornamentirten Kelche ist. In dieser Weise erhält sie sich bis zur Zeit der Ptolemäer. Von nun an beginnt eine Umgestaltung des Kapitäls, die zunächst darin besteht, daß man die ungetheilte Kelchform desselben mehrfach theilt und mit allerlei Blüthen- und Blätterwerk

war mannigfach verschiedenen Umgestaltungen unterworfen; der größte Formenreichthum zeigte sich in Bildung des letzteren. Das Verhältniß der Länge und Breite der einzelnen Säulentheile zu einander war vermuthlich eben so wenig einem bestimmten Zahlengesetz unterworfen, wie das der übrigen Bautheile.

a) Die Basis, die, wie es scheint, erst zur Zeit der Ramessiden eine allgemeinere Anwendung fand[1]), hatte zumeist die Form einer mehr oder weniger erhobenen, kreisrunden Platte. Ihre Schmalseite fiel entweder senkrecht gegen den Fußboden ab oder war rings um die obere Peripherie abgerundet oder zugleich auch unten herum in eben der Weise abgekantet und in einzelnen Fällen mit Hieroglyphen bedeckt.

b) Der in seiner Grundform stets runde Säulenschaft, dessen älteste Gestalt in den Gräbern von Beni-Hassan vorkommt[2]), stand auf der Fußplatte entweder flach auf oder mit leicht abgerundeter Endfläche. Seine Breite zur Höhe verhielt sich oft nur wie eins zu drei, höchstens aber wie eins zu fünf und ein halb. Meist hatte er die Form eines einfachen Cylinders, häufig indeß war er auch nach oben mehr oder weniger, nicht selten sogar bis zur unterhalb abgerundeten Kegelform, verjüngt. Seine Fläche ließ man entweder glatt oder verzierte sie, wie schon erwähnt wurde, mit farbigen Reliefs. Oft beschränkte man diese, zuweilen einheimischen Pflanzenformen entlehnten Ornamente, nur auf den unteren und oberen Theil des Säulenschaftes, indem man sie den mittleren nicht verzierten Theil durch horizontale, bandähnliche Streifen begrenzen ließ.

c) Mit die älteste und durch alle Zeiten des selbständigen Reiches vorherrschende Grundform des ägyptischen Kapitäls entsprach im Wesentlichen der äußeren Gestalt der unterhalb eingezogenen, sich nach oben allmälig verjüngenden und hier horizontalflächig endigenden Lotusblume. Man bildete dieselbe entweder, und dies zwar in frühester Zeit, als gleichsam geschlossene Knospe oder, was vornämlich in späterer Zeit stattfand, als eine sich entfaltende, mehr oder weniger geöffnete Blüthe. Im ersten Falle ließ man entweder die Oberfläche

---

verziert; auch die Ornamentirung des Kapitäls durch Masken, Tempelchen u. s. w., wie auch die Verbindung des Masken- und Blätterkapitäls, scheint vorzugsweise dieser Zeit anzugehören.

[1]) Man hat neuerlich behauptet, daß keine wirklich ägyptische Säule eine Basis gehabt habe. Dagegen sprechen indeß die Darstellungen in der Descript. de l'Eg. und die neuesten Untersuchungen von R. Lepsius. [2]) S. die voranstehende Note 2; dazu die Pflanzensäule Descript. Pl. 35 Fig. 7. Wilkinson III. S. 310 No. 384.

des Kapitäls einfach glatt und verzierte sie höchstens mit untereinander liegenden, durch Bildwerk geschmückten Parallelstreifen, oder man theilte dieselbe durch Einschnitte in vier oder mehrere einander gleiche, blattähnliche Glieder. Diese Einschnitte waren nach innen spitzwinklig vertieft und bis etwa auf ein Drittheil ihrer Höhe mit oberhalb geradlinig abgestumpften, kelchblattförmigen Ornamenten ausgefüllt. Diese wurden dann meist unterhalb mit horizontalen, oberhalb dagegen mit senkrechten Streifen verziert. Die geöffnete Kelchform des Kapitäls gliederte man in ähnlicher, doch ihr entsprechender Weise, wobei man die einzelnen Glieder mit mannigfach verschiedenen, geometrischen Figuren und nebeneinander geordneten Blätter-, Blüthen- und Knospen-Ornamenten ausstattete. Beide Formen von Kapitälen suchte man meist mit ihrem Säulenschafte durch mehrere untereinander angebrachte, wagerecht laufende Bandornamente, die denn gleichsam die Stengel der Knospen und Blüthen zusammenfaßten, zu vermitteln.

Ungeachtet des Formenreichthums[1]), der sich in der Folge bei der Ornamentirung der Kapitäle entfaltete, stimmten sie dennoch fast sämmtlich darin miteinander überein, daß die Vorbilder der sie schmückenden Theile hauptsächlich der einheimischen Pflanzenwelt entnommen waren. Die vorherrschende Form blieb die des Lotus. Neben dieser entwickelte sich später die des Papyrus und der Palme; letztere von neun aufrechtstehenden Palmblättern gebildet. Zu den einfachsten Kapitälformen der spätesten Zeit gehörten die einer flachen, umgekehrten Glocke, welche entweder als glatte schmucklose Masse nur mit einer senkrecht aufsteigenden Deckplatte bekrönt oder, bei im übrigen gleicher Bildung, gegen den Schaft zu umgekehrt treppenförmig gestaltet war. Mitunter ersetzte man diese Gliederung durch einen würfelförmigen Untersatz, der dann gegen den oberen Theil des Kapitäls in einem Stabe endigte. Einem derartigen Kapitäl, sammt der auf ihm ruhenden Deckplatte, gab man auch wohl die Form eines aus vier halbkreisförmigen oder rundlich ausladenden Blattheilen zusammengesetzten Kelches. Zuweilen ließ man den unteren, massigen Ansatz ganz fort und theilte nur die Gesammtfläche des Kelches in mehrere solche, blattförmig aufsteigende Rundtheile. Dadurch, daß man auch den Deckstein mit jenen Ausladungen in eine abgerundete Verbindung setzte, erhielt dann wiederum das Ganze den entschiedenen Charakter eines schlank empor strebenden, oberhalb zart umgebogenen Blumenkelches[2]).

---

[1]) Vergl. Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 75 — 78 ff. [2]) Vergl. die Formen der Kapitäle an den Tempeln auf der Insel Philae: Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 8 Fig. 1 — 3, 5.

Sowohl diese, wie jene zuerst erwähnte einfache Gestaltung des Säulenknaufes wurde theils mit flachanliegender, theils mit mehr erhobener Sculptur verziert, die dann auch hier zumeist, wie wir dies oben bemerkten, in einer Nachahmung von Pflanzentheilen bestand. Diese Ornamente vertheilte man auf die Kapitälfläche in symmetrischer Weise — bald so, daß sie diese in einer Reihe, bald so, daß sie dieselbe in mehreren an=, über= und hintereinander geordneten Lagen umgaben. Häufig fügte man um den unteren Theil der so geschmückten Kapitäle mehrere, mit geometrischen Figuren und anderem Bildwerk ornamentirte, bandförmige Streifen. Diesen schloß sich dann meist der Schaft mit der schon angedeuteten, in Form eines Stengelbündels ausgemeisselten Verzierung an, die zunächst dem Kapitäl, und auch unterhalb von bandförmigen Gliederungen umgränzt wurde.

Von den bisher betrachteten Kapitälen gänzlich verschieden waren diejenigen, deren Ornamente nicht der Pflanzenwelt, sondern der menschlichen Gestalt nachgebildet wurden[1]). Sie bestanden vornämlich aus einem sich wenig nach oben verjüngenden, würfelförmigen Aufsatz, an dem jede Seite in Form eines mit wulstiger Haube bedeckten Kopfes ausgemeisselt war. Auf einem solchen Aufsatz ruhte nicht selten noch ein zweiter in Gestalt eines kleinen, von allen Seiten geschlossenen Tempelchens. Zuweilen fügte man sogar einen derartigen Doppelaufsatz auf ein Pflanzenkapitäl[2]), was jedoch bei gänzlichem Mangel einer architektonischen Vermittelung zwischen beiden eine bereits ausgeartete Prachtepoche zu charakterisiren scheint.

Ein allen Kapitälen eigenthümlicher Theil war eine mehr oder weniger hohe, flach=würfelförmige Platte, die, dazu bestimmt den Architrav zu tragen, auf der Mitte der Kapitälfläche lag. Die Platte selbst wurde von dem Kapitäl entweder auf allen Seiten überragt, so daß dasselbe sie verdeckte, oder sie schloß sich mit ihren senkrecht aufsteigenden Kanten genau der Breite des Säulenknaufes an, in welchem Falle man sie dann meist, wie den Säulenschaft, mit Hieroglyphen schmückte.

Die Anwendung dieser so mannigfach verschieden gestalteten Kapitäle als architektonischer Schmuck — ihre Vertheilung im Raum — war im Allgemeinen ziemlich willkürlich und blieb wesentlich auf eine, dem ägyptischen Auge angenehme, möglichst symmetrische Anordnung beschränkt. Man errichtete Säulenhallen, in de=

---

[1]) S. oben S. 271 Note 2. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 21 Fig. 8; Vol. II. Pl. 37.

nen die Kapitäle entweder einander durchaus gleich oder von einander verschieden gestaltet waren. Zuweilen ließ man in einem Raum verschiedene Kapitäle in der Weise wechseln, daß man immer gleich und gleich einander gegenüberstellte.

9. Die Pfeiler[1]). Ihrer bediente man sich, nächst den Säulen, hauptsächlich zum Stützen derjenigen Gebälke, welche die sich um die Vorhöfe erstreckenden Seitengänge bedeckten. Sie hatten eine rechtwinkelig viereckige (oblonge), geradaufstrebende Gestalt und ruhten auf Stufenplinthen. Ihr wesentlichster Schmuck bestand in menschlichen Figuren. Diese, meist aufrechtstehend, mit enggeschlossenen Beinen, über der Brust gekreuzten Armen und nur im leichten Priesterschurz und der Krone von Oberägypten dargestellt, lehnten stets mit dem Rücken gegen die Stirnseite der Pfeiler, ohne jedoch die nur von diesen gestützten Tragebalken der Decke zu berühren. Die übrigen, freien Pfeilerflächen erhielten mitunter hieroglyphischen oder figürlichen Schmuck.

Zu den gewissermaßen selbständigen, architektonischen Schmucktheilen der Tempelpaläste gehörten die schon beiläufig erwähnten Sphinxe, Kolossalstatuen von Göttern und Königen, Obelisken, freistehenden Vorthore u. s. w.

10. Die Sphinxe. Am häufigsten bildete man Widder-Sphinxe[2]) und zwar entweder in der naturgemäßen Gestalt des Widders mit untergeschlagenen Vorderfüßen oder in Form eines langgestreckten Löwenkörpers mit einem von einer gestreiften Haube umgebenen Widderkopfe. An die Stelle des letzteren fügte man nicht selten die Portraitbüste irgend eines Gottes oder den, mit dem Zeichen der Herrschaft geschmückten Kopf eines Pharaonen. In diesem Falle bekleidete man auch den Löwenkörper mit, seinen Formen angepaßten, Gewandungen. Zuweilen stellte man zwischen den Vorderpfoten des Sphinx, zunächst der Brust, das Steinbild irgend eines Gottes auf, während man das Sphinxbild selbst nicht selten mit Hieroglyphen beschrieb. Neben diesen, am häufigsten angewendeten Gestaltungen bildete die ägyptische Kunst noch mannigfach verschiedene Sphinxconglomerate, indem sie den Rumpf von Vierfüßlern mit einzelnen Gliedern von Menschen, Vögeln, Amphibien u. s. w. zu einem Ganzen verband. Jeden solcher Sphinxkolosse setzte man auf eine mehr oder weniger erhobene, oblonge Platte und diese auf einen ziemlich hohen, oblongen Sockel, dessen oberen

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 7. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 36, Fig. 4; Pl. 46, Fig. 2.

Rand man zu einem leicht ausgekehlten Sims ausarbeitete. Die Seiten des Fußgestells ließ man entweder glatt oder umzog sie rahmenförmig mit einfach ornamentirten Leisten.

11. Die Kolossalstatuen[1]), welche, wie wir schon oben sahen, vor die Eingänge und Pylonen größerer Tempel gestellt wurden, waren durch den entschiedenen Ausdruck von Ruhe und Abgeschlossenheit charakterisirt und entsprachen so durchaus den hinter ihnen geradlinig emporstrebenden Architekturmassen. Meist in sitzender Stellung, mit eng geschlossenen Ober- und Unterschenkeln, senkrecht stehendem Rumpf und Kopf und einer durch die Biegung des Körpers gleichsam bedingten Biegung der Arme gebildet, ruhten sie auf schweren, würfelförmigen Sockeln gleichsam als eine in sich erstarrte Steinmasse. Je zur Seite der Unterschenkel setzte man in einzelnen Fällen eine nicht minder steif gegliederte, kleinere Figur und auf die Seiten des im übrigen einfach geglätteten Sockels irgend eine auf den Koloß bezügliche, symbolische Darstellung oder hieroglyphische Bezeichnung.

12. Die Obelisken waren viereckige, sich nach oben allmälig verjüngende, mit hieroglyphischen Inschriften bedeckte Denkpfeiler. Die untere Breite derselben verhielt sich zu ihrer Höhe wenigstens wie eins zu neun, höchstens wie eins zu zwölf bei etwa ein Drittheil Verjüngung. Nur selten ruhten sie auf einer kurzen, mit einem Stufensockel versehenen Basis und endigten stets in einer kleinen, spitz- oder stumpfwinkelig zulaufenden Pyramide.

13. Einzeln stehende Vorthore errichtete man mitunter in gewissen Abständen von einander zwischen Hauptalleen von Sphinxen. Sie hatten im Wesentlichen die Gestalt der schon oben betrachteten Tempelpforten. Auf senkrecht gestellten, oblongen Steinpfosten von gleicher Höhe lag ein ihnen entsprechend breiter Querbalken und auf diesem ruhte ein breites, mit der allen Eingängen eigenthümlichen[2]) Ornamentirung ausgestattetes Gesims.

14. Ein besonderer Schmuck der Tempelpaläste, der indeß vielleicht nur bei festlichen Gelegenheiten angewendet wurde, bestand in acht mit Bändern bewimpelten Mastbäumen[3]), von denen man auf jeder Seite des Eingangs vier an der Pylonwand aufrich-

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 20. [2]) S. oben S. 269 (2). [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. III. Pl. 57 Fig. 9. Ueber die Befestigungsart dieser Masten s. v. Minutoli, Reise zum Tempel u. s. w. S. 44, und über ihre muthmaßliche, symbolische Bedeutung (wobei jedoch ein Irrthum in der Zahl der Stangen zu Grunde zu liegen scheint) Letronne, l'inscription dite de Rosette S. 312.

tete. Diese war zu dem Zweck unterhalb mit aus Stein gemeisselten Sockeln und außerdem mit eisernen oder erzenen, klammerförmigen Haltern versehen.

II. *Das Labyrinth.* Dieser in der Nähe des sogenannten Mörissees von Amenemha III. gegründete und von ihm zu seinem Grabpalaste bestimmte Bau wurde, wie wir dies schon erwähnten, von den Dodekarchen, etwa im Anfange der sechsundzwanzigsten Dynastie, zu einem gemeinschaftlichen Reichspalaste erweitert.

Die Bestimmung dieses Bauwerkes war vermuthlich eine doppelte: Einerseits sollte dasselbe, als gemeinschaftlicher Sitz der Zwölfherrscher, die Einheitlichkeit ihrer Macht repräsentiren, andrerseits sollte es ein Centralpunkt für die Regierung des Landes sein — der Sitz eines die staatlichen Interessen verwaltenden Reichsministeriums. Um diesem den Charakter der unantastbaren Heiligkeit geben zu können, hatte man es vielleicht absichtlich hier, auf dem ursprünglichen Grabe des *vergötterten* Amenemha, errichtet.

Nur schriftliche Nachrichten von Augenzeugen belehren uns ausführlicher über die ausgedehnt-architektonische Pracht dieses Palastbaues, die, dem Ausspruche *Herodots* zufolge[1]), „über alle Beschreibung ist: denn" — fährt der Berichterstatter fort — „nähme man auch alles Mauerwerk und alle Bauten der Hellenen, die berühmten Tempel von Samos und Ephesus nicht ausgenommen, zusammen, so wird man dennoch bald gewahr werden, daß sie nicht so viel Arbeit und Mühe verursacht haben, als dieses Labyrinth. Schon die Pyramiden übertreffen jedwede Beschreibung, da auch sie viele der größten griechischen Werke überbieten, aber das Labyrinth übertrifft selbst noch die Pyramiden. Es besteht aus zwölf bedeckten Höfen, deren Pforten einander gegenüber liegen, sechs gegen Norden, sechs gegen Süden gewandt in einer Reihe und sämmtlich von einer Mauer umschlossen. Im Innern befinden sich zwei Arten von Gemächern, unterirdische und über der Erde gelegene je eintausend fünfhundert an der Zahl. Die oberen Gemächer habe ich gesehn, von den unterirdischen, die mir die Priester durchaus nicht zeigen wollten, weil sich daselbst die Grüfte der Könige, der Erbauer des Labyrinths, und die der heiligen Krokodile befänden, habe ich mir erzählen lassen. Aber schon die oberen Gemächer, die ich selbst besuchte, sind fast übermenschliche Werke. Die große

[1]) Herod. II, 148 ff.

Anzahl von Gängen, die durch die Zimmer führen, die stete Abwechselung von gewundenen Gängen, die sich auf mannigfach verschiedene Weise durch die Höfe hinziehen, erfüllen den Geist mit wundersamem Staunen; denn man geht hier aus einem Hofe in die Gemächer, aus diesen in Vorhallen und aus diesen wiederum in andere Zimmer und Höfe, und in allen Gemächern ist die Decke wie auch die Mauerwand von Stein, überall mit ausgemeisselten Bildern verziert. Jeder Hof, von weißen, genau gefügten Steinen erbaut, hat rings umher einen Säulengang. Am Ausgang des Labyrinths aber erhebt sich eine Pyramide von vierzig Klafter Höhe, auf der Thiergestalten ausgehauen sind und zu welcher ein unterirdischer Weg führt".

Weniger bestimmte Nachrichten liefert Diodor[1]) über diesen Bau. Er bezeichnet ihn einmal als das Grab des Königs Mendes, „das sowohl seines Umfanges, wie auch seiner unnachahmlichen Einrichtung wegen Bewunderung verdient", dann aber spricht er von demselben als einem von den Zwölfherrschern für sich errichteten Grabmal, das alle Werke ihrer Vorfahren an Umfang übertreffen sollte: „Sie erwählten dazu den Platz bei der Einfahrt in den See Möris und erbauten es aus den schönsten Steinen auf einer viereckigen Grundfläche, deren jede Seite ein Stadium lang war". — Nachdem Diodor vorzugsweise die Bildhauerei an dem Werke gerühmt hat, erfahren wir durch ihn ferner, „daß hier innerhalb der Ringmauer eine Halle bestand, an der jede Seite vierzig Säulen zählte und daß die aus einem Stein gebildete Decke künstlich sculptirtes Getäfel und mannigfach verschiedene Gemälde schmückte". Er schließt seine Betrachtung mit dem Bemerken, daß „wären die Könige nicht vor Beendigung des Baues gestürzt worden, sie zuverlässig ein unübertreffliches Werk zu Stande gebracht haben würden".

Strabo (XVII.), zu dessen Zeit das Gebäude noch aufrecht stand, bezeichnet es ausdrücklich als einen Palast, der mit dazu bestimmt gewesen sei, die allgemeinen Reichsversammlungen aufzunehmen „und der deswegen ebenso viele Höfe enthält, als früher Bezirke (Nomi) waren. Vor den Eingängen zu diesen dicht aneinander gereihten Höfen" — so lautet seine Beschreibung — „breiten sich eine Anzahl dunkler Räume aus, die durch mannigfach gewundene Gänge so untereinander verbunden sind, daß es ohne Führer schwer wird, die Ein- und Ausgänge der Höfe aufzufinden. Letztere werden durch eine lange Zwischenmauer in zwei gleichzählige Partien getrennt. Sowohl diese

[1]) Diod. I, 61 und 66.

Gemächer wie die Zugänge selbst sind mit steinernen Platten von außerordentlicher Größe bedeckt, indem jedes einzelne Dach aus einem einzigen Steine gearbeitet ist. Nirgend findet sich die Anwendung von Holz oder einem anderen Baumaterial. Steht man auf dem Dach, das, da das Gebäude nur einstöckig ist, eben nicht hoch liegt, so erblickt man unter sich zunächst eine steinerne, aus kolossalen Quadern zusammengesetzte Fläche; schaut man von hier hinab in die Höfe, so breiten sich diese vor dem Auge aus, von monolithischen Säulen unterstützt, siebenundzwanzig in einer Reihe. Auch die Wände bestehen aus großen, wohlgefügten Quadern. Am Ende des Labyrinths, dessen Grundfläche über ein Stadium (Länge und Breite) beträgt, erhebt sich ein Grabmahl — eine viereckige Pyramide — jederseits vierhundert Fuß lang bei ungefähr gleicher Höhe. Der Begrabene heißt Ismandes".

Mit Uebergehung dessen, was Plinius von diesem Bau beibringt, wenden wir uns zu seinen, zum größten Theil von Schlamm und Wüstensand bedeckten Ueberresten. Die zuletzt erwähnte Pyramide ist fast das Einzige, das sich in noch erkennbarer Gestalt über der Erde erhalten hat. Aber auch diese ist seit langer Zeit ihres einst prächtigen Schmuckes, der aus wohlgeglätteten Werkstücken bestand, entblößt, und nur der von Ziegeln errichtete Kern derselben nebst weitverbreiteten Granit- und Kalksteintrümmern bezeichnen gegenwärtig die Stelle.

Den neuesten Forschungen[1]) ist es indeß gelungen, sowohl die ursprüngliche Lage des Labyrinthes festzustellen, als auch einen großen Theil der Substructionen bloßzulegen, wodurch denn jene mitgetheilten Beschreibungen im Wesentlichen bestätigt, zugleich aber auch um Vieles verständlicht werden.

Die so aufgedeckte Ruine bietet dem Auge eine Menge kaum zu entwirrender Räume, die, theils unter, theils über der Erde gelegen, einen Flächenraum von etwa sechshundert Quadratfuß einnehmen. Die noch erkennbaren Gemächer, einst Kammern von verschiedener Größe und, wie einzelne Bruchstücke wahrscheinlich machen, zum Theil mit stützenden Säulchen, Nischen u. s. w. geschmückt, standen sämmtlich durch Corridore miteinander in Verbindung. Bei allen diesen Gemächern herrschte ohne Zweifel die rechtwinkelig viereckige Grundform vor. Das Ganze, von der Höhe der Pyramide aus betrachtet, zerfällt, dem

[1]) S.: R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien u. s. w. und desselben Verfassers Briefe aus Aegypten u. s. w. S. 74 ff.

Augenschein nach, in drei Hauptmassen, die, in einer Breite von etwa dreihundert Fuß, einen rechtwinkelig viereckigen Raum von ungefähr sechshundert Fuß Länge und fünfhundert Fuß Breite auf drei Seiten umgeben. Die vierte, schmälere Seite stößt unmittelbar an die, vor ihrer Mitte sich erhebende, etwa dreihundert Quadratfuß Fläche bedekkende Pyramide. Der so umschlossene Platz war vermuthlich einst durch eine Mauer in zwei Hälften, und jede derselben in sechs Höfe (Aulen) getheilt, welche sich dann, anlehnend an jene Mauer, gegen die ihn umgebenden Gebäudemassen öffneten. Jetzt wird er von einem kleinen Kanal durchflossen. Die übrige Eintheilung der Gebäudemassen, die Art und Weise ihrer Verbindung und Ausstattung ist nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen. Viele Kammern sind ganz zerstört, andere lassen nur zum Theil ihre einstige Beschaffenheit ahnen, und von den eigentlichen Versammlungssälen oder Aulen selbst ist fast keine Spur mehr vorhanden.

Anhang.

Die Grabstätten der Könige.

Wie die Paläste der Könige, so auch übertrafen ihre „ewigen Wohnungen" alle anderen Bauwerke an Ausdehnung und Pracht. — Je weiter zurück in der ägyptischen Geschichte, um so deutlicher zeigt sich das dem Volke gewiß urthümliche Bestreben, den im Leben vergötterten Herrscher auch im Tode durch ein, seiner geheiligten Person entsprechendes, unvergängliches Grab- und Erinnerungsmonument zu ehren. Man verwendete auf die Herstellung desselben nicht nur die äußerste Sorgfalt und Mühe, vielmehr noch suchte man es durch einen fast übermenschlichen Aufwand von physischen Kräften zu einem kolossalen und massigen Bau zu gestalten. In frühester Zeit begnügte man sich nicht nur damit, den natürlichen Fels zu einer die königliche Mumie sicher bergenden Stätte auszumeisseln, sondern man errichtete für diesen Zweck sogar künstliche Felsen — Pyramiden.

1. Die Pyramiden[1]). Die ihnen zu Grunde liegende Form

[1]) Die Entstehungszeit der Pyramiden war selbst den Aegyptern unbekannt; vergl. Herod. II, 124 ff. Diod. I, 63 ff. R. Lepsius (Chronologie der Aegypter) versetzt sie ins vierte Jahrtausend v. Chr. Wilkinson (manners and customs.) vermuthet sie ums Jahr 2123, wogegen M. Duncker (Geschichte des Alterthums) mit der Erbauung der großen Pyramide nicht hinter das Jahr 2300 zurückgeht. Die Sagen, nach denen die Errichtung dieser Bauten tyrannischen oder fremden Herrschern zukäme, bezeichnet schon Diodor als Wundererzählungen. Die Entstehung der

ist die des einfachen Grabhügels — eines von Sand oder Steinen aufgehäuften Denkmals — eine Form, die sich gewissermaßen von selbst ergiebt und sich daher bei fast allen Völkern im Wesentlichen erhalten hat[1]).

Die umfangreichsten Pyramiden befinden sich in Unterägypten, etwa zwei Meilen westlich von dem einst so gewaltigen Memphis[2]). Längs dem Flusse, in einzelnen Gruppen vertheilt, bedecken sie hier ein etwa acht Meilen langes, von der libyschen Wüste durch den schon erwähnten, mit Privatgräbern erfüllten Gebirgsdamm, getrenntes Felsplateau. Ungeachtet der mannigfachen Verwüstungen, die sie in der Folge dadurch erlitten, daß man sie zu Steinbrüchen benutzte, beläuft sich gegenwärtig ihre Zahl dennoch auf mehr als vierzig. Die großartigste Gruppe erhebt sich in der Nähe des jetzigen Dorfes Gizeh, dessen Namen sie trägt.

a) **Die größte von diesen Pyramiden** bedeckt eine Grundfläche von siebenhundert und sechszehn Quadratfuß. Ihre Höhe beträgt vierhundert und funfzig Fuß, wobei indeß die Höhenlänge jeder Schrägfläche siebenhundert und vierundsechzig Fuß erreicht, so, daß man den Gesammtinhalt ihrer Masse auf ungefähr neunzig Millionen Kubikfuß berechnet hat[3]). Ihr Fundament ist der, sich etwa hundert Fuß über den höchsten Wasserstand des Nils erhebende Felsboden. Er erscheint gleichsam zu einem regelmäßigen über fünf Fuß hohen Sockel ausgemeißelt. Auf diesem ruht, und zwar senkrecht gestellt die erste, wie es scheint, zu einer die Basis begrenzenden Hohlkehle gestaltete

---

Werke selbst aber mit der Hyksoszeit in Verbindung zu setzen oder ihre Form aus Aethiopien abzuleiten, dagegen spricht die Chronologie, nach der sie die frühesten Monumente überhaupt sind, welche die Geschichte kennt. Vergl. übrigens Ritter, Erdkunde I. (I.) S. 540 (über Ursprung der Pyramiden bei äthiop. Völkern); Heeren, Ideen II. (II.) S. 117, der die Hyksos als Erbauer vermuthet und C. Schnaase, Geschichte der bild. Künste S. 379, der sie ebenfalls als Werke fremder Stämme bezeichnet, die sich in der Folge mit den Aegyptern vermischt hätten und vermuthlich äthiop. Ursprungs waren; dagegen F. Kugler, Kunstgeschichte S. 41, der in ihnen den ältesten ägyptischen Kunststyl erkennt. Für die ältesten Monumente hält sie auch G. Klemm, Culturgesch. V. S. 405, der sie mit den mexikanischen Morais vergleicht, wobei er in ihnen die ältesten Cultstätten (Tempel) zu erblicken glaubt. Daß die Pyramiden zu Grabstätten bestimmt waren, ist seit den Untersuchungen von Vyse (Colon. Howard), Pyramids, Journal Vol. III.) klar dargethan.

[1]) Ist doch selbst noch heut bei einfachen Erdgrabhügeln die pyramidale Form die mehr oder weniger vorherrschende. [2]) Die zum Theil malerischen Abbildungen in der Descript. de l'Eg.; bei Belzoni, narrative etc. und bei R. Lepsius, Denkmäler u. s. w. Abth. I. Taf. 10—14 ff. [3]) Böckh, Metrologie S. 236 ff.

Steinlage, während der sich auf ihr erhebende pyramidale Bau selbst zweihundert und einige rings umlaufende, von wohlbehauenen und enggefugten Quadern zusammengesetzte Steinstufen zählt.

Herodot[1]), welcher dieser Pyramide besondere Aufmerksamkeit widmete, nennt als ihren Erbauer den König Cheops (Chufu). Er erzählt, „daß dieser befohlen habe, die dazu nothwendigen Bausteine in den arabischen Gebirgen zu brechen und sie sodann auf Flößen über den Strom zu schaffen. Um sie jedoch nach dem Orte ihrer Bestimmung befördern zu können, habe der König aus geglätteten Steinen einen fünf Stadien langen und zehn Klafter breiten, mit Bildwerk verzierten Damm errichten lassen. Dieser Damm aber, sammt der Ausgrabung der unterirdischen Grabgemächer, habe allein zehn Jahre Arbeit erfordert, außerdem sei die Pyramide in Stufenabsätzen übereinander geschichtet und außen mit geglätteten, genau zusammengefugten Steinen belegt, von dem keiner unter dreißig Fuß maß".

Auch Diodor[2]) beschreibt diese Pyramide. Nach ihm bestand der ganze Bau aus „schwer zu bearbeitenden, aber ewig dauernden Steinen". Seine „Masse und kunstreiche Vollendung" setzten ihn in ein solches Erstaunen, daß er seinen Bericht mit den gewiß bezeichnenden Worten schließt: „man sollte vermuthen, daß dies nicht allmälig durch Menschenhände hervorgegangen, sondern als ein schon Vollendetes von einem Gotte in die Sandwüste gesetzt sei".

Was diese Berichterstatter über das zum Bau dieser Pyramide verwendete Material und dessen Herbeischaffung vom jenseitigen, arabischen Gebirge erzählen, haben die Untersuchungen bestätigt. Diese machen es außerdem wahrscheinlich, daß nicht nur die Stufenlagen mit Granitplatten belegt waren, sondern daß sich auch längs der vier Kanten granitne, die Stufenflächen trennende Steinprismen erstreckten. Die von jenen alten Augenzeugen als überaus künstlich gerühmte Zusammenfügung der einzelnen Quadern zeigt sich indeß gegenwärtig weniger deutlich an den zum Theil sehr verwitterten Außenflächen des Baues, als bei Betrachtung seiner inneren, durchaus wohlerhaltenen Räumlichkeiten. Hier sind sämmtliche Steine, da die Kanten jedes einzelnen zu Langstreifen ausgemeißelt und in ebenfalls ausgemeißelte Fugen der ihm zunächst liegenden Quadern eingelassen sind, so ineinander genutet, daß bei dem genauesten Parallelismus, in dem diese Verbindungslinien unter sich stehen, die Wandflächen selbst den Charakter einer monolithischen Masse an sich tragen.

[1]) Herod. II, 124—127. [2]) Diod. I, 63.

Der Eingang in's **Innere der Pyramide**, einst von mächtigen Quadersteinen verdeckt, befindet sich auf der Nordseite in einer Höhe von etwa funfzig Fuß. Durch ihn gelangt man zunächst in einen über hundert Fuß langen, in einem Winkel von vierundzwanzig Grad sich senkenden Gang. Dieser ist auf einer Strecke von siebzig Fuß etwas über drei Fuß hoch und breit, seine übrige Länge beträgt indeß nur zwei Fuß Breite und ein und einen halben Fuß Höhe. Er durchschneidet eine kleine Kammer, die kaum so groß ist, daß darin ein Mensch aufrechtstehen kann. Aus diesem Gemach führt ein zweiter Gang (über siebzig Fuß lang und vier Fuß breit) in gleichem Winkel wie jener erste, doch aufwärts steigend zu einem horizontal liegenden, etwa einhundert und achtzehn Fuß langen Stollen. Er mündet auf eine mit Granitplatten giebelförmig bedeckte Grabkammer, die in der Länge siebzehn und einen halben Fuß, in der Breite funfzehn Fuß zehn Zoll mißt. Unweit der Oeffnung dieses zuletzt erwähnten Stollen, also zunächst dem aufwärts steigenden Gang, senkt sich ein brunnenförmiger Schacht bis zu einer gewissen Länge vertikal in die Tiefe, fällt jedoch dann gegen dieselbe in einem stumpfen Winkel ab. Der aufwärts steigende lange Gang erweitert sich zu einem schmalen, aber hohen Raum, an dessen Seiten sich zwei Fuß vier Zoll hohe und ein Fuß sieben Zoll breite Steinbänke hinziehen. Seine Wände bestehen aus vorkragenden Quadern, die so in sieben Schichten übereinander liegen, daß jede derselben etwa zwei und einen halben Zoll vorspringt, wodurch denn die Decke selbst zu einer Breite verringert ist, die kaum mehr beträgt, als der zwischen den erwähnten Seitenbänken hindurchführende, etwas mehr als zwei Fuß breite Weg. Am Ende dieses hohen Ganges, der, wie auch alle übrigen auf- und abwärts steigenden Stollen, mit Stufen versehen ist, öffnet sich wiederum ein niedriger, horizontaler Gang. In der Mitte desselben befindet sich ein rechtwinklig viereckiges Gemach, dem kleinere Gänge zur Seite liegen. Durch diese Kammer hindurch führt der Weg zur eigentlichen Gruft. Es ist dies ein zweiunddreißig Fuß langer, zehn Fuß breiter und etwa neunzehn Fuß hoher, mit sorgfältig bearbeiteten Granitplatten umwandeter Raum. Zur Verminderung des auf ihm lastenden Druckes sind über seiner Decke, also in der pyramidalen Mauermasse selbst, eine Anzahl Quadersteine eingefügt, von denen der untere genau die Größe des Daches hat, die auf ihm liegenden jedoch sich nach oben, dem pyramidalen Bau entsprechend, verjüngen.

Betrachtet man die Ausdehnung und Anordnung dieser sämmtlichen Innenräume, ihr Verhältniß zur ganzen, sie umschließenden ke

lossalen Mauermasse genauer, so tritt die Aehnlichkeit des Pyramidenbaues mit der Anlage der Felsengräber klar hervor. Sowohl hier wie dort finden sich, als die wesentlichsten Räume, stollen- und schachtartige Verzweigungen, Kammern von verschiedener Größe u. s. w. Hier, wie dort liegt der baulichen Einrichtung das Bestreben zu Grunde, den Körper des Dahingeschiedenen vor jeglicher Entweihung und Störung zu sichern. Ein wesentlichster Unterschied zwischen den Pyramiden und Felsengräbern beruht indeß in dem Mangel von Sculpturen und Bildwerk bei jenen, während die Wände der letzteren damit gleichsam bedeckt sind. Nimmt man jedoch an, daß jede einzelne Pyramide bestimmt war, den Leichnam nur eines Königs aufzunehmen und der Zutritt zur Gruft jedem Lebenden, vielleicht mit Ausnahme der Priester, unmöglich gemacht war, während die Felsengräber theils als Familienbegräbnißstätten, theils als gemeinschaftliches Todtenlager ganzer Bezirke von den Nachkommen besucht wurden, so erklärt sich vielleicht auch dieser Umstand. Daß aber auch die Pyramiden nicht durchaus schmucklos waren, scheint sowohl aus der Beschreibung, die Herodot von der Pyramide des Cheops liefert, wie auch aus einigen an ihr entdeckten Inschriften, die den Namen ihres Erbauers — Chufu — nennen, hervorzugehn.

b) Was die Pyramiden im Allgemeinen[1]) betrifft, so stimmen sie, außer in jener ebenerwähnten Raumvertheilung im Innern u. s. w., noch darin miteinander überein, daß ihre quadratische Grundfläche stets genau nach den vier Himmelsgegenden orientirt ist, und daß vor ihnen errichtete, freistehende Tempelchen ohne Ausnahme nach Osten, die Grabkammern selbst dagegen nach Westen gewendet sind. Die Verschiedenheit der Pyramiden unter sich beruht theils in der Verschiedenheit ihrer Größe, theils in der Mannigfaltigkeit des Baumaterials, theils auch in einer leichten Abwechselung ihrer Form.

Die Höhe der ägyptischen Pyramiden schwankt zwischen zwanzig und vierhundert und funfzig Fuß. Sie wechselt selbst unter den zu einer Gruppe angeordneten Bauten, so daß oft mehrere Pyramiden von sehr verschiedenem Umfang in verhältnißmäßig nur geringer Entfernung von einander stehen.

Das Material, dessen man sich zum Bau der Pyramiden bediente, war, wie schon oben bemerkt wurde, ein mehr oder weniger kostbares. Einige in der Nähe von Abusir gelegene Pyramiden bestehen einzig und allein aus aufeinander gethürmten, rohen Steinmassen,

---

[1]) R. Lepsius, über den Bau der Pyramiden. Berlin 1843.

deren oft beträchtlich breite Fugen mit Nilschlamm ausgefüllt sind. Bei einigen Bauten ist der massive Kern aus oblongen Ziegeln regelmäßig zusammengefügt, bei anderen aus winkelrecht behauenen Quadersteinen errichtet. Solche, meist kalksteinerne oder, wie bei der oben beschriebenen Pyramide von Gizeh, granitne Platten benutzte man denn auch zum Belegen der Kernmasse.

Bei weitem die meisten Pyramiden endigten wahrscheinlich nicht in einer Spitze, sondern waren oben abgeplattet. Ihre schräg aufsteigenden Außenwände bildeten entweder eine Fläche oder Treppen mit gangbaren Stufen[1]). Unter der Pyramidengruppe von Saqâra befinden sich mehrere höchst eigenthümlich gestaltete Baue. So erscheint der umfangreichste von ihnen gleichsam aus zwei Theilen zusammengesetzt, von denen der untere die Form eines sich nach oben leicht verjüngenden Würfels hat, während der auf ihr ruhende, andere Theil pyramidal zugespitzt ist. Eine ebenfalls hierher gehörige, überhaupt aber selten vorkommende Form, die indeß vermuthlich nicht beabsichtigt, vielmehr allen im Bau begriffenen Pyramiden eigenthümlich war, zeigt einen sich nur wenig verjüngenden, hohen Unterbau, auf dem sich in mehreren Absätzen übereinander dem ähnliche, doch immer kleiner werdende Aufbaue erheben, von denen dann der oberste und kleinste gleichsam thurmartig empórstrebt[2]).

Ein besonderer Schmuck, der jedoch zuverläßig nur einzelnen Pyramiden zu Theil wurde, waren auf die Spitze derselben gestellte, steinerne Kolossalstatuen von Göttern oder Königen[3]).

Längs der ganzen Strecke vom See Fajûm stromabwärts bis nach Nubien finden sich keine Pyramiden. Erst in der Gegend um Sûr (Assur) und Nuri, zwischen dem zuletzt genannten Orte und Merani,

---

[1]) Einzelne flachseitige Pyramiden hatten nur inmitten einer Seite eine sich bis zur Höhe erstreckende treppenförmige Einrichtung: Diod. I, 64 ff. [2]) Eine so gestaltete Pyramide fand R. Lepsius (s. Briefe u. s. w. S. 41) in der Nähe des Ortes Meidum bei Saqqara. Von ihm erhalten wir darüber folgende interessante Notiz: „— zugleich ergab sich mir, daß der ganze Bau von einer kleinen Pyramide ausgegangen war, die in Stufen von etwa vierzig Fuß Höhe errichtet und dann erst durch umgelegte Steinmäntel von funfzehn bis zwanzig Fuß Breite nach allen Seiten zugleich vergrößert und erhöht wurde, bis man endlich die großen Stufen zu einer gemeinschaftlichen Seitenfläche ausfüllte und dem Ganzen die gewöhnliche Pyramidengestalt gab. Dieses allmälige Anwachsen erklärt die ungeheure Größe einzelner Pyramiden neben so vielen anderen kleinen“. [3]) Herod. II, 149. Diod. I, 52.

dem alten Napata, und dann um vieles südlicher, in der Gegend des jetzigen Beg'eraule, im alten Staate Meroe, zeigen sich derartige Gräbergruppen[1]). Diese, deren wir hier nur vergleichsweise gedenken, liegen indeß nicht wie die ägyptischen genau nach den Himmelsgegenden orientirt und ausschließlich auf der Westseite des Nils, sondern breiten sich zu beiden Seiten des Stromes aus. Außerdem unterscheiden sie sich von den oben beschriebenen einerseits durch bei weitem geringeren Umfang, denn die größte von ihnen erreicht kaum eine Höhe von achtzig Fuß, andrerseits durch die ihnen eigenthümliche Gestalt überhaupt. Sämmtliche äthiopischen Pyramiden sind nämlich sehr steil zugespitzt und ihre Kanten mit geradabfallenden, die Stufenflächen begrenzenden Steinprismen gefüllt; ferner befindet sich vor ihnen stets, unmittelbar mit ihnen zusammenhängend, ein kleiner, nach Osten gewendeter, tempelartiger Vorbau und über diesem in der Pyramidenfläche selbst eine oblonge, nischenförmige Vertiefung von zweifelhafter Bedeutung.

Daß diese Pyramiden vornämlich dazu bestimmt waren, königliche Todten aufzunehmen, geht aus den die Innen- und Außenwände der Vortempel bedeckenden Reliefbildern und Inschriften hervor. Diese lassen es denn auch außer Zweifel, daß alle diese Gräber einer sehr späten Zeit angehören, die, wie das frühste Alter äthiopischer Monumente, nicht die Regierungsepoche des Königs Tahraka, kaum das siebente Jahrhundert v. Chr. übersteigen dürfte[2]).

---

2. Mit zu den merkwürdigsten Resten auf dem großen Pyramidenfelde bei Memphis gehört die riesige Gestalt des weltberühmten Sphinx[3]). Weder das Alter dieses Kolosses noch seine ursprüngliche, eigentliche Bedeutung lassen sich mit Zuverlässigkeit nachweisen; nur soviel scheint gewiß, daß er einst in unmittelbarer Beziehung zu den hinter ihm emporstrebenden Pyramidengräbern stand und demnach mit diesen durch unterirdische Kanäle und Gänge verbunden war[4]). Obgleich halb vom Sande verschüttet, überragt dennoch der Kopf des

---

[1]) Cailliaud, voyage à Méroé ecl. av. Planches. Hoskins, travels in Aethiopia etc. R. Lepsius, Denkmäler u. s. w. und Briefe u. s. w. [2]) Vergl. R. Lepsius im Kunstblatt 1844. S. 316 und dessen Briefe: S. 147 ff. [3]) S. u. a. Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 11; Pl. 12. [4]) S. Birch: on Excavations by Capt. Caviglia in 1816, behind, and in the Neighbourhood of the great Sphinx mit Abbildung.

Riesenbildes die weitgedehnte Ebene gleich einem lebendigen Wachthurm. Geschmückt mit der königlichen Haube und inschriftlich als „Horus im Horizonte" bezeichnet, steht es hier gleichsam als Bild des sich täglich neugebärenden Sonnengottes, vielleicht als Symbol jener Auferstehungswanderung, mit der das ewige Leben der Aegypter begann. Zwischen seinen vorgestreckten Tatzen, zunächst der Brust, erhebt sich ein kleiner Tempel, dessen Hinterwand eine granitne Stele schmückt, welche als ihren Gründer Thutmosis IV. nennt. Im übrigen giebt sie weder über das Riesenbild selbst, noch über dessen Zweck genügende Auskunft.

Die Vermuthung, daß man beabsichtigt habe, zwei solche Sphinxe gleichsam als Eingangspforte zum Todtenacker gegenüber zu stellen[1]), weckt ein um so großartigeres Bild von der Gesammterscheinung dieser Stätte — der Grenzscheide zwischen Leben und Tod.

---

3. Die Königsgräber unter der Erde[2]) gehören sämmtlich in die Epoche des neuen Reiches. Sie liegen, wie alle aegyptischen Grabstätten, auf der Westseite des Stromes und erstrecken sich hier in der Nähe des alten Thebens innerhalb des libyschen Gebirgsdammes zur Seite des nach ihnen „Biban el Moluk (die Pforten der Könige)" benannten Felsenthals.

Der einzige Eingang zu diesem Thale befindet sich am Vorgebirge Qurna. Durch ihn gelangt man auf mannigfachen, durch Geröll und Schutt beengten Umwegen zu der ursprünglich unzugänglichen, eigentlichen Gräberstätte. Es ist dies eine von Felswänden umschlossene, nach zwei Seiten ausmündende Schlucht, in welcher die senkrecht einprallenden Sonnenstrahlen eine fast erstickende Hitze erzeugen. Hier erblickt man zu den Seiten an den einander gegenüber liegenden Felswänden, in nur geringer Höhe vom Boden, halb verwitterte, viereckige Oeffnungen. Sie bezeichnen die Eingänge zu den einzelnen Gräbern; denn diese standen nicht, wie jene oben beschriebenen Gräbergrotten, unter sich in Verbindung, sondern jedes einzelne Grab war eine für sich abgeschlossene Anlage.

Das älteste von den bis jetzt näher gekannten Königsgräbern barg

[1]) R. Lepsius, Briefe u. s. w. S. 43. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 70—78. Belzoni, Description of the Egypt. Tomb. London 1822. Heeren, Ideen II, II. S. 263 ff. R. Lepsius, Denkmäler u. s. w., und Briefe u. s. w. S. 287 ff.

einst die Mumie Amenophis III. Die Entstehung dieses Grabes fällt demnach in die Regentenepoche der achtzehnten Dynastie. Die übrigen Grabstätten dieses Thales bewahrten vornämlich die Leichen der beiden darauf folgenden, glorreichen, thebanischen Dynastien. Sämmtliche Grabstätten miteinander verglichen, zeigen, abgesehen von der Verschiedenheit in der Ausdehnung und von einer mehr oder minder prächtigen Ausschmückung im Innern, fast eine und dieselbe bauliche Einrichtung.

Zunächst gelangt man in einen mäßig breiten, abwärts steigenden Schacht. Dieser führt zu einem thorförmigen Eingang, der, einst von mächtigen Flügeln geschlossen, oberhalb und zu den Seiten mit sculptirten Darstellungen von symbolischer Bedeutung geschmückt ist. Durch dieses Thor führt sodann der Weg in verschiedene, durch ähnliche Portale von einander getrennte Hallen und Gänge, von mannigfach verschiedener Ausdehnung. Aber nicht nur die Thore, sondern auch sämmtliche Wände dieser Räume prangen mit sauber ausgemeisselten, bunt bemalten Darstellungen. Diese beziehen sich indeß theils auf kriegerische Begebenheiten und Culthandlungen, wobei denn stets der hier begrabene Herrscher als der Gefeierte erscheint, theils auf das private Leben desselben. Die Deckengemälde behandeln dagegen meist astrologische Gegenstände. Der Sarkophag, in dem die Mumie beigesetzt wurde, ist gewöhnlich inmitten eines mächtigen Pfeilersaals, auf einer vom Fußboden erhobenen Basis, aufgestellt. Ein solcher Sarkophag besteht mitunter aus mehreren, schachtelartig ineinander gestellten, granitnen Hüllen, die dann einen, zuweilen aus durchscheinendem Alabaster gearbeiteten und reich mit Inschriften u. s. w. verzierten Sarg einschließen. In demselben Maße, wie dieser Mumienbehälter die ihn umgebenden Hüllen an äußerem Glanz übertrifft, so auch übertrifft der Pfeilersaal selbst an Pracht[1]) alle übrigen Gemächer des Grabes. An diesen Saal schließen sich zuweilen wiederum Gänge an, die in gleichfalls verzierte Kammern führen und ihnen folgt sogar in einzelnen Fällen noch ein zweiter Pfeilersaal mit kleineren Nebenkammern u. s. w. Letztere Räume dienten dann vielleicht ursprünglich den nächsten Anverwandten des Verstorbenen und den Priestern zu gemeinschaftlichen Zusammenkünften, in denen man ausschließlich des Dahingeschiedenen gedachte, wobei man ihm zu Ehren opferte.

Die in der Nähe dieser Königsgräber gelegenen Grabstätten der

---

[1]) Da die an seinen Wänden ausgemeisselten Darstellungen sich buntfarbig von einem gelogelben Grunde abheben, so heißt er „das goldene Gemach".

Prinzessinnen und anderer königlichen Verwandten sind weniger umfangreich und nicht so glänzend ausgestattet. Ihre bauliche Einrichtung entspricht im Wesentlichen der eigenthümlichen Anordnung jener oben beschriebenen[1]), größeren Privatgräber aus späterer Zeit.

Kriegswesen.

Aegypten, an den Seiten des Stroms theils von Gebirgsdämmen, theils von unwirthsamen Wüsten begrenzt, im Norden durch das Mittelmeer und die sumpfigen Gegenden des sogenannten Delta nach außen gesichert, glich gewissermaßen einer natürlichen, lang gedehnten Festung[2]). Selbst im Süden, in der Gegend von Siene, treten die einander gegenüber liegenden Gebirgsabfälle so nah zusammen, daß das Land auch hier gleichsam wie durch ein leicht zu vertheidigendes Felsenthor abgeschlossen erscheint.

Ungeachtet dieser überaus günstigen, örtlichen Beschaffenheit war es dennoch den Hyksos gelungen, durch den vielleicht wenig berücksichtigten Freipaß — die Landenge, welche Afrika mit Asien verbindet — einzudringen und sich Unterägyptens zu bemächtigen. Alles hing demnach, bei Vertreibung dieser Stämme, von der Wiedererlangung dieses Passes ab. Sein Werth für die Ruhe und Selbständigkeit des Landes zeigte sich indeß erst während des Befreiungskampfes selbst in seiner ganzen, umfassenden Bedeutung. Die Hyksos nämlich, bis zu ihm zurückgetrieben, hatten hier ein wohlbefestigtes Lager aufgeworfen, aus dem sie, geschützt durch dasselbe und die umliegenden Sümpfe und Gewässer, der ägyptischen Kriegsmacht fortdauernd trotzten. Alle kriegerischen Bemühungen Thutmosis III, sie daraus zu verdrängen, waren vergeblich, und nur ein gegenseitiger Vertrag war im Stande gewesen, sie zum gänzlichen Abzuge zu bewegen[3]). Hierdurch also vermuthlich zuerst aufmerksam gemacht auf die Gefahr, der man sich durch Vernachlässigung dieses Passes aussetzte, erbaute man sofort an der Stelle des Hyksoslagers eine Grenzfestung.

1. Ueber die Beschaffenheit dieses Festungsbaues fehlt es an genügenden Nachrichten und fast scheint es, als habe er dennoch nicht ganz dem eigentlichen Zwecke, das Land gegen Einfälle von Asien her zu sichern, entsprochen; denn sowohl von Syrien wie auch von Ara-

---

[1]) S. oben S. 234 Note 3. [2]) Diese natürliche Befestigung Aegyptens rühmt auch Diodor I, 30; 31. [3]) M. Duncker, Geschichte des Alterthums I. S. 22.

bien her wurde das Land fortdauernd beunruhigt, bis endlich Ramses der Große den fremden Eindringlingen dadurch wehrte, daß er längs der ganzen Strecke zwischen Pelusium und Heliopolis eine starke Grenzmauer[1]), die fortan das Reich von den östlichen Ländern trennte, aufführen und bewachen ließ.

Mit der Anlage der ägyptischen Städte hing eine gewissermaßen durch die Natur des Landes bedingte Befestigung derselben eng zusammen. Zur Sicherung gegen die Ueberfluthungen des Nils mußten sie theils auf schon vorhandenen, theils auf aufgeworfenen, künstlich gemauerten Hügeln errichtet und außerdem noch mit starken Schutzwehren und Abzugskanälen umgeben werden[2]). Auch die von Ramses durch das ganze Land hindurch geführten Kanalbauten erschwerten jedes feindliche Vordringen aufs höchste[3]).

Außer diesen baulichen Schutzmitteln bestanden sowohl innerhalb des Reiches, als auch an seinen Grenzen mit großer Sorgfalt errichtete, massiv aufgemauerte Kastelle. Diese waren dann meist, wie das die Trümmer der einander gegenüber liegenden, einst stattlichen Grenzfestungen von Siene wahrscheinlich machen[4]), auf steil anstrebenden Felsen erbaut. Zur Herstellung ihrer Substructionen wählte man, der größeren Festigkeit wegen, am liebsten Granit. Die Festungswälle, aus Sandsteinquadern aufgeführt, erhielten, gleich den Pylonenwänden an Tempeln, eine schräge Stellung. Inmitten einer solchen rechtwinklig viereckigen Umwallung, an der man noch jede Ecke mit einem nach außen spitzwinklig endigenden Vorbau versah und deren Mauerkanten man mit Schießscharten besetzte, wurde gewöhnlich ein kleiner Tempel erbaut[5]). Er stand dann vermuthlich unter spezieller Aufsicht eines Priesters und diente so der Besatzung zur Ausübung des Gottesdienstes.

---

[1]) Dieser Bau, als dessen Gründer Diodor (I, 57) Sesoosis nennt, zog sich in einer Länge von 1500 Stadien quer durch Sandwüsten und Sümpfe. [2]) Herod. II, 99; 137. Diod. I, 50. [3]) Herod. II, 108. Diod. I, 57. [4]) Vergl. Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Lepsius, 10. Septbr. 1844. [5]) Die Erwähnung von Tempeln innerhalb größerer Festungen s. bei H. Brugsch, übersichtliche Erklärung u. s. w. S. 86 und S. 88. Sämmtliche, auf ägyptischen Wandreliefs vorkommenden Festungen werden von asiatischen Völkerschaften vertheidigt und sind demnach nicht als ägyptische Bauten zu betrachten: s. Heeren, Ideen II, II. S. 296 und d. Abbild.: Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 31 (1). Rosellini I. (m. st.) CVIII und a. a. O. Wilkinson I. S. 379 ff. Die den ägypt. Burgen eigenthümliche Gestalt zeigt sich ziemlich deutlich an dem dafür gebräuchlichen hieroglyphischen Zeichen: ein mit Scharten ausgezacktes Oblongum, an dem jede Ecke in einem spitzen, gleichschenkligen Winkel vorspringt.

2. Die Angriffsbauten der Aegypter waren, den monumentalen Darstellungen zufolge, äußerst einfach. Feindliche Burgen suchte man theils dadurch zu bewältigen, daß man sie mit Erdwällen umgab und von diesen aus gegen die Besatzung ankämpfte[1]), theils dadurch, daß man sie einer lang dauernden, jegliche Zufuhr abschneidenden Belagerung aussetzte, und so den Feind durch Hunger zur Uebergabe[2]) zwang.

Das ägyptische Heerlager[3]) wurde stets aufs zweckmäßigste angelegt und mit allen zum Kriege nothwendigen Hülfsmitteln versehen. Gemeiniglich wählte man zur Aufstellung desselben ein möglichst ebenes Terrain und einen der Kriegermasse entsprechenden, großen, quadratischen Flächenraum. Diesen umgab man, um gegen Angriffe gesichert zu sein, mit starkem Pfahlwerk; die Eingänge besetzte man mit Wachtposten. Innerhalb einer solchen Umzäunung wurde sodann das Lager selbst angeordnet. Die einzelnen Lagerstätten — kleine, niedrige Zeltdächer — erhielten ihren Platz zu den Seiten des Haupteingangs längs der an die Frontwand grenzenden Seitenwände. Vor der Mitte der dem Haupteingange gegenüber liegenden Wand wurde das Zelt des Heerführers, das sich durch Umfang von den übrigen auszeichnete, und um dieses herum die kleineren Zelte der Unteranführer aufgestellt. Hinter den Zeltreihen, zwischen diesen und den mit ihnen parallellaufenden Pfahlwänden bereitete man Stallungen für die Pferde, Maulthiere u. s. w. und kleinere Plätze für ihren Futterbedarf und für anderweitige Utensilien, Geschirre, Zaumwerk u. s. w. Die große Menge der Streitwagen wurde auf der diesen Stallungen entgegengesetzten Wandseite aufgefahren. Der übrige Raum bestand theils in rechtwinklig sich durchkreuzenden, breiten Gängen, die zwischen den einzelnen Abtheilungen hindurchführten, theils in verschieden großen Plätzen, von denen einige zu Heeresübungen, andere zur Ausübung des Gottesdienstes, wieder andere zur Verpflegung von Kranken u. s. w. bestimmt waren.

3. Nach glücklich beendetem Kriegszuge errichtete der Triumphator in den neugewonnenen, ihm fortan zum Tribut verpflichteten Ländern unvergängliche Zeichen seines errungenen Sieges. Solche Zeichen, die auch gleichzeitig als Grenzmarken dienten, bestanden, je nach der örtlichen Beschaffenheit, entweder in Felssculpturen oder in beschriebenen und bebilderten Triumphsäulen.

---

[1]) Wilkinson I. S. 361 No. 60b. [2]) Rosellini I. (m. st.) LXXXVII. Wilkinson I. S. 382 No. 68. [3]) Wilkinson I. S. 392 ff.

Diodor, welcher der Triumphsäulen Ramses II., den er „Sesoosis“ nennt, erwähnt[1]), bemerkt dabei, daß man sie nach der größeren oder geringeren Tapferkeit der Besiegten entweder mit einem männlichen oder mit einem weiblichen Schamtheil bezeichnet habe und daß die auf ihnen befindliche Inschrift lautete: „Sesoosis, der König der Könige, hat dieses Land durch seine Waffen überwunden“. Dem ähnliches berichtet auch Herodot[2]) von einigen Triumphsäulen des „Sesostris“, die er selbst in Syrien sah. Derselbe Schriftsteller gedenkt außerdem zweier Felsenbilder in Jonien, die, wie er vermuthet, ebenfalls diesem Könige entstammten. Es waren dies im ägyptischen Styl gearbeitete Reliefs von etwa vier Ellen Höhe. Sie zeigten den Herrscher im ägyptischen Waffenschmuck, in der Linken den Speer, in der Rechten den Bogen haltend[3]). Eine quer über der Brust ausgemeisselte Inschrift besagte, daß er „das Land mit seinen Armen gewonnen habe“.

4. Ueber die mit dem Kriegswesen zur See verbundenen, baulichen Einrichtungen geben die Monumente keinen sicheren Aufschluß. Nur die Kriegsschiffe[4]) lernen wir durch sie näher kennen. Diese, für überseeische Fahrten bestimmt, waren im Gegensatz zu den flachbodigen Nilfahrzeugen[5]) mehr muldenförmige, mit hohem Bordschutz ausgestattete, vermuthlich auf einem Kiel erbaute Böte von mannigfach verschiedener Größe. Jedes dieser Schiffe endigte vorn in Gestalt eines Löwenkopfes und hatte nur einen Mast. Auf der Spitze desselben erhob sich ein trichterförmiger Mastkorb und unmittelbar unter demselben erstreckte sich in horizontaler Lage eine verhältnißmäßig lange Stange, an der ein oblonges Segel und nur wenige Taue zum Stellen desselben befestigt waren. Die Ruderer saßen zur Seite des Bordes in wohlgeordneter Reihe, während der Steuermann von einem erhöhten Sitze aus das Ganze überschaute und regierte. Der Mastkorb wurde meist von einem Schleuderer eingenommen.

---

[1]) Diod. I, 55. [2]) Herod. II, 102; 106. [3]) Noch gegenwärtig sieht man in Syrien, unweit Beruth, eine derartige, doch sehr verwitterte Sculptur, die für ein Siegeszeichen Ramses II. gilt: R. Lepsius, Briefe u. s. w. S. 402. [4]) Rosellini I. (m. st.) CXXX; CXXXI. Wilkinson III. S. 203 No. 371. [5]) S. oben S. 247 ff.

C. Einfluß des Cultus auf die baulichen Einrichtungen.

Neben den oben beschriebenen Tempel-Palästen [1]), die, wie schon dort bemerkt wurde, aus dem innigen Zusammenhang der staatlichen mit den religiösen Interessen hervorgegangen waren, und neben den in Bezug auf architektonische Anordnung kaum von ihnen zu unterscheidenden, umfangreichen Priester-Tempeln, bestanden im Reiche noch eine Fülle kleinerer, eigenthümlich gestalteter Tempel und besonderer Cultstätten, die, gleich den zuletzt genannten, ausschließlich dem Dienste der Götter geweiht waren.

1. Zu diesen gehörten, vorzugsweise als Hauptstützen der priesterlichen Macht, mehrere im Lande vertheilte und von der scharfsichtigen Priesterschaft mit aller ihr zu Gebote stehenden, geschäftlichen Sorgfalt und kluger Umsicht [2]) unterhaltene Orakel.

Das älteste, dessen Entstehungszeit die Priester selbst durch eine daran geknüpfte Sage [3]) in eine vorgeschichtliche Zeit hinauszuschieben suchten, war das des thebaischen Amon. Dieses lag, abgesondert von allem Verkehr, in der libyschen Wüste, westlich von Memphis auf der Oase Sivah. Hier bildete es einst den Mittelpunkt eines eigenen kleinen Priesterstaates. — Nur noch wenige Trümmer bezeichnen gegenwärtig die geweihte Stätte.

Den am Orte angestellten Forschungen [4]) zufolge war der heilige Bezirk ursprünglich von drei Umfassungsmauern nach außen abgeschlossen, von denen die äußerste Mauer eine Länge von etwa dreihundert und sechzig Fuß und eine Breite von ungefähr dreihundert Fuß hatte. Inmitten dieses so abgegrenzten Raumes erhob sich auf einer natürlichen, acht Fuß hohen Felsplatte das eigentliche Tempelgebäude. Dies hatte man, gleich den übrigen ägyptischen Cultbauten, aus Quadersteinen erbaut und dessen Innen- wie Außenwände theils bemalt, theils mit farbigen Sculpturen verziert. Seine Decke bildeten ungeheure Monolithen, die, querüber gelegt und dicht aneinander gereiht, nur auf den Seitenmauern des Gebäudes ruhten. Sowohl innerhalb des heiligen Bezirkes, wie außerhalb seiner Grenzmauer bestanden einst [5]), ne-

[1]) S. oben S. 252: B. Einfluß des Staatslebens auf die baul. Einrichtungen. [2]) Ueber die ägyptischen Orakel und ihre Wirksamkeit: Herod. II, 133; 139; 158. Heeren, Ideen II, 1. S. 420 ff. Wilkinson IV. S. 147 ff. [3]) Herod. II, 42; 54. [4]) v. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Amon in der libyschen Wüste u. s. w. in den Jahren 1820 und 1821, nebst den betreffenden Taf. V, VII (1, 2). VIII—X. [5]) Herod. IV, 181. Diod. XVII, 50. Arrian, Feldzug Alexander's III, 4.

ben mehreren kleineren Tempelchen, die Wohnstätten der Priester und Priesterinnen; sämmtlich von hohen, fruchttragenden Bäumen beschattet. Auch die Quelle des wegen seiner Eigenthümlichkeit, je nach der Tageszeit verschieden temperirtes Wasser zu spenden, im Alterthume so hoch berühmten und von den Priestern verehrten „Sonnenquells" ist nicht versiegt. Sie entspringt in einem schattigen Hain. Nur der einst in ihrer Nähe erbaute Tempel ist fast spurlos verschwunden.

Unter den übrigen, vornehmsten Orakelstätten Aegyptens behauptete die der Mut oder Latona in der Stadt Buto[1]) den ersten Rang. Der hier bestehende heilige Bezirk zeichnete sich durch Vorhallen aus, die eine Höhe von zehn Klafter erreichten. Diese umschlossen, außer andern Heiligthümern, einen aus einem Stein gemeisselten Tempel[2]), an dem jede Seite sowohl in der Höhe wie in der Länge vierzig Ellen maß, während seine Decke, ebenfalls aus einem Stein gearbeitet, ein vier Ellen breites, rings umlaufendes Gesims schmückte. In der Nähe dieses Orakels lag eine Insel, von der die Sage ging, daß sie sich von Zeit zu Zeit schwimmend bewege. Auch sie trug einen von Palmen und anderen Bäumen umgebenen Tempel.

Wie es scheint, so liebte man es überhaupt, den heiligen Bezirk durch allerlei Anpflanzungen zu verschönen, denn auch die Stadt Bubastis besaß in dem der Göttin Pacht errichteten Heiligthume[3]) eine derartige, anmuthige Anlage. Hier war der ganze Bau, nur mit Ausschluß des Haupteinganges, von einem einhundert Fuß breiten, mit Baumreihen bepflanzten Kanal umflossen. Das Tempelgebäude selbst hatte, ähnlich wie das in der Stadt Buto gelegene, zehn Klafter hohe Vorhallen, vor denen jedoch schön gearbeitete Bildwerke von sechs Ellen Höhe prangten. Von der Stadt aus, die sich auf einer künstlichen Anhöhe rings um den Tempel ausbreitete, hatte man überall eine freie Einsicht in den inneren Bezirk desselben. Demnach erblickte man zunächst einen mit Sculpturen reich ausgestatteten Mauerwall und, von ihm nach außen begrenzt, einen aus stattlichen Bäumen bestehenden Hain. Aus seiner Mitte erhob sich der Tempel mit dem verehrten Götterbilde. Die Länge der gesammten baulichen Anlage betrug jederseits ein Stadium. Von dem Hauptportale führte ein wohlgepflasterter, mit Bäumen besetzter Weg von drei Stadien Länge und vier Ple-

---

[1]) Herod. II, 83, 133, 152, 155, 156. [2]) Eines anderen, vermuthlich ähnlichen, monolithischen Tempels erwähnt ebenfalls Herod. II, 175. [3]) Herod. II, 137, 138; vergl. auch (II, 91) das mit Palmen umpflanzte Heiligthum des Perseus im thebaischen Kreise und (II, 112) den Hain des Proteus in Memphis.

ihren Breite über den gegen Morgen gelegenen Markt in das Heiligthum des Hermes.

2. Als besonders heilige Cultstätten verehrte man die vermeintlichen Gräber der Lokalgottheiten Isis und Osiris[1]). Da jede bedeutende Stadt behauptete, daß sie im Besitz des wirklich heiligen Grabes sei, so zählte Aegypten nicht weniger als sechsundzwanzig solcher geweihten Oerter. So zeigte man denn auch in Memphis, im Haine des Hephästos, ein Grab der Isis; in Phile ein Grab des Osiris u. s. w. Die Bedienung des zuletzt genannten Grabes, das von hohen Tamariskenbäumen beschattet und mit dreihundert und sechzig Opferschalen umstellt war, besorgte eine Anzahl Priester. Ihr Hauptgeschäft bestand darin, täglich sämmtliche Schalen und zwar unter Absingen von Klageliedern mit Milch zu füllen. Daß übrigens alle diese Gräber aufs reichste ausgestattet waren, läßt eine, ohne Zweifel damit betriebene, heilige Konkurrenz mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen. —

3. Die kleinen selbständigen Priester-Tempel[2]) unterschieden sich von den bisher betrachteten, umfangreicheren Cultbauten nicht sowohl durch ihre Dimensionen, als vielmehr noch durch ihre besondere, oft höchst einfache, bauliche Einrichtung. Ruinen derartiger Tempel finden sich, vornämlich in Ober- und Mittelägypten, längs den Ufern des Nils zerstreut. Hiernach bestanden sie meist in einem massigen, sich nach oben nur leicht verjüngenden Oblongum, das etwa doppelt so lang als hoch war und eine allen Tempeldecken ähnliche, umsimste Bedachung trug. Ein inmitten der schmäleren Seite befindlicher Eingang, geschmückt mit der schon mehrfach erwähnten, geflügelten Scheibe, führte zunächst in einen, nur von zwei Säulen gestützten Saal. Auf einer fünfstufigen Steintreppe, die zur Seite eine Säule begrenzte, gelangte man in einen zweiten, bei weitem schmäleren Raum. Aus diesem leiteten dann drei neben einander gelegene Pforten in die heiligen Gemächer, die, durchaus gleich gebildet, den hintersten Raum des Baues einnahmen. Eine im zweiten Vorraum angebrachte Wandtreppe führte auf das Dach.

Zuweilen errichtete man um einen solchen Tempel und zwar zwischen vier, die Ecken desselben begrenzenden Pfeilern, von denen jeder, ähnlich dem Pylon, nach außen abgeschrägt war, eine entweder freie Säulen- oder Pfeilerstellung, oder man verband diese bis zu einem

---

[1]) Diod. I, 21—27. [2]) Abbild. in den Descript. de l'Egypte. Antiquités a. m. O.

Drittheil ihrer Höhe durch eine, den ganzen Bau unterhalb abschließende Zwischenmauer. Die Eingangspforte lag dann gemeiniglich zwischen den vorderen Mittelstützen der schmäleren Seite und war, vermuthlich um sie mit den bei Prozessionen auf Stangen befestigten Götterbildern u. s. w. ungehindert durchschreiten zu können, oberhalb durchbrochen[1]).

4. Andere, fast nur in der Nähe großartiger Tempel als Nebentempelchen vorkommende Baue von zweifelhafter Bestimmung hat man theils als Typhonien, theils als Mammisis bezeichnet[2]). Sie hatten, gleich den zuletzt erwähnten Tempeln, eine oblonge Grundgestalt und waren, ähnlich wie diese, in mehrere Gemächer abgetheilt und mit Pfeilern oder Säulen umgeben. Auch darin stimmten sie mit jenen Gebäuden überein, daß bei ihnen die Zwischenräume zwischen den Säulen zum Theil eine Mauerwand füllte, und daß alle vier Ecken des Baues ein viereckiger Pfeiler einnahm. Ein wesentlicher Unterschied dieser Typhonien von jenen kleineren Tempelanlagen beruhte indeß einerseits in der Gestaltung der Säulenknäufe, die hier fast ausschließlich in phantastisch gebildeten Zwerggestalten — den Abbildern des Typhon — bestanden, andrerseits in der Gestaltung der Eckpfeiler, die, faßten sie eine Säulenstellung ein, nicht wie dort pylonenartig abgeschrägt, sondern als senkrecht aufsteigende Mauerpfeiler das unmittelbar auf ihnen ruhende Dachgesims trugen. Außerdem standen die Säulen gewöhnlich auf den Langseiten des Gebäudes enger, wie auf dessen Schmalseiten. Letztere waren oft nur mit zwei, sehr weit von einander gestellten Stützen, zwischen denen der Eingang lag, geschmückt. Zu ihm führte dann, da das Ganze auf einem massiven, steinernen Unterbau ruhte, eine mehr oder weniger breite, von rechtwinklig behauenen Quadern eingefaßte Treppe.

5. Zu den seltneren Formen von Cultstätten gehörten verhältnißmäßig kleine, oblonge Hallen, die rings von Säulen und einer die Zwischenräume derselben bis zu einer gewissen Höhe füllenden Mauerwand umschlossen wurden. Hier ruhte das mit einem ausge-

---

[1]) Vergl. u. a. Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 65, den kleinen Tempel zu Edfu, und Vol. IV. Pl. 9 den zu Dendehra. [2]) Einige Forscher nämlich halten diese Nebenbauten für besondere, zur Abwehr des Bösen, des Typhon, errichtete Stätten; andere vermuthen in ihnen geheiligte Entbindungsstätten der ägyptischen Königinnen. Letzterer Ansicht ist Champollion, der solche Tempelchen, geschmückt mit Wandgemälden, die auf Entbindung und Jugenderziehung Bezug haben, zu Hermenthis, Phile und Ombi zu finden glaubte. Vergl. die Abbild. Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 71 (2) u. a.

fehlten Gesims geschmückte, flache Dach nicht unmittelbar auf den oft reich verzierten Säulenknäufen, sondern war mit diesen durch oblonge Stützen vermittelt. Sämmtliche Theile einer derartigen Halle[1]) waren mit farbigen Reliefbildern und hieroglyphischen Inschriften bedeckt. Die Eingänge, gewöhnlich zwei, lagen einander gegenüber und zwar in der Längenaxe derselben. Aus der ganzen Anlage dieser Hallen, ihrer luftigen und geräumigen und nur wenig nach außen begrenzten baulichen Einrichtung, scheint ziemlich klar hervorzugehen, daß sie nicht zur Ausübung des eigentlich mysteriösen Gottesdienstes bestimmt gewesen seien, — und somit hat man die Vermuthung aufgestellt, daß sie ursprünglich als heilige Thiergehege gedient haben.

6. Wie der dem Osiris geheiligte Stier Apis an der dem Gotte geweihten Stätte mit ihm gleichzeitig als göttlich verehrt wurde, so verehrte man auch in anderen Tempeln die dem Wesen der übrigen Götter geheiligten Thiere. Der damit verbundene Kostenaufwand war außerordentlich; denn da man die Thiere selbst aufs sorgfältigste hegte und pflegte[2]), sie wusch, salbte, schmückte, vor ihnen räucherte u. s. w., so erforderte ihre Wartung ein nicht unbedeutendes, theils männliches, theils weibliches Personal. Die vorzugsweise hochverehrten Götterthiere herbergte man entweder innerhalb des heiligen Bezirks in besonderen, eigens für sie eingerichteten Gemächern oder auch wohl im Allerheiligsten der Tempel. So hatte z. B. der im Apistempel zu Memphis vergötterte Stier nicht nur für sich, sondern auch für seine Mutter ein eigenes Gemach — Räume, die nur durch einen Hof, der beiden Thieren zum Tummelplatz diente, getrennt waren, während das in Arsinoë gehaltene Krokodil einen See bewohnte und von dazu beauftragten Priestern mit Speise und Trank ernährt wurde[3]). — Daß in Aegypten selbst noch in christlicher Zeit dieser Thierdienst fortdauerte, lassen die dagegen ausgesprochenen Klagen Clemens' von Alexandrien außer Zweifel, „denn" — so erzählt dieser Schriftsteller — „ist man eingetreten in das innerste Heiligthum (der Tempel), welches reich geschmückte Teppiche umschließen, so erblickt man eine Katze, ein Krokodil oder eine Schlange, die sich zwischen purpurnen Decken herumwälzt".

Die innere Ausstattung, sowohl der größeren Tempel als auch der kleineren Cultstätten, war gewiß im hohen Grade prachtvoll. Abgesehn

---

[1]) Die Trümmer eines solchen Baues finden sich z. B. auf der Westseite der Insel Philae. Descript. de l'Eg. A. [2]) Ueber den Thierdienst. Herod. II, 65 ff. Diod. I, 83 ff. und oben S. 110, S. 186d, S. 215b u. a. O. [3]) Strabo XVII.

von den farbigen Reliefdarstellungen, womit ihre Wand- und Säulenflächen prangten, waren die Räumlichkeiten wohl meist mit den beweglichen Tempelgeräthen, Weihgeschenken u. s. w. erfüllt. Diese standen dann vielleicht auf schönen und kostbar gearbeiteten Gestellen, theils längs den Wänden, theils zwischen den Säulen der bedeckten Hallen, aufgereiht. Gewiß fehlte es auch nicht, zum Verschluß der Lichtöffnungen oder zum Abschluß einzelner Räume, an buntfarbigen, reich gemusterten Vorhängen und anderen ähnlichen Schmucktheilen, so daß das Ganze den Eindruck eines die Sinne bewältigenden Glanzes — einer gleichsam übersinnlich erhebenden Pracht — ausübte.

Anhang.

Götterbilder.

Die Zahl der Götterbilder war außerordentlich groß, die Gestaltung derselben im höchsten Grade mannigfaltig. Außer den schon oben erwähnten[1]), die Pforten und Hallen der Tempel schmückenden, kolossalen Steinbildern der Könige und außer den ähnlich gestalteten, hölzernen Priesterstatuen[2]), wurde die bei weitem größere Masse der ägyptischen Gottheiten theils in menschlicher, theils in thierischer Gestalt personificirt und dargestellt[3]).

Alle diese Götterfiguren behandelte man vollständig wie lebende Wesen, indem man sie, ähnlich wie die heiligen Thiere, bekleidete, wusch, salbte, vor ihnen räucherte, sie überhaupt in jeder Weise aufs sorgfältigste pflegte und bediente. Jedes dieser Bilder hatte sogar seine besondere Garderobe, für deren Erhaltung und ihrer den Culthandlungen angemessenen Verwendung die schon genannten[4]) Hierostolen oder Stolisten — die Bekleider der Götterbilder — Sorge zu tragen hatten.

„Ueberall" — so berichtet Plutarch[5]) — „sieht man Statuen des Osiris ganz menschlich gebildet mit aufgerichtetem Schamgliede, wegen seiner zeugenden und nährenden Kraft, bekleidet mit einem geflammten (buntfarbigen oder feuerfarbigen) Gewande", — und an einer anderen Stelle sagt derselbe Schriftsteller[6]), „daß die Kleidung des Osiris weder dunkel noch buntfarbig, sondern von lichtheller (weißer) Farbe sei, die Gewänder der Isis aber aus bunten Stoffen

---

[1]) S. oben S. 276 (11). [2]) Herod. II, 143. [3]) S. die Abbild. von Götterbildern: Ros. III. (m. d. c.) nebst dazu gehörendem Text. Wilkinson IV — V und Plates. [4]) S. oben S. 221. [5]) Ueber Isis und Osiris c. 51. [6]) Plutarch, Isis und Osiris c. 78.

beständen". Hieraus sowohl, wie aus den vorhandenen, bildlichen Darstellungen dieser Gottheiten geht unleugbar hervor, daß ihre Bekleidung nicht immer eine und dieselbe war; es unterliegt demnach wohl keinem Zweifel, daß man diese, wie überhaupt sämmtliche ägyptischen Götterstatuen [1]), je nach den Ceremonien verschieden, bald so, bald so schmückte, ohne jedoch dabei den, das Wesen der Götter besonders symbolisirenden Kopfschmuck wesentlich zu verändern. Daß bei den meisten Götterbildungen an die Stelle des menschlichen Antlitzes häufig die Maske eines geheiligten Thieres trat, diese sogar in einzelnen Fällen den ganzen Körper theilweise bedeckte, wurde bereits bei Gelegenheit der Priestertracht erwähnt [2]).

Zu den oft kunstvoll gearbeiteten Nachbildungen heiliger Thiere, die man ebenfalls hoch verehrte, gehörte vor allen anderen das Abbild des dem Osiris geweihten Stiers. Dieses war von Gold und mit eingegrabenen Ornamenten von symbolischer Bedeutung verziert [3]). Es wurde bei verschiedenen, mysteriösen Trauerfesten mit einem schwarzen Gewande umhüllt [4]). Herodot, der hier als Augenzeuge spricht [5]), berichtet von einer künstlich aus Holz geschnitzten und vergoldeten Kuh, die, als Sarghülle [6]) der Tochter des Mycerinus, in einem Prunkgemach der Königsburg zu Sais aufbewahrt wurde. Sie war liegend gebildet. Zwischen ihren Hörnern erhob sich ein goldener Sonnenkreis, außerdem war sie mit einem purpurnen Gewande, unter dem nur Kopf und Nacken hervorsah, bedeckt. Vor ihr wurde täglich geräuchert und allnächtlich eine Lampe brennend erhalten.

Kleinere Götterstatuen von vergoldetem Holze, Erz und edlen Metallen, die vornämlich dazu dienten, bei feierlichen Prozessionen theils frei, theils in Schreinen eingeschlossen, den großen Götterstatuen vorangetragen zu werden, besaß jeder Tempel [7]) ohne Zweifel in großer Menge.

---

[1]) Es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß man auch die Reliefbilder der höchsten Gottheiten — Isis und Osiris — bekleidete; vergl. Letronne, Recueil des Inscript. gr. I. S. 305. [2]) S. oben S. 215 (III). [3]) Das Abbild eines Apis bei Wilkinson IV. S. 349 No. 453. [4]) Plutarch, Isis und Osiris c. 39. [5]) Herod. II, 129 ff. [6]) Auch von der Isis ging die Sage, daß sie die aufgefundenen Glieder des Osiris in einer mit Byssus bekleideten, hölzernen Kuh bestattet habe. Diod. I, 85. [7]) Diod. I, 46.

Schlußanhang
zu den baulichen Einrichtungen.

Der Stadtbau und was damit zusammenhing.

Die frühesten Nachrichten über die Urbarmachung des Landes gehören dem Bereiche der ägyptischen Sage an. In ihr tritt Osiris gewissermaßen als personificirter Uranfang jeglicher Cultur, auch als erster Land- und Wasserbaumeister auf. Auf ihn übertrug die Sage die Eindämmung des Stromes und die Anlage von Abzugskanälen [1]).

Mit zu den großartigsten Einrichtungen der geschichtlichen Zeit gehörte zunächst die schon oben erwähnte, überaus künstliche Ausstechung des Mörissees [2]). Es war dies ein auf Befehl Amenemha III. ausgeführtes, riesiges Wasserreservoir von dreitausend und sechshundert Stadien Umfang und funfzig Klafter Tiefe, das, durch Kanäle und Schleusen mit dem Nil verbunden, bei dessen Uebertritt sich füllte und so bei niedrigem Wasserstande oder beim Abzug der Stromschwellung ausgeschleust werden konnte [3]). Von großer Bedeutung für die Regelung der Nilüberfluthungen und für die Fruchtbarkeit des Landes überhaupt waren ferner die umfassenden Kanalbauten Ramses II. (Sesostris) [4]). Diese sowohl wie auch die späteren, derartigen Anlagen, welche unter den Regierungen Sabako's [5]) und Necho's stattfanden und die selbst Darius [6]) in großartigster Weise fortzusetzen bemüht war, gestatteten auf dem so dem Strome mühsam abgerungenen Terrain theils einen freieren Anbau von Städten, theils einen lebhafteren Flußverkehr zwischen denselben.

Wie die ursprünglichen Versuche zu diesen in der Folge so weit ausgebildeten Wasserbauten, so auch verlieren sich die frühesten Nachrichten von Städtegründungen in die vorgeschichtliche Zeit des ägyptischen Reiches. „Menes, der erste menschliche König" — so erzählten die Priester [7]) — „hat Memphis aufgedämmt. Zuvor aber

---

[1]) Diod. I, 19. [2]) Ueber die Lage desselben und über den Namen seines Gründers s. R. Lepsius, Briefe u. s. w. S. 77. [3]) Herodot II, 101; 149. Diodor I, 51, 52. Strabo XVII. [4]) Herodot II, 108. Diod. I, 57. [5]) Diod. I, 65 und andere Werke, die man einem König „Nileus" zuschrieb: I, 63. [6]) Darius hatte nämlich die Absicht, einen von Necho begonnenen Kanal, der den Nil mit dem rothen Meere verbinden sollte, zu vollenden. Herod. II, 158; nach Diodor I, 33 wurde an demselben jedoch noch unter den Ptolemäern gebaut. [7]) Herod. II, 99.

hat er den mittäglichen Arm des Nils, etwa einhundert Stadien hinter der zu gründenden Stadt, zugeschüttet, das alte Bett des Flusses ausgetrocknet und den Fluß selbst vermittelst eines Kanals zwischen den Gebirgen hindurchgeführt. Auf dem so gewonnenen und vom Damm begrenzten Stück Landes erbaute er die Stadt. Außerhalb um dieselbe, von Norden gen Abend, ließ er dann einen See graben, der sein Wasser vom Nil, welcher sie gegen Morgen umfloß, erhielt".

Diodor[1]), welcher als den Gründer von Memphis einen König Uchoreus nennt, sagt, daß dieser der Stadt einen Umfang von einhundert und funfzig Stadien gegeben habe und daß sie sich vor anderen Städten durch außerordentliche Festigkeit auszeichne, „denn" — so fährt der Schriftsteller fort — „da der Nil an der Stadt vorbeifließt und bei seinem Uebertritt die Gegend überschwemmt, so errichtete der König als Schutzwehr dagegen einen sehr großen Wall, der auch zugleich gegen feindliche Angriffe als Bollwerk dient. Auf der entgegengesetzten Seite ließ er aber einen tiefen Graben anlegen, der die Stadt bis zu den Grenzen des Walles rings umgab und dazu bestimmt war, das überfließende Wasser aufzunehmen".

Daß sämmtliche Städte Aegyptens, der Stromanschwellungen wegen, entweder auf natürlichen oder künstlich aufgeworfenen Erddämmen angelegt werden mußten, wurde bereits oben bemerkt[2]). Während der Zeit der Ueberschwemmung glich daher das ganze Land einem inselreichen See[3]). Um jedoch gegen jeden Unfall, den ein ungewöhnliches Steigen des Nils verursachen könnte, gesichert zu sein, hatte man an verschiedenen Hauptpunkten des Landes Nilmesser erbaut. Die Errichtung derselben wurde den in Memphis residirenden Königen zugeschrieben[4]). Sie bestanden in brunnenförmigen, ausgemauerten Schachten, in denen man auf Treppen bis zum Flusse hinabstieg, wo denn an den Wänden die Maße eingemeisselt waren[5]). An diesen wurde das Steigen des Stromes genau beobachtet und das Resultat dieser Beobachtungen sodann in den umliegenden Ortschaften bekannt gemacht[6]).

Bei der inneren Einrichtung der Städte war man ohne Zweifel theils durch die örtlichen Bedingnisse, theils durch die Menge umfangreicher Tempel- und Palastbauten auf größtmöglichste Raum-

[1]) Diod. I, 50. [2]) S. oben S. 290. [3]) Herod. II, 97; Diod. I, 36; Strabo XVII. Noch gegenwärtig bietet Aegypten während dieser Zeit ein dem ähnliches Bild. [4]) Diod. I, 36. [5]) Abbild. des Nilmessers in Elephantine: Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 33. [6]) Diod. I, 36. Strabo XVII.

ersparniß angewiesen. Dies geht auch aus der Beschreibung hervor, welche Diodor von der ursprünglichen Anlage Thebens mittheilt[1]); denn, wenn es dort heißt, daß man diese Stadt „durch kolossale Bauwerke, prächtige Tempel und andere Kunstwerke herrlich schmückte und die Häuser der Bürger theils zu vier, theils zu fünf Stockwerken erbaute", so deutet dies zuverlässig darauf hin, daß, da sich hier die großartigen, öffentlichen Anlagen in die Breite ausdehnten, nur wenig Raum für Privatwohnungen übrig blieb und man für diese zu Hochbauten genöthigt war. Mit zunehmender Volksmenge drängten sich natürlich die Wohnhäuser immer mehr und mehr aneinander; die Straßen und Plätze verloren an Breite und was endlich innerhalb der Erdumwallung keinen Platz mehr fand, mußte entweder im Gebirge seine Stätte aufschlagen oder auf von neuem angelegte Hügel übersiedeln, weshalb denn auch ein Anhäufen von Erddämmen fortdauernd stattfand[2]).

Der überall hervorleuchtende, praktische Sinn der Aegypter beherrschte indeß zuverlässig auch die bauliche Anordnung innerhalb der Stadtbezirke. Die Straßen, wenn gleich eng und schmal von den hochgethürmten Häusern und vielleicht auch, wie dies noch gegenwärtig häufig geschieht, durch zwischen ihnen ausgespannte Tücher beschattet, durchkreuzten vermuthlich rechtwinklig die einzelnen Häusermassen. Jede größere Stadt hatte ihre besonderen Marktplätze[3]). Die umfangreicheren Palast- und Tempelgebäude lagen meist auf Steinterrassen und nur in einzelnen Fällen, wie z. B. in Bubastis[4]), lagen sie tiefer als die um sie herum gebauten Privathäuser.

Wenn Herodot (II, 177) die Zahl der unter Amasis blühenden Städte auf zwanzigtausend angiebt und Diodor (I, 31) von achtzehntausend ansehnlichen Städten Aegyptens spricht, so sind diese Zahlen gewiß nicht minder übertrieben, als die ungeheure Summe von sieben Millionen Einwohnern[5]). Ein Blick auf das eng begrenzte Strom-

---

[1]) Diod. I, 45; 46. [2]) Herod. II, 97; 99; 108; 137. Diod. I, 36; 50; 57; 65. [3]) S. oben S. 246 (5). [4]) S. oben: Cultstätten. Bubastis gehörte wohl mit zu den größeren Städten Aegyptens; wie hätte es sonst bei dem dort gefeierten Feste eine Menschenmasse von 700000 Köpfen (Herod. II, 60) und noch dazu zur Zeit der Ueberschwemmung aufnehmen können. [5]) Zu den fabelhaften Zahlenangaben ägyptischer Priester gehörte unter andern auch die, daß gleichzeitig mit dem Sesostris 1700 Knaben das Licht der Welt erblickt hätten; ferner die vom Heere dieses Königs, daß aus 600000 Mann Fußvolk, 24000 Reitern (?) und 27000 Streitwagen bestanden haben soll. Diod. I, 53 ff. An die 20000 Streitwagen der Thebäer scheint selbst Diod. (I, 45) nicht recht glauben zu wollen.

land genügt, um sich von der Unwahrscheinlichkeit solcher Angaben zu überzeugen. Glaubwürdiger ist dagegen, was Diodor von seiner Zeit berichtet, nämlich, daß sich die Zahl der bewohnbaren Orte auf dreitausend belaufe; wogegen indeß wiederum die Angabe, daß die Einwohnerzahl nicht mehr als drei Millionen betrage, zu gering erscheint

---

III. Das Geräth.

Vorbemerkung.

Wie in den unterirdischen Gräbern zu Eileithyas und in den in der Nähe der Pyramiden gelegenen Felsengräbern hauptsächlich die naturgemäßeren, frühesten Beschäftigungen des Volkes — Ackerbau, Jagd, Viehzucht u. s. w. — und in anderen Gräbergrotten, wie in denen zu Beni-Hassan außerdem die vielseitigen Manipulationen des Handwerks abgebildet sind, so zeigen dagegen vorzugsweise die thebaischen Königsgräber und die Monumente über der Erde eine kaum zu übersehende Fülle treu durchgeführter Bilder von vollendeten Erzeugnissen des ägyptischen Kunst- und Gewerbfleißes. Es giebt demnach, fassen wir auch das gesammte Alterthum zusammen, wenige Zweige seiner Cultur, über die dem Forscher zuverlässigere und genauere Nachrichten zu Gebote ständen, als über das äußere Leben, und insbesondere über die Bequemlichkeitsmittel, den Comfort und geräthlichen Luxus, des ägyptischen neuen Reiches. Wir sagen ausdrücklich „des ägyptischen neuen Reiches", denn, da die bei weitem größere Anzahl dieser Gegenstände sich auf den zuletzt genannten, baulichen Dokumenten verbildlicht findet, und die Gründung und Ausstattung derselben fast ausschließlich in die Epoche des neuen Reiches fällt, so schildern auch die auf ihnen enthaltenen Darstellungen, genau genommen, nur die dieser Zeit eigenthümlichen Sitten und Zustände. Die große, durch die Hyksosherrschaft verursachte, monumentale Lücke tritt also auch hier, da sie ein Zurückverfolgen auf die verschiedenen Entwickelungsmomente unmöglich macht, einer chronologischen Forschung in Bezug auf die Ausbildung des Geräthlichen hemmend entgegen, und die Anknüpfungspunkte für eine derartige Untersuchung, welche theils die Reliefbilder der memphitischen Felsengräber, theils einige Gräberstätten aus der sechsten Dynastie gewähren, sind in Betracht zum Ganzen zu dürftig, als

daß sie sichere Schlußfolgerungen erlaubten. Von hoher Bedeutsamkeit sind dagegen die bis zur zwölften Dynastie hinabreichenden Grabbilder von Beni-Hassan. Sie liefern den augenscheinlichen Beweis, daß fast alle Handwerke, denen die auf späteren Monumenten dargestellten Geräthschaften u. s. w. ihre Entstehung verdankten, bereits in jener frühen Zeit von den Aegyptern in umfassender Weise ausgeübt wurden. Auf den Wandbildern dieser Grotten sind die Weber, Seiler und Lederarbeiter, die Zimmerleute, Schreiner, Wagenbauer und Lackirer, ferner die Metallarbeiter, als Waffenschmiede und Juweliere und fast sämmtliche, in den obigen Abschnitten schon genannten Gewerksleute, die Ziegler, Maurer, Baumeister und Bildhauer, wie auch die Töpfer, Gefäßbildner u. s. w. in regsamer Thätigkeit dargestellt. Selbst die Verfertigung des Glases erscheint in diesen Sculpturen als eine den Aegyptern längst bekannte Erfindung. Nimmt man nun gleichwohl an, daß keines dieser Bilder vor der letzten Blüthe des alten Reiches gefertigt wurde und daß erst mit der gänzlichen Vertreibung der Hyksos und der sich siegreich ausdehnenden Macht des neuen Staates das äußere Leben und sein Luxus an Umfang und Vielgestaltigkeit gewann, so würde man sich doch jedenfalls täuschen, wenn man für die vorhergegangenen Perioden, so weit sie überhaupt durch Denkmäler und Schrift nachweisbar sind, eine bedeutend tiefere Culturstufe und eine um vieles geringere Ausbildung des Handwerks u. s. w. annähme, als solche die Monumente des neuen Reiches bekunden. Gegen eine derartige Annahme würde schon einerseits die überaus künstliche Konstruktion und baulich-technische Vollendung der Pyramiden und der in ihrer Nähe befindlichen, mit ihnen gleichzeitig entstandenen Felsenkammern, andrerseits aber auch die künstlerische Behandlungsweise der in diesen Kammern enthaltenen Wandsculpturen sprechen; denn vorzugsweise in diesen zeigt sich bereits derselbe ordnende und gesetzmäßig gestaltende Sinn, der das Volk durch alle Perioden seines Daseins beherrschte und leitete. Es bleibt demnach auch in Bezug auf die allmälige Ausbildung des Geräthlichen im Allgemeinen nichts weiter übrig, als mit der Sage, welche Isis und Osiris als Erfinder so vieler Künste und Handwerke nennt[1]), anzunehmen, daß die Anfänge der ägyptischen Gewerksthätigkeit einer nicht mehr zu bestimmenden, vorgeschichtlichen Zeit angehören; ferner, daß die Künste und Handwerke selbst lange vor dem Beginn der glorreichen, achtzehnten Dynastie blühten und daß diese Blüthe, während der Zeit der Fremdherr-

---

[1]) Vergl. Diod. I, 14, 15, 16, 18; u. A.

schaft nur unterdrückt, sich nach Bezwingung derselben wiederum selbstständig und **schnell** entfaltete; — denn eine so gesteigerte Kunstfertigkeit, wie einzelne, auf den Monumenten des neuen Reiches abbildlich dargestellten Gegenstände voraussetzen, wird keinem Volke urplötzlich zu Theil, sie erfordert vielmehr zu ihrer Ausbildung die Dauer vieler Jahrhunderte.

Ueberblickt man die Gesammtmasse des Vorhandenen — die Fülle der monumentalen Abbilder von Geräthen und die zahllose Menge von geräthlichen Gegenständen, die, in Aegypten entdeckt, gegenwärtig Museen und Sammlungen füllen — so wird auch hier, wie bei der Tracht, eine vergleichende Trennung im Einzelnen, will man sich nicht den Blick über diejenigen Erzeugnisse trüben, welche rein ägyptischen Ursprungs sind, unerläßlich. Dies gilt sowohl für die wirklichen, noch wohlerhaltenen Gegenstände (und für diese insbesondere, insofern sie ohne chronologisches Merkmal, kein ihnen entsprechendes, monumentales Abbild haben) als auch selbst für die auf baulichen Dokumenten enthaltenen Darstellungen, denn auch auf diesen kommen zuverlässig mannigfach verschieden gestaltete, theils von fremden Völkern erbeutete und durch Tribut bezogene[1]), theils durch Handel eingeführte[2]), **ausheimische** Fabrikate vor.

Die **einheimischen Fabrikate** bewahren eine höchst eigenthümliche, der ägyptischen Sinnes- und Lebensweise vollkommen entsprechende Selbständigkeit. Eine selbst oberflächliche Betrachtung derselben reicht schon hin, um zu überzeugen, daß sie nicht nur einem blos praktischen Bemühen, sondern vielmehr noch dem geläuterten Triebe nach Verannehmlichung des Daseins — dem Bestreben, das Zweckmäßige mit dem Schönen zu vereinbaren — ihre Gestaltung verdanken. Besonders zeichnen sich nach dieser Richtung hin die mannigfach wechselnden Formen der Gefäße, und die der zum täglichen Gebrauch bestimmten Möbel, der Stühle, Sessel und sophaartigen Lager aus. Den Gefäßbildungen liegt unverkennbar die Nachahmung einheimischer Naturprodukte zu Grunde, wogegen die oft ans zierliche grenzende, bunte und durch schwungvolle Leichtigkeit sich auszeichnende Gestaltung der einfacheren Möbel und Hausgeräthe dem vermuthlich in der bürgerlichen Bauart vorwaltenden Styl, zu entsprechen scheint. Die mit dem

---

[1]) S. unten: Prunk- und Ziergefäße. [2]) Wie weit sich dieser vornämlich nach den östlichen Ländern geführte Handel erstreckte, geht aus der freilich sehr vereinzelten Erscheinung **chinesischer** Porzellan-Gefäße, deren man mehrere in Gräbern entdeckte, hervor. **Wilkinson I. S. 231** ff. mit Abbild.

Tempel- und Götterdienst zusammenhängenden Geräthschaften, die Weihgeschenke, Altäre, Götterschreine u. s. w., so wie die Prachtgeräthe der Könige, welche das Innere der Palasthallen schmückten, lassen dagegen eine gewisse Uebereinstimmung mit dem Styl jener massigen, grottenähnlichen Bauten, zu deren Ausstattung sie bestimmt waren, erkennen, während endlich dasjenige Geräth, das nur dem Bedürfniß, also den allgemeinen Beschäftigungen und Handwerken diente, eine seinen Zwecken entsprechende, zwar überaus praktische, doch meist schmucklose Behandlungsart wahrnehmen läßt.

Vorzugsweise thätig zeigt sich die Phantasie der ägyptischen Künstler und Handwerker in der Erfindung und Ausführung des Ornamentistischen. Sowohl das heimische Pflanzenreich als auch das gesammte Thierreich lieferte hierzu die mannigfaltigsten Vorbilder. Die verschiedenartigsten Zusammensetzungen von vegetabilischen und thierischen Formen, zu denen man nicht selten menschliche Figuren hinzufügte, wie auch eine Fülle vielfach verschlungener, geometrischer Figuren und diese meist in buntfarbiger, geschmackvoller Vereinigung waren demnach das reiche Material, womit die ägyptischen Kunsthandwerker ihre Fabrikate ausstatteten. Vor allem beobachteten sie dabei die naturgetreue Nachbildung des Einzelnen. Diese zeigt sich denn auch vornämlich in den dem Thierreich entnommenen Gebilden auf eine für den ägyptischen Sinn höchst charakteristische Weise.

A. **Einfluß des Privatlebens auf das Geräth.**

I. Die Familie.

Die zierliche und zum Theil künstliche Gestaltung derjenigen Geräthe, die vornämlich zum häuslichen Comfort der Aegypter gehörten, läßt mit ziemlicher Gewißheit auf eine bis in die frühesten Zeiten hinabreichende Verfeinerung der Sitte, in der sich ihr Privat- und Familienleben bewegte, zurückschließen. Gedenkt doch selbst schon die Sage[1]) einer durch Luxus verweichlichten Generation. Sie nennt nicht nur den Erbauer von Theben als gleichzeitigen Beförderer einer üppigen Lebensweise, ja sie läßt sogar den ersten König Aegyptens dafür, daß er eine verschwenderische Pracht begünstigt und mit kostbaren Polstern belegte Sitze u. s. w. eingeführt habe, von seinem den äußeren Prunk weniger liebenden Nachfolger Tnephachtus (Technaktis) verfluchen.

---

[1]) Diod. I, 45. Plutarch, über Isis und Osiris c. 8.

Daß die Ausstattung der Wohnstätte durch Hausgeräth und die der Geräthschaften selbst zu allen Zeiten eine von dem Besitzthum des Einzelnen abhängige, einfachere oder kostbarere war, liegt in der Natur der Sache. Es verhielt sich hier wie mit der Tracht und den baulichen Einrichtungen: Während Reiche und Vornehme auf schönen, bepolsterten Lagern ruhten, schlief der Arme auf einer geflochtenen Matte, und während die Begüterten aus kostbaren, metallenen oder steinernen Gefäßen tranken, schnitzte der Unbemittelte sein Trinkgeschirr aus dem starken Stengel einer wildwachsenden Rohrart[1]).

Das Hausgeräth.

I. Geräthe zur Zubereitung von Speisen.

Ueber die Geräthschaften einer großen ägyptischen Küche geben mehrere Wandbilder genügenden Aufschluß. Sie befinden sich theils in den memphitischen, ältesten Felsenkammern, theils in dem unterirdischen Grabe des Königs Ramses bei Theben. Auf ihnen erblickt man Fleischer, Bäcker, Köche u. s. w. in voller Thätigkeit dargestellt, umgeben von dem zur Zubereitung von Speisen erforderlichen Geräth. Die Gegenstände selbst sind meist höchst einfach gestaltet und weichen in ihren Formen nur wenig von den noch heut zu gleichem Zweck verwendeten Koch- und Küchengeräth ab.

1. Die Fleischer[2]), welche dem Koch gewissermaßen vorarbeiteten, knebelten dem abzuschlachtenden Vieh die Beine fest zusammen. Sodann durchschnitten sie ihm die Kehle und fingen das Blut in a) großen, rundbodigen Schalen auf. Zum Schlachten, zum Ablösen und Zertheilen des Fleisches bedienten sie sich eines b) breiten Hackemessers. Die Klinge desselben war entweder halbrund oder dreieckig und wurde dadurch scharf erhalten, daß man sie mit einem c) runden oder kantigen Metallstabe, der also die Form der noch gegenwärtig hierzu verwendeten Wetzstähle hatte, bestrich[3]). Das Zerlegen des Fleisches geschah auf d) vierbeinigen Schlachtbänken, deren Füße, der größeren Haltbarkeit wegen, durch Querleisten miteinander verbunden waren. Die Därme und andere zum Trocknen bestimmten Theile wurden über e) Stricke gehangen. Diese erstreckten sich längs der Decke und waren hier theils mit Nägeln befestigt, theils durch besondere, im Gebälk

---

[1]) Strabo XVII. [2]) Ros. II. (m. c.) LXXXIII. Wilkinson II. S. 375 No. 273 ff.; No. 276. [3]) Schleifsteine von dreieckiger Gestalt sind in Gräbern gefunden worden: Passalacqua, catalogue rais. No. 806.

befindliche Ringe gezogen. Knochen u. s. w. stampfte man in f) großen, steinernen Mörsern vermittelst eines etwa fünf Fuß langen Kolbens zu Brei. Neben allen diesen Geräthen bediente man sich, vornämlich zur Aufbewahrung und zum Transport kleinerer Fleischmassen, g) größerer und kleinerer Gefäße, geflochtener Körbe u. s. w.; außerdem, zur Bereitung gewisser Speisen, der weiter unten zu betrachtenden h) Kochgeschirre, Handpressen u. a.

2. Die Bäcker[1]). Sie beschäftigten sich zugleich mit der Zubereitung des Mehls. Dies geschah in der Weise, daß man die Körner zuerst in einem a) Mörser sorgfältig zerquetschte und sodann auf einer b) Handmühle fein zerrieb[2]). Eine solche Mühle bestand aus einem oben abgeplatteten, unterhalb dagegen rundlich gestalteten Stein, der, nach einer Seite etwas gesenkt in einen massiven Holzklotz eingelassen war und aus einem, dem eben erwähnten Stein äußerlich vollkommen ähnlichen, doch etwas kleineren Reibe- oder Mahlstein. Dieser hatte eine trichterförmige Durchbohrung. In sie schüttete man das zu mahlende Getraide, das sich von hier aus zwischen den Flächen beider Steine verbreitete, wo es dann vermittelst des Mahlsteins so lange gerieben wurde, bis es die gewünschte Feinheit zeigte. Eine an der Vorderseite des hölzernen Untersatzes angebrachte, schalenförmige Aushöhlung diente zur Aufnahme des von der schrägen Steinfläche herabströmenden Pulvers.

Das zu Backwerken bestimmte Mehl wurde mit Wasser u. s. w. vermischt und je nach Umfang der Masse entweder mit den Füßen[3]) oder mit den Händen durchgeknetet. Den so zubereiteten Teig bildete man theils zu spiralförmig gewundenen und flachrunden Kuchen, theils preßte man ihn in c) besonders dazu eingerichteten Doppelformen[4]) von mannigfach verschiedener Gestaltung. Ein derartiger Rohback wurde auf d) vierbeinigen, den oben beschriebenen Fleischbänken durchaus ähnlichen, Tischen zubereitet, auf e) langen Bretern zusammengestellt und sodann dem am Ofen beschäftigten Gehülfen übergeben.

3. Die Köche[5]). Sie hatten zunächst für eine zweckmäßige Feuerung Sorge zu tragen. Diese bestand entweder a) nur aus einem

---

[1]) Wilkinson II. S. 385 No. 277. [2]) Rosellini II. (m. c.) LXVII.
[3]) Daß man große Teigmassen mit den Füßen bearbeitete bezeugt, außer der oben angeführten Abbildung, auch Herod. II, 36. [4]) Diese Formen waren vermuthlich wenig von denen verschieden, deren man sich zur Herstellung von thönernen Amuleten, Figürchen (s. oben S. 217 ff.) bediente. [5]) Rosellini II. (m. c.) LXXXIV; LXXXV; LXXXVI. Wilkinson II. S. 388 ff. No. 276 (d); No. 277 (m. 8. y); No. 278.

auf ebener Erde ausgebreiteten Kohlenfeuer, oder b) in einem einfach hergestellten, niedrigen Heerde, oder auch c) in einem mehr oder weniger umfangreichen Backofen.

Die einfachste Art des Heerdes war eine mit Steinen umstellte Feuerstätte, wobei man denn die Steine zugleich als Stützen für das Kochgeschirr benutzte. Neben solchen einfachen Brandstätten hatte man auch kleine, ihnen ähnlich gestaltete, transportable Essen aus einem Stein, so wie auch länglich viereckige oder topfförmige Feuerbehälter. Die Backöfen hatten meist die Form runder, oben abgestumpfter Kegel und waren, zur Beförderung einer gleichmäßigen Hitze, ringsum mit Windlöchern versehen. Da man sie vermuthlich aus Thon herstellte, so umgab man sie, der größeren Festigkeit wegen, mit senkrecht aufgestellten Stäben und diese mit horizontal darüber gelegten Reifen.

Zum Kochen bediente man sich vorzugsweise der d) pfannen- und e) kesselförmigen Geschirre. Sie waren entweder mit Füßen oder mit beweglichen Untersätzen versehen. Die Pfannen, deren man von sehr verschiedener Größe hatte, glichen im Wesentlichen einer mehr oder weniger tiefen, kreisrunden Schale. Je nachdem es die Umstände erforderten, ließ man sie offen oder bedeckte sie mit einem oberhalb gehenkelten Deckel. Die Kessel, nicht weniger verschieden in der Größe, wie die Pfannen, und wie diese, theils gehenkelt, theils ungehenkelt, hatten fast sämmtlich eine mehr oder weniger gedrückt bauchige Gestalt und eine weite, zuweilen von einem hochstehenden Rande begrenzte Oeffnung. Einzelne dagegen hatten mehr die Form tiefer Abdampfschalen; bei anderen war der Boden nur mäßig gekrümmt und die Wandung nach der Mitte zu leicht eingezogen.

Zum Umrühren der Speisen verwendete man f) ziemlich lange, nach einem Ende zu flach schaufelförmig gestaltete Rührkellen oder Menghölzer; zum Herausnehmen der Speisen dienten besondere, g) in einem rundgebogenen Doppelhaken endigende Stäbe. — Das Braten geschah am h) Bratspieß[1]). Dieser wurde mit der rechten Hand frei über einem gleichmäßig brennenden Feuer gedreht und mit i) einem trichterförmigen Geräth, das man in der Linken hielt, oberhalb bedeckt. Flüssigkeiten u. s. w. filtrirte man durch k) größere oder kleinere Beuteltrichter[2]), die zu dem Ende vermittelst Oesen an einer Stange, welche auf zwei senkrecht gestellten Gabeln ruhte, befestigt wurden.

Außer diesen genannten Geräthen besaß jede wohleingerichtete Küche eine nicht unbedeutende Anzahl l) Zangen, m) Raspeln, n) von

[1]) Vergl. auch Herod. II, 35. [2]) Ros. II. (m. c.) LXXIX.

Binsen und anderen Stoffen verfertigter Siebe, o) Messern, p) Kellen u. s. w., so wie auch eine Menge q) theils thönerner, theils hölzerner, theils metallener Gefäße, r) geflochtener Körbe und anderer Behälter, die, zur Aufbewahrung von trocknen oder flüssigen Vorräthen bestimmt, im Wesentlichen mit den weiter unten zu betrachtenden Gefäßen übereinstimmten.

Schließlich sind hier noch künstlich gefertigte, in Nachbildungen von Blumen u. s. w. bestehende Schau- und Schmuckgerichte[1]) zu erwähnen, da die Herstellung derselben vermuthlich ebenfalls Sache geschickter Köche war. Aufgethürmt auf Tischen und auf repositorienähnlichen Gestellen, umgeben von Guirlanden, wirklichen Blumen und zierlichen Gefäßen, bildeten sie mit eine Hauptzierde bei festlichen Mahlzeiten.

II. Gefäße[2]).

Die überaus große, lineare Verschiedenheit in den Formen der an sich einfacheren Gefäße, die Mannigfaltigkeit in den oft streng stylistisch behandelten, theils gemalten, theils sculptirten Ornamenten, womit man diese Formen schmückte, lassen eine Geschmacksrichtung erkennen, die wohl geeignet war, jener so hoch gefeierten, griechischen Gefäßbildnerei als lehrreiche Vorschule zu dienen. Aber auch nur als solche; denn daß die ägyptischen Gefäßformen den griechischen gleich seien, wie Heeren[3]) und Andere vermeinen, können wir, insofern wir eben nur nach den auf Monumenten abbildlich vorkommenden Gefäßen urtheilen, durchaus nicht finden. Was anderes ist es freilich, wenn man auch die, in Aegypten aufgefundenen, wirklichen Gefäße mit in den Vergleich zieht. Von ihnen wissen wir indeß selten, ob sie nicht etwa aus griechischer Zeit stammen. Viele derselben zeichnen sich wenigstens vor jenen ge-

---

[1]) Ros. II. (m. c.) LXXXVIII. Wilkinson II. S. 390 ff. No. 279; No. 281.
[2]) Caylus, sur la porcelaine etc. Mémoires de l'Akademie. Tom. XXXI. S. 48. Denon, voyage dans la Basse et la Haute Egypte. Pl. 94. Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 87—92; Vol. III. Pl. 65, 66; Vol. V. Pl. 75—76. v. Minutoli, Reise u. s. w. S. 337 Taf. XXXIII. Leemans, monum. etc. de Leyde S. 88 ff. Passalacqua, catalogue rais. No. 688—780; No. 1603—1606 und dazu S. 161, S. 168 ff. Cailliaud, recherches sur les arts. etc. Pl. 24 und 24 A. Ros. II. (m. c.) LIII—LXII. Prisse d'Avennes, monum. égypt. Taf. L. Wilkinson II. S. 341 ff. G. Klemm, Culturgeschichte V. S. 283 ff. [3]) Heeren, Ideen u. s. w. II. (II.) S. 373.

nannten Abbildern durch eine mehr oder weniger entschieden gräcisirende Gestaltung aus. Rein griechisch erscheint jedoch auch sie nicht immer, vielmehr deutet eine eigenthümliche, schwerfälligere Formenbildung und ein dabei vorherrschendes, in mehr leichter, hellenischer Weise behandeltes Ornament, auf eine Zeit ihrer Entstehung, in der bereits eine Wechselwirkung ägyptischer Kunst und jonischer Bildung im höheren Maße stattfand. Besonders wichtig werden indeß diese Gefäße dem Forscher einerseits dadurch, daß sie ihn über die Technik des Handwerks, andrerseits, daß sie ihn über die Mannigfaltigkeit der Stoffe, die man zu ihrer Herstellung verwendete, aufs zuverlässigste belehren. Nicht nur Produkte aus dem Mineral- und Pflanzenreich, auch thierische Stoffe, als Felle, Horn, Knochen u. s. w. wurden dazu verwendet. Man fertigte die mannigfaltigsten Geschirre von Thon, gebrannt und ungebrannt, mit und ohne Glasur, von denen die ersteren sowohl in der Härte als auch im Glanze dem heutigen Porcellan sehr nahe kommen. Man verarbeitete ferner, zu kostbareren Geräthen, fast alle bekannten Steinarten, vom härtesten Granit, Porphir, Basalt u. s. w. bis zum weicheren Kalkstein, Speckstein und Alabaster. Sämmtliche Metalle als Gold, Silber, Kupfer und Eisen wurden ebenfalls zur Herstellung größerer und kleinerer Gefäße theils geschmolzen, theils geschmiedet, während man sich aus dem Pflanzenreich das zu Geräthen nutzbare Holz, einerseits durch Anbau von Bäumen, andrerseits durch Handel und Tributlieferungen verschaffte. Die verschiedenen Binsen- und Rohrarten, die das Land selbst in Fülle darbot, wurden zu allerlei Flechtwerken, größeren und kleineren Körben, Kiepen u. s. w. auf eine zweckmäßige Weise verwendet.

Außer allen diesen der Natur entnommenen Roh-Materialien, hatte die ägyptische Industrie schon frühzeitig jene bereits mehrfach genannten, künstlich erzeugten Stoffe auch der Gefäßbildung dienstbar gemacht, und so wurde denn von den Gefäßbildnern selbst sowohl die Bronze, und zwar diese vorzugsweise, wie auch das durch vielfache Versuche bis zur Vollkommenheit ausgebildete, vielfarbige Glas mit großem Geschick verarbeitet und dabei die Verzierungskunst durch Vergoldung und bunte Schmelzmalerei mit Geschmack ausgeübt.

A. Gefäße zur Aufbewahrung und zum Transport von Flüssigkeiten.

Diese waren theils Schläuche von Thierhäuten und irdene oder steinerne Gefäße, theils kleinere Flaschen von Glas und Eimer von Metall.

a) Die Schläuche[1]) bestanden entweder nur aus einer einzigen, ausgebalgten Haut, an der man die Extremitäten des Thiers (die Beine, den Schwanz und Hals) beibehalten und mit Stricken zugebunden hatte, oder aus zwei gleich großen, wohlgegerbten und in Form eines Sackes ringsum zusammen genähten Fellen. Die Gestalt dieser sackförmigen Schläuche ahmte man b) in gebranntem Thone nach und bildete daran vorn eine nach oben gerichtete, trichterförmige Tülle und hinten einen nach unten gekrümmten Henkel[2]). Zur Aufbewahrung und Lagerung des Weines verwendete man hauptsächlich c) thönerne Krüge von sehr verschiedener Größe. Diese hatten dann meist eine runde, nach unten allmälig spitz zulaufende, umgekehrt kegelförmige Gestalt und genau passende Deckel. Man steckte solche Gefäße entweder mit ihren Endspitzen in die Erde oder stellte sie in besondere, zu diesem Zweck aus Thon gefertigte Ringe[3]). Sowohl diese Weinbehälter, wie auch d) andere, diesen ähnliche, jedoch flachbodige Krüge wurden zum Theil mit einer gekrümmten Handhabe, zum Theil auch mit zwei, mehr oder weniger erhobenen, Henkeln versehen, außerdem bald mit einer weiteren oder engeren, bald mit einer kürzeren oder gestreckteren, hochstehenden Mündung ausgestattet. Die Henkel selbst waren dann entweder unmittelbar unter der Oeffnung des Gefäßes oder auf der Höhe seines mehr oder weniger rundlich gestalteten Bauches befestigt, oder sie erstreckten sich auch bald schlanker, bald erhobener, vom oberen Rande des Kruges bis zur Mitte der Wandung[4]).

Sehr häufig angewendete Formen zu Flüssigkeitsbehältern waren auch die e) eines rundbodig endigenden Cylinders[5]) und die f) eines

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) XVI, 2; L. Wilkinson II. S. 141 No. 126 (a). In solchen Schläuchen bewahrte und transportirte man auch den Wein. Herod. II, 121. [2]) Wilkinson II. S. 363 No.. 271 giebt eine Abbildung von einem solchen in der Sammlung des H. Salt in London befindlichen Gefäße. Er vermuthet, daß es ursprünglich einem Maler als Wasserbehälter gedient habe. [3]) Rosellini II. (m. c.) XXXVIII ff. Wilkinson II. S. 155—160 mit Abbildung. [4]) Hierzu liefern Beispiele vorzugsweise: Rosellini II. (m. c.) LIII, 1, 7, 20; LIV, 31, 34; LV, 72; LVI, 100, 109, 122 ff.; CXX und oft; ferner Wilkinson II. S. 155 No. 141, No. 143, No. 144 und kleinere Gefäße der Art, flach- und spitzbodig mit einem Henkel, sehr langem Halse und trichterförmiger Oeffnung, ebenfalls bei Wilkinson II. S. 345 No. 246 (1, 2). Die allen diesen Gefäßen zu Grunde liegende Eiform findet sich auch am häufigsten auf Monumenten dargestellt. Neben dieser erscheint hier jedoch nicht minder oft die Kugelgestalt. [5]) Ros. II. (m. c.) LIX, 37; LX, 65. Wilkinson II. S. 350 No. 251 (7); No. 253.

ausgebauchten, sich nach oben verjüngenden Topfes[1]). So gestaltete Gefäße versah man ebenfalls mit Henkeln oder Henkelansätzen und zuweilen mit einer teller- oder trichterförmig ausladenden, oder sich cylindrisch erhebenden Mündung. g) Weitbauchige, der Kugelform sich nähernde und aus Nilschlamm hergestellte Geschirre mit kurzem[2]), aber auch oft mit sehr langem, sich nach oben allmälig verengendem Halse, benutzte man vorzugsweise als kühlende Wasserflaschen. Sie wurden gewöhnlich an luftigen Orten auf leicht gearbeiteten, hölzernen Untersätzen aufgestellt[3]). Zuweilen gab man den Behältern h) eine kugelrunde[4]), auf einem scheibenförmigen Fuß ruhende Form, wie auch Doppeltüllen und Henkel, oder man bildete sie i) in Gestalt einer plattgedrückten Kugel[5]) und versah sie, gleich den noch jetzt gebräuchlichen Feldflaschen, mit einer Tülle und doppelten Henkeln.

Die Verzierungen, mit denen man einzelne der oben betrachteten Gefäße schmückte, waren buntfarbige, geometrische oder blattförmige Figuren. Diese vertheilte man auf die Gefäßoberfläche theils so, daß sie diese in miteinander horizontal-parallellaufenden Reifen umgaben[6]), theils so, daß sie sich senkrecht über dieselbe erstreckten[7]). Mitunter vereinigte man beide Arten von Verzierungen, wobei man dann stets eine strenge Symmetrie beobachtete[8]). Die Flächen der flachrunden Flaschen bedeckte man zuweilen mit mehreren, sich vom Centrum aus verstärkenden Parallelkreisen[9]).

Zu den schmuckloseren Gefäßen gehörten vornämlich diejenigen, die man, wie die zuerst erwähnten Schläuche, nicht sowohl zur Aufbewahrung, als hauptsächlich zum Transport von Flüssigkeiten benutzte. Es waren dieß, außer den oben genannten, kleineren Flaschen von Glas und den metallenen Eimern, mannigfach verschieden gestaltete, thönerne Doppelgefäße.

---

[2]) Rosellini II. (m. c.) flach-, rund-, spitzbodige Töpfe: LIII, 1, 2, 3, 16, 17, 18, 19, 26; LV, 73; 87; 93; LVI, 125; kleine, gehenkelte Töpfe von Bronze: Wilkinson II. S. 345 No. 246 (3, 4). [2]) So gestaltet sind diejenigen Gefäße, welche Passalacqua (catalogue rais. S. 124) in einem uralten Grabe bei Theben fand. Gefäße, die sich mehr oder weniger der Kugelform nähern s. bei Ros. II. (m. c.) LIII, 29; LIV, 51, 61; LV, 63, 67, 68 und oft. Wilkinson II. S. 350 No. 251 (5) eine kleine, steinerne Vase. [3]) Ros. II. (m. c.) LXVIII, 1; LXXIX. [4]) Ros. II. (m. c.) LV, 74; LVI, 99, XLI a. O. [5]) Ros. II. (m. c.) LV, 75. [6]) Ros. II. (m. c.) LIII, 19, 26; LIV, 34, 51, LV, 72, 93; LVI, 99 ff. [7]) Ros. II. (m. c.) LIII, 63; LIV, 37 und a. a. O. [8]) Ros. II. (m. c.) LIII, 16—18; LIV, 61. Wilkinson II. S. 350 No. 251 (4). [9]) Ros. II. (m. c) LV, 75.

k) Die Form der Glasflaschen, sowohl der in Aegypten entdeckten, als auch der auf Monumenten abbildlich vorkommenden, vermuthlich gläsernen, Transportgeschirre[1]), entspricht im Wesentlichen der Gestalt der noch jetzt zu gleichen Zwecken angewandten Flaschen. Man hatte demnach mehr oder weniger umfangreiche, theils kugelrunde, theils eiförmige Gläser mit langem oder kurzem, cylindrischen Hals und breit umränderter Oeffnung. Der Sicherheit wegen umgab man sie mit Flechtwerk oder man trug sie in leichten, von Binsen u. s. w. geflochtenen Taschen und Körbchen.

l) Die metallenen, meist bronzenen Eimer[2]), deren man sich vornämlich zum Transport kleinerer Wassermassen bediente, waren gewöhnlich spitz-, rund- oder flachbodige, nach der Oeffnung zu sich nur wenig verjüngende Cylinder, theils mit einem röhren- oder trichterförmig aufsteigendem Halse, theils ohne Hals gebildet. Seltener benutzte man statt ihrer m) niedrige, oft sehr stark ausgebauchte Kessel. Sowohl jene Eimer, wie auch diese Kessel hatten entweder einen oder auch zwei Henkel. Diese bewegten sich in metallenen Oesen oder hingen unbeweglich mit dem Gefäß zusammen. Solche Henkel erstreckten sich dann in mäßiger Krümmung bald über die Mitte des Eimers, bald zur Seite desselben.

n) Zu den ohne Zweifel am seltensten angewandten Behältern gehörten die Doppelgefäße[3]). Man bildete sie aus Thon, indem man zwei verschieden große, doch meist runde Gefäße durch eine Mittelröhre miteinander verband und sodann das Ganze im Ofen erhärten ließ.

B. Gefäße zur Aufbewahrung und zum Transport trockner Gegenstände.

Als solche benutzte man gleichzeitig den größeren Theil der mit weiten Oeffnungen versehenen, topf- und kesselförmigen Flüssigkeits-Behälter. So zeigen z. B. einzelne altägyptische Darstellungen[4]), wie

---

[1]) Ros. II. (m. c.) XVI, 2. Gut erhaltene Glasgefäße, zum Theil mit Flechtwerk umgeben, besitzt das Berliner Museum; vergl. die Abbild. Wilkinson II. S. 354 No. 255; III. S. 107 No. 350. [2]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXXI. Fig. 9 (a—b). Ros. II. (m. c.) LV, 87, 93; LVI, 94, 109; LVII, 20; LIX, 7, und kesselförmige Gefäße: 5. Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. L. Fig. 7. Wilkinson II. S. 351 No. 252 (1—5) und bronzene Kessel No. 251 (1, 2); No. 254. [3]) Auf den mir bekannten, monumentalen Darstellungen findet sich kein Bild von einem derartigen Gefäß. In Aegypten gefunden wurden indeß mehrere. Eins von weißem Thon besitzt das Museum in Berlin, ein anderes theilt Ros. II. (m. c.) LXVI, 98 mit. [4]) Ros. II. (m. c.) IV, u. a. O. Wilkinson II. S. 19 No. 80 (7).

Männer damit beschäftigt sind, jene erwähnten, umgekehrt konischen und flachbodigen Henkeltöpfe mit sorgfältig gerupftem Geflügel anzufüllen. Daß man sich vorzugsweise zum Transport trockner Sachen mannigfach verschiedener Flechtwerke, als Körbe, Kiepen u. s. w., wie auch genähter Säcke, hölzerner Eimer u. s. w.[1]) bediente, geht ebenfalls aus Abbildern hervor. Selbst kostbare Dinge, wie Juwelen, verwahrte man zumeist in kleinen, oben zusammen geschnürten Beutelchen[2]) oder in schalenförmigen, mitunter bunt gemusterten Körbchen[3]).

C. Gefäße zur Auftracht und zum bequemeren Genuß von Getränken und flüssigen Speisen.

1. Trinkgeschirre. Wie aus ägyptischen, bildlichen Darstellungen hervorgeht, so war es Sitte, daß man den Wein und andere Getränke in kleinen Kannen auftrug und zum bequemeren Genuß in Trinkschalen oder in tassen- und becherförmige Gefäßchen ausgoß[4]). Selten trank man unmittelbar aus größeren Kannen, was denn überhaupt mehr eine Gewohnheit der niederen Stände gewesen zu sein scheint[5]).

a) Die Gießkannen[6]), deren sich also vorzugsweise die Vornehmen und Gebildeteren bei Gastmälern u. s. w. bedienten, hatten, den Abbildern zufolge, meist eine äußerst zierliche Form. Auf einem entweder nach unten spitz eiförmig und dann flachbodig endigenden oder ebenfalls flachbodigen, doch kugelrunden Bauche, erhob sich gewöhnlich, schlank emporstrebend, ein nach oben sich nur wenig erweiternder Hals, der einerseits in einer zierlichen, schnabelförmigen Tülle, andrerseits in einem Henkel auslief. Dieser, den obersten Rand des Gefäßes mit dem Bauche desselben verbindend, war fast immer von einfacher, doch schön geschwungener Bildung. Fein gezeichnete, dem griechischen Geschmack nicht unwürdige, buntfarbige Verzierungen umgaben die Gefäßfläche in horizontalen oder senkrechten Lagen. Metallene Geschirre

[1]) Rosellini II. (m. c.) XXIV, 2, und weiter unten s.: II. Hülfsgeräthe A. [2]) Wilkinson II. S. 344 No. 245. [3]) Diese Körbchen, als Hieroglyphe nachgewiesen von E. de Rougé, memoire sur l'inscript. du tombeau d'Ahmès etc. S. 42 und 44, Taf. I. Fig. 1. [4]) Wilkinson II. S. 220 No. 182; S. 390 No. 297 (1, 2); S. 391 No. 280; S. 393 (1, 8, 12). Herod. II, 37 bemerkt, daß man die ehernen Becher, aus denen man trank, jeden Tag reinige. [5]) Wilkinson II. S. 404 No. 285 (6). [6]) Ros. II. (m. c.) LVII, 4, 7, 14; LXII, 1. Wilkinson II. S. 212 No. 177; hierzu S. 349 No. 250 (5) und das metallene Gefäß: III. S. 258 No. 378. Der Verzierungen wegen besonders Prisse d'Avennes, monum. égypt. Taf. L.

der Art schmückte auch wohl bunte Schmelzmalerei oder geschmackvolle Ciselirung[1]).

Gewöhnlich gehörte zu jeder einzelnen Gießkanne ein ihr in der Zierlichkeit der Form und Ornamentirung entsprechendes, tassenförmiges Gefäß. Dieses diente dann der Kanne selbst, wurde sie nicht gebraucht, als zierender Untersatz.

b) Bei weitem plumpere Formen als diese Kännchen zeigten die größeren, theils irdenen, theils metallenen Gießgefäße[2]). Sie glichen im Wesentlichen den noch jetzt gebräuchlichen, rundbauchigen Theekesseln und waren wie diese mit einem vom Boden aufsteigenden, mehr oder weniger langgestreckten, zuweilen mäßig nach außen gebogenen, röhrenförmigen Ausguß und einem wenig erhobenen, flachrunden Deckel versehen. Auch sie wurden mitunter in ein ihnen entsprechendes, terrinenförmiges Kühlgefäß (?) gestellt.

c) Kleine Schöpf- und Gießgeschirre[3]) in Form unsrer Milchtöpfchen kamen ebenfalls vor. Meist rund, seltener mehrflächig, waren sie theils gehenkelt, theils ungehenkelt, mit längerem oder kurzem, mehr oder weniger weitem Halse, oder auch wohl ganz ohne Hals, doch fast immer mit einer leicht ausgebogenen Tülle, nur ausnahmsweise mit mehreren solchen Ausgüssen gestaltet.

d) Neben diesen Gefäßchen hatte man, ebenfalls zum Ausfüllen und Gießen, halbkugelige, zuweilen mit einem kurzen Handgriff ausgestattete Schalen[4]).

Die eigentlichen Trinkgefäße[5]) bestanden, wie schon oben bemerkt wurde, in schalen-, tassen- und becherförmigen Geschirren.

e) Die Trinkschalen[6]) waren klein, entweder flachrund oder stumpf kegelförmig mit abgeplattetem Boden. Ihren Schmuck bildeten bald gemalte, bald sculptirte Verzierungen, die, in Form von Rosetten, sich theils bandartig um den Rand, theils sternförmig über die Bodenfläche erstreckten. Solche Schälchen ruhten zuweilen auf einem mit ihnen

---

[1]) Ros. II. (m. c.) LXII, 15. [2]) Ros. II. (m. c.) LVII, 33; LIX, 3 rothbraun mit rings umlaufenden Verzierungen und doppeltem Henkel; LX, 9. [3]) Ros. II. (m. c.) LIII, 15; u. a. LIV, 57; LVI, 105 mit viereckigem Bauch, langem Hals und hochgeschwungenem Henkel; LVII, 39. Wilkinson II. S. 345 No. 246 (10—13, 17). [4]) Ros. II. (m. c.) LIII, 11; LVI, 116. [5]) Solche in Gräbern u. s. w. entdeckten Gefäße stimmen noch zumeist mit den auf Abbildern vorkommenden Trinkgeschirren überein. [6]) Vergl. die vasenförmigen Schalen bei Wilkinson III. No. 378 (3, 4) und Ros. II. (m. c.) LVII, 16, 25. Trinkschalen aus Stein, gebranntem und glasirtem Thon besitzt das Museum in Berlin. Passalacqua, catalogue rais. S. 38 ff.

unmittelbar zusammenhängenden, leicht ausgeschweiften Füßchen[1]), oder, fehlte ein derartiger Fuß, auf einem kleinen, ähnlich geformten Untersatz[2]).

f) Die tassenförmigen Geschirre[3]) unterschieden sich wenig von den noch gegenwärtig gebräuchlichen, ausgeschweiften Tassenköpfen, und hatten gewöhnlich einen zart gebogenen, seltener einen eckigen, zweimal nach innen geknickten Henkel, der die Gestalt eines menschlichen Armes nachahmte. Ihr Ornament bestand in bunten Randstreifen und zwischen sie vertheilten geometrischen Figuren, Thierbildungen u. dergl.

g) Trinkbecher[4]) hatte man mit und ohne Fuß, von Holz, Metall, Stein und Glas. Sie glichen zumeist einer nach oben gekehrten, mehr oder weniger ausgeschweiften Glocke oder einem halbgeöffneten Blumenkelche. Seltener vorkommende Becherformen waren die einer auf langem Fuße ruhenden, mit einem halbkugeligen Deckel versehenen Halbkugel[5]) und die eines, in einem Thierkopf endigenden, gedrungenen Cylinders[6]). Die glocken- und blumenkelchförmigen, fußlosen Geschirre stellte man entweder auf ihrer Oeffnung auf oder auf ein eigenes, dazu bestimmtes und demnach oberhalb ausgehöhltes, einfaches Füßchen.

---

h) Unter der Menge von hierher gehörigen, in Aegypten aufgefundenen, wohlerhaltenen Geräthschaften befinden sich eine Anzahl bronzener Schöpfkellen[7]), die, da sie kein ihnen entsprechendes, ägyptisches Abbild haben, einer späten, vielleicht griechischen Epoche angehören dürften. Sie bestehen fast sämmtlich in einem längeren oder kürzeren, runden oder kantigen, verhältnißmäßig dünnen Stiel, der, am obern Ende hakenförmig gekrümmt, unterhalb zu einem halbrunden oder halbovalen, oder auch flachbodigen Löffelgefäß so ausgeschmiedet ist, daß dessen Rand mit der Richtung des Stiels einen rechten Winkel bildet. Die Länge der Handhabe schwankt bei den verschiedenen Kellen zwi-

---

[1]) Wilkinson II. S. 390 No. 279 (2). [2]) Wilkinson a. a. O. No. 280 (3). [3]) Rosellini II. (m. c.) LVII, 24; LXII, 1 ff. Wilkinson II. S. 212 No. 177 (1, 2); S. 394 No. 250 (1, 2). [4]) Ros. II. (m. c.) LIII, 25; LIV, 41, 56; LVII, 9; LXI, 9; in Form eines Blumenkelches: LVI, 110. Wilkinson II. S. 349 No. 250 (4) von Porzellan; S. 355 No. 257 (5); S. 398 No. 282 (1) von Alabaster; im Berliner Museum (Passalacqua, catal. rais. No. 670, 755, 775) von Bronze, gebrannter Erde, Holz u. s. w. [5]) Ros. II. (m. c.) LXI, 8. [6]) Ros. II. (m. c.) LVII, 29. [7]) v. Steinbüchel, Beschreibung der k. k. Sammlung in Wien S. 56; die im Berliner Museum befindlichen u. a. abgeb. bei Wilkinson II. S. 404 No. 290.

schen einem und zwei Fuß; bei einigen endigt die hakenförmige Krümmung in Form eines langschnäbligen Vogelkopfes, andere haben in der Mitte ein leicht bewegliches Charnier oder Kniegelenk, so daß man sie zusammenlegen und um die Hälfte verkürzen kann.

2. Suppen (?)-Geschirr; Saucieren; Löffel. Unentschieden bleibt es, ob man in frühester Zeit Suppen und derartige, dünnflüssige Speisen ebenfalls aus Schälchen trank oder ob man sie in besonderen Gefäßen auftrug und vermittelst eines Löffels zu sich nahm. Auf einigen bildlichen Darstellungen kommen indeß Gefäße vor, die in der Form überaus große Aehnlichkeit mit unserem modernen Suppengeschirr haben; zudem fand man in Aegypten selbst eine große Anzahl Löffel, ferner schüssel-, teller- und terrinenförmiger Geräthe[1]), von denen einige, mit dem Namen ägyptischer Könige bezeichnet, ihren frühzeitigen Gebrauch außer Zweifel lassen.

a) Die nur in wenigen Abbildungen auf uns gekommenen, terrinenförmigen Gefäße[2]) waren runde, entweder geradflächige, sich nach oben erweiternde Näpfe, oder ausgebauchte, weitgeöffnete Geschirre mit horizontal vorstehendem Rande, flachem Boden und einem genau passenden, mehr oder weniger spitzkegelförmigen Deckel, der in einer Schleife oder in einem runden Knopf endigte. Einige dieser Gefäße schmückte eine einfache Randverzierung, andere waren grün und weiß geflammt. Die Deckel, meist quarirt gemustert, bestanden in einzelnen Fällen vielleicht aus feinem Rohrgeflecht.

Einen bei weitem größeren Formenreichthum, als die nur abbildlich bekannten Trink- und Suppengeschirre, zeigen die in Aegypten entdeckten, auf altägyptischen Bildern jedoch nicht vorkommenden, sogenannten Saucieren, Doppelnäpfchen und Löffel.

b) Die Saucieren und Doppelnäpfchen bestehen entweder aus Holz oder aus gebranntem, buntglasirtem Steingut. Im ersteren Falle sind sie stets mehr oder weniger sorgfältig zu einem mit Handgriff versehenen Gefäße, oder in Form von Thieren u. s. w. ausgeschnitzt. Bei den mit einem Handgriff ausgestatteten Saucieren hat das eigentliche Gefäß mitunter die Form einer oblongen oder herzförmigen Schale, mitunter die eines langgestreckten Fisches, in welchem Falle dann meist

[1]) Die Anwendung hölzerner Schüsseln und aus Holz geschnitzter Löffel fanden wir schon bei einzelnen Stämmen der Urbevölkerung. S. oben S. 86 (2, 3).

[2]) Ros. II. (m. c.) LX, 10, 11; LXXIX hier ein unter einem Filtrirapparat stehendes Gefäß.

ein um einen Stift beweglicher Deckel die obere Hälfte des Thieres bildet[1]). Zuweilen dient indeß auch ein so getheilter Fisch einem besonderen, herzförmig gestalteten Schälchen als Handhabe[2]). Gewöhnlicher sind die Griffe, und zwar vorzugsweise bei kreisrunden, ovalen oder oblongen Gefäßchen, entweder in theils durchbrochener, theils flach anliegender, breiter Schnitzarbeit in Form eines, zwischen Pflanzenarabesken, Stengeln u. s. w. stehenden, typhonartigen Wesens[3]) oder in Form eines vierfüßigen, liegenden Thieres[4]) behandelt. Am häufigsten aber kommen Saucieren vor, die, gleichsam als Sinnbild des Darreichens, aus einer langgestreckten, männlichen oder weiblichen Figur und einem von ihr gehaltenen, in gleicher Axe mit ihr liegenden Schälchen bestehen[5]).

Außer diesen Gefäßen hat man größere und kleinere, meist hölzerne Büchschen gefunden, deren ursprünglicher Zweck als Speisegeräth jedoch noch zweifelhafter ist als bei jenen. Zu diesen gehören mannigfach verschiedene Zusammensetzungen von Thieren[6]), wie auch rundgearbeitete Gestalten einzelner Thiere, als die einer Gazelle[7]), eines Hundes u. s. w. Mehrere derartige Gefäße bestehen in ziemlich naturgetreuer Nachahmung von schwimmenden Enten[8]), weshalb denn die Vermuthung, daß sie dazu bestimmt gewesen seien, in Kühlgefäßen schwimmend, auf die Speisetische der Vornehmen gestellt zu werden, nicht gar zu fern liegt. Solchen Gefäßen dient der theils emporgerichtete, theils zur Seite gelegte Hals des Thieres als Henkel, während die obere Hälfte des Körpers, welcher der Natur entsprechend bemalt oder auch arabeskenartig verziert war, die Stelle eines Deckels vertritt.

Kleinere Geräthe von Holz, Metall, Steingut u. s. w., wozu auch die erwähnten Doppelnäpfchen — zwei oder mehrere auf einem Untersatz vereinigte Gefäßchen[9]) — gehören; Geschirre in Form zweitheiliger Muscheln[10]) oder in Gestalt halb kugelrunder, im Innern mit Fischge-

[1]) Wilkinson II. S. 359 No. 263. [2]) Wilkinson a. a. O. No. 266. [3]) Wilk. a. a. O. No. 261 (1). [4]) Wilk. a. a. O. No. 262 (2). [5]) Ros. II. (m. c.) LXII, 8. Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. XLVIII, hier mit sehr eigenthümlichem, an römisches Frauentoupet erinnernden Kopfputz. Wilk. II S. 359 No. 262 (2). Ein im Berliner Museum befindliches Schälchen der Art hat etwa 6 Zoll Länge. [6]) Wilk. II. S. 359 No. 362, wo das Gefäß die Form eines Fisches hat, den ein Hund (der zugleich den Henkel bildet) in den Schwanz beißt. [7]) Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. 50. [8]) Wilk. II. S. 359 No. 264 (1, 2); No. 265 (1, 2). [9]) Passalacqua, catalogue rais. No. 711. Ros. II. (m. c.) LV, 80, 81. [10]) Wilk. II. S. 360 No. 267.

stalten verzierten Näpfe[1]), wie auch andere, theils herzförmige[2]), theils runde, theils ovale mit und ohne Deckel ausgestattete Gefäße[3]), die mitunter sehr zierliche Grundformen und fein gezeichnete, farbige Ornamente zeigen, hat man ebenfalls mehrfach in ägyptischen Gräbern aus späterer Zeit entdeckt.

c) Man hat hölzerne, beinerne, steinerne, bronzene und eiserne Löffel gefunden[4]). Bei diesen ist das eigentliche Löffelgefäß, das wie bei unseren Löffeln in der Längenare des Griffes liegt, entweder kreisrund oder halbeiförmig, oder auch ein breites, sich nach dem Stiel zu verjüngendes, flaches Viereck. Der Griff selbst, entweder ein dünner, runder und leicht kolbenförmig verstärkter oder ein vierkantiger Stab, endigt theils in einer einfach hakenförmigen, theils in einer, zu einem Vogelkopf gestalteten Krümmung. Mitunter sind die Stiele jedoch reicher ornamentirt, was vornämlich bei den geschnitzten Löffeln der Fall ist. Hier bestehen die Verzierungen dann meist in ring- und spiralförmigen Windungen, in mancherlei Blatt- und Knospenwerk u. dergl. Zu den, wie es scheint, seltener vorkommenden Bildungen von Handgriffen gehört die eines flachgedrückten, von breiten Bändern umgebenen, menschlichen Antlitzes und die eines, in einer geballten Faust endigenden, Rundstabes.

D. Gefäße und anderweitige Geräthe zur Auftracht und zum bequemeren Genuß von festen Speisen.

Künstlich zubereitete Speisen — Fleischwaaren aller Art, gebackenes Geflügel, Kuchenwerk u. s. w. — schüttete man, denjenigen bildlichen Darstellungen zufolge, die altägyptische Sitte schildern, zum Theil auf a) hölzerne, oblonge Borde[5]), zum Theil in b) flache Schüsseln, Näpfe und kesselförmige Behälter[6]). Diese wurden auf c) niedrigen, einfüßigen Tischchen den Speisenden vorgetragen[7]). Frisches oder getrocknetes Obst u. dgl. trug man in d) zierlich geflochtenen[8]), oder auch

---

[1]) Passalacqua, catalogue rais. No. 776. Wilkinson II. S. 398 No. 282 (2, 3). [2]) Rosellini II. (m. c.) LIII, 12. [3]) Ros. II. (m. c.) LIV, 60. Prisse d'Avennes, monuments égypt. Pl. L, besonders Fig. 5. Wilkinson II. S. 360 No. 268 (1—3). [4]) Passalacqua, catalogue rais. No. 509—530. Wilkinson II. S. 402 No. 286—288. [5]) Vergl. Wilkinson II. S. 379 No. 275; S. 385 No. 277 (e, 19) u. oft. [6]) Wilkinson II. S. 222 Pl. XII Fig. 11; hierzu vergleichsweise die Gefäße Descript. de l'Egypt. A. Vol. V. Pl. 75 Fig. 38 und Ros. II. (m. c.) LIV, 50, 60 u. a. O. [7]) Wilkinson II. S. 393 No. 281 (c, f); S. 399 No. 283, und über die Tische insbesondere weiter unten. [8]) Wilkinson a. a. O.; dazu Ros. II. (m. c.) LXI, 1.

in kunstvoller gearbeiteten, metallenen Körben[1]) auf. Letztere, gewöhnlich mit eingegrabenem oder getriebenem Bildwerk, das in Nachbildung von Thieren und Pflanzen bestand, verziert, glichen im Wesentlichen unseren modernen, leicht ausgeschweiften, viereckigen Kuchenkörben und waren, ähnlich wie diese, mit zwei einander gegenüberstehenden, mehr oder weniger schwungvollen Henkeln versehen.

Die Speisen selbst nahm man unmittelbar mit den Fingern[2]). Weder der Gebrauch von Messern[3]) und Gabeln, noch die Anwendung von Tischtüchern und Servietten war den Aegyptern dabei Bedürfniß.

E. Prunk- und Ziergefäße.

Derartige Gefäße, wohl weniger zum gewöhnlichen Gebrauche, als vorzugsweise dazu bestimmt, die Wohnungen der Reichen und die Palasthallen der Könige zu schmücken, haben sich nur in Abbildungen[4]) erhalten. Die bei weitem größere Zahl derselben sieht man theils in den Königsgräbern, theils auf den Mauern thebaischer Tempelpaläste. Diesen Bildern zufolge waren solche Gefäße meist von Gold. Die Kostbarkeit des Stoffes mag dann auch ihren Untergang beschleunigt haben.

Betrachtet man die Formen dieser Gefäße genauer und zwar im Vergleich mit den oben erwähnten, einfacheren Gefäßbildungen, so lassen sie, trotz ihrer, sich durch große Naturwahrheit auszeichnenden Ornamente, die bald in frei gearbeiteten Pflanzenverzierungen, bald in Thier- und Menschengestaltungen bestanden, dennoch einen bei weitem weniger geläuterten Geschmack erkennen als jene; vielmehr tragen sie sämmtlich das Gepräge eines schwereren, durch Verzierungen überladenen, nicht selten an das Barocke streifenden Styls, der sogar, bei oft gänzlichem Mangel einer gefälligen, schwungvollen Profilirung und einem innigeren linearen Zusammenhang des Ornaments mit dem eigentlichen Gefäß, an eine barbarische Pracht erinnert. Hieraus sowohl,

---

[1]) Ros. II. (m. c.) LVII, 11 auf einem Untergestell ruhend; LXI, 3 ff. Wilkinson III. S. 226 No. 376 (1—3). [2]) Wilk. II. S. 401 No. 285. Hier hocken die Speisenden vor einem etwa einen und einen halben Fuß hohen Tischchen. [3]) Das Zerschneiden der Speisen war ohne Zweifel Sache der Köche und Vorleger und geschah demnach schon vor der Mahlzeit. Ein in Aegypten aufgefundenes Messer, das unsern Tischmessern nicht unähnlich ist, theilt u. a. Ros. II. (m. c.) LXVI, 6 mit. [4]) Descript. de l'Eg A. Vol. I. Pl. 14 ff. Denon, voyage etc. Pl. 115; Pl. 139. Cailliaud, recherches etc. Pl. 24 und 24 A. Ros. II. (m. c.) LVII; LVIII; LIX; LXII. Wilkinson II. S. 346 ff.

als auch aus der Aehnlichkeit dieser Prunkgefäße mit denjenigen Ziergeräthen die auf monumentalen Darstellungen von Tributlieferungen fremder Völker verbildlicht sind [1]) und, nebst den als Kriegsbeute heimgeführten Schätzen [2]), ohne Zweifel die Paläste der siegreichen Pharaonen füllten, scheint aber hervorzugehen, daß ein großer Theil derselben nicht der inländischen Industrie angehörte, sondern Prachtarbeiten nichtägyptischer Nationen waren. Daß indeß auch die ägyptischen Metallarbeiter Geschicklichkeit genug besaßen, ähnliche Prachtgeräthe anzufertigen, ist wohl um so weniger zu bezweifeln, als sie in der praktischen Ausübung des Handwerks überhaupt jeder gleichzeitigen Nation die Spitze boten.

Die Gefäße selbst zerfallen der Form nach in flache, schalenförmige und in hohe, topfförmige Vasen. Erstere erinnern noch zumeist und zwar hauptsächlich durch eine gewisse Einfachheit ihres Profils an den Styl der oben beschriebenen, kleineren Näpfe und Schüsseln, wogegen die topfförmigen Vasen fast ohne Ausnahme eine um vieles plumpere, mehr selbständige Formenbildung behaupten.

1. Die flachen Vasen [3]) bestanden demnach in ihrer einfachsten Gestalt in mehr oder weniger tiefen, kreisrunden oder ovalen Schalen, die gegen die Oeffnung zu erst etwas eingezogen, sodann zu einem verhältnißmäßig hohen, leicht ausgekehlten Rand erweitert waren und auf einem mit Deck- und Untersatzplatte gebildeten, nach der Mitte sich verjüngenden Fuße ruhten. Theils waren sie mit einem Henkel, theils mit zwei einander gegenüberstehenden Henkeln versehen, theils waren sie ungehenkelt. Einige trugen aus ihrer Mitte senkrecht emporstrebende, blumenförmige Verzierungen.

Das eigentliche Gefäß oder der Bauch dieser Vasen war entweder glatt, ohne Ornament, oder mit einer, von dem Ansatzpunkte des Fußes sternförmig ausgehenden Ciselirung geschmückt. Den Rand umgab meist ein bandartig gewundenes, gleichmäßig fortlaufendes Ornament oder eine symmetrische Vertheilung von Rosetten oder auch eingravirte, seltner erhoben gearbeitete Thierfiguren. Die Hauptverzierung des Fußes bestand in fest anliegenden, sich ziegelartig deckenden Schuppen, während die Henkel fast immer in Form eines doppelhör-

---

[1]) Vergl. die Darstellung einer Tributlieferung an Thutmes III. bei Wilkinson I. Pl. IV; u. A., und die Gefäße Ros. II. (m. c.) LVIII, 5—7. Auf den mir bekannten Abbildungen von ägyptischen Handwerkern u. s. w. findet sich nirgend eine Andeutung über die Verfertigung solcher Geräthe. [2]) S. Birch, Statistical tablet of Karnak. [3]) Ros. II. (m. c.) LVII, 1, 16, 25, 35, 37; LVIII, 6; LXII, 2. Wilkinson II. S. 346 No. 247 (1, 3); S. 348 No. 249 (3).

nigen Thierkopfes (Steinbock, Antilope u. s. w.) gebildet waren. — Da, wo jene erwähnten, senkrecht emporstrebenden, blumenförmigen Verzierungen — Blüthenkelche an langen Stielen — vorkamen, waren sie theils so angeordnet, daß sämmtliche Knospen auf gleich hohen Stengeln senkrecht aufsaßen, theils so, daß sich diese letzteren, zur Hälfte nach links, zur Hälfte nach rechts gewandt, oberhalb umbogen, theils so, daß kleinere und größere Stengel symmetrisch miteinander wechselten. Einzelne solcher ornamentirten Gefäße trugen außerdem in ihrer Mitte einen hohen, reichverzierten, goldenen Würfel, auf dem ein Sphinx mit menschlichem, königlichem Antlitz ruhte[1]). Bei anderen, noch reicher gestalteten Vasen glich der Fuß einer umgekehrten Lotusblume und jeder Henkel einer nach innen gebogenen, in einer Quaste endigenden Schnur. Ein solches Gefäß wurde dann zuweilen von zwei einander durchaus gleichen und zwar in fremdländischer, asiatischer Tracht aufrechtstehend gebildeten Figuren in der Weise gehalten, daß, während beide dem Gefäß den Rücken zuwendeten, jede mit der linken Hand den Fuß unterstützte, mit der rechten dagegen den Henkel umspannte[2]).

2. Mehrere Gefäße in Eimerform oder mit kugeligem Bauche bezeichnen gewissermaßen den linearen Uebergang aus der schalenförmigen Vase zu der bauchigen, topfförmigen Vasengestalt. Besonders plump erscheinen dabei die eimerförmigen Gefäße. Auch sie waren zuweilen mit Henkeln versehen und ähnlich ornamentirt wie die oben erwähnten Vasen; außerdem trugen sie meist einen halbrunden Deckel, dessen Mitte ein freistehender, gehörnter Thierkopf schmückte[3]). Die kugelig gestalteten Gefäße[4]) hatten dagegen zuweilen einen sich trichterförmig erweiternden Hals, in schwerfälligen Linien geschwungene oder in Form von langgestreckten Thieren gearbeitete Henkel und ein einfaches, oft ganz schmuckloses Fußgestell.

3. Die größte Pracht und Mannigfaltigkeit in den Verzierungen zeigen, wie schon erwähnt wurde, die ebenfalls gehenkelten und bedeckelten, hohen, topfförmigen Vasen — Gefäße, die, abgesehn von ihrer schwerfälligen Profilirung, eine gewisse Aehnlichkeit mit den noch jetzt gebräuchlichen, sogenannten Bechervasen erkennen lassen[5]). Sie bestanden demnach in einem eirunden, mit der spitzigeren Endigung

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) LXII, 2. Wilkinson II. S. 347 No. 248 (2).
[2]) Rosellini II. (m. c.) LVIII, 5.
[3]) Rosellini II. (m. c.) LVII, 38.
[4]) Rosellini II. (m. c.) LVII, 23, 38. Wilkinson II. S. 346 No. 247 (2).
[5]) Vgl. Ros. II. (m. c.) LVII, 17, 19, 42. Wilkinson II. S. 349 No. 250 (6, 7).

nach unten gekehrten Bauch, der sich sowohl von hier aus zu einem Ständer, wie auch von seiner oberen, breiteren Endigung aus, zu einer kreisrunden Oeffnung kelchförmig erweiterte. Nur selten trat an die Stelle eines solchen aus- oder einwärts geschwungenen, glockenförmigen Ständers eine horizontale Abplattung des Bauches. Die Verzierungen der Gefäßflächen bildeten meist geometrische und blattförmige Figuren, die, eingefaßt von Randlinien, den Bauch der Vase, gleich horizontal liegenden Bandstreifen, umgaben. Mitunter beschränkte sich eine derartige Ornamentirung nur auf den oberen Theil des Gefäßes, während sich über die untere Hälfte desselben ein sternförmig gegliedertes Blätterwerk erstreckte, das sich dann gewöhnlich auch auf dem Fuß, der nicht selten nach der Mitte zu verjüngt, hier wie durch eine Umbänderung zusammengeschnürt erschien, wiederholte. Seltner bedeckte eine solche Blattverzierung den ganzen Bauch der Vase, wohingegen es wiederum häufiger vorkam, daß sich nur um seine Mitte ein verhältnißmäßig breites Pflanzen- oder Thierornament bandartig hinzog.

Die meisten dieser Vasen waren zweihenkelig. Bei einhenkeligen Vasen lief mitunter der Henkel so um den Rand derselben, daß er einerseits in einem Schlangenkopf endigte, nach der entgegengesetzten Seite aber sich über eine Rosette bog und sodann in Form einer nach unten gekehrten Blume dem Bauche näherte[1]). Aehnlich gestaltete Doppelhenkel, doch ohne jenen Schlangenkopf, kamen ebenfalls vor[2]). Einzelne Vasen hatten an jeder Seite statt eines solchen, bogenförmig gekrümmten Henkels, einen reich aufgeschirrten, sich der Gefäßlinie anschmiegenden Pferdekopf[3]); bei anderen bildeten derartige Köpfe noch außerdem einen besonderen, frei sich erhebenden Fußschmuck[4]). Auch von diesen hohen, topfförmigen Vasen findet sich eine abgebildet, deren Henkel mit menschlichen Figuren ausgestattet sind[5]). Es sind dies hier ebenfalls zwei gefesselte Asiaten, die, mit dem Rücken gegen den Bauch der Vase gelehnt, auf einem, diesen und den Fuß wagerecht durchkreuzenden, kantigen Stabe knien.

Die Deckel entsprachen in ihren Verzierungen meist denen der Henkel. Sie glichen demnach entweder einem umgekehrten Blüthenkelche oder bestanden in Nachbildungen von Thier- und Menschenköpfen

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) LVIII, 1. Wilkinson II. S. 348 No. 249 (1).
[2]) Rosell. II. (m. c.) LVIII, 3, 4. Wilkinson No. 248 (1); No. 249 (2).
[3]) Ros. II. (m. c.) LVIII, 2. [4]) Ros. II. (m. c.) LVIII, 3. Wilkinson II. S. 347 mit Abbild. [5]) Ros. II. (m. c.) LVIII, 7.

oder auch in einer Vereinigung der Blüthenform mit den zuletzt genannten Bildungen.

4. Weniger kostbare Zimmerzierden der Vornehmen und Reichen als diese bisher betrachteten, vermuthlich nur den Königen zugehörenden, goldenen Gefäße, bestanden in reichverzierten, ohne Zweifel sehr oft vergoldeten, Bronze-Geschirren; ferner in größeren und kleineren, sauber gearbeiteten, steinernen Vasen, gläsernen Behältnissen u. s. w. Einige der letzteren hatten vornämlich jene schon oben erwähnte Eiform. Die irdenen Gefäße der Art waren gewöhnlich bunt glasirt oder bemalt und mit Deckeln und Henkeln versehen, welche weitgespreizte Blätterbündel nachahmten[1]); andere Gefäße, den Bildern zufolge, von glasigem Stoff erinnern durch ihr buntfarbiges Geäder[2]) an jene so berühmten, altvenetianischen, farbigen Glasflüsse.

III. Geräthe, die mit der Körperzierde und der Gesundheitspflege zusammenhingen.

Ungeachtet die Aegypter das zeitliche Leben geringschätzten, so waren sie dennoch mehr auf die Erhaltung ihrer Gesundheit bedacht, als irgend ein anderes Volk. Es wurde bereits mehrfach bemerkt, daß sie nicht nur die größte Reinlichkeit beobachteten, sondern sich auch einer fortdauernden diätetischen Kur, die in Enthaltsamkeit gewisser Speisen, in Anwendung von Brechmitteln, Klistiren u. s. w. bestand, unterzogen. Sie besaßen demnach eine Menge von Gegenständen, die theils als Badegeschirr und Toilettengeräth der äußeren Sauberkeit, theils als medizinische Instrumente der innerlichen Reinigung dienten.

A. Badegeschirr und Toilettengeräth.

Neben den Waschungen im Freien, den Nilbädern, die sowohl Männer wie Weiber, die Töchter der mächtigen Pharaonen nicht ausgenommen[3]), jedem anderen Bade vorzogen, bediente man sich im eigenen Hause größerer und kleinerer Wannenbäder. Die dazu verwendeten a) Wannen oder Becken waren entweder von Stein oder Metall; bei Aermeren vermuthlich von gebrannter Erde. Daß die Waschbecken der Vornehmen und Reichen mitunter aus kostbarem Metall bestanden und nicht geringen Umfang hatten, geht daraus hervor, daß

[1]) Vergl. Rosellini II. (m. c.) LX, 11 und die aufgestellten Blumenvasen: Wilkinson II. S. 222 Plat. XII. [2]) Ros. II. (m. c.) LIX, 1, 6; LX, 11. Wilkinson II. S. 345 No. 246 (6, 7, 8, 10, 14—19); III. S. 89 ff. No. 349.
[3]) 2 Mose II, 5.

der König Amasis von dem seinigen eine goldene Bildsäule anfertigen und diese auf offnem Markte aufstellen lassen konnte[1]). In der massenhaften Verwendung von wohlriechenden Oelen und Salben, wozu die vorzüglichsten Ingredienzien von fernher eingeführt werden mußten[2]), herrschte ebenfalls ein außerordentlicher Luxus; so erzählt z. B. Diodor[3]), daß der Gründer des sogenannten Mörissees den Ertrag der dort ausgeübten Fischerei, täglich ein Silbertalent an Werth, seiner Gemahlin zur Beschaffung von Salböl und anderen Gegenständen der Toilette überwiesen habe. Der Kostbarkeit solcher Essenzen und Salben entsprachen dann auch die zu ihrer Aufbewahrung bestimmten **b)** Büchsen und Fläschchen. Dafür sprechen sowohl einzelne in Aegypten aufgefundene, als auch mehrere abbildlich dargestellte Salbgefäße[4]). Meist aus kostbaren Stoffen — edlem Metall, den seltensten Steinarten, buntfarbigem Glasfluß, Elfenbein, Knochen, Horn u. s. w. — gefertigt, waren es meist kleine, ausgebauchte Vasen und topfförmige Näpfchen oder mit schlankem Fuß und Hals versehene, birnenförmige Fläschchen, die man vermittelst eines künstlich gebildeten Deckels oder Stöpsels verschloß.

Besondere Sorgfalt verwendete man auch auf die Herstellung von **c)** Schminkdöschen und kleinen Behältnissen zur Augenschwärze, wie dies ebenfalls mehrere, wohlerhaltene Geräthe der Art bezeugen[5]). Diese sind zum Theil äußerst nett und zierlich aus hartem Holze geschnitzt und zwar gewöhnlich in Form eines aufrecht stehenden, einfachen oder doppelten Cylinders, seltner in der einer zusammengekauerten, menschlichen Figur (wobei dann der Obertheil des Kopfes den Deckel bildet) oder als kleine, thönerne, korbförmige Behältnisse mit schwarzen Verzierungen auf buntfarbigem Grunde. Die cylindrischen Döschen erscheinen theils glatt und schmucklos, theils sind sie ringsum, in untereinander geordneten Parallelkreisen, abwechselnd mit geometrischen Figuren, Blumen und anderweitigen Arabesken, ornamentirt. Das Färben der Augenlider geschah vermittelst eines Stäbchens und zwar in der Weise, daß man diesen behutsam zwischen dem geschlossenen Auge

---

[1]) Herod. II, 172. [2]) Heeren, Ideen u. s. w. II. (II.) Wilkinson III. S. 378 ff. [3]) Diod. I, 52. [4]) Vergl. Passalacqua, catalogue rais. No. 668 ff. Rosellini II. (m. c.) LXXXI, 26—30. Wilkinson II. S. 354 ff. No. 256 (1) No. 357 (1, 4, 6, 7); III. S. 388 No. 417. [5]) Passalacqua, catalogue rais. No. 663. Rosellini II. (m. c.) LXXXI, 33. Prisse d'Avennes, monuments égypt. Taf. XLVII. Fig. 18; Taf. L. Fig. 5. Wilkinson II. S. 356 No. 258 (1, 2) und die Zusammenstellung solcher Geräthe III. S. 383 No. 411.

hindurchzog. Solche Schminkstäbchen oder Spatel, von denen sich, da sie nicht selten mit den Schminkgefäßen durch Oesen verbunden wurden, gleichfalls mehrere erhalten haben, waren diesen zufolge von Bronze, von Holz oder von Elfenbein und an den Enden lanzettlich gestaltet.

Mehrfach aufgefundene, d) aus Holz geschnitzte, oblonge Kästchen[1]), mit flachem oder gewölbtem Boden, im Innern durch Querbretchen in Fächer getheilt und mit verschließbarem Deckel versehen, benutzte man vermuthlich zur Aufbewahrung kleiner Toilettengegenstände, als Nadeln, Knöpfchen und dergl.

Wesentliche Theile einer ägyptischen Toilette waren ferner der Kamm, der Spiegel und vornämlich für Männer das Rasirmesser — Gegenstände, die, mit Ausnahme des letzteren, zu den weniger seltnen Gräberfunden gehören.

e) Die Kämme[2]), meist verhältnißmäßig große, rechtwinkelig viereckige Holzplatten, sind gewöhnlich auf der einen Seite enger gezahnt als auf der anderen. Bei einigen ist die Zahnplatte der Länge nach verziert. Ohne Zweifel hatte man auch einseitig gezahnte Kämme mit zierlich geschnitztem Handgriff.

f) Die Spiegel[3]), weniger in der Grundform als in der Größe, die zwischen einen halben und einen Fuß schwankt, von einander verschieden und sämmtlich aus einer bronzenen Platte und einem Handgriff bestehend, wurden, einzelnen Exemplaren zufolge, mitunter in hölzernen oder ledernen Futteralen aufbewahrt. Während die Spiegelfläche überall eine leicht zusammengedrückte, fast kreisrunde Scheibe ist, ist der Griff gewöhnlich ein runder, sich nach den Enden nur wenig verjüngender Metallstab, der oben, an seinem Ansatzpunkte, entweder in zwei nach innen schneckenförmig gewundenen oder in zwei nach unten hörnerartig umgebogenen Verzierungen ausläuft. Bei einzelnen Spiegeln ist indeß der unter einer solchen Verzierung befindliche Theil der Handhabe zu einem fratzenhaften Gesicht ausgearbeitet, bei anderen fehlt dagegen das erwähnte Ornament ganz, so daß die Scheibe unmittelbar auf einem solchen Kopfe befestigt ist; noch bei anderen hat der Griff die Form einer breiten, hängenden Flechte oder die einer an

[1]) Wilkinson II. S. 361 ff. No. 269, No. 270. [2]) Passalacqua, catalogue rais. No. 572. Prisse d'Avennes, monum. égypt. Taf. XVII. Wilkinson III. S. 381 No. 410. [3]) Passalacqua, catalogue rais. No. 659—662; sie stammen theils aus Memphis, theils aus Theben. Ros. II (m. c.) LXXXI. Prisse d'Avennes, monum. Taf. XLVII, 21, 22. Wilkinson III. S. 385 ff. No. 413; No. 414.

einen kantigen Ständer gelehnten, karyatidenartig aufrecht stehenden Figur. Einfacher gestaltete Handhaben sind zuweilen sehr zierlich mit bunter Schmelzmalerei und flacher Ciselirarbeit geschmückt. Nicht selten ruhten die größeren Handspiegel auf einer kreisförmigen, abgerundeten Basis.

g) Die Anwendung eines länglich viereckigen und mit einem kurzen, an seinem Ende hakenförmig gekrümmten Griffe versehenen Instruments, als Scheermesser, findet sich auf einem Wandbilde[1]) in den Gräbergrotten von Beni-Hassan dargestellt. Nach diesem wurde das Messer mit der linken Hand geführt.

B. Medicinische Apparate und chirurgische Instrumente.

Zu den letzteren gehörte ohne Zweifel die überaus große Anzahl von kleinen, meist bronzenen, seltner eisernen Pinzetten, Zangen, Löffeln, Scheeren u. s. w., die man zum großen Theil in ägyptischen Gräbern aufgefunden hat[2]) und die, auch vielfach in Hieroglyphen dargestellt, sich nur wenig von den noch jetzt gebräuchlichen, ebenso benannten Geräthen unterscheiden. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß jene Scheeren nicht immer den gewöhnlichen, um einen Stift beweglichen Doppelscheeren, sondern häufiger den noch hier und da zur Schaafschur angewendeten, zangenförmigen Scheeren gleichen.

Unter den bekannten medicinischen Apparaten, der Menge von kleinen Steinkruken, Büchschen u. a., deren jedes Kabinet ägyptischer Alterthümer genug aufzuweisen hat, behauptet eine, im Museum zu Berlin befindliche, tragbare Apotheke[3]) den ersten Rang. Sie besteht aus zwei Einsatzkasten und einem sie umschließenden Koffer. Dieser hat eine Höhe von zwei Fuß und einem Zoll und eine Breite von einem Fuß, vier Zoll und sechs Linien. Er ist von Holz, flachseitig und wird, ruhend auf kurzen Füßen, durch einen, der Länge nach halbrund gewölbten, massiven Holzdeckel geschlossen. Seine vordere Seite ist mit einem schlafenden Schakal, um den sich Hieroglyphenstreifen herumziehen, bemalt. Der erste Einsatz ist ein von Binsen geflochtener, vierfüßiger Kasten von einem Fuß zwei Zoll Höhe und zehn Zoll sechs Linien Breite. Er umschließt einen äußerst sorgfältig und zierlich geflochtenen Behälter, der wiederum bis etwa zum Drittheil seiner Höhe

---

[1]) Cailliaud, recherches etc. Pl. 21, B. 4. Ros. II. (m. c.) LXXVI, 2. Wilkinson III. S. 393 No. 418. [2]) Passalacqua, catalogue rais. No. 509 bis 530; dazu S. 245 ff. [3]) Passalacqua, catal. rais. No. 506 ff.; abgebildet bei Wilkinson II. S. 217 No. 181.

in einem von Stabwerk sehr sauber gearbeiteten, vierfüßigen Untersatz ruht. Um jenen Behälter bequem herausheben zu können, ist er an verschiedenen Stellen mit elfenbeinernen Knöpfchen versehen. Er umfaßt, bei acht Zoll sieben Linien Breite und einer dem Ganzen entsprechenden Höhe, sechs vasenförmige Kruken, von denen fünf aus orientalischem Alabaster bestehen, die sechste indeß aus einem lavaartigen Steine geschnitten ist. Sämmtliche Kruken, mit Medicamenten gefüllt, haben festschließende, flache Stöpsel. Außer diesen Kruken enthält das Einsatzkästchen mehrere der schon erwähnten Geräthe: einen kleinen, zum bequemeren Herausnehmen der Medicin verschiebbar gestalteten Holzlöffel, ferner zwei größere, hölzerne Löffel und ein flaches, mit Früchten gefülltes Schälchen.

Beiläufig sei hier noch der Sitte gedacht, nach welcher der von einer Krankheit Genesene zum Danke für seine Heilung dem Gotte ein Votivbild darbrachte. Solche **Votivbilder** haben sich erhalten[1]). Man fertigte sie, ohne Zweifel nach den Vermögensumständen der Einzelnen verschieden, von gebrannter Erde, Basalt, Bronze, Elfenbein u. s. w. Gewöhnlich stellten sie den geheilten Körpertheil dar, und zwar entweder in runder Sculptur (wie das einzelne Ohren von gebranntem Thon, aus Elfenbein geschnitzte Arme, basaltene und gläserne Finger beweisen) oder in relief auf viereckigen, oberhalb abgerundeten Tafeln, die man denn noch besonders durch Schrift bezeichnete. Ein derartiges Bild befindet sich in der **Salt**'schen Sammlung.

IV. Möbel.

Zur Herstellung der Möbel verwendete man vorzugsweise verschiedene Hölzer, die indeß, da Aegypten selbst arm an Nutzholz war, hauptsächlich von Indien und Kleinasien bezogen wurden. Nebenher fertigte man auch metallene Möbel.

Die Ausstattung dieser Hausgeräthe, von denen mehrere, z. B. die Tische, Stühle und Fußschemel, viel Aehnlichkeit mit unseren modernen Möbeln hatten[2]), war, wie schon bemerkt, nach Rang und Vermögen des Einzelnen verschieden, eine mehr oder weniger kostbare. Die hölzernen Möbel der Vornehmen waren mitunter reich vergoldet oder mit Gold- und Silberplatten belegt und mit bunter Schmelzmalerei ver-

---

[1]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXXII, 15. Wilkinson III. S. 395 No. 419. [2]) Heeren, Ideen u. s. w. II. (II.) S. 372 stellt sogar die ägyptischen Mobilien den unsrigen als Muster gegenüber.

ziert; zuweilen bestanden sie aus einem besonders kostbaren Holze und eingelegten Ornamenten von andersfarbigem Holze, Elfenbein, Metall u. s. w. Die metallenen Möbel, zum Theil ebenfalls vergoldet und bemalt, schmückten nicht selten erhoben gearbeitete Bildnereien von symbolischer Bedeutung u. a. Einen besonderen Schmuck einzelner dieser Geräthe bildeten theils zierlich gemusterte Rohr- und Binsengeflechte, theils fein ausgegerbtes Pelzwerk, dessen man sich auch selbständig als Teppich bediente[1]), theils auch einfarbige oder buntgemusterte Zeuge als Polsterüberzüge.

A. Sitze.

Man kniete und hockte entweder am Boden[2]) oder man saß auf erhobenen Sitzen. Im ersteren Falle bediente man sich eines Unterlagers, im anderen Falle eines Sessels.

1. Die Unterlagen. Diese bestanden a) in mehr oder weniger künstlich geflochtenen Binsenmatten oder b) in langen, von Rohrstäbchen zusammengesetzten und mit Teppichen bedeckten Gestellen[3]) oder auch, und zwar vornämlich bei reich Begüterten, c) in, etwa ein Fuß hohen, oblongen Matratzen[4]). Diese letzteren stellte man vermuthlich dadurch her, daß man eine gewisse Zahl derbstoffiger Tücher aufeinander schichtete und sodann das Ganze stellenweis mit breiten Gurten zusammenfaßte.

2. Die Sessel. Auf ihnen nahmen, der herrschenden Sitte gemäß, sowohl Männer als auch Frauen Platz[5]).

a) Die einfachste Form der Sitze war die eines Würfels, dessen Höhe selten mehr als einen und einen halben Fuß betrug. Unbemittelte beschafften sich ein solches Gesäß, indem sie eine genügende Menge gleich großer Rohrbündel auf einander häuften und sie vermittelst Bast oder Stricken verfestigten[6]). Andere legten vielleicht einen derartigen Sitz, in ähnlicher Weise wie die erwähnten Matratzen, aus Tüchern zusammen[7]).

---

[1]) Dies scheint aus der Abbildung eines Leopardenfelles (Rosellini II. (m. c.) LXXV) hervorzugehn. [2]) Es ist dies eine auf unzähligen Denkmälern vorkommende Sitzweise; vergl. Wilkinson II. S. 203 No. 170. [3]) Vergl. die noch jetzt in Aegypten üblichen Gestelle: Wilkinson II. S. 206 No. 173 (1). [4]) Ros. II. (m. c.) und III. (m. d. c.) a. v. O. Wilkinson II. S. 200 No. 168; S. 215 No. 179 u. oft. [5]) Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. III. Wilkinson II. S. 191 No. 156; Pl. XII; S. 393 u. o. [6]) Rosell. II. (m. c.) IV. Wilkinson II. S. 19 No. 80 (8, 9). [7]) Wilkinson II. S. 196 No. 163 (3—5); S. 214 No. 178.

Die würfelförmigen Sitze der Vornehmen[1]) waren überaus reich mit Bildnereien, mit bunt emaillirtem Metallblech und eingelegter Arbeit verziert; außerdem hinterwärts mit einer senkrecht aufsteigenden, meist nur wenige Zoll hohen, bepolsterten Rücklehne ausgestattet.

Die Form des Würfels, diese einfachste und gewiß älteste, ursprüngliche Form aller Sitze, liegt dem königlichen Thron[2]) zu Grunde. Ebenso gestaltet sind auch die Sitze der Götter[3]), und fast scheint es, daß man den würfelförmigen Sitz als ein durch sein hohes Alter geheiligtes Gesäß betrachtet und sich seiner auch im gewöhnlichen Leben, neben anderen, als Haupt- und Ehrensitz bedient habe. Diese anderen waren drei- und vierbeinige Schemel oder Sessel und, oft kunstvoll gearbeitete, Klapp- und Lehnstühle.

b) Die dreibeinigen Schemel[4]) glichen durchaus den noch gegenwärtig bei einigen Handwerkern gebräuchlichen, dreibeinigen Sitzen. Die Sitzplatte, der größeren Bequemlichkeit wegen, meist etwas ausgehöhlt, war entweder kreisrund oder in Form eines Kreisabschnittes, der mehr als die Hälfte betrug, oder auch viereckig. Die Füße, in den meisten Fällen einwärts gekrümmt, stießen entweder in der Mitte der Platte zusammen oder lagen in den Winkeln eines gleichschenkligen Dreiecks.

c) Die vierbeinigen Sessel in ihrer einfachsten Gestalt bestanden aus einer ebenen, quadratischen oder nur wenig das Quadrat überschreitenden, oblongen Sitzplatte und senkrecht gestellten, dünnen Füßen. Solche Sessel fertigte man, wie aus bildlichen Darstellungen hervorzugehen scheint, theils von Metall[5]), theils, wie dies auch einige wohlerhaltene Möbel der Art beweisen, von Holz. Diese zeichneten sich von jenen sowohl durch bedeutendere Stärke, als auch durch mannigfach verschiedene, ornamentistische Behandlung aus. Bei einzelnen war die Breite der Platte gleich der Dicke der Beine, während diese letzteren noch besonders durch symmetrisch angeordnete, horizontale, senkrechte und diagonale Zwischenleisten miteinander verbunden wurden[6]). Die Platte selbst war entweder massiv von Holz oder ein hölzerner Rahmen, und im letzteren Falle bald mit Flechtwerk gefüllt[7]),

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) LXXV, 7. Wilkinson II. S. 193 No. 159 (1). [2]) S. unten: Einfluß des Staatslebens auf das Geräth ff. [3]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXXIV. Ros. II. (m. c.) CXXXV, 2 u. oft. Wilkinson Plat. 23; 25 A; 54 A. ff. [4]) Wilkinson II. S. 198 No. 165. [5]) Vgl. Wilk. II. S. 198 No. 165 (1, 4). [6]) Wilk. II. S. 196 No. 163. [7]) Wilk. II. S. 195 No. 161 (4); S. 198 No. 166.

bald mit vier breiten Ledergurten bespannt[1]) und außerdem zuweilen mit einem besonderen Polsterkissen bedeckt[2]). Sehr verschieden war die Bildung der Beine. Diese hatten gewöhnlich die Form einer einfachen, vierkantigen Stütze[3]) oder die eines nach unten etwas zusammengezogenen Cylinders. Bei reicher ausgestatteten Möbeln der Art zog man indeß der senkrecht aufgestellten, cylindrischen Form die einer sich nach beiden Enden zu verjüngenden Walze vor[4]). Eine solche ließ man dann entweder ohne Linearunterbrechung auslaufen oder gestaltete sie noch nach unten zu einem schlankeren und sich dann wiederum allmälig erweiternden, umgekehrt trichterförmigen Fuß[5]), oder man behielt auch die zuersterwähnte, cylindrische Form in der Weise bei, daß man nur das untere Drittheil zu einem verhältnißmäßig dünnen, sich zu einem konischen Füßchen erweiternden Stabe, schwächte[6]). Die hauptsächlichsten Ornamente dieser zuletzt genannten Beine bestanden theils in erhoben gearbeiteten, horizontal übereinander geschichteten Ringen, theils in ebenfalls ringförmigen, doch eingelegten Verzierungen von Elfenbein u. s. w.

Eine sehr beliebte Form von Möbelfüßen überhaupt, die denn auch bei vierbeinigen Sitzen häufig angewendet wurde, bestand in einer mehr oder weniger naturgetreuen Nachbildung von Thierbeinen: Bei leichteren Möbeln vorzugsweise der der Gazelle oder Antilope, bei schwereren, der des Löwen oder Leoparden. Die mit solchen Beinen versehenen Sessel[7]) waren theils einsitzig, theils zweisitzig und die Sitzbretter zuweilen hinterwärts zur Seite, in Form einer Lotusblume ausgeschnitzt. Die Füße ruhten meist auf kleinen, würfelförmigen Klötzen.

d) Die Lehn- und Polsterstühle. Die einfacheren Lehnstühle[8]) unterschieden sich von den ebenerwähnten ein- und zweisitzigen, thierbeinigen Sesseln nur durch eine mehr oder weniger hohe, einfache oder doppelte Rückenlehne. Auch bei ihnen verband man nicht selten die Beine durch Zwischenleisten, die man indeß da, wo sie mit dem Sitz zusammenstießen, abtheilungsweise verzierte. Die niedrigen, einfachen

---

[1]) Wilkinson II. S. 197 No. 164ff. [2]) Wilk. II. S. 196 No. 163 (2). [3]) Wilk. a. a. O. (1); S. 197 No. 164 (3); S. 382 No. 276 (u). [4]) Ros. II. (m. c.) XC, 5. [5]) Wilk. II. S. 197 No. 164, 164a. [6]) Wilk. a a. O. [7]) Wilk. II. S. 195 No. 161 (2). [8]) Ros. II. (m. c.) LXXIV, 3; CXXXIV, 3; III. (m. d. c.) LXVI. Wilk. II. S. 191 No. 156; S. 193 No. 159 (3): Plat. XII; S. 393 No. 281. Einen eigenthümlich gestalteten Stuhl theilt Cailliaud, recherches etc. Taf. 26 Fig. 1 mit. Er hat Löwenfüße, endigt vorn in einem Löwenkopf, hinten dagegen in einem Löwenschwanz, der so gebogen ist, daß er dem Rücken einen Stützpunkt gewährt.

Lehnen waren häufig nur eine senkrechte Fortsetzung der Hinterbeine. Sie bedeckte gewöhnlich ein sich an Gesäß und Rücken anschmiegendes Polster, das, hinterwärts herabhängend, am Rande eingefranzt war. Die Doppellehnen bestanden aus einem, ebenfalls senkrecht aufsteigenden Rahmen und einer, mit diesem in einem spitzen Winkel vereinigten und also schräg gestellten, vorderen Lehne. Diese war entweder nur wenig nach innen gekrümmt oder, was häufiger der Fall gewesen zu sein scheint, der natürlichen Rückenkrümmung entsprechend ein- und auswärts geschwungen. Hierdurch erhielten diese Stühle, fast ohne Ausnahme, eine äußerst schlanke und gefällige, unseren modernen Stühlen nicht unähnliche Form. Zudem verzierte man sie gewöhnlich, insofern sie vorzugsweise für die Wohnungen der Reichen bestimmt waren, entweder mit eingelegter Arbeit von Elfenbein u. s. w.[1]) oder man belegte sie auch wohl symmetrisch mit bunt emaillirten, in Form und Farbe abwechselnden Metallblättchen[2]). Den Sitz bedeckte man mit Polstern, die in den zartesten Farben prangten und die man außerdem shawlartig über der Rückenlehne ausbreitete.

Die höchste Pracht, die jedoch wiederum eine gewisse Schwere zur Folge hatte, entfaltete sich an den, zum königlichen Hausgeräth gehörenden, Lehn- und Polsterstühlen[3]). Bei diesen waren nicht nur die löwenklauen- oder walzenförmigen Füße stark vergoldet und mit theils eingegrabenen, theils in relief erhoben gearbeiteten Ornamenten aufs reichste verziert, sondern auch die Räume zwischen den Beinen waren vom Sitze abwärts bis etwa zum Kniegelenk des Löwenfußes mit vielfach verschlungenen Pflanzenverzierungen oder mit Feldern, auf denen sich figürliche Darstellungen befanden, gefüllt. Letztere hatten meist symbolische Bedeutung und bestanden demnach theils in wirklichen Hieroglyphen u. s. w., theils in gefesselten Gefangenen siegreich überwundener, asiatischer Völker. Die Rücklehnen, obgleich einfach in senkrecht und schräg aufsteigenden Linien gebildet, waren ebenfalls zur Seite entsprechend ornamentirt. Zuweilen erstreckten sie sich nach vorn zu niedrigen Seitenlehnen, die dann, bequem eingerichtet zum Aufstützen

[1]) Rosellini II. (m. c) CXXXIV, 3. [2]) Rosellini II. (m. c.) XC, 3.
[3]) Descript de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 89. Cailliaud, recherches etc. Taf. 25. Ros. II. (m. c.) XCI. Wilkinson II. S. 196 Pl. XI. Vergl. auch den bei Leemans, monum. égypt. à Leyde (4te Lief. Taf. IX. Fig. 672) abgebildeten Stuhl, wo der in einen Rund aufsteigende Sitz je zur Seite von einem, mit symbolischem Kopfputz verzierten Löwen getragen wird. Daß sich die Könige neben jenen Prachtstühlen auch der einfacheren Lehnsessel bedienten, geht aus mehreren bildlichen Darstellungen hervor, z. B. Wilkinson II. S. 420 ff. No. 295; 296.

der Arme, von goldenen, trefflich gearbeiteten, vorschreitenden Löwen gleichsam getragen wurden. Die gesammte Sitzfläche dieser Stühle bedeckte ein schwellendes Polster, das sich sowohl oben um die abgerundete Kante der Lehne als auch vorn um die vorspringende, ebenfalls abgerundete Kante des Sitzes, walzenförmig herumlegte. Der Stoff selbst war entweder eintönig oder gemustert, von hochrother oder hellblauer Farbe. Das Muster bildeten schwarze, sich durchkreuzende und buntfarbige Sternchen, weiße Punkte u. s. w. umschließende Linien.

Neben allen diesen, nur mit einer Rückenlehne ausgestatteten Sitzen hatten begüterte Personen auch andere, mit Rücken- und Seitenlehnen versehene Stühle[1]). Sie entsprachen im übrigen jenen oben beschriebenen, löwenfüßigen Sitzen mit gerad aufsteigender, bepolsterter Rückenlehne. Von dieser erstreckte sich nämlich hier jederseits und zwar parallellaufend mit der Sitzplatte oder etwas nach innen gebogen ein längerer oder kürzerer Rundstab, dessen vorderes Ende durch einen gleichfalls gebogenen Stab mit dem eigentlichen Sitze verbunden war.

e) Die Klappstühle[2]), deren man sich vermuthlich vorzugsweise außer dem Hause, bei Spaziergängen u. s. w. bediente, waren mit unseren sogenannten Feld- oder Schiffsstühlen von durchaus gleicher Konstruktion. Die auch bei jenen sägebockartig gekreuzten Beine endigten unterhalb entweder in Thierköpfen und zwar in einzelnen Fällen in der Weise, daß diese gleichsam in Querstangen bissen, wodurch dann das Ganze an Festigkeit gewann, oder in freistehenden, eine Kugel umklammernden Thierfüßen. Lederne Gurte bildeten den Sitz, den man außerdem, größerer Bequemlichkeit wegen, mit Kissen oder Pelzwerk belegte.

Auffallend ist es, daß fast alle Stühle, und namentlich die Lehnstühle[3]), die man in Aegypten gefunden hat, sich von den bildlich dargestellten, unzweifelhaft ägyptischen Sesseln durch mehr oder weniger schwere und plumpe Formen unterscheiden. Sie sind sämmtlich von Holz und gleichen im Wesentlichen den stark gearbeiteten Holzstühlen, die man noch hier und da auf dem Lande bei den weniger begüterten

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) LXXIV, 4. Wilkinson II. S. 193 No. 159 (2). [2]) Ros. II. (m. c.) LXXIV, 1; XC, 4. Wilkinson II. S. 194 No. 160; S. 222 Pl. XII und a. a. O. Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. XLI. [3]) Ros. II. (m. c.) LXVI, 15. Wilkinson II. S. 192 No. 157; 158 sind folgende Maße angegeben: Fig. 1: der Sitz 8″ hoch, die Lehne 1′ 4″. Fig. 2: der Sitz 14″ hoch, Gesammthöhe 2′ 6″. Fig. 3: der Sitz 13″ hoch, die Lehne 17″.

Bauern antrifft. Die Beine, bei einigen kurz und gedrungen, bei anderen zwar höher, aber eben so wenig schlank, haben entweder eine einfache, vierkantige oder ziemlich plumpe, löwenfüßige Form. Bei den vierkantigen Beinen finden sich häufiger horizontale oder diagonale Verbindungsstäbe. Der Sitz, aus einem quadratischen oder oblongen Rahmen bestehend, ist meist mit Flechtwerk gefüllt. Die Rücklehne, ebenfalls viereckig, ist entweder eine einfache, d. h. eine senkrecht aufsteigende, massive Platte und nur durch schmale, hölzerne Knieleisten mit dem Sitz verbunden, oder eine doppelte, indem jene Platte durch Lattenwerk ersetzt wird, das eine vordere, in schräger Richtung aufsteigende Lehne stützt. Bei einigen Stühlen ist eine derartige Lehne leicht einwärts gebogen und außerdem von Leistenwerk zusammengesetzt.

B. Fußschemel.

Fußschemel gehörten wesentlich mit zur Bequemlichkeit der Sitzenden und, wie es scheint, so gehörte zu jedem Stuhl auch ein besonderes, ihm entsprechend gestaltetes Fußbänkchen. Wenigstens waren diese in ähnlicher Weise von einander verschieden, wie die Sitze selbst.

Die einfachste Art der Fußschemel bestand in einem, je nach Bedürfniß höheren oder niedrigeren, oblongen Holzkloß. Seine Seiten wurden mitunter bunt bemalt[1]). Neben diesen hatte man kleine, vierbeinige und mit Flechtwerk überspannte Gestelle[2]). Reiche und Vornehme bedienten sich statt dieser einfachen Schemelchen zierlicher gearbeiteter, zuweilen mit ornamentirten Füßchen versehener und bepolsterter Bänkchen[3]).

Wie die Polsterstühle der Könige alle übrigen Sitze an Pracht übertrafen, so übertrafen auch die dazu gehörenden Fußschemel[4]) alle anderen Bänkchen der Art an äußerem Glanz. Auch sie hatten zwar nur jene ursprüngliche, oblonge Grundform, aber ihre Seiten waren mit reich sculptirtem Goldblech bedeckt und sie selbst mit Polstern ausgestattet, deren Muster mit dem der Stühle vollkommen harmonirte. Ebenso harmonirten auch die Metallverzierungen, die hier, wie bei den Stühlen, theils untereinander geordnete, von breiten Rändern eingefaßte, geometrische Figuren, theils liegende Gestalten gefesselter Sklaven u. s. w. bildeten.

[2]) Ros. II. (m. c.) CXXXIV, 3. Wilkinson II. S. 191 No. 156; S. 222 Pl. XII. [2]) Ros. II. (m. c.) LXVI; ähnlich einer im Berliner Museum befindlichen Fußbank, abgeb. bei Wilk. II. S. 198 No. 166. [3]) Ros. II. (m. c.) XC, 5. [4]) Sie finden sich bei Rosellini unmittelbar unter den Stühlen, zu denen sie gehören, dargestellt; vergl. Wilk. II. S. 199 No. 167.

C. Lagerstätten und was dazu gehörte.

Die Aermeren ruhten ohne Zweifel a) auf groben Tüchern oder geflochtenen Matten, die sie zu dem Zweck auf ebener Erde oder über aufgehäuften Binsen u. s. w. ausbreiteten. Die Ruhestätten der Reichen waren dagegen von der Erde erhobene, mehr oder weniger reich ornamentirte und mit weichen Polstern belegte Gestelle. Die einfachsten[1]) bestanden b) aus einer der Körperlänge entsprechend langen, oblongen Platte und vier kurzen, fast plump erscheinenden, einwärts gebogenen Füßen; dadurch, daß die am Kopfende befindlichen Füße etwas länger als die am unteren Ende waren, bildete das Lager selbst eine, der Bequemlichkeit zusagende, geneigte Fläche. Der hauptsächlichste Schmuck derartiger, einfacherer Gestelle beschränkte sich auf eingelegte Verzierungen von buntfarbigem Holze und Elfenbein.

Von diesen schweren und etwas unbeholfenen Gestellen unterschieden sich zierlicher gestaltete Ruhebetten vornämlich durch c) eine bei weitem dünnere, ihrer ganzen Länge nach sanft eingebogene Platte und zierlich ausgeschnitzte, oberhalb verzierte Thierfüße, von denen diejenigen, die das Kopfende unterstützten, zu einer senkrecht stehenden, kurzen Lehne verlängert waren[2]). Andere, noch kostbarere Gestelle d) ahmten die Gestalt irgend eines geheiligten Thieres nach[3]). Bei ihnen endigte somit die auf Thierfüßen ruhende, ebenfalls gebogene und durch das Polster gleichsam bauchicht erscheinende Platte vorn in einem sauber geschnitzten Kopf, hinten dagegen in einem Schweif, der, stark nach innen gekrümmt, über eine kleine, hochstehende Lehne hinwegbog. Die Thierköpfe selbst, meist mit der königlichen Haube oder mit einem, die Heiligkeit des gedachten Thieres symbolisirenden Kopfputz geschmückt, waren, wie das Ganze überhaupt, vermuthlich von kostbarem Holze und stark vergoldet, oder auch, was ebenso wahrscheinlich ist, ganz von Metall. Ohne Zweifel gehörten diese Art Betten zum königlichen Mobiliar oder zur Ausstattung der Tempel.

e) Ausgezeichnet, sowohl durch seine Größe, als auch durch wahrhaft massige Pracht war das Ruhebett der vergötterten Herrscher[4]): Ein von vier pilasterartig aufstrebenden, verhältnißmäßig kurzen Füßen

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) XCII, 7. [2]) Ros. II. (m. c.) XCII. Wilkinson II. S. 201 No. 169. [3]) Ros. II. (m. c.) XCII, 2, 3 ff. Diese Gestelle, die wegen des darauf verwendeten Metalls u. s. w. gewiß ziemlich schwer waren, ruhten nicht selten, des leichteren Transportes wegen, auf Schleifen. [4]) Ros. II. (m. c.) LXXV, 1.

unterstütztes Oblongum, dessen oberen Rand ein ausgekehltes Kranzgesims umgab und dessen Flächen, umrahmt von breiten, mit Strichlagen verzierten Leisten, sonnenbekrönte Namenschilder vergötterter Pharaonen u. s. w. schmückten. Auf dem oberen Sims aber erhoben sich, ohne Zweifel auf jeder Seite des Bettes, einfache, sich nach oben verjüngende und in Doppelschalen endigende, dreiflammige Candelaber und zwischen diesen, theils in stehender, theils in knieender Stellung gebildete, adorirende Figuren beiderlei Geschlechts. An dem einen Ende dieses Gestelles erhob sich außerdem in senkrechter Richtung die Lehne mit umgeschlagenem Polster. Das Ganze war ebenfalls entweder von Holz und stark vergoldet oder massiv von Metall.

Die Polster, mit denen man die Ruhebetten belegte, waren entweder beweglich oder auf der eigentlichen Lagerplatte befestigt. In beiden Fällen unterschieden sie sich nur durch ihren Umfang von den oben beschriebenen Stuhlpolstern.

f) Ein wesentliches Möbel, dessen man sich zum Ruhen bediente, bestand in einer niedrigen Stütze, oder vielmehr in einer, auf einem Ständer befestigten, mondsichelförmigen, schmalen Platte. Mit ihr unterstützte man entweder den Kopf, oder, bei halbaufgerichteter Lage, den Ellenbogen. Solche Ruheschemel[1]), deren man mehrere in ägyptischen Gräbern gefunden hat und die noch jetzt von den Eingebornen zu jenem Zwecke hergestellt werden[2]), stattete man in ebenso verschiedener Weise aus wie die Ruhebetten, auf die sie gemeiniglich, größerer Bequemlichkeit halber, gestellt wurden. Man fertigte sie von Holz, Stein und Metall, bald mit runder, bald mit zierlich ausgeschweifter, kantiger Stütze und dem entsprechender Basis. Auch setzte man sie aus zwei sich kreuzenden Stäben, als Stützen der Platte, zusammen oder unterstützte diese an den Seiten mit mehreren, auf einem Brete befestigten Rundstäbchen, u. s. w.

g) Zum Besteigen der Lagerstätten hatte man einfach gestaltete, mehrstufige, hölzerne Tritte[3]).

h) Um während des Schlafes gegen Mücken und anderes be-

[1]) Der Gebrauch dieser Kopf- und Armstützen ist uralt, wie dies theils Gräberfunde, theils ältere Bilder, auf denen derartige Schemel, wenig verschieden von den entdeckten, dargestellt sind, beweisen: vgl. Passalacqua, catalogue rais. No. 846 ff. S. 117 ff. v. Minutoli Reise u. s. w. Taf. XXXI. 11. Rosellini II. (m. c.) XCII. u. a. a. O. Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. XLVII. No. 23. Wilkinson I. S. 214; II. S. 201 No. 169; S. 204 ff. No. 171–172. [2]) S. oben S. 87, V. 3. [3]) Rosellini II. (m. c.) XCII. Wilkinson II. S. 201 No. 169 (3).

lästigende Ungeziefer gesichert zu sein, umgab man das Bett mit einem feinen, netzartigen Gewebe[1]).

D. Tische und Ständer.

1. Man hatte ein-, drei- und vierfüßige Tische von sehr verschiedener Größe, theils von Holz, theils von Stein, theils von Metall. Die Tischplatte war entweder kreisrund, quadratisch oder oblong. Die runden Tischplatten ruhten gewöhnlich auf einem Fuß, seltner auf drei Füßen und nie auf vier.

a) Die Form der Füße bei einfüßigen Rundtischen[2]) war meist die einer runden, sich nach der Mitte allmälig verjüngenden Stütze mit breiter Grundfläche. Doch kamen auch andere Formen vor, und ein von Wilkinson abgebildetes, steinernes Rundtischchen wird von einer, auf quadratischer Basis aufrechtstehenden, menschlichen Figur, die mit dem Rücken gegen eine Stele lehnt, unterstützt. Hölzerne Rundtische legte man mitunter aufs zierlichste mit elfenbeinernen, metallnen u. a. Ornamenten aus.

b) Dreifüßige Rundtischchen[3]), wie solche zuweilen abbildlich vorkommen, scheinen, da die Füße selbst dünnen, nach innen gebogenen Stäben gleichen, zum Theil von Metall gewesen zu sein.

Einen oblongen Tisch[4]), der so auf drei einwärts gebogenen, hölzernen Rundstützen ruht, daß zwei derselben auf einer Schmalseite stehen, die dritte aber in der Mitte der ihr entgegengesetzten Seite befestigt ist, befindet sich in der Salt'schen Sammlung. Die Oberfläche der ebenfalls hölzernen Tischplatte ist mit eingegrabenen, symbolischen Figuren, Hieroglyphen u. s. w. und einem sauber sculptirten Rande verziert.

c) Die vierfüßigen Tische mit stets viereckiger Platte erinnern nicht selten an die Form der Tempelfacaden oder Pylonen. Wie bei diesen das Dachgesims, so war auch bei jenen die meist sehr starke Platte zu einer leicht vorbiegenden Hohlkehle ausgearbeitet, die sich entweder in derselben Art wie bei diesen Gebäuden über einem massiven, sich nach unten erweiternden, vierseitigen Untergestelle erhob[5]) oder auf vier breiten, in ähnlicher Weise wie die massiven Flächen, gegeneinander geneigten, oblongen Stützen ruhte[6]). Diese wurden dann unterhalb durch horizontal liegende Querleisten von ziemlicher

[1]) Herod. II. 95. [2]) Rosellini II. (m. c.) LXXIX; XC, 7. Wilkinson II. S. 202 No. 169a (1—2); IV. S. 234. [3]) Wilkinson II. S. 202 No. 169a (3). [4]) Wilkinson II. S. 203 No. 169b. [5]) Wilkinson II. S. 203 No. 169c. (2). [6]) Wilkinson II. a. a. O. (1).

Breite mit einander verbunden. Einzelne solcher Tische waren indeß sehr leicht gearbeitet und von äußerst zierlicher, schlanker Gestalt [1]).

2. Neben diesen altarförmigen Tischen, die wie alle übrigen Möbel, bald einfacher, bald kunstvoller mit eingelegter oder erhobener Arbeit verziert wurden [2]), besaß jede gut eingerichtete Hauswirthschaft eine Anzahl Untersätze und Ständer. Sie dienten entweder, a) in Fächer abgetheilt, als Etageren, oder, b) mitunter auf der Fläche rund ausgeschnitten, als einfache Gefäßständer. Diese waren dann meist ähnlich konstruirt wie jene zuletzt beschriebenen, pylonenförmigen Tische, nur bei weitem schmäler als diese und mit mehreren, sich zuweilen durchkreuzenden, Zwischenleisten gefestigt [3]).

Zum Aufstellen einzelner Gefäße hatte man außerdem Ständer von sehr verschiedener Höhe, zum Theil in der einfachen Form einer runden, nach der Mitte sich allmälig verengenden Stütze, die auf einer viereckigen Basis ruhte und eine ebenso gestaltete, oft aber auch ziemlich lange Deckplatte trug [4]), zum Theil in Gestalt kleiner Tischchen. Letztere waren dann entweder massive, würfelförmige Klötzchen oder vierfüßige Gestelle mit einer, je nach der Bodenform des darauf zu stellenden Gefäßes, bald geraden, bald einwärts gebogenen Deckplatte [5]).

Ganz große Gefäßständer, bestimmt um mehrere Geschirre u. s. w. aufzunehmen, bestanden gewöhnlich aus einer in der Mitte gestützten, oblongen Platte, deren Fuß wiederum in die Mitte eines aus vierkantigem Leistenwerk bestehenden Untergestelles eingelassen war und so vielleicht um seine Axe gedreht werden konnte [6]).

E. Laden, Koffer und Schränke.

Diese Möbel dienten vornämlich zur Aufbewahrung von Kleidungsstücken, Schmucksachen und anderen, werthvollen Gegenständen.

Da das einzige Kleid der Aermeren in dem einfachen Schenkelschurz bestand und sie eben keine besonderen Kostbarkeiten hatten, so bedurften sie derartiger Geräthe nicht. Die Reicheren dagegen besaßen ohne Zweifel mehrere solcher Behältnisse, deren Umfang jedoch um so geringer sein konnte, als die zu bergenden Kleider fast sämmtlich von sehr zartem, durchscheinendem Gewebe waren und die eigentlichen Schmucksachen überhaupt nur wenig Raum einnehmen. Es darf dem-

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) LXXVIII, 3. [2]) Vgl. den Spieltisch des Königs bei Wilkinson II. S. 421. No. 296 b. [3]) Rosellini II. (m. c.) LV, 72; LXI, 4; LXXIX. Wilk. II, S. 216 No. 180 und oft. [4]) Ros. II. (m. c.) LX, 2, 10; LXI, 2, 12. [5]) Rosellini II. (m. c.) LX, 9, 11. [6]) Ros. II. (m. c.) LXXIV, 7.

nach nicht befremden, wenn die bei weitem größere Zahl dieser Möbel, sowohl derjenigen, die in Aegypten aufgefunden sind, als auch der, die auf Wandsculpturen abbildlich vorkommen, verhältnißmäßig klein und daher zum Theil sehr zierlich geschmückt erscheinen.

1. Die den Laden und Koffern[1]) zu Grunde liegende Form war die eines oblongen, von vier kurzen, würfelförmigen Füßen unterstützten Kastens. Ihre Verschiedenheit beruhte hauptsächlich, abgesehn von der Größe, theils in der mannigfaltigen Bildung der Deckel, theils in der Verschiedenheit der Ornamente.

Der Deckel, eingepaßt in eine sogenannte Nuthe, oder durch Charniere befestigt, lag entweder a) flach auf der Oeffnung des Kastens auf, ohne sich über den Rand desselben zu erheben, oder er bildete ein erhobenes Dach, das entweder b) die halbrunde Form der noch jetzt üblichen Kofferdeckel, oder c) die eines mehr oder weniger stumpfwinkligen Giebeldaches, oder auch d) die eines der Länge nach schräg aufsteigenden, hinterwärts rundlich gestalteten Keiles hatte.

Der Schmuck dieser Laden bestand meist in eingelegten Ornamenten von verschiedenfarbigen Hölzern, Elfenbein u. s. w., seltner in bunter Bemalung oder Sculpturarbeit. Die Hauptverzierung bildete gewöhnlich eine sich um sämmtliche Flächen des Behälters rahmenartig erstreckende Einfassung von leicht profilirtem oder glattem Leistenwerk, während farbige Bilder und Hieroglyphen die Flächen schmückten. Auf der Mitte des Deckels, parallellaufend mit seinen Langseiten, war in den meisten Fällen ein schmaler Streifen von Elfenbein oder Metall angebracht, der, in Gravirung, den Namen, Rang und Titel des Besitzers enthielt; außerdem befand sich am vorderen Rande des Deckels ein ebenfalls beinerner oder metallener Knopf. Dieser diente einerseits zum Oeffnen, andrerseits zum Verschließen der Lade. Zu letzterem Zwecke war nämlich ein ähnlicher Knopf jenem zunächst in die entsprechende Wand des Behälters eingelassen, so daß man beide vermittelst einer Schleife zuschnüren und auf das Schnur sein Siegel drücken konnte.

2. Vermuthlich hatte man außer diesen kleineren Laden und Koffern hochstehende Schränke mit doppelten Flügelthüren, die, von Holz und ohne anderweitigen Schmuck, nur mit einer stark vorsimsenden, ringsum ausgekehlten Platte bedeckt waren[2]).

---

[1]) **Passalacqua**, catal. rais. No. 841 ff. Ros. II. (m. c.) LXXXIX, 4. Wilkinson III. S. 176 No. 365. S. Birch, One remarkable object of the reign of Amenophis III. (No. 32. of the archeol. Journ.) [2]) Ros. II. (m. c.) LXXXIX.

V. Beleuchtungsapparate.

Die Erleuchtung der Wohnräume geschah vermittelst kleiner Lampen und einer Mischung von Salz und Oel. Mit solchen Lampen wurden auch auf dem Feste zu Sais die Häuser illuminirt[1]), und vom Könige „Micerinus" (Mencheres) wird erzählt[2]), daß er, um eine Prophezeihung des Orakels zu umgehen, beim Scheine unzählig vieler Lampen die Nächte hindurch mit seinen Freunden schwelgte.

1. Es waren diese Lampen entweder a) flachrunde Schalen von Steingut oder Metall, die, zur Aufnahme des Dochtes, entweder eine oder auch mehrere tüllenförmige Ausbiegungen hatten[3]), oder b) kleine, blumentopfförmige Gefäße, aus deren Mitte die Flamme emporflackerte[4]). — Ein derartiges Lampengefäß setzte man meist auf einen der obenbeschriebenen[5]), einfachen Säulenständer.

2. Daß man neben den schalenförmigen Lampen, vornämlich zum Leuchten im Freien, runde, ringsum geschlossene Laternen hatte, die an langen Stangen getragen wurden, scheint eine altägyptische Sculptur[6]) darzuthun. Zweifelhaft bleibt dabei natürlich das Material, aus dem sie bestanden.

Die größere Zahl der in Aegypten aufgefundenen, theils irdnen, theils bronzenen Lampen von geschlossener, flacher, runder oder ovaler Form, oder in Gestalt von Thieren, menschlichen Figuren, beschuhten Füßen u. s. w.[7]) gehören in die Zeit griechischer und römischer Herrschaft

Anhang.

Zur Leichenbestattung verwendete Geräthe.

1. Die wesentlichen Geräthe der Mumisirer zum Einbalsamiren der Todten[8]) werden von Herodot und Dioder genannt. Sie bezeichnen durch ihre Einfachheit zuverläßig den frühen Ursprung[9]) dieses Gebrauches; denn ohne Zweifel behielt man die

[1]) Herod. II, 62. [2]) Herod. II, 133. [3]) Rosellini I. (m. st.) XVI, 1; CXLV hier dient die Lampe zugleich als Räucherschale; II. (m. c.) LVI 61. [4]) Ros. I. (m. st.) XVII, 11; CLXVIII, 1. Wilkinson IV. S. 234 u. unten. [5]) S. S. 339 (2. b) und Ros. II. (m. c.) LVII, 29; LXI, 2; LXXV, 1. [6]) Abgebild. Wilkinson III. S. 113 No. 352. [7]) Descript. de l'Egypt. A Vol. V. Pl. 73 Fig. 5, 6, 19 ff.; Pl. 77 Fig. 1—4, 6. v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXXII, 11, u. v. a. [8]) Vgl. Herod. II, 86. Dieder I, 92. — Passalacqua, catalogue rais. S. 288. Notice par M. C. Delattre sur les embaumemens des Egyptiens, et sur les instruments. etc. [9]) S. oben S. 187.

ursprünglichen Geräthe, vielleicht als ein durch das Alter und den Nutzen der Erfindung Geheiligtes, bis in die späteste Zeit in unveränderter Gestalt bei.

Diese Geräthschaften bestanden, abgesehn von den zum Auslaugen der Cadaver und zur Aufbewahrung von Kräutern, Oelen und anderen Ingredienzien erforderlichen, größeren und kleineren Gefäßen, a) in Klistirspritzen, vermittelst denen man Reinigungssäfte und Balsam in das Innere der Bauchhöhle beförderte, b) in oberhalb umgebogenen Metallstäben, dazu bestimmt, das Gehirn durch die Nasenlöcher herauszunehmen und c) in äthiopischen Steinen, deren man sich statt der Messer zum Oeffnen der Seite bediente. — Mehrere Exemplare der beiden zuletzt genannten Gegenstände befinden sich im ägyptischen Museum zu Berlin. Die Metallstäbchen[1]) sind von Bronze, drathförmig und, ganz wie sie Herodot beschreibt, an einem Ende hakenförmig umgebogen. Die äthiopischen(?) Steine[2]) sind gelbliche, halbdurchsichtige, in Form eines scharfen Meißels geschlagene Kiesel.

Der, wenn auch nach Stand und Vermögen verschiedene, dennoch in allen Kreisen vorherrschende Luxus in Ausübung des Todtenkult erstreckte sich auf Alles, was nur irgend darauf Bezug hatte[3]); also nicht nur auf die Einbalsamirung, auf die Bekleidung der Leichen und auf die kostspielige Herstellung prächtiger Grabstätten, sondern auch auf die Ausstattung der Mumienbehältnisse, Sarkophage, auf die prunkvolle Erscheinung des Leichenkonduktes und die des dabei gebräuchlichen Geräthes überhaupt.

2 Die Einschachtelungen der Mumien und die Sarkophage waren schon an und für sich äußerst kostspielig und daher nur bei den höheren Ständen üblich. Während die ärmere und unbemittelte Klasse der Bevölkerung ihre Todten gemeiniglich in einer einfachen oder doppelten Zeugumwickelung u. s. w. beisetzte, oder sie auch wohl bloß mit Sand bedeckte, umgaben reiche Privatleute ihre Todten mit zwei und drei, ja in späterer Zeit selbst mit vier und noch mehreren[4]) künstlich ausgestatteten Behältnissen.

---

[1]) Passalacqua, catal. No. 507. [2]) Passalacqua, No. 531—539.
[3]) Von den drei verschiedenen Bestattungsarten, die Herodot und Diodor als die allgemein gebräuchlichen beschreiben, kostete die erste und prunkvollste ein Silbertalent, etwa 1281 Thaler; die zweite, weniger prunkvolle, zwanzig Minen oder 427 Thaler; die dritte und einfachste wird dagegen „ganz gering“ geschätzt. [4]) v. Minutoli. Reise u. s. w. S. 265.

Das hauptsächlichste Material zur Verfertigung solcher Mumienschachteln war ein von Leinwand oder Papyrus gebildeter, starker Carton. Seltner, und dann vornämlich bei mehrfacher Einschachtelung als äußerste Hülle, stellte man hölzerne Särge her. Diese waren jedoch bei der Holzarmuth des Landes äußerst kostbar, denn sie mußten, da das Holz der Sykomore, welches man vorzugsweise zu diesem Zwecke verarbeitete nur verhältnißmäßig kleine Bretchen lieferte, aus einer Menge von Stücken und Stückchen zusammengesetzt werden[1]). Demnach ersetzte man derartige Sarghüllen theils durch Behälter von Thon und gebrannter Erde[2]), theils durch steinerne Sarkophage. Letztere, aus Granit, Porphyr, Basalt oder Alabaster[3]) bestehend und reich mit Hieroglyphen u. s. w. verziert, dienten indeß ausschließlich den Leichen hochgestellter Personen — Priestern und Königen — als äußerste Hülle.

a) Die vorherrschende Form der zuerst erwähnten, cartonnirten Mumienbehälter war die einer ringsumwickelten Mumie. Sie schlossen sich demnach ziemlich eng dem Leichnam an und waren da, wo der Kopf des Verstorbenen lag, mit einer dem Ganzen entsprechend großen, oft sehr sauber gearbeiteten Portraitmaske geschmückt. War der Todte männlichen Geschlechts, so bezeichnete dies ein, am Kinn der Maske befestigter, hölzerner Bart, der die Gestalt einer mehrsträhnigen Flechte hatte.

Solche Mumienkasten[4]) bestanden aus zwei, genau aufeinander gepaßten Theilen. Sie wurden mit einem Kreidegrund dünn übertüncht, mehr oder weniger sorgfältig ornamentirt und sodann stark gefirnißt. Den wesentlichen Schmuck bildete, nebst einer die lebendige Erscheinung des Todten nachahmenden Bemalung des Gesichts mit Hinzufügung der Haube als Kopfputz und des kreisförmigen Kragens als Hals- und Brustschmuck, eine sich bandartig um den Kasten erstreckende, eng zusammengedrängte, hieroglyphische Schrift. Dabei nahm auch hier, wie bei der Bekleidung der Mumie[5]), die Darstellung der Todesgenien und die der geflügelten Sonnenscheibe eine Hauptstelle und zwar oberhalb inmitten der Brustpartie ein. — Mitunter umgaben mehrere solcher Behälter, schachtelartig in einander gefügt, die Mu-

---

[1]) v. Steinbüchel, Beschreib. d. k. k. Sammlung in Wien S. 65. [2]) Wilkinson V. S. 479 No. 504 (10). [3]) Passalacqua, catalogue rais. S. 101 v. Minutoli, Nachträge zur Reise u. s. w. S. 216 ff. Heeren, Ideen II. (II.) S. 265. H. Brugsch, übersichtl. Erklärung u. s. w. S. 72 ff. [4]) S. beispielsweise: v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXXVI — XXXVIII. Ros. II. (m. c. CXXIX, 1, 2. Wilkinson V. S. 479 No. 504 (8, 10) Plat. 84 – 86; u. A. [5]) S. oben S. 188 c.

mie, wobei indeß oft derjenige Kasten, der sie zunächst umschloß, auch zumeist geschmückt wurde.

b) Die äußeren und äußersten Hüllen, besonders die von Holz oder von Stein, hatten, und zwar seit den frühesten Zeiten, vornämlich die Form ziemlich hoher, oblonger Kisten mit senkrecht gestellten oder sich nach oben etwas verjüngenden Seiten. Aehnlich gestaltet, wie jene obenbeschriebenen[1]) Laden und Koffer, so unterschieden sie sich auch von einander in derselben Weise wie diese, theils durch die Ornamentirung, theils durch die Gestalt ihrer Deckel. Bei einzelnen wirkte indeß eine eigenthümliche Bildung des Deckels zurück auf die Gestalt des Kastens. Dies war besonders bei den Behältern der Fall, deren Deckel die Form der Mumie nachahmten[2]). Bei diesen nämlich folgte das Kopfende des ganzen Sarkophags der natürlichen Rundung des Hauptes und schloß sich mit einer leichten, der Schulterlinien entsprechenden Wölbung den zunächstliegenden Seiten an.

Die meisten der Sarkophage hatten dagegen entweder einen flachaufliegenden, der Länge nach mehr oder weniger schräg aufsteigenden, hinterwärts abgerundeten Deckel[3]), oder eine giebelförmige[4]), oder auch eine, in Form eines der Länge nach gespaltenen Cylinders, halbrund gewölbte Decke[5]). Alle diese Deckel schlossen entweder unmittelbar an der Wandung der Kiste an, oder ruhten auf einem, den Rand derselben umgebenden, leicht ausgekehlten Gesims. Die mit einem gewölbten Deckel versehenen Kisten hatten dagegen nicht selten noch dadurch einen besonderen Schmuck, daß jede ihrer Höhenkante ein, das Ganze etwas überragender, viereckiger Pfeiler pilasterartig begrenzte.

Der äußere und innere Schmuck aller dieser größeren Mumienbehälter[6]) war je nach dem Stoff, aus dem sie bestanden, ein verschiedener. Hölzerne Särge verzierte man vorzugsweise mit bunter Malerei, zuweilen auch reliefartig durch Aufnageln flach geschnitzter Figuren[7]);

---

[1]) S. oben S. 340 (1). [2]) Wilkinson V. S. 479 No. 504 (3, 5, 7).
[3]) Der uralte Sarkophag im Museum zu Berlin: Passalacqua, catal. rais. S. 131 ff. mit Abbild. Wilk. a. a. O. No. 504 (2). [4]) Wilk. No. 504 (4).
[5]) v. Minutoli, Reise durch u. s. w. Taf. XXXV, 1. Wilk. No. 504 (1).
[6]) Die ausführliche Beschreibung des schon erwähnten Sarkophags bei Passal., cat. S. 131 ff. Die Uebersetzung der Inschriften an den in Berlin befindlichen Särgen bei H. Brugsch, übersichtliche Erklärung u. s. w. S. 72 ff., ferner die der im Louvre in Paris vorhandenen Särge: E. de Rougé, notices etc. S. 75.. und über die Mumienbehälter im Leydener Museum: Leemans, descript. des monum. etc. S. 145 ff. u. A. [7]) Der von v. Minutoli (Taf. XXXV, 1) abgebildete Sarkophag, im Museum zu Berlin.

steinerne Sarkophage außerhalb mit sauber behandelten, mehr oder weniger vertieft gearbeiteten, innerhalb zuweilen mit bunt gemalten, hieroglyphischen Inschriften.

Die verzierende Malerei an hölzernen Sarkophagen bestand zum Theil in einer die Wände bedeckenden, aus geometrischen Figuren gleichsam musivisch zusammengesetzten, Dekoration, zum Theil in schmalen, die Wandflächen umrahmenden Streifen mit Hieroglyphenschrift, die sich auf die Seelenwanderung des Verstorbenen u. s. w. bezog. Da, wo nur Hieroglyphen den Schmuck bildeten, wie dies hauptsächlich bei den steinernen Särgen der Fall war, standen sie entweder in senkrechten Streifen untereinander oder zogen sich in horizontaler Lage und zwar ohne wesentliche Unterbrechung um sämmtliche Flächen. Die Mitte des Deckels nahm dann gewöhnlich eine langgestreckte, symbolische Figur, umgeben von anderen symbolischen Zeichen, ein.

c) Da nach der herrschenden, religiösen Ansicht der Aegypter jeder Theil des menschlichen Körpers unter dem Schutze einer Gottheit stand und sie demnach nicht nur für die dem Grabe übergebene Mumie, sondern auch für die Eingeweide besondere Schutzgötter hatten[1]), so wurden auch die dem Cadaver entnommenen Gedärme mit eben der Sorgfalt einbalsamirt wie der Körper selbst. Man legte sie in eigene Behälter und fügte diese den größeren Mumienschachteln bei.

Diese Eingeweidesärge waren nicht weniger mannigfaltig unter sich als die eben betrachteten Sarkophage und bestanden, wie diese, theils aus Holz, theils aus gebrannter Erde, theils aus Stein.

Die Form dieser Kasten war meist von der der Sarkophage verschieden. Gewöhnlich waren es schmale, aber hoch-oblonge, der Breite nach durch senkrecht gestellte Seitenwände in mehrere Fächer getheilte und mit eben so vielen, entweder flachen oder rundlich gestalteten Deckeln, geschlossene Kisten[2]). Einzelne Eingeweidesärge hatten die Form kleiner, sich pyramidal verjüngender Tempelchen; andere nur die Gestalt oblonger oder würfelförmiger Kästchen. Der Hauptschmuck dieser meist hölzernen Behältnisse bestand in buntfarbiger Bemalung. Die Seitenflächen erhielten theils, neben der nie fehlenden Darstellung der Todesgenien, Abbildungen von Todtenopfern und anderen heiligen, sich auf den Todtenkult beziehenden Handlungen, theils diese erläuternde oder Gebetformeln enthaltende, hieroglyphische Aufschriften. Zuweilen bildeten die vier Todesgenien den alleinigen Schmuck.

---

[1]) H. Brugsch, übersichtl. Erklärung u. s. w. S. 20; S. 80. [2]) v. Minutoli, Reise u. s. w. S. 413. Taf. XXXIV.

Eine besondere Art, die Eingeweide zu bestatten, bestand darin, daß man sie in vier, entweder wächserne, thönerne oder hölzerne Behälter vertheilte, die, zwar in Form der oben beschriebenen[1]), cartonnirten Mumienbehälter, jedoch mit den Köpfen der vier Todesgenien versehen waren[2]).

d) Eine gewisse Aehnlichkeit mit diesen zuletzt genannten Behältern hatten die sogenannten Kanopustöpfe[3]). Es waren dies steinerne oder thönerne, rundbauchige Gefäße mit flachem oder nach unten spitzzulaufendem Boden, gewöhnlich breitem und kurzem Halse und darauf einem mit einer Haube bedeckten Kopf. Diese Köpfe bildete man entweder mit menschlichem Antlitz oder man gab ihnen die, den Todesgenien entsprechende, thierische Physiognomie. Solche Töpfe, stets vier an der Zahl, wurden sehr häufig um den Sarkophag vornehmer Leichen aufgestellt.

3. Die bei der Bestattungsfeier verwendeten Geräthe trugen durchaus das Gepräge eines streng ceremoniell geordneten Apparates. — Die eingeschachtelte Mumie wurde zunächst auf a) eine hohe Bahre, welche auf vier Thierfüßen ruhte und in einem Thierkopf endigte, horizontal niedergelegt und von einem Priester, der mit der Maske des Anubis, einer schwarzen Hundskopfmaske, bekleidet war, dem Jenseit geweiht[4]); sodann wurde sie aufrecht gegen die Wand gelehnt, oder bei Vornehmen unter **b**) einem, von vier schlanken Säulchen gestützten, hölzernen und bunt bemalten Baldachin aufgestellt[5]). — Während die Weiber klagend und weinend die so aufgerichtete Mumie umgaben, opferten ihr die nächsten Verwandten im Beisein eines Priesters. Die Opfergaben, unter denen der Lauch, in glockenförmigen Bündeln zierlich zusammengebunden[6]), eine Hauptsache war, wurden, auf c) einfüßige Rundtischchen vertheilt, dem Todten gegenüber gestellt[7]). — Hierauf salbte der Priester den Sarg, indem er aus einem d) rundlichen, weithalsigen Gefäß eine Flüssigkeit über denselben schüttete[8]). — Nach Beendigung dieser heiligen Ceremonie wurde die

---

[1]) S. oben S. 343 a. [2]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXI, 10. Ohne Zweifel dienten diese Figürchen zur Aufnahme der Eingeweide und nicht, wie dort (S. 446) vermuthet wird, zur Bestattung mumisirter Thiere; vgl. Wilkinson Pl. 61. [3]) Passalacqua, catalogue rais. S. 168 ff. v. Steinbüchel, k. k. Sammlung in Wien S. 74. Abbildungen: Ros. II. (m. c.) LIII, 8, und nach einer ägypt. Wandsculptur: CXXIX, 2. Wilkinson Pl. 61. [4]) Ros. II. (m. c.) CXXIX, 2. Wilkinson II. Plat. 44 (3). [5]) Ros. II. (m. c.) CXXIX, 1 ff. Wilkinson V. S. 383 No. 492 ff. [6]) Wilkinson No. 382. [7]) Wilkinson No 491 (3); No. 494 (7). [8]) Wilk. No. 494 (8); No. 495.

Mumie aufrecht auf e) eine Schleife gesetzt, bis zum Leichenwagen gezogen und in diesen horizontal hineingelegt.

f) Der Leichenwagen[1]), je nach Rang und Vermögen des Verstorbenen mehr oder minder reich geschmückt, war, seiner Form nach, ein großer, oblonger, mit einem schräg aufsteigenden, doch leicht gewölbten Deckel versehener, ringsumschlossener Kasten, der auf einem vollständig ausgearbeiteten Schiffe ruhte. Das Ganze stand, des leichteren Transportes wegen, auf einer, zuweilen vierrädrigen, hölzernen Schleife.

Die Verzierungen des Kastens (der entweder eine seiner breiten oder eine seiner schmalen Seiten zur Grundfläche hatte, und außerdem stets so beschaffen war, daß man durch eine viereckige Oeffnung den Kopf der Mumienschachtel oder diese in ihrer ganzen Länge sehen konnte) bestanden meist in einer weiten, gitterförmigen Quadrirung der Seitenflächen und in einer Füllung dieser Quadrate mit den Bildern der beiden auf den Tod bezüglichen Symbole, mit dem der Beständigkeit und dem des ewigen Lebens[2]). Diese Bilder, sowohl unter- als auch nebeneinander symmetrisch wechselnd, waren farbig auf andersfarbigem Grunde gemalt und von einer buntornamentirten Leiste, die rahmenartig sämmtliche Flächen des Kastens begrenzte, eingefaßt. — Einfacher war das Boot geschmückt. Seine Ornamente beschränkten sich theils auf Schnitzwerk, das, in halbgeöffneten Blumenknospen bestehend, die Enden der Schiffsschnäbel zierte, theils auf eine Bemalung der Seiten mit symbolischen Figuren — dem sogenannten mystischen Auge u. a. Einzelne Böte waren jedoch, außer mit jenen Zierden, noch mit einer auf einem Altar liegenden oder stehenden Gestalt des schwarzen Anubis ausgestattet. Diese stand dann entweder vor oder hinter dem Kasten. — Im Uebrigen wurde der Leichenwagen reich mit Blumenguirlanden behangen und jederseits mit säulenförmig in einander gesteckten Lotusblüthen und anderen Blumen versehen.

---

[1]) Ros. II. (m. c.) CXXVII, 1, 3; CXXVIII, 1 ff. Wilkinson V. S. 412 No. 500: Pl. 83—86. — Die Armen und wenig Bemittelten wurden vermuthlich, wie noch gegenwärtig in Aegypten, in einem einfach ausgestatteten Behälter, das der Familie gehörte und von dieser bei vorkommenden Todesfällen immer wieder benutzt wurde, zur Gruft befördert: v. Minutoli, Nachträge zur Reise u. s. w. S. 225 ff.
[2]) Das Symbol der Beständigkeit, das sowohl, wie auch das des ewigen Lebens als Amulet vorkommt und auch häufig bei Mumien gefunden wird, war ein vierkantiges, sich etwas nach oben verjüngendes und hier viermal von kurzen Stäbchen horizontal durchkreuztes Pfeilerchen; das des ewigen Lebens hatte die Form eines unten gehenkelten Kreuzes. — An die Stelle dieses letzteren setzte man zuweilen auf Leichenwagen das symbolische Bild des unauflöslichen Grabesknoten: S. oben S. 186 c.

Bis zu dem „heiligen See" oder dem Flusse, welcher, um zur Grabstätte zu gelangen, überfahren werden mußte[1]), wurde der Wagen von einem Gespann weiß und grau gefleckter Rinder gezogen. Diese trugen bei dem Transport der Leichen sehr angesehener Personen eine buntfarbige Rückenbedeckung und ein weites, eigenthümlich gestaltetes Halsband von symbolischer Bedeutung; außerdem zwischen den Hörnern eine von zwei buntgestreiften Federn begrenzte, goldene Mond- oder Sonnenscheibe. — Am Flusse angelangt hob man den Mumienkasten von der Schleife und setzte ihn auf ein, für den Zweck des Leichenconduks besonders reich ausgeziertes, verhältnißmäßig großes Boot. Hierauf vertheilte sich der Zug der Leidtragenden, der bis dahin dem Wagen zu Fuße gefolgt war, ohne Zweifel in derselben Ordnung, in mehrere, für ihn bereitstehende Böte, um wiederum, angelangt am jenseitigen Ufer, dem Todten das Geleite bis zur Grabstätte geben zu können.

4. Zu den verschiedenen, oft sehr kostbaren Gegenständen, welche das Gefolge der Leiche trug und die, wie schon erwähnt[2]), in Standesinsignien, Möbeln, Waffen, Opfergaben u. s. w. bestanden, gehörten, als ceremonieller Apparat, zunächst a) eine bestimmte Anzahl kleiner Götterbilder: Sie wurden in hochoblongen, in streifig bemalten, mit halbrund gewölbten Deckeln versehenen Holzkästchen transportirt[3]); — ferner b) die Gestalt des Anubis, schwarz bemalt, auf goldner Kiste liegend, welche von vier Priestern auf Schulterstangen getragen wurde[4]), und schließlich c) eine Menge mumienartig geformter Götterbildchen, d) die Portraitbüste des Verstorbenen, e) plastisch gebildete, symbolische Bezüge auf den Dahingeschiedenen u. s. w.

5. Unter den beweglichen Geräthen, mit denen man das Innere der Grabstätten ausstattete, nahmen, neben den oben beschriebenen[5]) Stelen, Gefäßen u. s. w., Opfer- und Weihetische eine wesentliche Stelle ein. Solche Tische fertigte man von Rohr, von Holz und von Stein.

a) Die von Rohr geflochtenen Opfertische glichen — einem wohl-

[1]) Da die Wohnungen der Lebendigen zumeist auf der Ostseite, die Gräberstätten ausschließlich auf der Westseite des Nils lagen, so mußte natürlich dieser Strom bei jedem Begräbnisse passirt werden. [2]) S. oben S. 186 c. [3]) Rosellini II. (m. c.) CXXIX, 2, wo vier solcher Kästchen unter einer auf einer Bahre liegenden Mumie stehen. Wilkinson V. S. 410 No. 499. [4]) Ros. II. (m. c.) CXXVIII, 1. [5]) S. oben S. 233 ff. und S. 346 d.

erhaltenen Exemplar zufolge[1]) — einem mehrfächrigen Repositorium. Ihre oblongen oder quadratischen Fächer ruhten indeß zwischen vier senkrecht gestellten Rundstäbchen.

b) Die hölzernen Weihetische waren in nichts von den gewöhnlichen Tischen verschieden[2]), wie denn überhaupt zu vermuthen steht, daß man sich dieser, und zwar in allen den ihnen eigenthümlichen Formen, zur Ausschmückung der Gräber bedient habe.

c) Anders verhielt es sich dagegen mit den steinernen Opfertischen[3]). Diese waren nämlich stets aus einem Block gearbeitet und zwar, als verhältnißmäßig hohe, quadratische oder oblonge Altäre mit etwas geneigter Oberfläche. Letztere hatte in ihrer Mitte eine leicht vertiefte Guß- oder Blutrinne und oberhalb dieser oder auch zu den Seiten derselben, als symbolischen Schmuck, in flacherhobenem Relief, Darstellungen von Opfergaben — Geflügel, Feldfrüchte, Brod u. dgl. Außerdem trugen diese Steintische hieroglyphische Inschriften. Diese enthielten theils den Namen des Bittenden, theils Dankgebete u. s. w. Aus mehreren solcher Inschriften[4]) geht hervor, daß man, nach glücklich beendigter Krankheit, überhaupt nach Errettung aus Gefahr, derartige Opferaltäre, als ein Zeichen der Dankbarkeit, gewissen Göttern weihte.

II. Hülfsgeräthe

zur Erwerbung, Mehrung und Nutzbarmachung von Naturprodukten.

Diese Geräthschaften, die, wie wir im Vorigen[5]) andeuteten, dem Bestreben, den gesteigerten, nicht mehr naturgemäßen Bedürfnissen durch entsprechende, also mehr künstliche Mittel zu genügen, zunächst ihre Entstehung verdankten, deren Vervollkommnung aber mit der Vermehrung und Steigerung der Bedürfnisse überhaupt verhältnißmäßig zunimmt, waren denn auch bei den Aegyptern nach Maßgabe ihres Culturzustandes im hohen Grade ausgebildet.

So wenig sich indeß bestimmen läßt, wann die Aegypter mit der Gewinnung und Nutzanwendung der Metalle, dieser Hauptbeförderungsmittel handwerklicher und gewerblicher Thätigkeit bekannt wurden, ebenso

---

[1]) Wilkinson V. S. 391 No. 497. [2]) Vgl. die oben beschriebenen Tische S. 338 D. mit den bei Todtenopfern und Leichenprozessionen angewendeten: Ros. II. (m. c.) LXXVIII, 3; LXXIX. Wilkinson Pl. 83 ff. [3]) Wilkinson V. S. 387 No. 496. E. de Rougé, notice des monuments etc. S. 87 ff. v. Steinbüchel, k. k. Sammlung in Wien S. 27. [4]) H. Brugsch, übersichtl. Erklärung u. s. w. S. 32; S. 64. [5]) Vgl. S. 88 Ueberschrift: II.

wenig auch läßt sich etwas chronologisch Bestimmtes über die Ausbildung ihres Hülfsgeräthes sagen. Dieses erscheint bereits auf den ältesten Monumenten, besonders aber auf den Wandbildern der Gräbergrotten von Beni-Hassan, vollständig entwickelt. Daß es indeß auch für Aegypten eine Zeit gegeben hat, in der man sich dort, gleich wie noch gegenwärtig der größere Theil der afrikanischen Stammvölker, mit den einfachsten, naturgemäßen Hülfsmitteln begnügte, liegt, nach dem allgemeinen Entwickelungsgang menschlicher Cultur überhaupt, außer Frage: Auch die Aegypter bedienten sich ursprünglich der Steine als Handwerksgeräth.

Mehrere solcher Geräthschaften, wozu denn ebenfalls die zum Mumisiren der Leichen verwendeten, äthiopischen Steine zu zählen sein dürften, haben sich, zuverlässig als Reste einer frühen, roheren Bildungsstufe des Volkes, sogar bis heut erhalten [1]). Ebenso deuten eine nicht geringe Zahl abbildlich vorkommender Geräthschaften auf einen gleichen Ursprung hin, während sie selbst durch ihre Construction und stoffliche Beschaffenheit eine ähnliche Culturstufe bezeichnen, als die, welche die Südsee-Insulaner einnehmen [2]).

I. Hülfsgeräthe zur Erwerbung und Mehrung von Naturprodukten.

1. Viehzucht. Zur sicheren Leitung größerer Thiere, die, wie z. B. die Bullen, durch ihre Wildheit gefährlich werden konnten, bediente man sich eines a) starken Strickes. Er wurde mit dem einen Ende in Form einer Schleife fest um den Unterkiefer des Thieres geschlungen [3]). Zahme Ochsen, besonders solche, die der Heerde selbst als Führer dienten, schmückte man dagegen mit einem b) breiten, mitunter streifig verzierten Halsbande und einer großen, metallenen Glocke [4]). — Das hauptsächlichste Hülfsmittel der Hirten, um die Heerden gehörig zusammenzuhalten und anzutreiben, bestand c) entweder in einem langen Stecken, oder in einer, in einem langen Riemen endigenden, geflochtenen Geissel [5]).

Um Verwechselungen u. s. w. vorzubeugen, bezeichnete Jeder das

---

[1]) Mehrere Werkzeuge von Feuerstein besitzt das Museum in Berlin, vgl. Passalacqua, catal. rais. No. 541 — 543; dazu die Abbildg. Wilkinson III. S. 262.
[2]) Vgl. die Werkzeuge dieser Völker z. B. die Abbildg. bei J. Hawkesworth. Geschichte der See-Reisen und Entdeckungen im Süd-Meer u. s. w. Quartausg. Berlin 1774. Bd. II. Taf. 30 — 31 mit den altägypt. Handwerks-Geräthen auf Monumenten.
[3]) Wilkinson IV. S. 126 mit Abbildg. [4]) Ros. II. (m. c.) XXVII, 4, 5. Eine bronzene, kelchförmige Glocke von ziemlichem Umfange bewahrt das Berliner Museum. [5]) Ros. II. (m. c.) XXXII, 3 u. o. Wilkinson IV. S. 130 No. 441.

ihm zugehörende Stück Rindvieh mit einem Stempel. Es war dieser d) eine viereckige, mit Chiffern versehene, metallene Platte. Sie wurde in einem e) kleinen, blumentopfförmigen Ofen erhitzt, und, nachdem man dem zu bezeichnenden Thiere die Beine fest geknebelt hatte, diesem entweder auf dem rechten Vorderblatte oder auf dem linken Hinterblatte eingebrannt[1]).

e) Die Gefäße zur Aufbewahrung und zum Transporte der Milch[2]) hatten gewöhnlich die Gestalt unserer einfachen Eimer.

f) Kranke Thiere unterzog man einer sorgfältigen, ärztlichen Pflege. Die zu behandelnden, vierfüßigen Thiere wurden dabei auf eigenthümliche Weise, theils mit Stricken, theils mit hölzernen Knebeln, zum Stillhalten und Einnehmen der Medikamente gezwungen[3]). Letztere wurden in großen, schalen- und topfförmigen Gefäßen verwahrt.

Dieselbe Aufmerksamkeit verwendete man auch auf die Mehrung und Erhaltung des Federviehs[4]). Auch dieses entbehrte der ärztlichen Hülfe nicht, und unter den monumentalen Abbildern von Gänseheerden u. s. w. finden sich oft einzelne Thiere dargestellt, wie sie in g) zierlich geflochtenen Henkelkörben transportirt werden[5]).

Zum Herausholen der Gänse aus der Masse bedienten sich die Hirten eines h) langen Stabes[6]), der, an einem Ende hakenförmig gekrümmt, dem noch jetzt gebräuchlichen Gänsehaken vollkommen entspricht.

2. Ackerbau. Es wurde schon oben bemerkt[7]), daß man nur dann, wenn der Nilschlamm sich bereits durch die Sonnenhitze inkrustirt hatte, theils Erdhacken, theils hölzerne Pflüge anwendete und daß letztere, je nach der Stärke der Schlammkruste von Menschen oder Stieren gezogen wurden.

a) Die einfachste Art der Erdhacken[8]) bestand aus einem starken, mäßig gekrümmten, zugespitzten Holze und einem daran befestigten, ebenfalls hölzernen Griff. Dieser war meist um die Hälfte länger als jener Krummstock und nur in einzelnen Fällen etwas gebogen. Der größeren Haltbarkeit wegen verband man beide Hölzer, außer durch ihre bedingte Verbindung, noch dadurch miteinander, daß man sie, von ihrer Mitte aus, mit einem Knebelstrick umgab.

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) XXVII, 4, 5. Wilkinson III. S. 10 mit Abbild.
[2]) Ros. II. (m. c.) XXVII, 2, 3. [3]) Ros. II. (m. c.) XXXI, 3. Wilkinson IV. S. 139 mit Abbild. [4]) S. oben S. 237. [5]) Wilkinson IV. S. 132 No. 442. [6]) Rosellini II. (m. c.) XXX, 4. [7]) S. 237 (2).
[8]) Ros. II. (m. c.) XXXII. Wilk. IV. S. 40 No. 422 (1); S. 44 No. 424.

Einzelne in Aegypten aufgefundene, hölzerne Hacken[1]) haben statt jenes langen, zugespitzten Krummholzes ein, zwar auch gebogenes, aber nicht wie dieses schmal und spitz zulaufendes, sondern ei- oder schaufelförmig endigendes, breites Holz. Bei diesen besteht denn auch die zuletzterwähnte Art der Befestigung aus doppelten, mehrfach geknoteten Stricken.

b) Der auf ägyptischen Wandbildern häufig dargestellte, einfache Handpflug[2]) war im Grunde genommen nichts weiter, als eine nach unten gekehrte Hacke mit einem, der bequemeren Leitung wegen, zur leicht bespannbaren Deichsel verlängerten Handgriff. Um einen solchen Pflug sicher regieren zu können, versah man ihn dann zuweilen, am hinteren Ende, mit einem aufrecht stehenden, doppelten Leitständer von angemessener Höhe, oder man verlängerte diesen auch nach unten und ersetzte dann dadurch, daß man seine beiden Enden spitz gestaltete und mit Stricken zu einer keilförmigen Schaufel verband, jene erste, bei weitem längere und schwerer zu handhabende Krummhacke.

c) Ebenso einfach wie ein solcher Pflug, waren auch die Mittel zu seiner Bespannung. Sie beschränkten sich auf ein, nach der Zahl der Zugstiere verschieden langes, hölzernes Joch. An diesem wurde das Vieh mit den Hörnern zu einer Reihe befestigt, so daß ihnen der Jochbalken vor der Stirn zu liegen kam, und dieser selbst in seiner Mitte mit der Deichsel durch Stricke verbunden[3]).

Während des Pflügens[4]) ging dicht hinter dem Lenker des Pfluges, der vermittelst einer d) langen Ruthe sein Gespann leitete und antrieb, ein Sämann. Er trug die Aussaat, welche er mit der rechten Hand in weiten Bögen umherstreute, in einem gehenkelten e) viereckigen, vermuthlich aus Flechtwerk bestehenden Beutel. Das Einstampfen der Saat in den gefurchten Boden geschah durch Heerden von Schweinen, Ziegen u. s. w., die man darüber hintrieb[5]).

Das reife Getraide wurde mit einer f) Sichel kurz abgeschnitten. Eine solche Sichel[6]) war entweder hakenförmig und zwar spitzwinklig

---

[1]) Passalacqua, catalogue rais. etc. No. 443—444; die Abbild.: Wilkinson III. S. 248 No. 377. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 68, 69; Vol. II. Pl. 90. Cailliaud, recherches etc. Pl. 30—33. Rosellini II. (m. c.) XXXII; XXXIII. Wilk. IV. S. 40 No. 422; S. 48 No. 426 (1). [3]) Die Abbildungen eines solchen Jochbalkens bei Wilk. IV. S. 42 No. 423 und ebendaselbst zu diesem Joch gehörende hölzerne, geflochtene Schulter- oder Halsstücke. [4]) Wilk. IV. S. 48 a. a. O. [5]) Herod. II, 14; Diod. I, 36. Wilk. IV. S. 38 No. 421. [6]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 68—71; Vol. II. Pl. 73, 90. Ros. II. (m. c.) XXXIII, 1 und oft. Wilk. IV. S. 48 No. 426 (P. 2, 2); S. 86 No. 428; S. 89 No. 431.

gegen den kurzen Handgriff zu geknickt oder, ähnlich den noch überall gebräuchlichen Sicheln, leicht gebogen. In beiden Fällen befand sich die Schneide entweder innerhalb oder außerhalb der Krümmung.

Das geschnittene Getraide schüttete man in g) große, korbähnliche Behälter. Waren diese gehörig gefüllt, so hing man sie an eine Querstange und beförderte sie so auf den Schultern an den Ort ihrer Bestimmung — zur Dreschtenne u. s. w.[1]).

Außer den h) Besen, deren man sich zum Zusammenhalten des Getraides auf der Tenne bediente und die in nichts von den noch jetzt gebräuchlichen, sogenannten Reiserbesen verschieden waren, verwendete man zu gleichem Zwecke i) zwei- und dreispitzige, heugabelähnliche Stangen[2]). k) Halbrunde, geflochtene Körbe von verschiedener Größe wurden zum Aufschütten der Getraidekörner benutzt[3]), während man die Spreu von dem Korn dadurch sonderte, daß man es in l) kleinen, hölzernen Mulden, die mit einem Griffe versehen waren, aufhob und sodann gegen den Wind zur Erde warf[4]).

Das gereinigte Getraide verwahrte man in m) großen, mit einem Schlußbande zusammengeschnürten, Säcken.

Um die Frucht der geernteten Durrha von den Stengeln zu trennen, zog man diese durch ein n) kammartig gezahntes Bret, das, in der Mitte von einem Steg unterstützt, hinterwärts am Boden befestigt war[5]).

3. Gartenbau; Weinbau u. a. Bei der großen Vorliebe der Aegypter für Gärten und bei der Schwierigkeit, welche theils das Klima, theils die Beschaffenheit des Bodens derartigen Anlagen entgegensetzte, fehlte es natürlich um so weniger an einer Menge von geräthlichen Hülfsmitteln, die mit der Herstellung und Erhaltung von Gärten zusammenhingen: a) Hacken- und spatenförmige Werkzeuge von verschiedener Größe dienten zum Umgraben des Bodens; gerade und krumme Messer zum Beschneiden der Zweige; thönerne Wassergefäße und Schläuche zur Bewässerung des Gartenlandes 2c.

Andere Geräthe bedingte die Gewinnung, Aufbewahrung und Nutzbarmachung des Gewonnenen: Zum Einsammeln der Früchte[6]) benutzte man b) kleine, von Palmblättern oder

---

[1]) S. oben S. 238 und die Abbildung eines solchen korbähnlichen, von Stangen gebildeten Behälters: Rosellini II. (m. c.) XXXIII, 1. Wilkinson IV. S. 86 No. 428 (1). [2]) Ros. II. (m. c.) XXXIII, 2. Wilkinson IV. S. 87 No. 429; No. 432. [3]) Wilk. a. a. O. No. 429. [4]) Wilk. a. a. O. No. 428; 431; 432. [5]) Wilk. IV. S. 99 No. 436. [6]) Vergl. die Abbild.: Wilk.

Papyrus geflochtene, schalenförmige Körbchen von halbrunder oder ovaler Form; ferner größere, ebenfalls geflochtene Behälter, die aus einem kreisrunden Boden bestanden, den ein meist nur wenig erhobener Rand umgab, und aus Spaltholz zusammengesetzte Kiepen in Gestalt hoher Eimer.

Große Sorgfalt verwendete man auf die Bereitung des Weines[1]). Hierzu hatte man besondere c) Pressen und Kelterapparate. Letztere[2]) waren gewöhnlich von ziemlichem Umfange, zum Theil aus Stein gemeisselt und mitunter buntfarbig bemalt. Sie bestanden in einem großen viereckigen, oblongen oder quadratischen Behälter, der, ringsum von breiten Leisten gleichsam umrahmt, eine von vier schlanken Säulchen gestützte, flache Bedachung trug, von deren Mitte ein starkes, in viele Strehnen auslaufendes Seil herabhing. Der vierseitige Behälter wurde bis zum Rande mit Trauben gefüllt; auf sie stellte sich eine Anzahl Männer, von denen Jeder, um beim taktmäßigen Austreten des Saftes nicht zu schwanken, eins der über ihm hangenden Seile ergriff. Der so ausgestampfte Most floß aus kleinen, am Traubenkasten befindlichen, viereckigen Oeffnungen in davor gestellte, ebenfalls viereckige, trogähnliche Behältnisse.

Ein kleinerer Apparat, als diese Kelter, diente zum Auspressen der Träber. Er war aus vier zu einem rechtwinkligen Rahmen vereinigten Balken gebildet, zwischen denen sich in wagerechter Ausspannung das Träberbehältniß — ein mehr oder weniger umfangreicher, eiförmiger Schlauch befand[3]). Dieser Behälter, nur mit einem Ende befestigt, wurde vermittelst eines am entgegengesetzten Ende angebrachten Hebels von mehreren Männern kraftvoll gedreht und so gleichsam ausgerungen.

Zur zweiten und letzten Träberpressung, überhaupt aber zum Ausquetschen geringer Quantitäten, benutzte man gemeiniglich einen einfa-

---

S. 146—151. Viele solcher Körbchen, wie dort dargestellt sind, wurden in ägyptischen Gräbern bei Mumien gefunden. Mehrere bewahrt das Museum in Berlin, (Passalacqua, catalogue etc. No. 491—504) und darunter einige, welche die Form gehenkelter Täschchen haben. In kleinen, von Palmblättern geflechtenen, Körbchen transportirten die Amenier in der libyschen Wüste das Salz: Arrian, Feldz Alexandr. III, 4.

[1]) Die Pflege des Weinstocks in Aegypten war ohne Zweifel sehr alt; daher denn auch wohl die Sage, Osiris habe ihn entdeckt: Diod. I, 15. [2]) Cailliaud, recherches etc. Pl. 34. Ros. II. (m. c.) XXXVIII, 2. Wilkinson II. S. 152 Pl. X; S. 155 No. 141. [3]) Ros. II. (m. c.) XXXVIII, 3. Wilk. II. S. 153 No. 140.

chen Schlauch[1]), indem man ihn straff anfüllte und hierauf seine Enden in entgegengesetzter Richtung kurbelte.

Zum Ausfüllen des Mostes aus den um den Kelterapparat stehenden Gefäßen, wie auch zum Auffangen des Saftes aus den Träbern bediente man sich vorzugsweise d) großer, steinerner Schalen von halbkugliger Form und mit einem kurzen, röhrenförmigen Ausguß versehen[2]). Aus ihnen goß man dann auch den Saft in jene, bereits oben erwähnten[3]), thönernen Weinkrüge. — Um eine Flüssigkeit aus einem hochstehenden Gefäße in ein darunter gestelltes abzuleiten, verband man beide durch e) eine, in Form eines sogenannten Hebers, an einem Ende gekrümmte Röhre[4]). —

Ueber die zur Bereitung des Gerstensaftes — eine Erfindung, die man ebenfalls dem kunstreichen Osiris zuschrieb[5]) — verwendeten Geräthe fehlt es sowohl an bildlichen wie schriftlichen Nachrichten. — Die Gewinnung des Oels beschreibt Herodot[6]). Seinen Worten zufolge wurden die Früchte des sogenannten „Wunderbaumes (Sillicyprien: Kiki)" entweder in einem Mörser zerstampft und die Masse sodann ausgepreßt oder sie wurden zweimal gekocht, wobei man das sich sondernde Fett abschöpfte.

Ein Hauptnahrungsmittel der Armen bestand in einem von Lotus zubereiteten Brode: Man sammelte dazu die Wasserlilien zu gehöriger Zeit ein, ließ sie an der Sonne trocknen und buk das Innere der Blüthen, das man vorher zerrieben hatte, am Feuer gar. So auch benutzte man die Papyrusstaude zur Nahrung. Sie wurde zu dem Zweck in einer Pfanne, über Feuer, gehörig gedörrt[7]).

4. Jagd und Fischfang. — A. Jagdgeräth. Die am häufigsten angewendete Jagdwaffe war a) der bereits oben beschriebene[8]), etwa vier Fuß lange Bogen. Die Jagdpfeile hatten entweder, gleich den Kriegspfeilen, mannigfach verschieden gestaltete, scharfe Spitzen oder flache, abgestumpfte Klingen. Die letzteren benutzte man hauptsächlich dann, wenn man nur eine Betäubung des Thiers beabsichtigte[9])

Sehr beliebt war die Jagd auf Nilpferde und Krokodile. Diesen

---

[1]) Descript de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 68. Rosellini a. a. O. Wilkinson Pl. X, 3. [2]) Ros. II. (m. c.) XXXVIII ff. Wilkinson II. S. 155—160 mit Abbildg. [3]) S. oben S. 312 c. ff. [4]) Wilk. III. S. 341 No. 394 bildet einen solchen Apparat nach einem thebaischen Wandbilde aus der Zeit Amenerhis II. (etwa 1450 v. Chr.) ab. [5]) Diod. I, 20. [6]) II, 94. Nach Diodor I, 16. galt der Oelbau als eine Erfindung des Hermes. [7]) Herod. II, 92. [8]) Siehe oben S. 173 ff. [9]) Descript. de l'Egypt. A. Vol. II. Pl. 9. Cailliaud, recherches etc. Pl. 37. Ros. II. (m. c.) XV. u. oft. Wilk. III. S. 16—18 m. Abbild.

konnte man jedoch mit Pfeilen nicht beikommen und so erforderte ihr Fang, außer einer gewissen List, noch besonders verstärkte Waffen.

Zur Erjagung der Nilpferde[1]) vereinigten sich stets eine gewisse Anzahl von Personen. Sie bestiegen, je zu zwei oder mehreren, eine entsprechende Menge kleiner Böte und ruderten dem Orte, wo sie Nilpferde vermutheten, mit Vorsicht entgegen. Zeigte sich ein solches Thier über dem Wasser, so steuerten sie von allen Seiten darauf los, um es so eng wie möglich einzuschließen. War dies gelungen, so schleuderte Jeder nach demselben seine Waffe — eine b) durch ein Seil verlängerte, mit Widerhaken bewehrte, Harpune. Sank das Thier getroffen zu Grunde, so wartete man mit dem Heraufziehen so lange, bis es durch Blutverlust vollständig entkräftet war.

Krokodile[2]) fing man in frühester Zeit vermittelst c) erzener oder hörnerner Haken, die, mit einem Köder von Schweinefleisch versehen, an einem starken Angeltau hingen. Später bediente man sich anstatt jener Angeln, d) derber, geflochtener Netze. Auch suchte man diese Thiere dadurch zu tödten, daß man sich ihnen, bewaffnet mit e) einem metallenen Kolben, näherte und ihnen damit den Hirnschädel einschlug.

Mit zu den Lieblingsbeschäftigungen, besonders der Vornehmen, gehörte ferner die Jagd auf Vögel. Die hierbei gebräuchlichste Waffe bestand in einem f) rundlich abgekanteten Stück Holz von höchstens zwei Fuß Länge und leicht geschwungener Krümmung. Dasselbe wurde an einem Ende erfaßt und entweder unter die aufgescheuchten Thiere geworfen oder, kamen diese in den Bereich des Armes, als Schlägel gehandhabt[3]). Außerdem stellte man den Vögeln mit g) kleinen und großen Fangnetzen nach. Von diesen waren die zuletzt genannten ziemlich lange, oblonge Doppelnetze, die, mit langen Zügen versehen, mit solcher Schnelligkeit angespannt und geschlossen werden konnten, daß dem Geflügel nicht Zeit blieb, zu entwischen und es so unverletzt in die Hände des Vogelstellers kam[4]). Die kleineren Netze waren dagegen im eigentlichen Sinne Klappfänge und glichen in ihrer Konstruktion mehr oder weniger den noch jetzt üblichen Fuchseisen. Wie diese, so bestanden auch sie aus zwei halbkreisförmigen Bögen, welche ein Mittelsteg so miteinander verband, daß sie flach auf dem Boden

---

[1]) Diod. I, 35; hierzu die bildl. Darstellung des Fanges und über die Einrichtung der Waffe: Wilk. III. S. 70—74. [2]) Herod. II, 70. Diod. a. a. O. [3]) Cailliaud, recherches etc. Pl. 35. Rosellini II (m. c.) a. a. O. Wilkinson III. S. 39—43 mit Abbild. Mehrere solcher Schlägel bewahrt das Museum in Berlin. [4]) Rosellini II. (m. c.) a. O. Wilkinson III. S. 37 No. 333 (2); S. 46 No. 388.

ausgespannt eine Kreisfläche umschrieben. Auf der Mitte des genannten, hölzernen oder metallenen Mittelstegs befand sich ein bewegliches Stäbchen zur Befestigung eines Köders. Wurde dieser nun von einem herbei geflogenen Vogel berührt und gezerrt und hierdurch das Stäbchen gehoben, so löste sich die spannende Kraft und beide Flügel schnappten um das Thier zusammen[1]).

Beiläufig sei noch bemerkt, daß sowohl Hunde als auch Panther zur Jagd abgerichtet wurden und daß man sie, wie noch gegenwärtig überall, mit Halsband und Koppel ausstattete[2]).

B. Fischergeräth. Die gewöhnlichen Fangapparate waren der Speer oder die Harpune, die Angel und das Netz.

a) Der Fischspeer oder die Harpune war ein längerer oder kürzerer Stab, der entweder an einem Ende befiedert, an dem andern aber mit zwei Spitzen bewehrt war, von denen jede einen Widerhaken bildete[3]) oder der nur eine blattförmige, mitunter auch widerhakige Spitze und am entgegengesetzten Ende einen so tiefen Kerb hatte, daß eine dort umgeschlungene Leine nicht zur Seite gleiten konnte[4]). b) Ein eigenthümlich gestalteter Doppelspeer[5]) zum gleichzeitigen Harpuniren mehrerer Fische bestand aus einem langen und schmalen, vierseitigen Schaft, der zwei über zwerg liegende Harpunen umschloß. Da wo sie sich kreuzten, umgab sie eine Schleife, die man vermuthlich, je nachdem es die Größe des zu erlegenden Thieres erforderte, zusammenziehen und erweitern konnte. Der Schaft einer solchen Harpune — ein Geräth, das vielleicht vorzugsweise Vornehme führten, welche die Fischerei zum Vergnügen betrieben — war zuweilen zierlich bemalt und in der Mitte durch eine kreuzweis herumlaufende Schnurumwickelung verstärkt.

c) Die Angel[6]) bildete man auf dreifach verschiedene Weise: Entweder als einfache Schnur mit daran befestigtem Haken, oder in der allgemein bekannten Peitschenform, oder auch als mehrere an einem Stabe befestigte Schnüre. Der Haken war entweder von Horn, etwa die Kralle eines Raubvogels, oder von Metall und in diesem Falle vermuthlich gleich gestaltet den nach innen gekrümmten Spitzen an den Harpunen.

---

[1]) Ros. II. (m. c.) VI, 2 ff. Wilkinson III. S. 38 No. 334. [2]) Ros. II. (m. c.) XXII. Wilkinson III. S. 13 No. 322; S. 32 No. 331. [3]) Wilkinson III. S. 41 No. C, 11. [4]) Wilkinson III. S. 71 Pl. XV; S. 72 No. 347. [5]) Ros. II. (m. c.) XXV, 1, 2. [6]) Wilkinson III. S. 53 No. 341; No. 342.

d) Die Netze[1]) unterschieden sich von einander in eben der Weise, wie die noch heut überall gebräuchlichen Fischernetze, hauptsächlich nach ihrer Größe, Form und Dichtigkeit.

Die ärmeren Fischer fertigten Netze von Byblus und Palmbast oder auch von gespältenem Schilfrohr[2]); die mehr Bemittelten hatten dagegen sehr sauber gearbeitete, aufs künstlichste ineinander geflochtene Senk- und Zugnetze. Diese letzteren, oft von bedeutendem Umfang, waren auf einer Seite mit runden Holz- oder Schwimmklötzchen versehen, auf der anderen Seite aber mit Steinen und Bleistückchen beschwert[3]). Die Senknetze, zwar unter sich namentlich in der Größe verschieden, doch sämmtlich von bei weitem geringeren Umfang als jene Zugnetze, bestanden im Wesentlichen aus einem zwischen Holzstäben ausgespannten Geflecht, das, zwei- oder mehrtheilig, beliebig geöffnet und geschlossen werden konnte.

Die gefangenen Fische reihte man auf Stangen oder Seile und ließ sie so an der Sonne dörren[4]), oder man salzte sie ein[5]).

5. Bergbau. Die hauptsächlichsten Werkzeuge und anderweitigen Geräthe in Bezug auf den ägyptischen Bergbau finden sich fast vollständig in dem schon oben benutzten Bericht Diodors[6]) genannt. Stammt dieser gleich aus spätester Zeit, so läßt sich dennoch mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß alle dort aufgeführten Gegenstände bei den Aegyptern seit uralter Zeit bekannt und im Gebrauch waren, wobei indeß zu vermuthen steht, daß man sich statt eiserner Geräthe vornämlich bronzener Werkzeuge bedient habe.

Zum Brechen des metallhaltigen Gesteins hatte man a) Piken, b) Hacken, c) Hämmer und d) Brecheisen[7]). Jeder Arbeiter im Stollen trug vor der Stirn e) ein Grubenlicht. Das zu Tage geführte Gestein wurde in f) steinernen Trögen mit g) eisernen Keulen zerstampft[8]), dann auf h) Drehmühlen gemahlen und dieses Mehl auf i) geneigten Bretern ausgeschlemmt. Das so gewonnene Metall schloß man, vermischt mit einem Schmelzzusatz, in k) irdenen Töpfen ein und setzte diese sodann fünf Tage und fünf Nächte dem Schmelzfeuer aus.

---

[1]) Ros. II. (m. c.) a. O. Wilkinson II. S. 20 No. 81, 82; III. S. 37 No. 333. [2]) Diod. I, 60. [3]) Reste solcher Netze hat man in Gräbern entdeckt: Passalacqua, catalogue rais. No. 445. [4]) Wilk. a. a. O. [5]) Herod. II, 77. [6]) S. oben S. 241 (5 und die Note 7). [7]) Mehrere Geräthe der Art besitzt das ägyptische Museum in Berlin. Darunter einige eiserne Hacken, die den noch heut zu gleichem Zwecke angewendeten Hacken vollkommen gleichen. [8]) Vergl. die Abbild.: Wilk. III. S. 181 No. 367.

II. Hülfsgeräthe zur Bearbeitung und Nutzbarmachung von Naturprodukten.

1. **Bearbeitung des Flachses und der Wolle; das Spinnen, Weben, Flechten, Nähen und Sticken**[1]). Der zu verarbeitende Rohstoff wurde in Bündeln zusammengefaßt, diese in a) eigenthümlich gestalteten, topfartigen Gefäßen, die einen schalenförmigen Ausguß hatten, erweicht und inzwischen vermittelst b) hölzerner, langstieliger Klemmen entfasert. Das so weit gereinigte Material wurde mürbe geklopft und entwässert, wozu man sich c) leicht handlicher, flacher Holzkellen und würfelförmiger oder rundlicher Unterlagen bediente. Die Kellen waren entweder oval gestaltet und mehr oder weniger lang gestreckt, oder sie bestanden, wie dies ein wohlerhaltenes Exemplar bezeugt[2]), in einem oblongen, sich nach oben verjüngenden Kloß, der hier, um ihn bequem handhaben zu können, der Länge nach durchbrochen war. Die Pflanzenfaser wurde gekämmt. Die dazu angewendeten d) Kämme waren von Holz, länglich viereckig, ziemlich tief eingezahnt und mit einem runden Handstiel versehen[3]).

Das Spinnen geschah mit der e) Spindel[4]). Diese bestand, in ihrer einfachsten Gestalt, aus einem etwa einen Fuß langen Stäbchen, das an seinem breiteren Ende als Schwungrad eine halbkugelförmige Scheibe von Gyps oder Holz trug. Im übrigen hatte man sehr zierliche, von Palmblättern, Rohr u. s. w. geflochtene Spindeln. Solche endigten theils in einer ovalen Schleife, theils in einem hohlen, birnenförmigen Kolben. Letzterer war dann gewöhnlich mehrfach ausgeschlitzt und entweder im Innern mit einem Ringe versehen, der das Ganze auseinander hielt oder außerhalb von einem ähnlichen, ebenfalls zierlichen Ringe umgeben, der dann vermuthlich dazu diente, das Gewickel zusammenzuhalten. Um den Faden während des Spinnens möglichst lang und doch gleichmäßig glatt ausziehen zu können, wählten die Spinnerinnen eine erhöhte Stellung. Von hier aus leiteten sie ihn über f) hohe, gabelförmig endigende Stäbe und besondere, g) konisch gestaltete Steine, die, zu dem Zweck in gewissen Abständen von einander aufgestellt, je nach der Entfernung an Höhe und wahrscheinlich auch an Glätte zunahmen[5]).

---

[1]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Atlas Taf. XXIV. Cailliaud, recherches etc. Pl. 17 A ff. Rosel. II. (m. c.) XLI. Wilkinson III. S. 113 ff. Abbild. No. 353—356. [2]) Passalacqua, catalogue rais. No. 464 ff; vergl. Wilkinson No. 357—358. [3]) Solche Kämme fand Passalacqua (a. a. O.) ebenfalls in ägyptischen Gräbern. [4]) Vergl. bei Passalacqua, catalogue No. 466. Wilkinson No. 355. [5]) Ros. II. (m. c.) a. O. Wilk. II. S. 60 No. 91.

Das so ausgesponnene Garn wurde entweder verwoben oder verflochten. Das **Weben** bewerkstelligte man auf einem Webestuhl, das **Flechten** zwischen einem hölzernen Rahmen.

h) Die Webestühle[1]), deren man liegende und aufrechtstehende hatte, waren im Ganzen äußerst einfach konstruirt. Der liegende Webestuhl bestand im Wesentlichen aus zwei Balken, die, auf ebener Erde einander parallel gegenüber gelegt und durch Pflöcke befestigt, einen Rahmen bildeten. Zwischen diesen Balken spannte man die Fäden auf und theilte sie hier, je nach der Dichtigkeit, die man dem Gewebe geben wollte oder nach dem beabsichtigten Muster dadurch ab, daß man sie durch Querstäbe von entsprechender Breite und Länge in bestimmte Abtheilungen trennte, wodurch man dann zugleich die Durchschußöffnungen für den Gegenfaden erhielt u. s. w. Nach ähnlichem Prinzip, wenn gleich im Einzelnen complicirter, waren dann auch die aufrecht stehenden Webestühle gebildet. Ebenso die i) Rahmen zum Netzflechten. Auch diese, bestehend aus vier rechtwinklig miteinander vereinigten Leisten, standen entweder senkrecht auf dem Fußboden oder lagen horizontal und im letzteren Falle, der Bequemlichkeit wegen, auf einem entsprechend hohen, oblongen Untergestell. Das zum Verflechten bestimmte Garn wickelte man auf k) hölzerne Nadeln von verschiedener Länge und Breite, die, gleich unseren Netz- und Filetnadeln an dem einen Ende abgerundet, an dem andern Ende dagegen gabelförmig gestaltet waren. l) Aehnlich geformte, doch bronzene und zum Theil geöhrte Nadeln[2]) mit scharfen Spitzen, dienten zum **Nähen** und **Sticken**, was vermuthlich auch in einem Rahmen geschah.

2. **Das Färben und Walken der Zeuge.** Wie weit man es in Aegypten in der **Färberei** gebracht hatte, beweisen die bei Gelegenheit der Tracht u. s. w. schon mehrfach angeführten Wandbilder, auf denen uns, in ursprünglicher Farbenfrische, die verschiedenartigsten, gemusterten und buntfarbigen Stoffe erhalten sind. Kennen wir nun auch nicht aus gleichzeitigen Monumenten die eigentliche Manipulation der ägyptischen Färber, so geht doch sowohl aus jenen bildlichen Darstellungen, wie auch aus verschiedenen Färbestoffen, die an Ort und Stelle gefunden wurden, genügend hervor, daß mit dem Handwerk selbst auch die zu seiner Ausübung erforderlichen Geräthe einen beträchtlichen Grad der Ausbildung erreicht hatten[3]).

---

[1]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXIV, 2. Cailliaud, recherches etc. Pl. 17 A. Ros. II. (m. c.) XLI, 6. Wilkinson III. No. 353; No. 354. [2]) Sowohl größere Netz- und Filetnadeln von Holz, als auch kleinere, bronzene Nadeln der Art finden sich im Berliner Museum. [3]) Daß man theils heiß, also in Kesseln

Das Walken und Reinigen der Zeuge[1]) war theils ein Geschäft der Männer, theils wurde es von Weibern betrieben. Zum Einweichen und Spülen der Stoffe hatte man a) große, eimerförmige Gefäße von Stein. Das Walken selbst fand auf einem b) oblongen, drei bis viertehalb Fuß hohen Steine statt, der oberhalb abgeschrägt war und an dem sich eine niedrige, trogähnliche Rinne befand, in die das ausgeschlagene Wasser abfloß. Zum Schlagen bediente man sich c) entweder großer, abgeflachter Steine oder dem Zwecke entsprechend geformter, hölzerner Kellen.

3. Bearbeitung des Leders; Verfertigung von Schuhen, Sandalen u. a. Das häufige Vorkommen von Fragmenten, theils rohen, theils gefärbten und mitunter buntbepreßten Leders; die auf Monumenten sich mehrfach wiederholende Darstellung sauber gegerbter Thierfelle mit unverletzter, zuweilen verzierter Haarseite[2]) bestätigt die hohe Stufe der Vollkommenheit, auf der auch die Gerberei der Aegypter stand.

Die Instrumente und Geräthe zur Bearbeitung des gegerbten Leders[3]) scheinen im Wesentlichen nur wenig von den Apparaten verschieden gewesen zu sein, deren sich noch gegenwärtig unsere Lederarbeiter bedienen. So hatte man, wie noch heut zu Tage überall, zum Klopfen und Biegen des Leders a) hölzerne oder metallene, runde und kantige Schlägel und b) große, dreibeinige Böcke von Holz mit ein- oder auswärts gebogener Aufsatzplatte; ferner zum Durchbohren z. B. der Sohlen bei Schuhen u. s. w. c) theils geschwungene, theils gerade Ahlen und zum Zuschneiden des Leders, was meist auf d) einem schräggestellten Bretchen stattfand, das noch jetzt zu gleichem Zwecke verwendete, e) kurze, halbkreisförmige Messer. Selbst der, unsern Schuhmachern so unentbehrliche, f) niedrige, dreibeinige Schemel mit rundem, leicht ausgehöhltem Sitz, war auch der Arbeitssitz der ägyptischen Schuster.

4. Anfertigung von Schnüren, Leinen und Seilen. Die Herstellung von Schnüren u. s. w. geschah auf höchst einfache Weise

---

färbte, theils durch chemische Vermittelung Farben erzeugte und auf Stoffe übertrug, bestätigt Plinius, Naturgesch.; vergl. J. F. John. Die Malerei der Alten u. s. w. Berlin 1836, S. 51. Wilkinson III. S. 38; S. 129; S. 156 ff.

[1]) Wilkinson III. S. 162 No. 362. [2]) Vorzugsweise die Tiger- und Leopardenfelle, welche die Priester u. s. w. als Ceremonienkleid trugen. S. oben S. 201 (2. c.); S. 212 (1). [3]) Cailliaud, recherches etc. Pl. 20. Rosellini II. (m. c.) LXIII; LXIV. Wilk. III. S. 141 No. 359 (1); S. 159 No. 360 ff.

und zwar durch zwei Personen[1]). Die eine versah das Geschäft des Trillirers, die andere sorgte für die regelmäßige Verbindung der einzelnen Strehnen. a) Das Instrument, durch welches die Drehung bewirkt wurde, bestand in einer kurzen Röhre, die, am vorderen Ende etwas zugespitzt, hier einen kugelrunden, die Schwungkraft unterstützenden, sogenannten Balancier trug. Durch diese Röhre wurde das zu verarbeitende Material geleitet und zwar so, daß es zugleich die Hüften des Drehers umgab. Dadurch nun, daß sich dieser rückwärts gegen die Stoffmasse lehnte, sie hierdurch anspannte, während er das Instrument selbst mit beiden Händen in eine rotirende Bewegung setzte, fügten sich die, von dem Andern geleiteten Fäden eng und fest zusammen.

b) Die fertigen Seile u. s. w. wurden dann, ähnlich wie bei uns die Taue, schneckenförmig zusammengelegt und so aufbewahrt.

5. Bearbeitung der Metalle; Waffenschmiede, Gold- und Silberschmiede (Juwelirer)[2]). Neben den bereits oben beschriebenen[3]), größeren Gebläseöfen bediente man sich, vorzugsweise zu feinen, zierlichen Metallarbeiten a) kleiner, niedriger Feuerstellen oder hinterwärts geschützter Essen, und zu deren Anfeuerung eines b) einfachen Löth(?)- oder Blaserohrs.

Das Schmelzen des Goldes u. s. w. geschah, wie schon erwähnt, c) in irdenen, mit einem Deckel hermetisch verschlossenen Tiegeln. Diese hob man vermittelst einer d) von zwei Metallstäbchen gebildeten Klemme aus dem Feuer und kippte sie so in die bereit stehenden e) Metallformen — kleine, rechtwinklig umschlossene Kästchen — aus. Das zu verarbeitende Metall wurde gewogen und zwar auf f) Waagen, deren Querbalken, im Schwerpunkt auf einem Ständer ruhend, jederseits in einem rechtwinklig nach unten gebogenen, langen Haken endigte, von dem der eine zum Tragen des Metalles u. s. w., der andere zum Anhängen der Gewichte bestimmt war. Sowohl die Gewichte, wie der abzuwägende Gegenstand waren demnach entweder in einem g) gehenkelten Beutelchen eingeschlossen oder, und dies war bei den Gewichten gewöhnlich der Fall, mit einem besonderen Anhängsel versehen.

Das hauptsächlichste Handwerksgeräth bestand in h) mannigfach verschieden gestalteten, größeren und kleineren Hämmern oder, statt des-

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) LXV, 11. Wilkinson III. S. 141 No. 359 (1).
[2]) Cailliaud, recherches etc. Pl. 6 A und B; Pl. 15 A. Ros. II. (m. c.) L; LII; LIII. Wilkinson III. S. 222 No. 374; S. 223 No. 374a; S. 224 No. 375.
[3]) S. oben S. 243 c.

sen, in abgeplatteten Steinen; ferner in i) pinzettartig gestalteten Zangen von verschiedener Größe, k) in Schleif- und Polirwerkzeugen, sowie auch in l) verschiedenen Arten von Metallbohrern. Letztere hatten nicht gewundene Spitzen, sondern endigten, ähnlich wie die Bohrer unserer Metallarbeiter, rund oder dreikantig. Theils wurden sie, gleich den sogenannten Drillbohrern, vermittelst eines Bogens, theils unmittelbar mit der Hand bewegt. Zweifelhaft bleibt es, ob man den Gebrauch und Nutzen der metallenen Feile kannte. Doch läßt sich auch dies mit um so größerer Wahrscheinlichkeit voraussetzen, als man sowohl die Säge, wie auch metallene Schleifwerkzeuge, zwischen welchen beiden Instrumenten die Feile gewissermaßen eine Mittelstufe einnimmt, anwendete.

Daß man es verstand, Goldfäden von höchster Feinheit anzufertigen, daß man ferner die Kunstfertigkeit besaß, Gold und Silber in feinen Plättchen herzustellen und unedle Metalle, sowie Holz u. s. w. damit zu vergolden und daß man sehr geschickt im Emailliren, Steinschleifen, Graviren, Steinschneiden u. s. w. war, wurde bereits mehrfach bei Gelegenheit der Tracht, vornämlich beim Schmuck und den Waffen hervorgehoben.

---

6. B a u h a n d w e r k e; d i e Z i e g e l e r, S t e i n h a u e r u n d Z i m m e r l e u t e. Der zur A n f e r t i g u n g v o n Z i e g e l n[1]) erforderliche Thon oder Nilschlamm wurde in a) großen, geflochtenen Kiepen gesammelt, nach dem Orte seiner Bestimmung transportirt und hier in der Nähe eines, vermuthlich ausgemauerten, Wasserbehälters aufgeschichtet. Die Thonmasse selbst wurde durch fortwährendes Ueberschütten mit Wasser, das zu dem Zweck eine Anzahl Arbeiter in b) steinernen Krügen herbeischleppen mußte, feucht erhalten. Mit c) spitzigen oder schaufelförmigen Hacken[2]) von verschiedener Größe wurde der Schlamm zertheilt und verfeinert und sodann in d) oblongen Formen, die der Bequemlichkeit halber mit Handgriff und Henkel versehen waren, ausgedrückt und endlich an der Sonne getrocknet.

Die S t e i n m e t z e n und S t e i n b i l d h a u e r[3]) arbeiteten hauptsächlich mit e) verschieden geformten Spitz-, Rund- und Flachmeisseln und f) großen, hölzernen Schlägeln. Dabei wendeten sie g) Winkel

---

[1]) Cailliaud, rech. etc. Pl. 9 A. Ros. II. (m. c.) XLIX, 1. Wilk. II. S. 199 No. 93. [2]) Die Beschr. solcher Hacken s. oben S. 351 (2. a). [3]) Cailliaud, rech. etc. Pl. 41 ff. Ros. II. (m. c.) XLVII. Wilk. III. S. 335 ff. No. 391, 392; No. 361 (2).

und h) Richtschnur an und, zum Schleifen oder Poliren, i) halbovale oder eiförmige Metallstücke.

Am reichsten mit Handwerkszeug ausgestattet waren die Zimmerleute und Schiffsbauer[1]), denn sie hatten, außer jenen ebengenannten Werkzeugen, noch eine Anzahl besonderer Schlägel, Meissel, Bohrer, Aexte, Sägen und, was jedoch nur Vermuthung bleibt, den Hobel. k) Die Schlägel, mit einem handlichen Stiel versehen, waren entweder rund-kolbenförmig oder cylindrisch, oder sie hatten die Form großer Doppelhämmer. l) Die Meissel, welche theils als Stemmeisen, theils als Schlagmeissel gebraucht wurden, waren je nach ihrer Bestimmung entweder spitz oder flachschneidig und so theils einfache Stemmeisen, theils kleine Piken, die, durch sorgfältige Riemenumwickelung an einem Handgriff befestigt, mit diesem einen spitzen Winkel bildeten[2]). m) Die Bohrer bestanden in Drill- und Handbohrer. n) Die Aexte glichen im Wesentlichen unsern Zimmermannsärten und hatten, wie diese, bald eine nach außen gebogene, bald eine halbrunde Schneide und theils einen geraden, theils einen gekrümmten Stiel. Mit ihm war jedoch die Klinge stets durch Rieme und Bänder verbunden. o) Die Sägen, ausschließlich sogenannte Schrot-, Kerb- oder Drumsägen, waren von sehr verschiedener Länge und Breite und meist nur in einen hölzernen, wenig gebogenen Handgriff eingelassen. p) Zweifelhaft bleibt die Bekanntschaft mit dem Hobel deshalb, weil nach unsrer Ansicht das dafür gehaltene Instrument ebenso gut als ein q) Ansatzlineal betrachtet werden kann, dessen sich der Arbeiter bediente, um die Unebenheiten auf einer scheinbar ebenen Fläche ausfindig zu machen[3]).

---

7. Bearbeitung des Holzes zu Möbeln ꝛc.; die Schreiner, Tischler, Anstreicher, Lackirer und Schreiber. Die vornehmsten Werkzeuge und anderweitigen Geräthe der Schreiner und Tischler[4]) oder vielmehr der Holzarbeiter im Kleinen, unterschieden sich von denen der Zimmerleute hauptsächlich nur durch größere Feinheit, mit einem Wort, durch eine diesen künstlicheren Arbeiten entsprechende, zierlichere Gestalt. Demnach kamen zu jenen oben betrachteten Gegenständen nur wenig neue als solche hinzu, die vorzugsweise von diesen Arbeitern angewendet wurden. Sie beschränkten sich im Wesent-

[1]) Cailliaud, rech. etc. Pl. 1 und 2. Ros. II. (m. c) XLI bis XLVIII. Wilkinson II. S. 180 ff. No. 150; 151. [2]) Vergl. Ros. II. (m. c.) LXVI, 12. [3]) Vgl. Rosellini II. (m. c.) XLV, 3. Wilkinson III. S. 174 No. 364 (1). [4]) Cailliaud, rech. etc. Pl. 9. Rosellini II. (m. c.) XLIV. Wilkinson III. S. 144 No. 359 (2); S. 174 No. 364; S. 183 No. 368.

lichen a) auf mehrere, verschieden gestellte Winkelmaße und Richtscheite, sowie auf einzelne b) rund oder kantig ausgearbeitete Holzformen, nach denen man das Einzelne abmaß und gestaltete. Zum Kochen einer Art Leim, womit man zum Theil die Möbel u. s. w. zusammen fügte, zum Theil die Furnitur kostbarer Hölzer darauf befestigte, diente gewöhnlich c) ein kleiner, thönerner oder metallener Leimtiegel und ein niedriges, meist auf ebener Erde ausgebreitetes Kohlenfeuer.

Ueber einem solchen Feuer kochten auch die Maler und Lackirer[1]) ihre Farben und Firnisse, nachdem sie dieselben zwischen d) zwei flachen Steinen fein gerieben und in Gefäßen gehörig ausgeschlemmt hatten. Das Anstreichen geschah aus e) Farbetöpfen und zwar mit f) theils flachen, theils mehr oder weniger rund zugespitzten Pinseln, das eigentliche Ausmalen aber von g) einem oblongen Farbenbret[2]), das die Farben in oberhalb angebrachten, napfförmigen Aushöhlungen trug und nicht selten ein Fach für Malgeräth und andere Utensilien enthielt.

Von ähnlicher Gestalt war auch h) das Schreibezeug der Schreiber[3]). Dieses hatte indeß an einem Ende gewöhnlich nur zwei neben- oder untereinander liegende Höhlungen, von denen dann die eine zu rother, die andere zu schwarzer Farbe benutzt wurde. Zum bequemeren Transport des gesammten Schreibapparates, zu dem, außer jenem Bretchen, noch Griffel, Pinsel, Papyrusblätter, zuweilen sogar kleine, kugelrunde Farbenbehälter gehörten, steckte man es in eine hohe, oblonge oder cylindrische Tasche, die, zuweilen buntfarbig verziert, mit einem Querhenkel versehen war und oben zusammengebunden werden konnte.

8. **Verfertigung von Thon- und Glasgefäßen.** Die Töpfer[4]) arbeiteten auf a) einer niedrigen Drehscheibe, indem sie dieselbe, während sie das Gefäß mit der Rechten modellirten, mit

---

[1]) **Rosellini** II. (m. c.) XLVI. **Wilkinson** III. S. 174 No. 364 (2, 3); S. 311 No. 385. [2]) Ein derartiges, mit Sculpturen, Hieroglyphen u. s. w. verziertes Farbenbret fand **Passalacqua** (catalogue rais. No. 551 — 552) bei der Mumie eines Malers. Vergl. **Rosellini** II. (m. c.) LXVI, 3. [3]) Das Schreibegeräth ist so alt wie die Schrift der Aegypter. Beides findet sich bereits auf den Monumenten aus der vierten und sechsten Dynastie dargestellt: R. **Lepsius**, Einleitung in die Chronologie der Aegypter S. 33. Sämmtliche Schreib-Utensilien miteinander verbunden bilden unter den Hieroglyphen das determinirende Zeichen für „Schreiber": **Gliddon**, ancient Egypt. etc. 1845. S. 16. Die Abbild.: Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 13, 3 und oft. **Cailliaud**, recherche etc. a. v. O. **Rosellini** II. (m. c.) XCV, 5 ff. **Wilkinson** II. S. 10 No. 78; III. S. 315 No. 386; No. 387. [4]) **Cailliaud**, recherches etc. Pl. 16. **Ros.** II. (m. c.) L. **Wilk.** III. S. 164 No. 363.

der Linken im Kreise drehten. Diese, so theils mit der bloßen Hand, theils mit b) kleinen Stäbchen gefertigten Geschirre wurden entweder an der Sonne getrocknet oder im Ofen gebrannt und glasirt.

Von den zur Herstellung von Glasgefäßen angewendeten Werkzeugen lernen wir durch ein Grabgemälde von Beni-Hassan[1]) nur c) das lange Blaserohr kennen.

---

9. Ungeachtet dieser großen Menge von genannten Hülfsgeräthen und Instrumenten, die sich theils in Abbildungen, theils in Wirklichkeit erhalten haben, unterliegt es dennoch keinem Zweifel, daß außer diesen noch eine große Anzahl von Werkzeugen von den Aegyptern benutzt wurden, von denen sich weder auf den Monumenten eigentliche Bilder noch in den Gräbern u. s. w. Reste vorgefunden haben. Ein genaueres Eingehen in die Form einzelner Hieroglyphen, ein Vergleichen derselben mit dem Bekannten, hat bereits manches Hierhergehörige entdecken lassen und es mehr wie wahrscheinlich gemacht, daß das ägyptische Alterthum fast alle diejenigen Werkzeuge besessen habe, deren man sich noch gegenwärtig zu handwerklichen Zwecken bedient. So finden sich bereits unter den ältesten Hieroglyphen die mannigfaltigsten Formen von a) kleinen Schnitzmessern[2]), b) hakenförmig gekrümmten Stäben, c) kleinen Doppelzangen u s. w.; ferner d) mehrere Arten von Spannzirkeln, e) Pinzetten und Scheeren; ebenso das f) zwischen einem rechten Winkel aufgehängte Bleiloth[3]), wie auch das g) Weberschiffchen[4]) und noch vieles andere, jedoch weniger bestimmbare Geräthe.

Aus allen diesen weniger allgemein angewendeten Geräthschaften geht zugleich hervor, daß in Aegypten, neben den von uns namentlich angeführten Handwerken, noch eine beträchtliche Menge von Nebenhandwerken ausgeübt wurden, von denen jedes auf einen bestimmten, vielleicht enger begrenzten Kreis seiner Thätigkeit hingewiesen war, als jene. Zu welcher Geschicklichkeit übrigens ein derartiges, maschinenmäßiges, sogenanntes In-die-Hand-Arbeiten mehrerer Handwerker führte, dafür dürfte die Erzählung Diodors[5]) von den Bildnern Telekles und Theodorus ein Beleg sein, nach der beide, zwar weit von einander entfernt, dennoch gemeinschaftlich an einer Bildsäule arbeiteten und trotzdem, daß jeder von ihnen nur eine Hälfte vollendete, doch

---

[1]) Wilkinson III. S. 89 No. 349. [2]) E. de Rougé, l'Inscript. du tombeau d'Ahmès etc. S. 88. [3]) E. de Rougé a. a. O. S. 84. [4]) S. oben S. 120 Not. 2. [5]) Diod. I, 98.

beide Hälften so genau aufeinander paßten, daß das Ganze den Anschein hatte, als sei es die Arbeit eines Meisters.

Anhang.

Hülfsmittel zum Transport kleiner Lasten.

Wenn Herodot[1]) berichtet, „daß in Aegypten zu befördernde Lasten von den Männern auf dem Kopfe, von den Weibern dagegen auf den Schultern getragen werden", so ist dies ebenso allgemein zu nehmen, wie manche andere, seltsam klingende Nachricht dieses Autors. Die Art und Weise des Transportes war zu allen Zeiten in Aegypten eine nicht minder willkührliche, wie noch gegenwärtig und wurde einzig und allein durch das Verhältniß der Last zu den physischen Kräften bestimmt.

Auf Denkmalen erscheinen sowohl Männer als auch Weiber bald die Last auf der Schulter, bald auf dem Kopfe tragend dargestellt. Am häufigsten bediente man sich indeß, zur größeren Bequemlichkeit, einer langen, hölzernen Trage, die dann entweder auf beide Schultern oder auch nur quer über eine Schulter gelegt wurde. Eine solche Trage war etwa vier bis fünf Fuß lang, nach der Mitte zu mäßig gekrümmt und an jedem Ende hakenförmig ausgeschnitzt. An diesen Enden wurde die Last vermittelst Stricken oder Riemen[2]) aufgehängt.

Um schwerere Massen, z. B. Ziegelsteine u. dergl. zu befördern, legte man über jeden Traghaken einen entsprechend langen, mit den Enden zusammengeknoteten Strick und schichtete in die dadurch gebildete Doppelschleife die beliebige Anzahl Steine[3]). Geflochtene Tragkörbe, Tragschalen, gehenkelte oder ungehenkelte Wassergefäße u. a. befestigte man zumeist nur an einem über die Enden des Tragebalkens fortlaufenden Strick durch Haken oder Verknüpfung[4]).

Mitunter wendete man nur die Tragstange an, indem man den fortzuschaffenden Gegenstand in ihrer Mitte oder an einem Ende derselben aufhing[5]). In einem solchen Falle traten dann gewöhnlich zwei Personen zusammen, um die Last gemeinschaftlich auf den Schultern fortzubewegen[6]).

---

[1]) Herod. II, 35. [2]) Einen ledernen, sehr zierlich gearbeiteten, doppelten Tragriemen, der unterhalb mit einer Schnalle versehen ist, bildet Wilkinson II. S. 138 No. 125 ab. [3]) Ros. II. (m. c.) LXIX, 1. Wilkinson II. S. 99 No. 93. [4]) Ros. II. (m. c.) XVI, 2; XXIV, 2; XL, 1; L; CXX. Wilk. II. S. 173 No. 124; III. S. 8 ff. No. 319; No. 320; IV. S. 130 No. 441 und oft. [5]) Ros. II. (m. c.) IV. [6]) Ros. II. (m. c.) XXXIII, 1. Wilk. III. S. 2 No. 318.

Daß man übrigens seit den frühesten Zeiten die Esel als Lastthiere benutzte und sie in der noch jetzt üblichen Weise mit Körben, Ballen u. s. w. belud, beweisen mehrere altägyptische Grabsculpturen[1]).

III. Das gesellige Zusammensein.

Daß die Aegypter auf mannigfache Weise sich belustigten, daß sie die Geselligkeit liebten und die Unterhaltung durch künstliche Mittel zu steigern und zu beleben suchten, wurde bereits mehrfach, bei Gelegenheit der Tracht und den baulichen Einrichtungen, angedeutet. Sehr bestimmt zeigt sich dieses Streben in der Verschiedenheit ihrer Spielapparate. Diese lassen, in Bezug auf ihre Entstehung und Ausbildung einen ziemlich hohen Grad von Scharfsinn erkennen. Dies gilt sowohl von dem Kinderspielzeug, als auch von den Spielgeräthen für Erwachsene, vorzugsweise aber von den Musikinstrumenten, die, wie dies eine Menge von bildlichen Darstellungen zeigt[2]), bei keiner geselligen Zusammenkunft fehlten. Sie überraschen nicht nur durch konstruktive Verschiedenheit, als vielmehr noch durch kunstvolle Ausstattung im Ganzen und Einzelnen. Zudem läßt die Art und Weise, wie man sich ihrer bediente, auf eine höchst eigenthümliche Ausbildung der Musik schließen.

I. Kinderspielzeug[3]).

Spielzeug für Kinder fertigte man in den verschiedendsten Stoffen und Formen. Mehrere derartige Gegenstände wurden, meist als Mitgaben ins Grab, bei Kindermumien vorgefunden. Es sind dies, wie noch gegenwärtig, theils mehr oder weniger zierliche, verkleinerte Nachbildungen vieler im gewöhnlichen Leben angewendeten Geräthe, theils Spielapparate von mehr selbständiger Bedeutung.

1. Zu diesen letzteren gehörte zunächst die so allgemein verbreitete Begleiterin der Kindheit — die Puppe.

Man hat Puppen von verschiedener Größe gefunden, mehr oder

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) XXXV ff. [2]) Diese Darstellungen, die theils den Pyramidengräbern, theils der zwölften, theils den folgenden Dynastien angehören, sprechen zugleich für das hohe Alter der ägyptischen Musik, das demnach jene alttestamentarischen Nachrichten über die Erfindungen von Instrumenten, z. B. 1 Mose IV, 21; XXXI, 27. Hiob XXI, 12 um mehr als tausend Jahre überragt. [3]) In einer November-Nummer der „Illustrirten Zeitung" 1852 theilt v. Minutoli einen interessanten Aufsatz über das Spielzeug der Aegypter und viele Abbildungen mit.

weniger sauber geschnitzt, von Holz und von Elfenbein[1]). Die einfachsten darunter bestehen nur aus einem, sich nach unten erweiternden, rundlich gestalteten Bretchen mit frei gearbeitetem Kopfe. Das Bretchen ist, gleich einem gemusterten Zeuge, buntstreifig und quarirt bemalt, der Kopf aber entweder mit einer Perücke von natürlichen Haaren oder mit einer Nachahmung dieser durch aufgereihte Nilschlammkügelchen bedeckt. Bei anderen Puppen sind die Arme frei geschnitzt; wieder andere sind zwar mit eng anschließenden Gliedern, doch im übrigen vollständig ausgearbeitet.

Daß man indeß, zur Belustigung der Jugend, auch bewegliche Figürchen herstellte, beweisen wiederum mehrere wohlerhaltene Exemplare der Art. Diese zeigen theils menschliche Figuren, die, in irgend einer handwerklichen Thätigkeit dargestellt, durch Zugfäden in Bewegung gesetzt werden können, theils Thierfiguren, Krokodile u. s. w. mit beweglichen Unterkiefern[2]).

2. Zu anderen, beliebten Spielwerken gehörten ferner, wie ebenfalls aus Gräberfunden hervorgeht, lederne und steinerne Bälle[3]), letztere abtheilungsweise bunt emaillirt; hölzerne Kreisel; kleine, thönerne Kegel u. dergl.

II. Spielapparate für Erwachsene.

Ueber die Spiele und Spielapparate der Erwachsenen geben mehrere bildliche Darstellungen in den Gräbern von Beni Hassan und auf thebaischen Monumenten interessante Auskunft. Sie lehren, daß man bereits seit der zwölften Dynastie mit einer Menge von Spielen bekannt war, die, wenn sich auch ihre Regeln nicht mehr mit Sicherheit bestimmen lassen, doch ohne Zweifel große Aehnlichkeit mit einem Theil unserer sogenannten Gesellschaftsspiele hatten.

1. Zu denjenigen Belustigungen, die eine lebhafte, oft außerordentlich gewandte Bewegung des Körpers erforderten, gehörten, außer verschiedenartigen Uebungen im Ringen und Springen, das Ballspiel und mehrere andere, nicht mehr genau zu ermittelnde Unterhaltungen. Ersteres[4]) wurde mit großem Geschick und zwar mit mehreren a) Bällen zugleich, in Art der Jonglerie, aus-

---

[1]) Gemälde von Aegypten — nach Champollion Figeac S. 306. Wilkinson II. S. 426 ff. mit Abbild. [2]) Ein solches, hölzernes Krokodil besitzt sowohl das Leydener, wie auch das Berliner Museum. Abbild. bei Wilkinson a. a. O. No. 301. [3]) Passalacqua, catalogue rais. No. 795, dazu S. 162. Gemälde von Aegypten S. 306. Wilkinson II. S. 432 No. 304. [4]) Ros. II. (m. c.) CI. Wilkinson II. S. 429 No. 302.

geübt; letztere[1]) bedingten theils b) eine gewisse Anzahl an einem Ende zugespitzter Holzstäbchen, theils c) glocken- oder becherförmiger Hölzer, theils d) Reifen und vorn hakenförmig gebogener Stäbchen u. a.

2. Zu den weniger anstrengenden Spielen gehörten dagegen mehrere Rathespiele, die man entweder, wie das italienische Mora (gerade und ungerade) mit den Händen, oder, wie bei uns mit einer a) beliebigen Anzahl Steinchen spielte; ferner das sogenannte b) Knöcheln und c) Würfeln. Das Würfelspiel findet sich indeß nicht auf altägyptischen Monumenten dargestellt und sein Alter bleibt demnach für Aegypten und somit überhaupt zweifelhaft. Daß man es kannte und ausübte, beweisen einzig mehrere in Phile und Theben aufgefundene Würfel[2]) Sie gleichen sowohl in der Form, wie in der Zusammenstellung der Augen und ihrer Vertheilung auf den Flächen ganz den noch jetzt gebräuchlichen.

3. Sehr frühzeitig bekannt und durch alle Zeiten beliebt waren mehrere Bretspiele[3]), die, ähnlich wie unser Schach- oder Damenbretspiel, von zwei Personen gespielt wurden.

Den Spielapparat bildete theils eine eingetheilte Platte, die entweder auf einem niedrigen, vierfüßigen Tischchen, vor dem die Spielenden knieten, oder auf einem altarähnlichen Untergestell, vor dem man auf Stühlen saß, ruhte, theils eine Anzahl kegelförmiger Versetzsteinchen, von denen jeder Spieler gleich viel vor sich aufstellte. Viele solcher Steinchen von Holz, Elfenbein und emaillirtem Steingut sind in Aegypten entdeckt worden[4]). Einige derselben tragen eine vermuthlich auf die Art und Weise des Spiels bezügliche Inschrift.

III. Musikalische Instrumente.

Wenn Diodor[5]) von Aegypten sagt, daß man daselbst die Tonkunst als etwas Unnützes betrachte; daß man sie für schädlich halte, da sie weichherzig und milde stimme, und daß es demnach nicht gebräuchlich sei, sie zu erlernen; und wenn Herodot[6]) berichtet, daß

---

[1]) Ros. II. (m. c.) a. a. O. Wilk. II. S. 416 ff. No. 291; No. 292; No. 297; No. 298; No. 307; No. 308. [2]) Passalacqua, catalogue rais. No. 790—793, S. 41. Wilk. II. S. 424 No. 299. [3]) Plutarch, Isis und Osiris c. 12. Ros. II. (m. c.) CIII. Wilk. II. S. 419 ff. No. 294; No. 295; No. 296. Die jetzt in Paris befindliche Sammlung von Clot Bey enthält einen vollständigen Spielapparat. Es ist dies ein oblonges Holz, dessen Seiten in Quadrate eingetheilt und diese zum Theil mit Hieroglyphen (worunter auch die Abbildung des ganzen Apparates sammt Gestell u. s. w.) bezeichnet sind. [4]) Wilkinson II. S. 418 No. 293. [5]) Diod. I, 81. [6]) Herod. II, 79.

der älteste und einzige Gesang der Aegypter, welcher, wie auch Plutarch[1]) erzählt, bei Gastmälern angestimmt wurde, der in Griechenland bekannte „Linos“ sei, hier indeß unter dem Namen „Maneros“[2]) gesungen werde, so deutet dies jedenfalls darauf hin, daß die Musik im Verhältniß zu den übrigen Künsten, wenigstens zu den Zeiten dieser Schriftsteller, unter einem mehr beengenden Drucke ägyptischer Sitte stand. Dies widerspricht indeß keineswegs der Ansicht, daß die Musik der Aegypter dennoch eine gewisse Selbständigkeit und Bedeutung erlangte[3]), daß sie vom Volke gern gehört, ja daß sie ihm sogar Bedürfniß war und demnach nicht nur von Ausländern, sondern auch von Eingebornen beiderlei Geschlechts mit besonderer Neigung ausgeübt wurde. Eine wesentliche Bestätigung dieser Ansicht geben, wie schon erwähnt, die monumentalen Darstellungen durch die auf ihnen vorkommenden Abbildungen von mannigfach verschiedenen, oft kunstvoll ausgestatteten Instrumenten. Aber noch andere Nachrichten treten bestätigend hinzu. So galt in der Sage[4]) Osiris als ein besonderer Freund der Tonkunst, der es liebte, sich mit Musikern und Sängern zu umgeben und Thoth, sein steter Begleiter, als Erfinder der dreisaitigen Lyra. So auch schrieb man der Musik, die also durch diese Sage gewissermaßen geheiligt war, eine entwildernde, sittigende Kraft zu[5]) und nie fehlte sie bei öffentlichen Volksbelustigungen[6]). Selbst der gewöhnliche Arbeitsmann sang während der Arbeit gewisse, nicht ohne Laune erfundene Lieder, wie dies z. B. ein, sogar in zwei Redaktionen vorhandenes, uraltes Drescherlied beweist[7]). Im Hofstaat der Könige nahmen Sänger und Musiker hohe Ehrenstellen ein[8]) und unter den Priestern bestand eine besondere Abtheilung Musiker, die, ausschließlich dazu bestimmt, die religiösen Ceremonien zu verherrlichen, ihre Kunst zuverlässig nach feststehenden Regeln erlernte. Sind nun auch solche Regeln, bei jeglichem Mangel von Nachrichten über die

---

[1]) Ueber Isis und Osiris c. 17. [2]) Ueber Inhalt und Bedeutung dieses Klageliedes s. H. Brugsch, die Adonisklage und das Adonislied. Berlin 1852. [3]) Vergl. über die Musik der Aegypter: Villoteau in Descript. de l'Eg. Mem. Tom. VI. S. 413. Rosellini, monum. civ. Tom. III. Wilkinson II. S. 222—328. G. Klemm, Culturgesch. V. S. 456 ff. [4]) Diod. I, 16, 18. [5]) Plutarch, Isis und Osiris c. 13. [6]) Herod. II, 60. [7]) Gliddon, ancient Egypt; her monum., hieroglyphics etc. 1845. S. 28. Wilkinson IV. S. 88. Die Uebersetzung des Liedes lautet: „Dreschet für euch, dreschet für euch, o Ochsen; dreschet für euch, Halme für euch; Körner für eure Herren“. [8]) H. Brugsch, übersichtliche Erklärung u. s. w. S. 24: S. 43. E. de Rougé, l'inscript. du tombeau d'Ahmès S. 50.

musikalische Technik, nicht mehr zu ermitteln, so läßt doch die Vereinigung mehrerer Instrumente zu einem Zusammenspiel[1]), wie sich solches häufig dargestellt findet, mit Recht auf eine gewisse Ausbildung der Harmonie, zugleich aber auch auf den Charakter der Musik schließen. Dieser war demnach vermuthlich theils ein wild rauschender, theils ein monoton schwermüthiger.

Die musikalischen Instrumente, die ihrer Beschaffenheit nach in Schlag-, Blas- und Saiteninstrumente zerfielen und von denen die letzteren entweder unmittelbar mit der Hand oder vermittelst eines Griffels gespielt wurden, lassen sich auf den Monumenten, je nach ihrer Gattung, von der einfachsten Form bis zur künstlich zusammengesetzten Gestalt, in fast ununterbrochener Reihe verfolgen.

A. Schlaginstrumente.

1. Eine eigene Abtheilung unter den Musikern bestand aus Taktschlägern. Ihre einzige Aufgabe war die: durch wohlgeordnetes Zusammenklappen entweder nur mit den Händen[2]) oder mit besonderen Klapphölzern Gesang und Instrumentalmusik zu begleiten. Das Klatschen mit den Händen geschah vornämlich von Weibern. Sie führten demnach den eigenthümlichen Titel „Sängerin mit der Hand"[3]). Die eigentlichen Klapphölzer[4]) waren immer zwei, einander durchaus gleiche, flache Hölzer, die, mitunter ein wenig gebogen, entweder a) in einer nach einer Seite etwas überragenden Rundung oder b) in einem ausgeschnitzten, menschlichen Kopf endigten. Neben diesen hatte man noch eine Art von c) Kastagnetten: oblonge, doch kreisförmig endigende Bretchen. Sowohl die Klapphölzer, wie auch die Kastagnetten, wurden von einer Person theils jede für sich, theils beide gleichzeitig gespielt. In diesem Falle regierte der Musiker die ersteren mit den Händen, die letzteren aber dadurch, daß er sie unter den Oberarm klemmte und mit einer taktmäßigen Bewegung desselben gegen die Brustseite zusammenschlug.

2. Ein den Aegyptern durchaus nationales, uraltes Instrument, gewissermaßen die höchste Ausbildung der ägyptischen Klapper, war das Sistrum. Seine Grundgestalt bildete ein hufeisenförmiger, auf einem kurzen Handgriff befestigter Bügel, durch welchen mehrere Stäbe

---

[1]) Ros. II. (m. c.) XCV ff. [2]) Vergl. Herod. II, 60. Wilkinson II. S. 236 ff. No. 188 (4); No. 191 (4); No. 193 (3) ff. [3]) E. de Rougé, notice des monuments etc. S. 48 No. 20. [4]) Prisse d'Avennes, monum. etc. Pl. XLIV. Wilkinson II. S. 257 ff. No. 198 (1); No. 199 (4, 5).

horizontal untereinander gefügt und mit Ringen umgeben waren, so daß sich diese beim Rütteln und Schütteln des Instrumentes lärmend bewegten. Solche Sistren fertigte man entweder ziemlich roh von Holz und Schilfgeflecht[1]) oder, was gewöhnlich der Fall war, zierlicher von Metall. Letztere, zumeist aus Bronze bestehend, wurden auf mannigfache Weise verziert. Diese Verzierungen, durch die symbolische Bedeutung des Instruments — seiner ihm zugeschriebenen, entsündigenden und das Böse verscheuchenden Kraft — bedingt, erstreckten sich, wie dies sowohl aus der Beschreibung, welche Plutarch[2]) davon liefert, als auch aus Grab- und Tempelbildern und aus wohlerhaltenen, antiken Sistren[3]) hervorgeht, hauptsächlich über den Bügel und Griff.

Den Handgriff schmückte man vorzugsweise dadurch, daß man ihn rundete, schwungvoll ausbauchte und auf geschmackvolle Weise gliederte. Häufig arbeitete man ihn auch da, wo er mit dem Bügel zusammenstieß, zu einem langohrigen Typhongesichte aus. Mitunter gab man sogar dem ganzen Griff die Gestalt einer stehenden oder hockenden, pygmäenartigen Figur, oder brachte solche so unter dem obenerwähnten Typhongesichte an, daß sie gleichsam dessen Träger, über dem sich dann wiederum der Bügel erhob, bildete.

Das Ornament des oft ziemlich breiten, mehr oder weniger gestreckt ovalen Bügels, beschränkte sich meist auf eine symbolische Bekrönung mit einem Götterkopfe, einer Lotusknospe oder einer, den Sonnendiskus tragenden Thiergestalt und ähnliche, doch weniger erhobene Verzierungen der Seiten.

Die Klapperstäbe, welche meist den Bügel überragten, hütete man vor dem Herausfallen, indem man ihre Enden entweder umbog oder bald schlangen- bald schneckenförmig gestaltete.

3. Zur Hervorbringung einer besonders rauschenden Musik bediente man sich, nächst diesen verschiedenen Klappern, der Cymbeln, der Tambourins und der Trommeln.

---

[1]) Ein solches Sistrum befindet sich im Berliner Museum: Passalacqua, catalogue rais. No. 567; abgeb. bei Wilkinson II. S. 327 No. 235. [2]) Plutarch sagt (über Isis und Osiris c. 63), daß man auf der Rundung des Bügels das Abbild einer Katze mit Menschengesicht, unter den vier Klapperstäbchen aber auf der einen Seite den Kopf der Isis, auf der entgegengesetzten den der Nephthys anbringe. [3]) Vergl. Passalacqua a. a. O. v. Steinbüchel, k. k. Sammlung in Wien S. 58. v. Minutoli, Reise u. s. w. Taf. XXXI, 6. Rosellini I. (m. st.) XVI, 2, 5; XIX, 22 ff. Wilkinson II. S. 322 ff. No. 230—235; Plat. 35 A. (2), 82 (4).

a) Die Cymbeln [1]) waren metallene, flachgewölbte aber breitumränderte, runde Tellerchen, die, ähnlich unseren sogenannten Becken, vermittelst einer durch ihre Mitte hindurch gezogenen Schnur um die Hand befestigt und sodann gleichmäßig zusammengeschlagen wurden.

b) Die Tambourins [2]) bestanden entweder aus einem kreisrunden oder aus einem viereckigen, mit Fell bespannten Rahmen. Die viereckigen Rahmen hatten theils gerade, rechtwinklig aneinander stoßende, theils nach innen gebogene Seiten, und außerdem zuweilen, ohne Zweifel der größeren Haltbarkeit wegen, einen über die Mitte fortlaufenden Querstab. Sowohl diese Tambourins wie auch c) kleine, tambourinähnliche Handtrommeln in Gestalt eines mit Fell bespannten Trichters [3]), wurden mit der linken Hand gehalten und mit den Fingern der rechten, je nach Erforderniß der Stärke des Tons, bald schwächer, bald stärker angeschlagen.

d) Die größeren Trommeln glichen, einigen ägyptischen Abbildungen zufolge [4]), einem nach seinen Enden zu sich etwas verjüngenden Cylinder, der, an beiden Seiten mit Fell bezogen, mit Kreuzbändern und Spannriemen eng umwickelt war. Die Höhe solcher Trommeln betrug etwa zwischen einen und drei Fuß. Man hing sie gewöhnlich vermittelst eines Bandes so um den Nacken, daß sie quer vor den Leib des Spielers zu liegen kamen. Dieser schlug sie dann theils mit den Händen, theils mit kleinen, hakenförmig endigenden Stäbchen. Vermuthlich hatte man neben diesen cylindrischen Instrumenten noch andere, in Form breiter, aus Dauben zusammengesetzter Fässer, paukenähnlich ausgebauchte Trommeln, die ebenfalls unten und oben mit Fell und ringsum mit Spannriemen versehen waren [5]). Zu diesen gehörten dann zuverlässig besondere Schlägel, vielleicht jene geraden Rundstäbe, die, einerseits in einem handlichen Griff, andrerseits in einem Knopf endigend, schon mehrfach in Aegypten aufgefunden sind [6]).

---

[1]) Wilkinson II. S. 255 No. 197. [2]) Rosellini II. (m. c.) XCVIII, 3; XCIX, 2. Wilkinson II. S. 235 ff. No. 187 (6); No. 195. [3]) Wilkinson II. S. 240 No. 195 (1); S. 254 No. 196. [4]) Rosellini II. (m. c.) CXVI, 4. Wilkinson II. S. 260 ff. No. 199 (2), No. 201 — 203. [5]) Gemälde von Aegypten nach Champollion S. 306. Wilkinson II. S. 270 No. 204. [6]) Passalacqua, catalogue rais. No. 570. Wilkinson I. S. 314 No. 34a. Fig. 2.

B. Blaseinstrumente.

Nicht nur zu den ältesten Blaseinstrumenten, als vielmehr zu den ältesten Tonwerkzeugen überhaupt, gehören, nächst den Klappern und Trommeln, die Flöte und die Trompete.

1. Die einfache Flöte der Aegypter[1]) war nur wenig von der, welcher sich noch gegenwärtig die afrikanische Stammbevölkerung bedient[2]), verschieden. Wie diese, so bestand auch jene a) aus einem Rohr, das, am unteren Ende mit mehreren Schalllöchern durchbohrt und mit einem Mundstück versehen, von der Seite geblasen wurde. Ihre Länge betrug etwa zwischen einen bis drei Fuß, so daß die kleineren Flöten der Art unseren gewöhnlichen Querpfeifen entsprachen.

b) Dadurch, daß man zwei Rohrflöten in einem Mundstück vereinigte, entstand die viel benutzte Doppelflöte[3]). Bei dieser waren die vereinigten Röhren entweder einander vollkommen gleich oder sowohl in der Länge als auch in der Weite von einander verschieden. Sie wurden, wie dies schon das gemeinschaftliche Mundstück bedingte, von vorn geblasen.

c) Die sogenannte Panspfeife, bestehend aus einer Reihe eng miteinander verbundener Röhren von verschiedener Länge, findet sich auf ägyptischen Monumenten nicht dargestellt und so dürften die vorgefundenen, wenigen Bruchstücke von derartigen Flöten[4]) entweder als Reste eines nicht eigentlich ägyptischen oder doch seltner angewendeten Tonwerkzeugs zu betrachten sein.

2. Die Trompeten[5]), welche man bis zu einer Länge von einem und einem halben Fuß, ohne Zweifel von Metallblech[6]), anfertigte, hatten die Gestalt einer tief trichterförmig erweiterten Röhre, die sich entweder nach dem Mundstück zu leicht kegelförmig verjüngte oder nach ihrer Mitte allmälig um etwas erweiterte.

C. Saiteninstrumente.

1. Ein in einem thebaischen Grabe entdecktes Instrument besteht aus einem hölzernen Bogen, der, wie daran befindliche Reste erkennen

[1]) Eine Rohrflöte mit vier Löchern bei Passalacqua, catalogue rais. No. 565. Ros. II. (m. c.) a. m. O. Wilkinson II. S. 304 ff; S. 232 No. 184 (8, 6); No. 189 (1); S. 309 No. 226. [2]) S. oben S. 93 B. 2. [3]) Wilkinson II. S. 211 ff. No. 176 (13); No. 183 (1); No. 185 (3); No. 187 (3); No. 188 (5); S. 309 No. 228. [4]) v. Steinbüchel, Beschreibung der k. k. Sammlung in Wien S. 72. [5]) Wilkinson I. S. 290 No. 13; II. S. 260 No. 199 (1); No. 200. [6]) 4 Mose X, 2.

lassen, mit mehreren Darmsaiten bespannt war, und aus einem dazu gehörigen, ebenfalls hölzernen, mit Leder verzierten Streichbogen[1]). Obgleich das Alter dieser Fiedel zweifelhaft bleibt, um so mehr als sich auf keinem Monumente ein ihr analoges Abbild findet, so deutet dennoch ihre Konstruktion — die Anwendung des einfachen Bogens als musikalisches Instrument — auf ihre frühzeitige Entstehung. Sie deutet sogar auf den Ursprung der Saiteninstrumente überhaupt, der sich hiernach mit größter Wahrscheinlichkeit auf das Anklingen der den Pfeil fortschnellenden Bogensehne zurückführen läßt. Daß übrigens die Grundform aller Saiteninstrumente die des Bogens ist, beweisen mannigfach verschiedene, bildliche Darstellungen aus dem Alterthume zur Genüge, wie denn insbesondere die ägyptischen Harfen, Lyren und Lauten, wenn man sie von ihrer einfachsten bis zu ihrer zusammengesetztesten Gestalt gleichsam stufenweise betrachtet, ein bei weitem helleres Licht über die Entstehung und allmälige Ausbildung der Saiteninstrumente verbreiten als sämmtliche, sich darauf beziehenden Sagen.

2. Die Harfe. Keine der wirklich ägyptischen Harfen hatte ein sogenanntes Vorderholz. a) Ihre einfachste, älteste Form, wie solche vornämlich die Wandbilder der in der Nähe der Pyramiden gelegenen Felsengräber zeigen[2]), war die eines meist nur schwach gekrümmten, sich nach unten allmälig verstärkenden Bogens von drei bis sechs Fuß Höhe mit mehrsaitiger Bespannung. Wie einzelne Abbilder vermuthen lassen, so waren besonders die größeren Harfen zu einer Art von Resonanz erweitert. Diese bildete dann gewöhnlich ein in der Bogenkrümmung des Instrumentes liegender, etwas nach vorn erhobener, vierseitiger oder rundlicher Kasten. Die Bespannung ordnete sich, bei gleichen Abständen der Saiten von einander, zwischen den Enden des Bogens und wurde oben durch drehbare Stimmwirbel, unten dagegen entweder durch Stifte oder durch einen schmalen Steg, der sich in schräger Richtung bald über den Kasten, bald zu seiner Seite hinzog, gehalten. b) Mitunter legte man auch, zur Verstärkung des Tons, den Steg hohl über die Resonanz, wobei man dann gleichzeitig die zur Spannung der Saiten bestimmten Wirbel eine schmale, nach außen geöffnete Rinne durchkreuzen ließ[3]).

---

[1]) Passalacqua, catalogue rais. No. 566; S. 156 ff. [2]) Rosellini II. (m. c.) VIII, 1; XCV, 4; XCIV, 2. Wilkinson II. S. 232 No. 184; S. 239 ff. No. 193 (1); No. 208 (2). R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten u. s. w. Atlas. Abth. II. Altes Reich. [3]) So erscheinen z. B. einzelne Harfen auf den Grabbildern von Beni-Hassan; vergl. Ros. II. (m. c.) LXXVII. Wilkinson II. S. 238 No. 192 (1, 2). R. Lepsius, Denkmäler u. s. w., a. m. O.

Eine Vermannigfachung dieser ältesten Gestaltung zeigt sich hauptsächlich auf thebaischen Monumenten. Sie bestand zunächst darin, c) daß man die Krümmung des Instrumentes, indem man es nur aus vier, einander entsprechenden Holzwänden zusammensetzte, verminderte[1]) und daß man mitunter d) auf einem solchen, hohlen Kasten, der größeren Festigkeit wegen, einen in seiner Biegung fortlaufenden, massiven Rundstab als Wirbelhalter anbrachte[2]).

Als eine eigenthümliche Ausbildung dieser letzten Form sind die, ebenfalls auf thebaischen Monumenten häufig dargestellten, e) kesselförmigen Harfen[3]) zu betrachten. Bei ihnen war nämlich die Resonanz zu einem halbrunden oder halbeiförmigen, trommelähnlichen Behälter erweitert und an diesem der Wirbelstab entweder in der Richtung der Bodenkrümmung oder mehr senkrecht gegen dieselbe so befestigt, daß sich die Saiten im ersteren Falle senkrecht, im letzteren dagegen schräg nach der Mitte des Resonanzkessels erstreckten. Zur Aufstellung und zum bequemeren Spiel der Harfe dienten kleine, hölzerne Ständer. Diese waren theils durch Charniere mit dem Instrumente verbunden, theils waren es selbständige, nach vorn etwas erhobene, muldenförmige Unterleghölzer.

Die ohne Zweifel bestimmten Regeln unterworfene Bespannung, die in frühester Zeit vermuthlich aus Thierhaaren, später jedoch aus zusammengedrehten Katzendärmen bestand, belief sich gewöhnlich auf sechs, sieben, acht, neun bis vierzehn, seltner bis auf zweiundzwanzig[4]) oder bis auf nur vier Saiten.

Das hauptsächlichste Material, aus dem man Saiteninstrumente überhaupt verfertigte, war ein mehr oder minder kostbares Holz[5]). Die ältesten Harfen erscheinen nur aus diesem Stoff und zwar ohne irgend eine sonstige Verzierung. In der Folge wurden jedoch die Seitenflächen der Instrumente und vorzugsweise die der Harfen theils mit dünnem, zuweilen gepreßtem Leder überzogen[6]), theils mit buntfarbigen Hölzern, Elfenbein, Schildpad und Metall ausgelegt, theils auch durch farbige Bemalung geschmückt. Die Verzierungen

[1]) Ros. II. (m. c.) XCVI ff., besonders Fig. 6. Wilkinson II. No. 183 (2); No. 186 (2); No. 191 (3). [2]) Rosell. II. (m. c.) XCVIII, 3. Wilkinson II. S. 235 No. 187 (1); No. 188. [3]) Ros. II. (m. c.) XCV, 4; LXXIX. Wilkinson II. S. 222 ff. Pl. XII (7); No. 185 (1); No. 186 (1); No. 189 (3); No. 205 (1); No. 207. [4]) Wilkinson II. S. 271. [5]) Vergl. 2 Samuel. VI, 5; 1 Könige X, 12; 2 Chronik. IX, 11. [6]) Eine mit grünem Saffian überzogene Harfe, in deren Ueberzug Lotusblumen eingeschnitten sind, befindet sich im Pariser Museum.

bildeten meist horizontal untereinander geordnete, schmale Streifen mit dazwischen vertheilten, geometrischen Figuren und Pflanzenarabesken[1]). Das Ende des Wirbelstabes schnitzte man mitunter in Form eines Thier- oder Menschenkopfes aus[2]), während man zuweilen dem Boden der nicht kesselförmigen Harfen die Gestalt eines nach unten gekehrten Blumenkelches gab[3]). Wie kunstvoll man einzelne der größeren Harfen ausstattete, beweisen zwei bis ins kleinste Detail durchgeführte Abbildungen auf der Wand eines thebaischen Königsgrabes[4]). Die sich nach oben verjüngenden, schlank aufstrebenden Seitenwände der hier dargestellten Instrumente sind mit goldenem Gitterwerk bedeckt und dessen Zwischenfelder mit bunter Emaille (?) in symmetrisch abwechselndem Farbenspiel ausgefüllt. Den Boden beider Harfen bildet ein sauber ausgearbeites Schnitzwerk, das in einem horizontalliegenden, unterhalb abgerundeten, reich gemusterten, ägyptischen Kragen und einer sich frei darüber erhebenden, naturgetreu behandelten Pharaonenbüste besteht. Die eine dieser Büsten ist mit der rothen Krone von Unterägypten, die andere mit der Haube und der Doppelkrone geschmückt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden Harfen beruht, außer in der Verschiedenheit jener Köpfe, in der Lage des ebenfalls reich verzierten Wirbelstabes. Während dieser nämlich bei der einen Harfe, ähnlich wie bei den oben beschriebenen Instrumenten, die bogenförmige Krümmung ihrer Seitenwände fortsetzt, bildet der Wirbelstab der anderen einen stumpfen Winkel. Hierdurch aber erscheint das ganze Instrument gewissermaßen als ein Vorbild der dreieckigen, sogenannten Davidsharfe.

f) Die eigentlich dreieckige Harfe der Aegypter[5]) hingegen, die unbezweifelt älter als diese Bildung ist, bestand aus zwei geraden, in einem rechten oder spitzen Winkel miteinander vereinigten Rundstäben und den zwischen ihnen ausgespannten Saiten. Während des Spiels wurde sie so gegen den Körper gehalten, daß ein Stab wagerecht zu liegen kam. Diesen behing man dann zuweilen, zuverlässig zur Verstärkung des Klanges, mit vermuthlich abgestimmten Glöckchen; auch schnitzte man die Enden der Stäbe in Form von Thierköpfen aus. Daß man indeß auch bei diesen Harfen, vornämlich in

[1]) Rosellini II. (m. c.) XCVIII, 3 ff. Wilkinson II. No. 205 (1).
[2]) Ros. II. (m. c.) XCVI, 6; LXXIX. Wilkinson II. No. 205 (1), 299 (2) Pl. XII, 7. [3]) Wilkinson II. No. 189 (2). [4]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 91. Cailliaud, recherches etc. Pl. 44. Rosell. II. (m. c.) XCVII, 1, 2. Wilkinson II. Pl. XIII. [5]) Wilkinson II. S. 280 No. 210; 211.

späterer Zeit, die Vortheile der hohlen Resonanz anwandte, dies setzen mehrere in ägyptischen Gräbern aufgefundene, kleinere Instrumente der Art[1]) außer Zweifel. Das eine von diesen besteht in einem flachen, viereckigen Kasten, der, sehr wenig nach einem Ende verjüngt, hier einen, sich rechtwinklig auf der Fläche erhebenden Wirbelstab trägt, von dem sich dann die Saiten, parallel untereinander geordnet, bis zu einem schmalen, die längere Mittellinie des Kastens bedeckenden Steg erstreckten.

Auch bei diesen dreieckigen Harfen wechselte die Zahl der Saiten und zwar hauptsächlich zwischen neun, zehn, sechszehn und einundzwanzig.

g) Außer den bis hierher betrachteten Harfen- und harfenähnlichen Instrumenten, die sämmtlich in der noch heut üblichen Weise, mit beiden Händen, entweder stehend, sitzend oder knieend und zwar stets so gespielt wurden, daß das Holzwerk dem Spielenden zunächst lag, hatte man noch ein anderes, zwar ebenfalls harfenähnliches, viereckiges Instrument, das jedoch während des Spiels auf der Schulter balancirt wurde[2]). Dies hatte eine ziemlich flache, nur vorn abgerundete Resonanz und einen stark aufwärts gebogenen, verhältnißmäßig dünnen und langen Wirbelstab, zwischen dessen äußerstem Ende und dem Ende des Kastens die Saiten untereinander hinliefen. Solche Instrumente waren, wie dies einzelne, erhaltene Exemplare bezeugen[3]), zuweilen aus dem Ganzen geschnitzt und entweder mit einem förmlichen Griffbret und flacher Resonanzfläche bedeckt, oder nur mit einem über der Mitte des unbedeckten Bauches ruhenden Steg versehen. — Indem man derartige Harfen mit geradem Wirbelstab bildete, wodurch man sich dann gleichzeitig genöthigt sah, die Saiten anstatt untereinander, nebeneinander zu ordnen, erhielt man ein unsrer Guitarre nicht unähnliches Instrument.

3. Eine solche, altägyptische Guitarre bestand demnach aus einem tieferen oder flacheren, halbrunden oder halbovalen Bauche und einem geraden, oft sehr langen Halse[4]). Ihre Verzierungen beschränkten sich fast nur auf ein, am Ende des Wirbelholzes angebrachtes Schnitzbild[5]) und auf einen Ueberzug von Leder[6]). Die Bespan-

---

[1]) Ros. II. (m. c.) LXVI, 13. Wilkinson II. S. 282 No. 213; S. 287 No. 215 (5). [2]) Ros. II. (m. c.) XCVIII, 2. Wilk. II. S. 275 No. 209. [3]) Rosell. II. (m. c.) LXVI, 9. Wilk. II. S. 286 No. 214; No. 215 (1, 2).
[4]) Seine Länge betrug stets mehr als die doppelte Länge des Kastens, zuweilen sogar das dreifache: Ros. II. (m. c.) XCVI, 2. [5]) Leemans, monum. égypt. des Pais-Bas a Leyde etc. 2. Th. 2. Lief. Taf. XIII. Wilk. II. S. 270 No. 205 (3)
[6]) Eine in Theben aufgefundene Guitarre: Wilk. II. S. 303 No. 224.

nung war gewöhnlich eine dreisaitige. Sie wurde nicht durch einen Mittelsteg unterstützt, sondern lief hohl über zwei an den äußersten Enden des Instrumentes aufgestellten Stäbchen.

Beim Spiel, das entweder unmittelbar mit den Fingern[1]) oder, was häufiger der Fall gewesen zu sein scheint, vermittelst eines, an einem Bande befestigten Griffels[2]) ausgeübt wurde, drückte man den Bauch der Guitarre mit dem rechten Arm gegen die Brust, während die linke Hand das Griffbret erfaßte. Zur größeren Bequemlichkeit trug man sie auch an einem Bande[3]) um den Nacken oder stellte sie, gleich den größeren Harfen, vor sich auf den Boden[4]).

4. Ueber den Ursprung keines musikalischen Instrumentes hat sich das Alterthum weitläufiger in sagenhaften Erzählungen verbreitet[5]), als über den der Lyra. Dargestellt findet sie sich zuerst auf den Grabbildern von Beni-Hassan[6]). Da sie hier indeß vornämlich von fremden, asiatischen Stämmen gehandhabt wird, so dürfte vielleicht Asien als ihre ursprüngliche Heimath zu betrachten sein.

Die Lyren der Aegypter[7]) waren gewissermaßen kleine Doppelharfen, bestehend in zwei auf einer Resonanz befestigten, oberhalb durch einen geraden Wirbelstab miteinander verbundenen, auswärts gekrümmten Bögen[8]). Die Resonanz bildete dann gewöhnlich ein aus geraden oder etwas geschweiften Bretchen zusammengesetzter, hochoblonger Kasten, während die Bogenstäbe, da sie nicht immer gleiche Länge und Biegung hatten, für das sie verbindende Querholz eine bisweilen ziemlich schräge Lage bedingten. Sowohl die Enden dieses Holzes, als auch die der Bogenstäbe, zierte mitunter ein sauber gear-

---

[1]) Rosellini II. (m. c.) LXXIX. [2]) Ros. II. (m. c.) XCVI und a. a. O. Prisse d'Avennes, monuments égypt. Pl. XLIV. Wilkinson II. S. 234 ff. No. 185 (2); No. 191 (1, 2); No. 221; No. 222 ff. [3]) Wilkinson II. S. 302 No. 223. [4]) Ros. II. (m. c.) LXXIX. [5]) Eine Zusammenstellung der einzelnen Sagen findet sich ziemlich vollständig bei J. N. Forkel, allgemeine Geschichte der Musik. Gotha 1801. I. S. 198, und G. E. Busch, Handbuch der Erfindungen (4te Aufl.) VIII. S. 284 ff. [6]) Rosellini I. (m. st.) XXVIII ff. Wilk. II. Plat. XIV. R. Lepsius, Denkmäler, Altes Reich. [7]) Ros. II. (m. c.) XCVI, 1; XCVIII, 3. Wilkinson II. No. 187 (5); No. 190 (3); No. 217; No. 218. [8]) Die ältesten Lyren waren ohne Zweifel von Holz und nicht von Schildkrötenschale, wie Winckelmann (geschnittene Steine. 2te Klasse, 14 Abth. 1145) nach Plinius (Naturgesch. IX, 12) vermuthet; denn wenn Letzterer erzählt, „daß es bei den Höhlenbewohnern Schildkröten gäbe, welche die Gestalt einer Lyra haben u. s. w.", so beruht diese Nachricht zuverlässig auf einer Vermischung der Sage von der Erfindung der Lyra durch Merkur oder Thoth (Diod. I, 16) und ihrer ursprünglichen Form.

beitetes Bildwerk: ein Thierkopf, eine Blume und dergl. Die von der Mitte des Wirbelholzes bis auf die Mitte des Kastens sich hinziehenden Saiten, deren Zahl bei den verschiedenen Instrumenten von fünf bis auf achtzehn stieg, liefen entweder miteinander parallel oder näherten sich nach unten um etwas. Sie wurden, wie die der Guitarre, bald mit den Fingern, bald mit einem kleinen Stifte gerissen, wobei man das Instrument selbst mit den Armen so gegen die linke Brust stützte, daß die Saiten entweder eine horizontale oder eine senkrechte Lage einnahmen.

Bei einer im Museum zu Berlin aufbewahrten, in Theben gefundenen Lyra[1]), ruhen die Seitenhölzer — in divergirender, nach oben sich von einander entfernender Richtung aufgestellte Rundstäbe, deren Enden, in Form von Pferdeköpfen ausgeschnitzt, einen einfachen Rundstab als Wirbelholz tragen — auf einem sich etwas nach oben verjüngenden, flach oblongen Kasten von etwa zehn Zoll Höhe und vierzehn und einem halben Zoll Länge. Die Gesammthöhe des Instruments beträgt ungefähr zwei Fuß. Die eine Seite des Kastens (der im Ganzen etwas ausgeschweift ist) wird zum Theil von einem viereckigen Resonanzkästchen bedeckt, das, zur Aufnahme der Saiten bestimmt, mit zwei Reihen Stiftlöcher (oben sieben, darunter sechs) versehen ist. — Eine dem ähnliche, doch bei weitem einfacher gestaltete Lyra besitzt das Museum in Leyden[2]). Diese hat einen sehr flachen Kasten und kantige Seitenstäbe, von denen der eine um vieles hoher ist, als der andere. Der kürzere ist in seiner ganzen Länge stark auswärts gebogen, der andere dagegen nur oberhalb kurz gekrümmt, wodurch dann das auf ihnen ruhende Wirbelholz, ebenfalls ein glatter Rundstab, in eine sehr schräge Lage versetzt ist.

5. Daß die Aegypter neben allen diesen beschriebenen Instrumenten noch eine nicht unbeträchtliche Zahl anderer, zum Theil höchst eigenthümlich konstruirter Tonwerkzeuge kannten und benutzten, geht aus einzelnen, zumeist jedoch bis zur Unbestimmbarkeit zerstörten Abbildungen hervor[3]). Eine von diesen indeß läßt noch ziemlich deutlich eine etwa sechs Fuß hohe Stand-Lyra, die, wie es scheint, mit Stäbchen gespielt wurde, erkennen[4]).

---

[1]) v. Minutoli, Reise u. s. w. Atlas. Taf. XXXII, 8. Wilkinson II. No. 219. [2]) Wilkinson II. No. 220. [3]) Vgl. Wilkinson II. No. 192 (3); No. 194 (1); No. 199 (3); No. 216. [4]) Wilk. II. S. 281 No. 212.

Ein besonderes Geräth, das man, der Sitte gemäß, bei Gelagen und fröhlichen Gesellschaften anwendete, um sich zum Lebensgenuß zu ermuntern[1]), bestand in dem hölzernen Schnitzbilde einer Osirismumie. Dasselbe wurde entweder, auf einem Bettgestell liegend, umhergetragen oder, in einem oblongen Schrein stehend, aufgestellt[2]).

IV. Der Handel.

Die ägyptische Sage[3]) bezeichnet Thoth (Hermes, Merkur) als den Begründer der Astronomie, der Sprache und der Schrift, und als den Erfinder der Maße und Gewichte. Wird hierdurch das hohe Alter dieser für den Verkehr und insbesondere für den Handel so wichtigen Kenntnisse gleichsam dokumentirt, so fehlt es doch gänzlich an Nachricht über die Anwendung und Beschaffenheit allgemein gültiger Austauschmittel. Es scheint demnach keinem Zweifel zu unterliegen, daß, obgleich die Aegypter sehr frühzeitig die Kunst des Prägens übten, sie dennoch kein geprägtes Metallgeld führten und daß sie sich, ohne Beziehung auf eine eigentliche Münzordnung[4]) hauptsächlich auf reinen Tauschhandel beschränkten.

1. Geprägtes Metallgeld kam in Aegypten zuerst durch die Perser in Umlauf und zwar durch Darius, welcher die nach ihm sogenannten, goldenen Dariken — eine Münze von ziemlichem Umfange — einführte. Zur Zeit der ägyptischen Pharaonen bediente man sich bei größeren Ankäufen, statt des geprägten Geldes, vermuthlich a) goldener und b) silberner Ringe[5]), die gegen den zu erhandelnden Gegenstand abgewogen wurden, und neben diesen vielleicht, als Scheidemünze, c) die in so großer Menge sich findenden, unterhalb bezeichneten Skarabäen[6]).

2. Die Waagen[7]), deren man von sehr verschiedener Größe hatte, bestanden, wie die noch heut gebräuchlichen Waagen, aus einem in seinem Schwerpunkte unterstützten Balken und zwei an seinen Enden

---

[1]) S. oben S. 107. [2]) Wilkinson II. S. 490 No. 290. [3]) Diod. I, 15; 16; 69. [4]) Das Gesetz über die Münzfälscher bei Diodor I, 78 gehört vermuthlich in eine sehr späte Zeit. [5]) Rosellini II. (m. c.) LI, 3. Wilkinson II. S. 10 No. 78; No. 79. [6]) G. Klemm, Culturgesch. V. S. 359. [7]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 64. Ros. II. (m. c.) LI, 3, 4; LII. Wilkinson II. S. 10 No. 87; Pl. 88. Die Erfindung der Waage fällt ohne Zweifel mit der Anwendung der einfachen Schultertrage (s. oben S. 367) zusammen, denn auch diese ist gewissermaßen eine Waage, bei der der Träger selbst die Stütze bildet. Vergl. R. Lepsius, Todtenbuch der Aegypter. L, 125; Wilkinson Plat. 87.

befestigten Schalen. Die Stütze bildete gewöhnlich eine entsprechend hohe, runde oder kantige Stange. Sie ruhte auf einem, meist stark ausladenden Fuße und war, mitunter in einem schmückenden Schnitzbilde endigend, oberhalb mit einem verhältnißmäßig starken Haken versehen. An diesen wurde der Waagebalken — bald eine gerade und kantige, bald eine sich nach den Enden allmälig verjüngende Stange — entweder vermittelst einer auf seiner Mitte befestigten Schnur oder vermittelst eines Ringes, durch den er nach Belieben hin und her geschoben werden konnte, gehangen. Dabei hatten die größeren, an Stricken hängenden Balken nicht selten eine lange, nach unten gerichtete Zunge, die in einem kugelrunden Balancier endigte. Die Schalen, je nach der Größe der Waage, flache oder flachrunde Behälter, hingen entweder durch Schnüre mit den Enden des Balkens zusammen oder wurden über Haken gehangen, die sich von diesem rechtwinklig nach unten erstreckten. Die Gewichte, die, wie schon erwähnt wurde, in frühester Zeit durch Metallringe ersetzt wurden, erhielten in späterer Zeit, wie aus vorhandenen Exemplaren hervorgeht[1]), eine quadratische oder oblonge Gestalt und eine Werth bestimmende Zahlenbezeichnung.

3. Das Längenmaß[2]) war die Elle, ihr determinirendes, hieroglyphisches Zeichen ein horizontalliegender Unterarm mit ausgestreckter Hand. Die Eintheilung der Elle in halbe, drittel u. s. w. Zolle zeigen mehrere in Form starker Lineale, aus Stein oder Holz gefertigte Maße der Art.

B. Einfluß des Staatslebens auf das Geräth.

Wie die symbolische Stellung der Könige auf die Tracht zurückwirkte[3]), so auch übte sie ihren Einfluß auf das Geräth. Abgesehn von dem, schon beim „Hausgeräth" mehrfach erwähnten, königlichen Mobilien, den mit Hieroglyphen und ähnlichen Ornamenten geschmückten, massigen Tischen, Lagerstätten, Prunkgefäßen u. s. w., war es vorzugsweise der eigentliche Herrschersitz, der Thron, welcher, da er zumeist bestimmt war, die Hoheit der Pharaonen zu repräsentiren, sich, als ein Insignum derselben, auch vor allen übrigen Geräthen durch symbolische Pracht auszeichnete.

---

[1]) Passalacqua, catal. rais. No. 790—793 Gemälde von Aegypten nach Champollion, Taf. 65 Fig. 8; vergl. S. Birch, tablet of Karnak etc. S. 36. [2]) Champollion, Egypte anc. etc. Tab. 65. Leemans, musée des Pais-Bas etc. S. 136. [3]) S. oben S. 193 B.

Ueber besondere, mit der Staatsverwaltung in Verbindung stehende Geräthe von ähnlicher Bedeutung fehlt es an genügenden Nachrichten. Wie sehr man indeß darauf bedacht war, dem Gesetze Achtung und dem Einzelnen Ruhe und Sicherheit gegen frevelnde Behandlung zu verschaffen, dafür sprechen die mannigfach verschiedenen, zum Theil barbarischen Strafmittel.

I. Der Thron.

1. Der Thron der Pharaonen[1]), obgleich in seiner, vermuthlich durch das Alter geheiligten Grundform[2]) ebenfalls wie die Ehrensitze der Vornehmen, nur ein mit kurzer Rücklehne versehener Würfel, unterschied sich dennoch von diesen, außer durch seine Pracht, einerseits durch einen massiven, ihn zu den Seiten überragenden, stufenförmigen Untersatz, andrerseits durch einen, sich über dem Sitz erhebenden, zierlich gestalteten Baldachin.

Der eigentliche Sitz nebst seinem Untergestell war vermuthlich von Holz, mit Goldblech überzogen und buntfarbig emaillirt oder bemalt. Seine quadratischen Seitenflächen waren durch Kreuzlinien in kleinere, wiederum quadratische Felder getheilt und diese entweder ganz mit einem schuppenförmigen Ornamente oder nur zum Theil mit einem solchen und zum Theil mit schachbretartigem, vielfarbigem Muster gefüllt, und von einem breiten, in bunte Felder abgetheilten Rand umgeben. Ein nur leichtes, doch aus kostbarem Stoff bestehendes Polster, hinterwärts breit herabhängend, bedeckte die Rücklehne.

Das oblonge Untergestell, von einem ähnlich verzierten Rande umgeben wie der Sitz, war durch horizontale Streifen und durch senkrecht dazwischen angebrachte, symbolische Zeichen in einander gleiche, quadratische Abtheilungen gegliedert. Diese enthielten, in symmetrischem Wechsel von Form und Farbe, eigenthümlich gestaltete, sich auf die Herrscherwürde beziehende Sinnbilder. Um die Allgewalt des Königs noch bestimmter zu charakterisiren, fügte man zuweilen dem Thron einen Fußschemel hinzu, der, in Holz oder Stein gearbeitet, knieende und gefesselte Sklaven darstellte[3]).

Der Baldachin, ein auf vier schlanken Säulchen ruhendes, flaches oder nach vorn in leichter Wölbung aufsteigendes Dach, war

---

[1]) Vergl. die Abbild.: R. Lepsius, Todtenbuch der Aegypter L, 125. Rosellini II. (m. c.) LXXXV, 7; XC, 6; CXXXV, 2. Prisse d'Avennes, monuments etc. Taf. XXX. Wilkinson Plat. 20; 57; 80. Ein Baldachin, in Holz treu den Originalen nachgebildet, ist im Berliner Museum aufgestellt. [2]) S. oben S. 330 (2. a ff.). [3]) Wilkinson V. S. 345 No. 474.

dem Obigen entsprechend theils sculptirt, theils bemalt. Die Säulen hatten die Form schlank aufstrebender, unterhalb abgerundeter Lotusstengel und endigten in mehrfach übereinander sich erhebenden Kapitälchen in Gestalt von Blüthen und Knospen. Die Malerei des Schaftes, an dem man auch buntstreifige Bänder befestigte, bestand in Pflanzenornamenten, Namensschildern und dergl. Auf dem schmalen Sims des Daches prangte in wechselnder Wiederholung das Bild der geflügelten Sonnenscheibe und Hieroglyphen, darüber eine leicht eingezogene Hohlkehle, abtheilungsweise buntstreifig verziert, und rings um das Dach, als Bekrönung, eine Reihe eng zusammengerückter Uräusschlangen mit dem Sonnendiskus auf dem Kopfe.

2. Bei Triumphen oder anderen größeren Feierlichkeiten bestieg der Herrscher einen reich verzierten, zwischen Stangen hängenden Palankin[1]) und ließ sich von den Vornehmsten des Reiches tragen. Auch dieser war ein von hohen, quadratischen Wänden umgebener Würfel. Auf jeder Außenseite, unmittelbar unter der Tragstange, befand sich, als freigearbeitetes Schnitzbild, ein Löwe in vorschreitender Stellung — das Symbol des Muthes und der Kraft — und über ihm, gleichsam auf der Mitte der Stange stehend, ein mit dem doppelgekrönten Kopf des Pharaonen gebildeter Löwensphinx. Den übrigen Theil der Seitenflächen zierten ebenfalls symbolische Darstellungen. Es waren diese in Reihen untereinander geordnete, in einer, den Sims des Kastens unterstützenden Stellung behandelte Figürchen; ferner Ecksäulen und, auf den Zwischenfeldern, flache Schälchen nebst darauf sitzenden Vögeln. Die rings umlaufende Bekrönung des Simses bildete auch hier eine Reihe empor gerichteter Uräusschlangen; außerdem erhob sich auf jeder Randecke ein mit Menschenkopf und Sonnenscheibe gezierter Sperber.

Den Baldachin vertrat ein großer, halbkreisförmiger Fächer, der, horizontal an einer langen Stange befestigt, die sich von der Mitte der hinteren Wand des Kastens senkrecht erstreckte, sowohl den König, als auch einen, an der Stange hängenden und somit über dem Herrscher schwebenden Sperber beschattete. Das Ganze war von Holz, mit Goldblech oder mit vergoldeter Masse überzogen und ruhte, falls es nicht

[1]) Rosellini II. (m. c.) LXXV, 2, und a. a. O. Prisse d'Avennes, monum. égypt. etc. Pl. XXVIII; Pl. XXIX. Wilkinson, Plat. No. 76 (13). Daß sich Vornehme überhaupt auch im gewöhnlichen Leben solcher Palankine bedienten, wo sie die Gestalt einer reich verzierten Lagerstatt hatten, geht aus einem Wandbilde von Beni-Hassan hervor: Ros. II. (m. c.) XCIII, 2. Wilkinson II. S. 208 No. 174.

benutzt wurde, auf einem starken, vierbeinigen Untergestell. Es machte ohne Zweifel den Eindruck der höchsten Pracht; wie denn der Luxus überhaupt bei dergleichen Festlichkeiten, wo solche Geräthe angewendet wurden, als Zweck[1]), und ganz besonders in der spätesten Zeit, als einziger Zweck, zur Geltung kam.

II. Strafwerkzeuge.

Die schon bei Gelegenheit der Tracht[2]) berührten Strafen setzten die Anwendung von a) Block und Beil, so wie die des b) Stockes zur Austheilung der Bastonade, ferner die c) scharfzackige Geissel u. a. voraus. Fügt man zu diesen noch die, vermuthlich nur selten angewendete, Strafe des d) Hängens[3]) und jene, wenn auch nur symbolisch als Höllenqualen (?) angedeuteten Strafen, wie sie sich in einem Königsgrabe dargestellt finden[4]), so erhält man ein ziemlich vollständiges Bild von dem der ägyptischen Gerichtsbarkeit bekannten Züchtigungsapparat.

Kriegswesen.

Einen Hauptheil der ägyptischen Armeen bildeten Wagenkämpfer[5]). Daß ihre Anzahl außerordentlich groß gewesen sein muß, geht aus den, wenn auch zum Theil märchenhaft klingenden, Berichten der Alten als zuverlässig hervor.

Homer[6]), ein für die Geschichte Aegyptens später Zeuge, giebt die Masse der streitbaren Wagenkämpfer Thebens allein auf zwanzigtausend an. Zu dieser Angabe wurde dem Diodor von ägyptischen Priestern versichert[7]), daß auf der Strecke von Memphis bis Theben hundert Pferdeställe, je zu zweihundert Pferden eingerichtet, gestanden hätten. Das Heer, welches „Sesostris" (Ramses) ausrüstete, zählte, außer den Fußsoldaten und Reitern (?), siebenundzwanzig tausend Streitwagen[8]), und der die ausziehenden Israeliten verfolgende Pharao ge-

[1]) Für die spätere Zeit zeigt sich dies ziemlich deutlich in der Inschrift von Rosette, hauptsächlich aber in der Beschreibung der an Aufwand und Pracht alles überbietenden Einsetzungsfeier des Mitregenten Ptolemäus Philadelphus, welche Calixenus von Rhodus in seiner Geschichte von Alexandrien mittheilt. [2]) S. oben S. 203 (3 ff.). [3]) Vergl. Herod. II, 121. [4]) Abgeb. bei Champollion Figeac u. A.: so z. B. Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 85—86. Diese Darstellungen gaben mehrfach zu der Vermuthung Veranlassung, daß bei den Aegyptern Menschenopfer gebräuchlich gewesen seien. [5]) S. oben S. 208 (II.). [6]) Iliade IX, 382 ff. [7]) Diodor I, 45. [8]) Diod. I, 54.

bot die schleunige Mobilmachung von „sechshundert auserlesenen Wagen und allen Wagen Aegyptens"[1]) u. s. w.

Ohne Zweifel war die Anwendung der Streitwagen uralt. Indeß gewann sie vermuthlich erst nach der Vertreibung der Hyksos und während den in Asien geführten Kämpfen an Umfang. Dies scheinen auch die Monumente des neuen Reiches zu bestätigen, auf denen sich nicht nur Wagenbauer in voller Thätigkeit dargestellt[2]), sondern auch Inschriften[3]) finden, die den Werth, den man auf den Besitz dieses Kriegsgeräthes legte, beurkunden.

Das anderweitige Kriegsgeräth — die Belagerungswerkzeuge und was dazu gehörte — beschränkte sich, den kriegerischen Darstellungen auf Baumonumenten zufolge, auf wenige, höchst einfache Einrichtungen, so daß diese wiederum auf keinen sehr ausgebildeten Festungsbau der Völker, mit denen die Aegypter vorzugsweise Krieg führten, schließen lassen.

I. Kriegswagen.

1. Sie bestanden im Wesentlichen nur aus einer, zu einem Wagenkorb erweiterten und auf einer zweirädrigen Axe ruhenden, abgerundeten Deichsel[4]). Ausgezeichnet durch große Leichtigkeit und eine ans zierliche grenzende Konstruktion, mit der, besonders bei den Streitwagen der Könige, eine buntfarbige Pracht verbunden war, bildeten sie mit die vornehmste Zierde des ägyptischen Heergeräthes.

Die Länge der Deichsel betrug gewöhnlich einige Fuß über die Länge der Pferde. Sie erstreckte sich von der Mitte des Wagenkorbes, mit welchem sie zuweilen außerdem noch durch ein von seinem oberen Rande ausgehendes, dünnes Knieholz oder starkes Geriemsel zusammenhing, in einer sich aus einem leichten Bogen entwickelnden,

---

[1]) 2 Mose's XIV, 6, 7. [2]) Rosellini II. (m. c.) XLIV. Wilkinson I. S. 342 ff. No. 52; No. 54. [3]) S. Birch, observations of the statistical tablet of Karnak S. 16: Thutmes III. erhält als Tribut von den Ret-e-nu oder Ruten 30 mit Silber, Gold und Malerei bedeckte Wagen; S. 32: Pferde von den Ta-hai; S. 48: 180 Pferde und 60 Wagen; S. 50—53: mit Gold und Silber ausgelegte Wagen u. s. w. Vergl. die Darstellungen von nichtägyptischen Wagen: Rosellini I. (m. st.) LXI, a, und auf den Schlachtenbildern CIII ff.; den kostbaren Wagen der Ruten II. (m. c.) CXXII, 2: ein in Florenz befindlicher Wagen a. O. Wilkinson I. S. 346 No. 536; No. 58; Plat. IV (unterste Reihe). [4]) Descript. de l'Egypt. A. Vol. II. Pl. 12; III. Pl. 38 und 39. Rosellini I. (m. st.) XLVI; LV; LVII; LXXXI; LXXXII; LXXXIV; XCVI; C; CII; CXXIV; CXXV; hierzu Vol. III. S. 232 ff. Wilkinson I. S. 335 ff. mit Abbild., worunter sehr belehrende Darstellungen perspektivisch gezeichneter Wagen: No. 53; No. 57.

schräg aufsteigenden, geraden Linie bis gegen den Kopf des Gespannes. Der Wagenkorb war hinten offen und nur an den übrigen Seiten senkrecht umwandet, so, daß dadurch der Streiter bis zur Mitte der Oberschenkel gedeckt wurde. Die Seitenwandungen (rechts und links) hatten meist kreisrunde oder lang-ovale Ausschnitte, die als Henkel dazu dienten, das Auf- und Absteigen zu erleichtern. Die verhältnißmäßig gewöhnlich sehr hohen Räder waren oft aus doppelten Reifen, die wiederum aus mehreren sogenannten, durch Döbeln miteinander verbundene Felgen bestanden, zusammengesetzt und, mit vier oder sechs Speichen versehen, vermittelst eines langen Vorstiftes an der Axe befestigt; außerdem mit metallenen Radschienen benagelt.

Den hauptsächlichsten Schmuck solcher Wagen bildete theils eine Verkleidung mit bunt emaillirtem Goldblech, theils farbige Bemalung oder erhobene Sculptur. Die königlichen Streitwagen zierten außerdem Reihen von sonnenbekrönten Uräusschlangen, die sich dann entweder um den unteren Rand des Kastens oder um eine eigene, seine obere Mitte einnehmende, kleine Vorgallerie erstreckten. Zur vollständigen Armatur eines Wagens gehörten mehrere lang gestreckte, köcherförmige Behälter. Diese waren an seinen Seiten überkreuz befestigt und stets, dem Ganzen entsprechend, aufs reichste verziert. Sie enthielten die Bogenpfeile, die Wurfspieße, die Schlachtsichel, das Messer u. a. m.

Das Gespann bestand gewöhnlich aus zwei Pferden [1]) und wurde vermittelst eines doppelten Schulterjoches, das zierlich nach außen gekrümmt und auf mannigfache Weise verziert war, an der Deichsel befestigt. Von diesem Joch, welches die Anwendung einer Scheere oder die der Seitenstränge entbehrlich machte, erstreckte sich nämlich auf jeder Seite ein Riemen um den Leib des Thieres. Die eigentliche Zäumung glich in der Hauptsache der noch heut üblichen, nur daß sie durch eine Menge von Schmuckgegenständen, die theils zu den Seiten herabhingen, theils sich über dem Nacken der Pferde erhoben, bei weitem prächtiger erschien. Namentlich schmückte man Kopf und Brust mit reich gesticktem, mehrfach übereinander gelegtem Riemzeug in Form breiter Gurte und kleiner Sättel. Hals und Rücken bedeckte man gewöhnlich mit teppichartig gewebten, bunt gemusterten Umhängen, die man dann unter dem Bauch zusammenknüpfte. Ebenso schmückte man

---

[1]) Dagegen führten die asiatischen Völker meist dreispännige Wagen. Ein Viergespann als Hieroglyphe kommt auf einer Grabstele eines Priester vor: Prisse d'Avennes, monum. égypt. Pl. XXVI.

auch den Kopf, und zwar mit einer Zierde von mehrfach über- und nebeneinander geordneten, aufrecht gestellten Federn und breiten, bequasteten Scheuklappen. Zur sichereren Lenkung leitete man den Handzaum durch mehrere, am vorderen Riemzeug angebrachte Oesen und außerdem unter einem kugelrunden Balancier [1]) fort, der auf dem Nacken des Pferdes ruhte.

Zur Aufmunterung der Thiere bediente man sich einer Art Peitsche [2]). Es war dies ein gerader, in einem Knopf endigender Stab, von dem entweder eine einfache oder doppelte Schnur herabhing.

2. Weniger kunstvoll ausgestattete Fuhrwerke [3]), als diese Streitwagen, verwendete man zur Beförderung von Munition und anderen Kriegsvorräthen. Sie hatten meist die Gestalt oblonger Kisten mit zwei- oder vierrädrigem Untergestell und langer Deichsel.

II. Belagerungsgeräth [4]).

Den von Feinden vertheidigten Mauern näherte man sich in den meisten Fällen unter dem Schutze a) eines Schilddaches. Dieses hatte entweder die Form einer umgekehrten Glocke oder die einer durch eine Pfahlstütze aufgestellten, halbovalen Mulde. Außerdem bediente man sich zu gleichem Zweck b) kleiner, viereckiger Hütten mit leicht gewölbter Bedachung. Unter einem solchen Bau nahmen gewöhnlich mehrere Streiter Platz, um gemeinschaftlich c) einen langen Spieß gegen die Mauern zu führen. Zum Ersteigen von Festungen benutzte man d) große, vielsprossige Leitern.

C. Einfluß des Cultus auf das Geräth.

Das mit dem Cultus zusammenhängende Geräth, sowohl das, was in unmittelbarer Beziehung zu seinen Oertlichkeiten — den Tempeln und heiligen Stätten — stand, wie auch die zu den heiligen Handlungen erforderlichen Geräthschaften — der eigentlich religiöse Apparat — war, wie der Cultus selbst, im hohen Grade ausgebildet. Alles, was den Dienst der Götter betraf, beruhte auf uralten, geheiligten Satzungen und trug das entschiedene Gepräge des Symbolischen,

---

[1]) Wilkinson I. S. 352 No. 56. [2]) Wilkinson I. S. 339 No. 50. [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 32 (2). Bei dem hier dargestellten Wagen erscheint außer dem Schulterjoch eine zu Seitensträngen bestimmte Scheere; vergl den Wagen der Tekkari bei Wilk. I. S. 369 No. 65. [4]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 31. Ros. I. (m. st.) CVIII; II. (m. c.) CXVIII. Wilk. I. S. 362 No. 60; No. 61.

Außergewöhnlichen. Das Ritual der Priester erstreckte sich selbst auf das zu ihrem Privatgebrauch verwendete Geräth, indem es unter anderem bestimmte, daß ihre Lagerstätte nur aus geflochtenen Palmmatten bestehe und ihr Haupt während des Schlafes nur auf einer hölzernen Stütze ruhe[1]).

Während indeß die Priester dem Volke gegenüber durch ihre einfache und beschränkte Lebensweise gewissermaßen als Vorbilder religiöser Ergebenheit und Entsagung ergänzten, suchten sie die Religion um so mehr auf pomphafte Weise zu verherrlichen. Nicht nur die von ihnen abgehaltenen Feste erhöhte ein außerordentlicher Aufwand von kostbarem Schmuck, sondern auch die von den Laien begangenen heiligen Handlungen — die Opferungen, Weihungen und Darbringungen aller Art — wurden von den Priestern mit einem gewissen, ceremoniellen Aufwand begleitet. Jedes einzelne dazu erforderliche Geräth behauptete, gleichsam als Repräsentant seines Dienstes, einen durch ihn geheiligten, formell symbolischen Charakter.

Dasselbe war dann auch mit den Geräthschaften der Fall, die mit dem Geheimdienst der Priester zusammenhingen. Ihre eigentliche Bedeutung ist jedoch für uns meist ebenso zweifelhaft, als die selbst inschriftlich bezeichneten Darstellungen derartiger Ceremonien.

I. Geräthe zum Transport von Götterbildern.

1. Sie gehörten mit zu den wesentlichen Tempelgeräthen und waren, gleichsam als kleine Umschlußtempelchen von Götterbildern, mit diesen im Allerheiligsten aufgestellt. Ihre Form war die kleiner, tempelförmiger Laden oder Schreine; ihr Schmuck bestand in buntfarbiger Bemalung, eingelegter Arbeit und mitunter in einer eigenthümlichen, symbolischen Bekrönung[2]). Bei Prozessionen und öffentlichen Feierlichkeiten wurden sie, je nach ihrer Größe, entweder von mehreren Priestern auf Schulterstangen transportirt[3]) oder von Einzelnen an einem um den Nacken laufenden Bande getragen[4]). Zu ihrer Aufstellung in den Tempeln dienten entsprechend hohe, hölzerne Gestelle. Diese

---

[1]) Porphyr, von der Enthaltsamkeit IV, 7. [2]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 13 Fig. 4. Champollion, monum. de l'Eg. I. Pl. XC, hierzu die Anmerkung von Letronne, recueil des inscript. etc. I. S. 250 no. 83; no. 88 ff. Wilkinson V. S. 271 ff. [3]) Viele der größeren Götterbilder wurden auch frei, ohne Umschluß, auf Stangen getragen: Rosellini III. (m. d. c) LXXVI und a. m. O. Wilkinson Plat. 76. [4]) Descript. de l'Eg. A. Vol. IV. Pl. 27. Fig. 6.

waren dann meist ebenfalls verziert und zuweilen mit Decken behangen.

2. Ein besonderes Heiligthum von umfassender, symbolischer Bedeutsamkeit, das wiederum zum Tragen mehrerer Heiligthümer bestimmt war, bestand in einem großen, transportablen Boot[1]). Es diente zur Ertheilung von Orakeln und ruhte demnach im Sanktuarium ihrer Cultstätten auf einem massiven, ohne Zweifel reich verzierten Untersatz. Während der Ceremonie und in Prozessionen wurde es von einer seiner Schwere entsprechenden Anzahl Priestern auf Schulterstangen getragen. Die Größe dieser Böte, die im übrigen genau den schlank gebauten, ägyptischen Flußkähnen nachgebildet wurden, war sehr verschieden; ebenso ihre Ausstattung. Die Enden des Bootes wurden gewöhnlich in Form reich geschmückter Götterbüsten u. a. ausgeschnitzt. Auf der Mitte desselben erhob sich stets ein von einem viersäuligen Baldachin umgebener Schrein, der die bezüglichen Götterbilder einschloß. Der Baldachin selbst war mitunter an den Seiten mit Teppichen verhangen. Außerdem befanden sich vor und hinter dem heiligen Schreine, zum Theil auf besonderen Gestellen (größeren und kleineren Kreuzbalken) befestigt, mannichfach verschiedene, frei gearbeitete Statuetten adorirender Priester und heiliger Thiere. Das größte und kostbarste Boot der Art, dessen auch die ägyptische Geschichte erwähnt[2]), hatte Ramses („Sesosis, Sesostris") als Weihgeschenk für den Amonstempel in Theben erbauen lassen. Die Länge des Schiffes betrug nicht weniger als zweihundert und achtzig Ellen. Dabei bestand es aus kostbarem Cedernholz, war außen vergoldet, innen versilbert und ringsum mit silbernen Pateren behangen. Die Statue des Gottes war überaus reich mit Edelsteinen besetzt.

3. Zu den heiligen Böten — den wirklichen Fahrzeugen der Priester — die ebenfalls aufs reichste dekorirt wurden, gehörte namentlich eine große Gondel, auf der man den neuen Apis, nachdem man ihn endlich aufgefunden hatte, in Prozession zur geweihten Stätte zu transportiren pflegte[3]).

---

[1]) Ueber dieses Boot vergl. v. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Amon u. s. w. S. 113 ff. Taf. XXIII. Fig. 2. Heeren, Ideen u. s. w. II. (1.) S. 416 Anmerk.; S. 420 ff. Hierzu Abbild. Descript. de l'Eg. A. Vol. I Pl. 2 Fig. 4; Vol. III. Pl. 32, 33. Gau Pl. XLV, B; LI, G; LII. Rosellini III. (m. d. c.) XVI, 3; LV und oft. Wilkinson V. S. 267 No. 469 Pl. XI. [2]) Diodor I, 57. [3]) Diod. I, 85.

II. Die Opfer und das dazu erforderliche Geräth[1]).

Die Opfergaben und Weihgeschenke waren ihrer Natur nach entweder lebende oder leblose. Zu den lebenden Opfern gehörten verschiedene Gattungen von Thieren[2]); zu den leblosen eine nicht zu bestimmende Zahl anderweitiger Gegenstände von realem oder symbolischem Werth. Die Thiere wurden den Göttern entweder lebendig geweiht oder als blutige Schlachtopfer dargebracht, und in diesem Falle zumeist auf dem Altar verbrannt. Die anderen Gaben bildeten dagegen, je nach Beschaffenheit, entweder ein beständiges Besitzthum der Gottheit oder ein mehr vorübergehendes Zeichen religiöser Verehrung. Zu allen diesen Opfern, die ohne Zweifel stets unter dem Beisein von Priestern und strenger Beobachtung gewisser Formen stattfanden, fügte man gewöhnlich noch das Rauchopfer (bestehend in kostbaren Spezereien) in der Voraussetzung hinzu, daß der Rauch desselben unmittelbar zu den Göttern emporsteige; außerdem das Trankopfer, das sich jedoch nur auf einige Libationen beschränkte, die zum Theil ausgegossen, zum Theil ausgetrunken wurden.

A. Die Opfer.

1. Die Thieropfer[3]), wenn auch im Allgemeinen höchst mannigfaltig, waren dennoch zum Theil durch das Wesen der Götter, denen man sie weihte, bestimmt. Außerdem mußten sie makellos sein, weshalb man sie vor der Opferung einer Prüfung unterwarf und erst dann, wenn sie als rein befunden und von den Sphragisten[4]) besiegelt worden waren, als zulässig betrachtete. Während die größeren, vierfüßigen Thiere vor dem Altar geknebelt und mit dem Opfermesser abgeschlachtet wurden, brachte man Geflügel mitunter auf einem a) eigenen Ständer dar, der, oberhalb mit vier nebeneinander gestellten, hakenförmig gekrümmten Stacheln besetzt, die Form einer handlichen, nach der Mitte zu sich etwas verjüngenden Säule hatte[5]).

b) Die Altäre, auf denen die Brandopfer stattfanden, glichen im Wesentlichen, abgesehn von ihrem vielleicht bedeutenderen Umfang, den schon erwähnten[6]), steinernen Libations- und Weihaltären, deren man

---

[1]) Wilkinson V. S. 337 ff. [2]) Von Menschenopfern, die in frühester Zeit stattgefunden haben sollen, sprechen Diod. 1, 88; Plutarch, über Isis und Osiris c. 73, dagegen: Herod. II, 45. Vergl. Wilk. V. S. 342 ff. [3]) Herod. II, 38—42; 45—48. [4]) S. oben S. 213. [5]) Wilkinson V. S. 335 No 476. [6]) S. oben S. 349c.

sich zu Todtenopfern in Grabstätten u. s. w. bediente. Wie diese, so bestanden auch sie hauptsächlich aus einem würfelförmigen oder sich nach oben allmälig verjüngenden Viereck und einer darauf ruhenden, ringsum zu einem leicht ausgekehlten Gesims ausgearbeiteten Platte, deren Oberfläche auf zweckmäßige Weise vertieft und mit Hieroglyphen u. s. w. ausgestattet war[1]). Uebrigens legte man die Opfergaben, und vorzugsweise die unblutigen, häufig entweder auf c) kleine, vierbeinige Opfertischchen oder auf d) hölzerne Borde und schmückte diese sodann zierlich mit Blumen und Blumenguirlanden aus[2]).

2. Zu den unblutigen und leblosen Opfern gehörten zunächst alle Arten von Feld- und Gartenfrüchten[3]). Diese vereinigte man zu dem Zweck entweder zu zierlichen, glockenförmigen Bündeln[4]) oder legte sie in kleine, sauber geflochtene Körbchen. Blumen verband man auf geschmackvolle Weise zu Bouquets und Guirlanden[5]). Flüssigkeiten brachte man in verschieden gestalteten Gefäßchen dar. Diese[6]) hatten zum Theil die Form gehenkelter, mit Tülle versehener Kannen, zum Theil waren sie kugelrund mit weiter, bordumrandeter Oeffnung Solchen Opfern wurde dann zuweilen, als symbolische Zugabe, ein kleines Flammenopfer, bestehend in einer brennenden Lampe, hinzugefügt[7]). Zu diesen gewöhnlicheren Opfergaben gehörten ferner runde oder oblonge Kuchen. Sie erhielten stets, als Zeichen der Weihung, einen Fingereindruck[8]). Bei gewissen Festlichkeiten indeß opferte man, vermuthlich als Surrogate kostspieliger Thieropfer, Backwerke in verschiedener Thiergestalt[9]).

Ueberaus groß war die Zahl und Mannigfaltigkeit der rein symbolischen Opfer[10]); denn sie versinnbildlichten entweder den Rang und Stand des Opfernden oder irgend eine Weihung von besonderer, umfassender Bedeutung. Demnach bestanden die Gaben theils in den Standesinsignien der Geber, theils in einer hieroglyphischen Verbild-

[1]) Vgl. Herod. II, 39, 40 und die Abbildungen: Descript. de l'Eg. A. Vol. V. Pl. 47. Fig. 8. Cailliaud, voyage à Méroé I. Pl. LXV ff. [2]) Rosellini II. (m. c.) LXXVIII, 3; LXXIX. Wilkinson V. S. 374 No. 482. [3]) Diod. I, 14. Wilkinson V. S. 369 No. 479. [4]) Die schon oben S. 346 (3) erwähnten Zwiebelopfer (Wilkinson I. S. 277 No. 9; IV. S. 234). [5]) Wilkinson V. S. 367 No. 478. [6]) Rosel. I. (m. st.) XVIII, 12; XIX, 20; XXIII, 29. Wilkinson V. S. 364 ff. No. 477 (a, b, c, d); Plat. a. v. O. [7]) Wilkinson V. S. 364 No. 477; S. 376 No. 486. [8]) E. de Rougé, notice des monuments etc. S. 87. [9]) Herod II, 47. Plutarch, über Isis und Osiris c. 30; 50. [10]) Ros. I. (m. st.) XVI, 2; XVII, 9; XXIII, 26; CXLIV; CXLVI; CXLVII, 2; CLXVI; CLXVIII, 2, 3, 4; CXXIII, 3 ff. Wilkinson V. S. 372 No. 481; No. 483.

lichung abstrakter Begriffe überhaupt. Zu diesen gehörten dann künstlich gefertigte Figürchen: Die Krone von Ober- und Unterägypten, Kränze mit daran befestigten, gekrönten Uräusschlangen, verschiedene Gestalten des Apis, des Cynoscephalus und des Sphinx, kleine, meist in hockender Stellung gebildete Götterfigürchen, Pyramiden, Obelisken u. a.; zu jenen: Das Farbenbret des Malers und Schreibers, der aus Federn bestehende Kopfputz gewisser Würdenträger, der den Rang des Vornehmen charakterisirende Halsschmuck, Waffen, Musikinstrumente ꝛc.

B. Opfergeräthe.

Die Opfergeräthe, die ohne Zweifel nur von Priestern gehandhabt wurden, waren je nach der Beschaffenheit der Opfer verschieden. Sie bestanden hauptsächlich in Opfermessern, größeren und kleineren Gefäßen zum Libiren und zum Transport von Flüssigkeiten und in Räucherapparaten.

1. Die Opfermesser[1]) hatten theils eine dreieckige, sehr spitzig zulaufende, theils eine mehr oder weniger sichelförmig gekrümmte Klinge mit geradem oder abwärts gebogenem Handgriff. Sie glichen demnach im Wesentlichen den obengenannten[2]) Kriegssicheln.

2. Zum Libiren hatte man sowohl kleine Gießkannen als auch flache Opferschalen. Die ersteren[3]), meist von sehr zierlicher, schlanker Form und oft zu zweien und dreien auf gemeinschaftlichem Untersatze ruhend, waren gewöhnlich von Gold und mit Hieroglyphen bezeichnet; so auch die Opferschalen, deren man goldene und erzene benutzte[4]).

3. Der Transport des Nilwassers und anderer bei Opfern nothwendigen Flüssigkeiten geschah in gehenkelten, erzenen Eimern von umgekehrt konischer Gestalt mit spitz- oder flachbodiger Endigung[5]). Auch sie schmückte meist erhoben gearbeitetes Bildwerk und hieroglyphische Inschrift. Außerdem verwendete man zu ähnlichen Zwecken

---

[1]) Rosellini I. (m. st.) LXVI; LXXIX; III. (m. d. c.) LXXXVI und a. a. O. Wilkinson Pl. 76 (1) und die Darstellung auf dem Siegel der Sphragisten: s. oben S. 213. Viel Glaubwürdiges hat die Vermuthung (v. Minutoli, Reise u. s. w. S. 144), daß die Opfermesser nach den Gottheiten verschieden gestaltet gewesen seien. [2]) S. oben S. 179 (9). [3]) Rosellini I. (m. st.) CXLV. Wilkinson V. S. 375 No. 484. [4]) Herodot II, 147; 151. Diod. II, 66. [5]) v. Minutoli, Reise zum Tempel u. s. w. Taf. XXXI, 9 (a. b). Rosel. II. (m. c.) LVI, 94; LIX, 7. Prisse d'Avennes, monum. etc. Pl. L, 7. Wilkinson II. S. 351 No. 252.

kleine, ebenfalls mit Schrift und Bildwerk verzierte, wannenförmige Gefäße[1]).

4. Besonders zierliche Formen zeigten die meist bronzenen oder goldenen Räucherapparate[2]). Sie bestanden nämlich aus einer verhältnißmäßig langen, schlanken Handhabe und einem daran befestigten Halter für das Räuchergefäß. Die Handhabe, ein nach dem Gefäßhalter zu sich allmälig verjüngender Rundstab, wurde gewöhnlich an dem, dem Gefäßhalter entgegengesetzten Ende mit einem sauber gearbeiteten Bildwerk, einem Sperber- oder Widderkopf, verziert. Den Halter bildete entweder ein flacher, kreisrunder Ring oder eine, ebenfalls sehr zierlich gearbeitete, ausgestreckte, tragende Hand. Das Räuchergefäß, nach der Form seines Halters verschieden, war entweder dem Ringe als ein solches halbrundes Schälchen, oder der tragenden Hand als ein blumentopfförmiges Näpfchen angepaßt, und mit einer Dochtflamme oder mit mehreren, nebeneinander geordneten Flämmchen versehen.

Der Weihrauch spendende Priester räucherte entweder nur mit einem oder auch zugleich mit mehreren solcher Räucherapparaten. Diese hielt er dann mit der rechten Hand, die Mitte der Handhaben umspannend, in horizontaler Richtung. Aus einer, auf den Handgriff oder neben sich gestellten, runden Kapsel nahm er das zu Kügelchen geformte Räucherwerk[3]) und warf es mit Geschick in die Flammen. — Vielleicht benutzte man auch, zum Herausnehmen der Räucherkugeln, jene oben beschriebenen[4]), zum Theil zierlich ausgeschnitzten Löffel.

III. Musikalische Instrumente.

1. Da die meisten heiligen Handlungen mit Musik begleitet wurden, wozu denn auch die Priester besondere Sänger und Musiker unterhielten, so bildeten die Instrumente selbst einen wesentlichen Theil des ceremoniellen Apparates[5]). Diese heiligen Tonwerkzeuge unterschieden sich indeß von den im gewöhnlichen Leben angewendeten, musikalischen Instrumenten höchstens durch eine reichere, prunkvollere Aus-

---

[1]) Einige solcher, sehr reich verzierten, Gefäße besitzt das Pariser Museum.
[2]) Descript. de l'Eg. a. m. O. Denon, voyage dans la Basse et la Haute Egypte Pl. 119. Fig. 5 und 6. v. Steinbüchel, k. k. Sammlung in Wien S. 24. Rosellini I. (m. st.) XVI, 1; XVIII, 12; CXLV. Wilkinson V. S. 340 No. 472.
[3]) Ueber das Räucherwerk vergl. Plutarch, über Isis und Osiris, herausgegeben von G. Parthei. Berlin 1850. S. 276 (die Noten zu S. 141 ff.). [4]) S. oben S. 320 (c). [5]) Wilkinson II. S. 315 No. 229 ff.

stattung. Sie bestand gewöhnlich in mannigfach wechselnden, symbolischen Zierrathen.

2. Als besondere, vorzugsweise dem Cultus gewidmete Instrumente sind demnach nur a) eine Art von weitschallender Trompete[1]) und b) das schon erwähnte Sistrum[2]) zu betrachten. Erstere, als eine Erfindung des Osiris gewissermaßen geheiligt, diente vermuthlich, um das Volk zu den allgemeinen Opfern zu versammeln; letzteres wurde hauptsächlich bei Opferungen, zur Vertreibung des Thyphon, angewendet und, als feststehendes Attribut einzelner hochgestellter Priester und Priesterinnen[3]), von diesen bei besonderen Feierlichkeiten reich mit Blumen und Guirlanden geschmückt[4]).

IV. Geräthe, die mit dem Geheimdienst der Priester zusammenhingen.

1. Außer der Geissel und dem Krummstab, den Symbolen der Herrschaft und dem, die Würde eines Großen bezeichnenden, keulenförmigen Scepter Pat[5]), führten, den bildlichen Darstellungen zufolge, einzelne Götterstatuen, und somit ohne Zweifel bei gewissen Ceremonien auch die Priester, längere oder kürzere Stäbe von verschiedener Gestalt und Bedeutung.

Diese Stäbe waren verhältnißmäßig dünn, rund, und entweder a) nur in der Mitte[6]) oder b) an einem Ende[7]) kelchförmig erweitert. Einige trugen dagegen c) an dem, stets nach oben gerichteten Ende einen ausgeschnitzten Widderkopf[8]) und endigten unterhalb in einem gabelförmigen Fortsatz. Mit allen diesen, so ausgestatteten Stäben setzte man gewisse andere, symbolische Zeichen in Verbindung. Die einfachste Zusammensetzung der Art bestand darin, d) daß man den obersten Theil eines Stabes mit vier, untereinander geordneten Stäbchen rechtwinklig durchkreuzte[9]) und so das Sinnbild der Beständigkeit herstellte. Auf dieses e) setzte man mitunter noch das des ewigen Lebens[10]), bestehend in einem kleinen Kreuz, dessen nach oben gekehr-

---

[1]) G. Parthei (Plutarch, über Isis und Osiris S. 219 zu cap. 30) hält dafür, daß es keine Trompete, sondern eine Art Fagot oder ein Kuhhorn gewesen sei. [2]) S. oben S. 372 (2). [3]) E. de Rougé, notice des monuments etc. Stat. No. 56; No. 65. [4]) Rosellini I. (m. st.) XIX, 22. [5]) S. über die Geissel, den Krummstab und Scepter Pat S. 198 (a, b, c). [6]) Ros. I. (m. st.) XVII, 6. [7]) Ros. I. (m. st.) XXIV, 36. Nach Plutarch (über Isis und Osiris c. 10; 51) wurde Osiris unter dem Bilde eines Scepters dargestellt. [8]) Ros. I. (m. st.) CLXVII. [9]) Ros. I. (m. st.) CXLVII, 3. [10]) Ros. I. (m. st.) LVI, 2.

ter Balken zu einer runden oder ovalen Handhabe umgestaltet war. Einzelne Ceremonien erforderten f) sehr lange Stäbe, die eine von zwei Kuhhörnern begrenzte Mondscheibe (?) trugen[1]; wieder andere sehr zierlich gearbeitete, mit Pflanzen- und Thierbildern verbundene Rundstäbe. Solche waren dann entweder g) geradaufstrebende Pflanzenstengel mit symmetrisch angeordneten Blumen, Blüthen[2]) u. s. w. oder h) von einer Schlange umwundene Stäbe mit einer Bekrönung, die, als Fortsetzung der Schlangenwindung, bald in der emporgerichteten Uräusschlange[3]), bald in irgend einem Vogel[4]) bestand.

Zu den bei Ceremonien sehr häufig angewandten Geräthen gehörte i) der sogenannte Jahres- oder Zeitstab[5]): Ein der Länge nach gleichsam sägeblattförmig eingetheilter, an seinem empor gehaltenen Ende mäßig gekrümmter Palmenstock. Jeder einzelne Theil an ihm bezeichnete, als Jahresspößling, den Zeitraum eines vollen, ägyptischen Jahres. Die an einem derartigen Stabe vorgenommene, symbolische Zeitrechnung geschah vermittelst k) eines spitzigen Griffels[6]). Auch mit diesem, gewöhnlich über Mannshöhe betragenden Stabe, vereinigte man verschiedene, seiner Bedeutung entsprechende, symbolische Figuren. An das nach unten gekehrte Ende setzte man oft die Gestalt eines Frosches als das Symbol von Millionen, und unter dieses den eine unendliche Zahl von Jahren bezeichnenden Ring. An dem anderen, gekrümmten Ende des Stabes befestigte man dagegen mitunter als Symbol der heiligen Versammlung einen kleinen, von allen Seiten offnen Tempel und darunter nicht selten noch andere Symbole, als das der Beständigkeit, des ewigen Lebens u. s. w.

2. Wie umfangreich übrigens der durch die Mannigfaltigkeit der Götter und die verschiedene Weise ihrer Verehrung bedingte, mysteriöse Apparat war, das bezeugen die vielfachen Darstellungen von Culthandlungen zur Genüge. Zu ihm gehörte, außer den genannten Gegenständen[7]), noch eine Unzahl, ihrer Bedeutung nach nicht mehr

---

[1]) Descript. de l'Eg. A. Vol. II. Pl. 36. Fig. 3. [2]) Rosellini I. (m. st.) CLXV, 2. [3]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 27. Fig. 2. Ros. III. (m. d. c.) XIX. [4]) Descript. de l'Eg. A. Vol. I. Pl. 58. Fig. 4. [5]) Ros. I. (m. st.) LXXVII, 3 und a. m. O. Wilkinson V. S. 268 No. 468; Plat. 45 (5); 46 (3); 54 (1—3) ff. [6]) Ros. I. (m. st) CLXVI. [7]) Besonders ausgedehnt, nicht nur als hieroglyphische Bezeichnung, jedenfalls auch als wirkliches Geräth, war die Anwendung des gehenkelten Kreuzes, da es in den Händen fast aller Götter und Könige wiederkehrt. Seiner Form wegen sind besonders zu vgl. Ros. I. (m. st.) XXIV; III. (m. d. c.) LXVI. Wilk. V. S. 283.

genau zu bestimmender Geräthe[1]). Sie bildeten ohne Zweifel mit einen wesentlichen Theil der Tempelschätze.

Zu der oft überaus glanzvollen Ausstattung außerordentlicher, religiöser Feierlichkeiten wurde dann zuverlässig das gesammte, kostbare Tempelgeräth benutzt, und sowohl die reich verzierten Fahrzeuge, als auch die Masse der tragbaren Heiligthümer — der theils vergoldeten, theils bekleideten Götterstatuen, der auf Stangen befestigten Symbole, halbkreisförmigen Fächerschirme, heiligen Gefäße u. s. w. — und die Menge der den Göttern zugehörenden Weihgeschenke[2]) von Gold, Silber und Elfenbein, in Prozession, dem gläubigen Volke vorgeführt.

Schlußanhang.

Schrift, Literatur und Kunst.

Erwägt man die Fülle der Erscheinungen, die Aegypten, im Verhältniß zu anderen Ländern, schon in der weitesten Ferne geschichtlicher Realität gleichsam als ein für sich Abgeschlossenes, Fertiges, darbietet, so läßt sich wohl mit Zuversicht behaupten, daß dieses Land einst der Brennpunkt einer Cultur war, die, wohl fähig, ein erleuchtendes und erwärmendes Licht auszuströmen, einen mächtigen, wohlthätigen Einfluß auf die frühesten Bildungsepochen anderer Völker ausübte. Geschichtliche Untersuchungen machen es mehr wie wahrscheinlich, daß die Aegypter zweitausend Jahre früher, als irgend ein anderes Volk großartige Baumonumente in künstlerischer Weise ausführten und daß sie gleichzeitig eine, wenn auch äußerlich befangene, doch in sich durchgebildete Schriftsprache besaßen. Es war dies die heilige Sculpturschrift — die Hieroglyphik. Höchst wahrscheinlich von der Priesterschaft erfunden oder doch wenigstens von ihr geordnet[3]), diente sie seit den ältesten Zeiten zu monumentalen Inschriften und als Wandgemälde erklärender Gebäudeschmuck.

Diese Schrift bestand im Wesentlichen aus drei, ihrer Bedeutung nach verschiedenen Zeichengruppen[4]), die jedoch sämmtlich formell

---

[1]) Vergl. unter anderen Ros. I. (m. st.) XVI, 5: eine in einer Pharaonenbüste endigende, kurze Handhabe; XVI, 2: ein kurzes, sistrumähnliches Geräth mit dem Kopfe einer Göttin verziert; XXXV: ein hufeisenförmiges, wulstiges Halsband; XXII: ein einer Roste nicht unähnliches Instrument; II. (m. c.) CXXXV: auf Löwenfüßen horizontal ruhende Lagerstätten, die vorn und hinten in einem Löwenkopf endigen; III. (m. d. c.) LVI, 3: mit kurzen Stielen versehene Pinien (?)-Aepfel; u. s. w. [2]) Herod. II, 44; 111. Diod. I, 46; 68 u. a. O. [3]) Diod. I, 16. [4]) Diese

darin miteinander übereinstimmen, daß sie nur Gegenstände der Wirklichkeit zur Erscheinung brachten. Es war demnach im eigentlichen Sinne des Worts eine Bilderschrift. Die Erlernung derselben war indeß hauptsächlich dadurch erschwert, daß gewisse (bildliche und sinnbildliche) Zeichen nach ihrer Bedeutung festgestellt, dagegen andere (phonetische) der Willkühr des Schreibers überlassen blieben. Ungeachtet der Schwerfälligkeit dieser Methode ist dennoch in ihr ein, wenn auch kindliches Streben nach möglichster Deutlichkeit des Ausdrucks nicht zu verkennen. -- Aus und neben diesem Figurenwesen entwickelte sich die sogenannte hieratische Schrift. Es war dies in der Hauptsache eine um vieles vereinfachte, abgekürzte Hieroglyphik, die indeß, abgesehn davon, daß in ihr manche Begriffsbezeichnung von der Laune des Einzelnen abhängen mochte, immer noch viel Zeit und Mühe erforderte. Sie diente vermuthlich nur den Priestern als wissenschaftliches Hülfsmittel. -- Aus dem Hieratischen bildete sich endlich dadurch, daß man dies wiederum vereinfachte, indem man alles Mühsame und Schwerfällige ausschied und die dort gebräuchlichen Bilder durch Lautzeichen (Buchstaben) ersetzte, die sogenannte demotische oder Volksschrift. Diese Schrift, welche die gesprochene Sprache enthielt und sich wenigstens theilweise im Koptischen erhalten hat, wurde, im Gegensatz zu der hieratischen Schrift, ausschließlich zu profanen Zwecken verwendet. Sie erscheint, gleichsam als Resultat des aufblühenden Handels und eines dadurch hervorgerufenen, lebhafteren Verkehrs, zuerst in den Zeiten des Psammetich, wo das Hieroglyphische und Hieratische bereits zur todten Sprache geworden war.

Tritt man diesen aus einer Wurzel hervorgegangenen Schriftarten näher, so zeigt sich, daß die Priester, also der eigentlich gebildetste Theil der Bevölkerung, am längsten die ursprüngliche, als heilig anerkannte Form der Hieroglyphik im Hieratischen bewahrten. Hieraus aber und zwar aus der Unbiegsamkeit dieser Schrift, ihrer scheinbaren Unfähigkeit zur logischen Satzbildung und Ausdrucksweise, hat man

---

Zeichen waren: 1) insofern man an die Stelle des Worts das Abbild der Sache selbst setzte z. B. „Löwe“ hieroglyphisch durch die Abbildung eines Löwen verständlichte — ideographische; 2) insofern man den Begriff einer Sache durch ein Bild symbolisirte z. B. „Krieg“ durch einen bewaffneten Arm ausdrückte — symbolische, und endlich 3) insofern man sich der Bilder nach Art der Buchstaben als Lautzeichen bediente, so daß z. B. das Bild einer Hand (Tot) nur den Anfangsbuchstaben H (T) bezeichnete — phonetische. Außer diesen hatte man dann noch eine Anzahl gewisser geometrischer Figuren, die man den genannten Bildern als Geschlechtsbestimmung, Artikel- oder Pronomenbezeichnung u. s. w. hinzufügte.

auf den Stand der ägyptischen Literatur und somit auf die wissenschaftliche Bildung der Aegypter zurückgeschlossen; und während man ihr von einer Seite[1]) keinen so großen Umfang zugesteht, als darüber ausgesprochene Ansichten einiger dem Alterthum angehörenden Schriftsteller vermuthen lassen, hat man sich dagegen von anderer Seite[2]), gerade auf Grund dieser älteren Zeugnisse, bemüht, die Wissenschaftlichkeit der Aegypter in ein helleres Licht zu setzen. So schwierig es nun auch sein mag, bei dem Mangel an bestimmteren Nachrichten, darüber zur Klarheit zu kommen, so scheint doch so viel gewiß, daß, wenn auch die größeren Volksmassen, namentlich die unteren Stände, nur eine rein praktische Bildung hatten, doch die höheren Kasten und vorzugsweise die Priester schon frühzeitig nicht nur mannigfache, auf Erfahrungen und Beobachtungen gegründete, systematisch geordnete Kenntnisse, sondern auch eine auf ethischer Grundlage beruhende Literatur besaßen. Dafür sprechen auch die selbst geringen Ueberreste von Schriftdokumenten, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben und zwar um so mehr, als sich unter ihnen, neben der zahllosen Menge von fast gleichlautenden Todtenritualen, die man den Mumien mitzugeben pflegte, auch solche gefunden haben, die theils rein wissenschaftliche Beobachtungen, theils andere Zweige der Literatur enthalten[3]).

Das größte, bis jetzt bekannte Literaturwerk der Aegypter, dessen Ursprung sicher dem grausten Alterthum angehört, ist das sogenannte Todtenritual oder Todtenbuch[4]). Es ist dies ein mit einer langen Reihe bildlicher Darstellungen geschmückter Papyrus, der, neben Anrufungen, Gebeten und einer Beschreibung der Seelenwanderung, die hauptsächlich sich auf das Staats-, Familien- und religiöse Leben beziehenden, sittlichen Grundsätze umfaßt. Das Ganze, vornämlich dazu bestimmt bei Leichenfeierlichkeiten verlesen zu werden, ist gleichsam in

---

[1]) Vgl. u. A. v. Minutoli, Reise zum Tempel u. s. w. S. 268 ff. und besonders die geistvolle Auseinandersetzung von C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste I. S. 324 ff. [2]) Vergl. u. A. R. Lepsius, Einleitung in die Chronologie u. s. w. S. 39 ff. H. Brugsch, über die medicinischen Kenntnisse der Aegypter u. s. w. (Allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. 1853. S. 44 ff. [3]) Zu diesen gehört einerseits das so eben erwähnte (Note 2) von H. Brugsch veröffentlichte medicinische Manuscript aus dem Jahre 1349 v. Chr., andrerseits ein von E. de Rougé bekannt gemachtes Märchen aus dem 15. Jahrh. v. Chr. Letzteres findet sich im 9ten Jahrg. der Revue Archéologique unter dem Titel: Notice sur un manuscrit égyptien en écriture hieratique écrit sous le règne de Merienphthah, fils du grand Ramsès. Paris 1852. [4]) Das Todtenbuch der Aegypter. Herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von R. Lepsius. Leipzig 1842, und über das Todtenbuch: H. Brugsch, übersichtliche Erklärung u. s. w. S. 54 ff.

Form eines religiösen Drama behandelt und liefert somit einen wesentlichen Beitrag zu der, gewissermaßen dichterischen, Schreibart der Aegypter. Die Ausdrucksweise selbst ist eine steif ceremonielle. Sie erinnert zum Theil an den ausgedehnt titulatorischen Schwulst, in dem die meisten der monumentalen, historischen Inschriften abgefaßt sind, und der unserem Ohre um so unangenehmer klingt, als er auf einer gewissen Wortarmuth beruht. Dennoch verräth diese, wenn auch an und für sich schwerfällige Form besonders da, wo das rein religiös-sittliche Gefühl spricht, einen so eigenthümlichen Aufschwung der Empfindung, wie dessen eben nur ein durchaus sittlich gebildetes, tief fühlendes Gemüth fähig ist. Noch bestimmter, wie in dem, zuverlässig durch uralten, ceremoniellen Ausdruck, gleichsam sprachlich gebundenen Todtenbuche, zeigt sich eine derartige, tiefere Gefühlsweise in den Aufschriften auf Grabstelen[1]), überhaupt da, wo es gilt, das Andenken an einen geliebten Todten zu bewahren und seine Seele den Theogenien anzuempfehlen. Hier gewinnt häufig selbst die Form an eigenthümlicher Kraft, so daß sie mitunter merklich an die alttestamentarische Sprachweise, an die Form hebräischer Poesie erinnert[2]).

Aehnlich wie mit der Sprache verhielt es sich vermuthlich auch mit der Musik, denn daß auch sie geübt wurde, darüber lassen die Monumente keinen Zweifel[3]).

In einem, wenn auch mehr äußerlichen Zusammenhange mit der Sprache standen dann gleichfalls die in starren Massen bildenden Künste[4]). Bei ihnen zeigt sich ein ähnliches Streben, wie bei der Literatur, nämlich das, eine an und für sich abgeschlossene, einfache Form mit einer fast schwülstigen, buntfarbigen Pracht zu überladen; denn, abgesehn von den ältesten Baudenkmalen, den Pyramiden, zeichnen sich sämmtliche ägyptische Bauten, selbst die um die Pyramiden lagernden Felsengräber nicht ausgenommen, durch eine Ueberfülle bildlichen Schmuckes aus. Dieser aber erscheint hier gleichsam als Haupt-

[1]) Vergl. die Uebersetzungen solcher Inschriften: E. de Rougé, notice des monuments exposés dans la galerie d'antiquités égypt. au musée du Louvre. Paris 1849. H. Brugsch, übersichtliche Erklärung ägyptischer Denkmäler des königl. neuen Museums zu Berlin. 1850. [2]) Vergl. hierfür beispielsweise: E. de Rougé, extrait du moniteur universel etc. S. 20 ff. H. Brugsch, die Adonisklage und das Adonislied. (Abhandl.) S. 21 ff. [3]) S. oben S. 370. III. [4]) Ueber die bildende Kunst der Aegypter vergl. F. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. Stuttgart 1848 S. 36 ff. C. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. Düsseldorf 1843. I. S. 289 ff.

zweck; und wenn auch einerseits anzunehmen ist, daß die riesigen Bauten zunächst aus dem Bestreben hervorgegangen sind, dem Allherrscher, sei es als Gott oder als vergöttertem König, ein ihm würdiges Haus zu bauen, so ist auch andrerseits anzunehmen, daß der im Volke frühzeitig erwachte Trieb, das Geschehene in Bild und Schrift aufzubewahren dadurch, daß er diese Bauten selbst zu Trägern einer so verbildlichten Vergangenheit machte, wesentlich mit zu ihrer breitflächigen, architektonischen Anordnung und Ausdehnung beigetragen habe. Daher sind denn auch namentlich die ägyptischen Bauwerke eben nur im Zusammenhange mit dieser nationalen Eigenthümlichkeit und dem örtlichen Charakter des Nillandes, als Werke der Kunst vollständig zu würdigen. Im harmonischen Einklang mit ihren Bedingnissen aber, reißen sie unwillkührlich zu der Bewunderung hin, die stets eine gesetzmäßig beharrende Consequenz hervorruft. Sie ergreifen um so gewaltiger, als sie eine längst verschwundene That- und Willenskraft in einer gleichsam dämonischen Weise vergegenwärtigen.

Die freistehenden Werke der Sculptur, die Obelisken, Kolossalstatuen und Sphinxe, schließen sich in Auffassung und Behandlung eng an die baulichen Monumente an. Durch diese gewissermaßen bedingt, tragen sie sämmtlich einen mehr oder weniger bestimmt ausgeprägten, architektonischen Charakter, der namentlich an den als Tempelschmuck verwendeten Kolossalstatuen durch streng symmetrische Anordnung der Formen zur vollgültigsten Erscheinung kommt.

Ungeachtet einer fast typischen Gleichmäßigkeit, welche die Werke ägyptischer Kunst durch alle Epochen hindurch bewahren und die sie sämmtlich als ein Produkt eines geschlossenen, unwandelbaren Kunstgesetzes erscheinen ließ, ist es dennoch neueren Forschungen[1]) gelungen, in ihnen verschiedene, durch charakteristische Merkmale erkennbare, Entwickelungsstadien und somit bestimmte Epochen der ägyptischen Kunst festzustellen.

Die ältesten Werke, die Pyramiden und die mit ihnen gleichzeitig entstandenen Felsengräber, zeichnen sich vor allem durch einen hohen Grad technischer Vollendung aus, und sowohl die Zusammenfügung wie die Bearbeitung riesiger Steinmassen hat bereits bei die-

---

[1]) E. de Rougé, extrait du moniteur universel du 7. et 8. Mars. 1851, und desselben Verf. Notice des monuments exposés etc. S. VII. In Kürze wiederholt: H. Brugsch, übersichtliche Erklärung u. s. w. S. 8 ff. Ueber den Kanon ägyptischer Proportion: R. Lepsius, Briefe aus Aegypten u. s. w. S. 105 ff.

sen frühesten Bauten die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. So auch deutet der Styl der sie schmückenden Hieroglyphen auf ein schon lange geübtes, vollständig geordnetes Schriftsystem. Weder hier noch dort zeigt sich Willkühr, Nachlässigkeit oder Unsicherheit. Alles beherrscht eine bestimmte Regel, ein feststehendes Gesetz. Dasselbe gilt auch von den die Wände der Gräber bedeckenden Sculpturbildern. Sie zeigen zwar eine gewisse, nüchterne Magerkeit der Form, zugleich aber auch ein bewußtes Streben nach Naturwahrheit — ein Streben, das bereits eine bestimmte Darstellungsweise mit Consequenz durchführt. Der Inhalt dieser Darstellungen aber läßt ein schon durchgebildetes Culturvolk, das sich in gesetzlich beschränkter, durchaus wohlgeordneter Weise bewegt, erkennen.

Die der sechsten und zwölften Dynastie angehörenden Gräber Mittelägyptens, zu denen noch die Nachrichten über das Labyrinth und die Wasserbauten Amenemha III. hinzukommen, vergegenwärtigen gewissermaßen die letzte Blüthe des alten Reiches. Sowohl an Statuen aus dieser Zeit, wie überhaupt an den die menschliche Figur nachahmenden Sculpturen, die Hieroglyphen mit inbegriffen, zeigt sich ein genaueres Eingehen in den physischen Organismus des menschlichen Körpers. Hauptsächlich ist es die Muskulatur, worauf man besonderen Fleiß verwendet, indem man bemüht ist, durch ein verhältnißmäßig starkes Herausarbeiten derselben, den Figuren selbst mehr Naturwahrheit und Lebendigkeit zu geben. Die Architektur dieser Epoche, die fast nur durch die Gräbergrotten von Beni-Hassan vertreten ist und die man, wegen gewisser Analogien mit altdorischen Formen als protodorische bezeichnet hat, trägt auch hier das Gepräge einer vollendeten Technik. Sowohl diese wenigen baulichen Ueberreste, als auch die Werke der Sculptur, vornämlich aber die Menge der Wandbildnereien bekunden, im Verhältniß zu jenen ältesten Werken, eine Stufe der Kunst, wie sie eben nur ein gesetzmäßig fortschreitendes, weder durch äußere noch durch innere Kriege beunruhigtes, ägyptisches Volk zu erreichen im Stande war. In Uebereinstimmung damit, die Blüthe des Reiches gewissermaßen charakterisirend, steht dann auch der durch die Bilder veranschaulichte Zustand der Nation. Die mannigfachsten Künste und Handwerke werden geübt. Sämmtliche Bilder zeugen von einem überaus thätigen und regsamen Volke, das seinen Fleiß in streng sittlicher Ordnung, unter bestehenden Gesetzen nach alter Sitte, ausübt. Dabei fehlt es ihm nicht an den verschiedenartigsten Vergnügungen als Würze eines heiteren, lebensfrischen Daseins. Neben der ur-

thümlichen Einfachheit der niederen Stände kommt der Luxus der Vornehmeren bereits zur entschiedneren Geltung.

Diese Glanzepoche des für sich abgeschlossenen Reiches wurde durch die fast fünfhundertjährige Barbarenherrschaft der Hyksos gewaltsam durchschnitten, welche dem natürlichen Entwickelungsgange ägyptischer Cultur und Kunst hemmend entgegentrat, ohne diese jedoch in ihrem innersten Wesen erschüttern zu können; denn, gegen das Ende der achtzehnten Dynastie erfaßte Aegypten, erstarkt im Gefühl eigener Macht, den verlornen Faden seiner Cultur und Geschichte wieder, und kaum war das Werk der Befreiung vollendet, als auch Handwerk und Kunst von neuem in selbstschöpferischer Kraft erblühte und im schnellen Fluge den höchsten Grad der Ausbildung erreichte.

Aber schon am Ende der neunzehnten Dynastie zeigt sich ein merklicher Verfall. Die nach der Erhebung des Reiches im Norden und Süden geführten Kriege, die dadurch gewonnenen, unermeßlichen Schätze und der, namentlich durch die Tributablieferungen unterhaltene, häufige Verkehr, besonders mit jenen üppigen, asiatischen Völkern, war vermuthlich nicht ohne Einfluß auf die sonst nach außen so scharf abgeschlossenen Aegypter geblieben. Daß sie die ausheimischen Völker nicht ohne großes Interesse betrachteten, beweisen die von ihnen gefertigten Abbildungen derselben und die sich bis auf das Einzelne, selbst bis auf die Färbung der Augen erstreckende Treue, mit der sie ausgeführt sind[1]). Diese Darstellungen bezeugen aber auch, insofern eben die äußere Erscheinung einen Rückschluß auf das innere Wesen gestattet, daß namentlich die asiatischen Völker auf keiner geringeren Stufe der Cultur standen, als die Aegypter selber. Mögen diese nun auch noch so stolz und verächtlich auf die besiegten, „verkehrten Geschlechter" herabgeblickt haben, so nahmen sie von ihnen dennoch ohne Zweifel manche, wenn auch äußerliche Eigenthümlichkeiten auf, die dann um so schneller mit dem Aegyptischen verschmolzen, als dieses ja selbst auf asiatischen Elementen beruhte. Die nächste Folge dieser Siege und der durch sie erworbenen Schätze, war demnach ein außerordentlicher, sich über das ganze Land verbreitender Luxus, der, wenn er auch einerseits die handwerkliche Thätigkeit befördern half, doch andrer-

---

[1]) Vergl. Rosellini I. (m. st.) LXIV; LXXX; LXXXIII; CXXVIII; CXLII; CXLIII; CLV — CLIX — sämmtlich, wie es scheint, Darstellungen asiatischer Völker. Wilkinson I. S. 364, besonders die Abbildungen No. 62; No. 68; No. 69; Pl. IV.

seits den Trieb nach Behaglichkeit und Genuß steigerte und somit eine körperliche und geistige Abspannung, also auch jene Abschwächung der Kunst, zur Folge hatte.

In der zwanzigsten Dynastie scheint sie sich indeß wiederum etwas gehoben zu haben. Theben stand damals unter der speziellen Leitung einer mächtigen Priesterfamilie, die mannigfache Arbeiten in verschiedenen Tempeln ausführen ließ und deren, vermuthlich strengere, rein priesterliche Zucht, dann auch der Kunst förderlich war. Ziemlich gleichmäßig, doch im merklichen Verfall gegen ihren einstigen Höhepunkt, erhielt sie sich sodann bis auf die Zeit des Psammetich.

Unter ihm, wo sich das Reich nach mannigfachen inneren Unruhen wiederum als ein Ganzes fühlte, zeigt sich vorzugsweise das Bestreben, die alte, klassische Kunst wieder zu gewinnen. Aber die Zeit war seitdem eine andere geworden. Ungeachtet der Bemühungen der Künstler, die der zwölften Dynastie eigenthümliche Kunstform zu reproduciren, vermochten sie es nur, sich zu einer verfeinerten, zierlichen Nachahmung derselben zu erheben. Ein fortdauerndes Einströmen griechischer Elemente in das ägyptische Leben, vornämlich durch die Nachfolger Psammetichs befördert, trat bald der eigenthümlichen, nationalen Kunstrichtung hemmend entgegen. Diese war indeß mit dem Lokal und dem Volke zu innig verschmolzen, als daß sie leicht hätte überwältigt werden können; und so zeigt sich dann auch erst zu den Zeiten der Ptolemäer, und da selbst nur eine schwache Beimischung griechischer Kunstweise. Indeß mit diesem, das Urthümliche der ägyptischen Kunst allmälig auflösenden, gräcisirenden Styl verlor sie immer mehr an lokaler Eigenthümlichkeit, so daß endlich das, was die Kaiserzeit in ägyptisch-römischer Weise hervorbrachte, auf der niedrigsten Stufe ägyptischer Kunstproduktion steht.

Wendet man die Entwickelungsstadien der Kunst auf die Ausbildung der anderweitigen Aeußerlichkeiten des ägyptischen Lebens — der verschiedenartigsten Erzeugnisse des Handwerks — an, so wird sich hierbei für diese ein zwar ähnliches, doch im Einzelnen (namentlich da die umfassendsten, den Luxus repräsentirenden Abbildungen erst mit dem neuen Reiche beginnen) weniger entschieden chronologisch ausgeprägtes Verhältniß ergeben. Wenigstens wird sich bei diesem ein Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzteren, Kunstvolleren mehr annehmen, als wirklich nachweisen lassen, wobei es jedoch keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß sich sowohl die Tracht, als auch zum Theil das Geräth periodisch unter asiatischem Einfluß vermannigfachte. So

sind demnach die Entwickelungsstadien der Kunst hierfür sowohl, wie überhaupt, nur als Bildungsmomente zu betrachten, die sich innerhalb der Grenzen einer seit uralten Zeiten bestehenden Form so leicht bewegten, daß sie nicht im Stande waren, diese selbst im Wesentlichen zu verändern.

Berichtigungen.

Seite 2	Zeile 5	von	unten	statt	massiger lies: massiger.
„ 16	„ 12	„	oben	„	Opesseum's l.: Opossum's.
„ 35	„ 4	„	„	„	gegenseitige l.: gegenseitiger.
„ 41	„ 8	„	unten	„	Bojesmann l.: Bosjesman.
„ 61	„ 5	„	oben	„	ausheimischen l.: ausheimischem.
„ 81	„ 17	„	unten	„	ewas l.: etwas.
„ 107	„ 11	„	oben	„	zeigten l.: zeigte.
„ 112	„ 19	„	unten	„	Amenemha II. l.: Amenemha III.
„ 117	„ 8	„	oben	„	und l.: in.
„ 135	„ 9	„	unten	„	sitzende l.: knieende.
„ 159	„ 17	„	oben	„	Essen- l.: Essenzen.
„ 199	„ 1	„	„	„	Mangelholze l.: Mengholze.
„ 217	„ 4	„	„	„	setzen l.: setzten.
„ 268	„ 18	„	„	„	Das Dachgesims wurde oft u. s. w. lies: Das Dachgesims wurde, und zwar die Hohlkehle desselben in Form nebeneinander gesteckter, überhängender Palmblätter ausgemeisselt und in späterer Zeit statt dessen zuweilen mit Namensschildern u. s. w.
„ 282	„ 4	„	unten	„	Parallellismus lies: Parallelismus.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.